



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

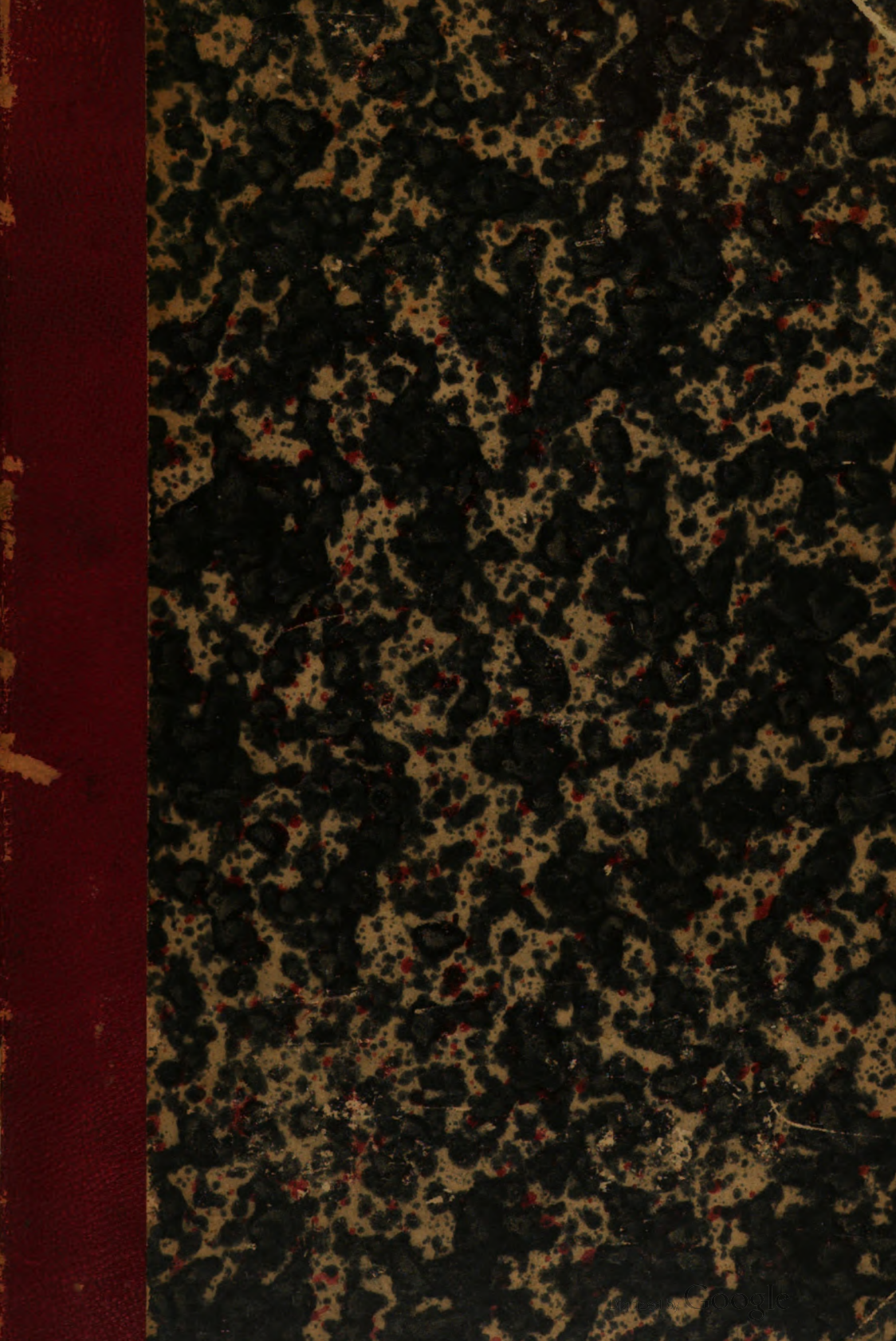
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

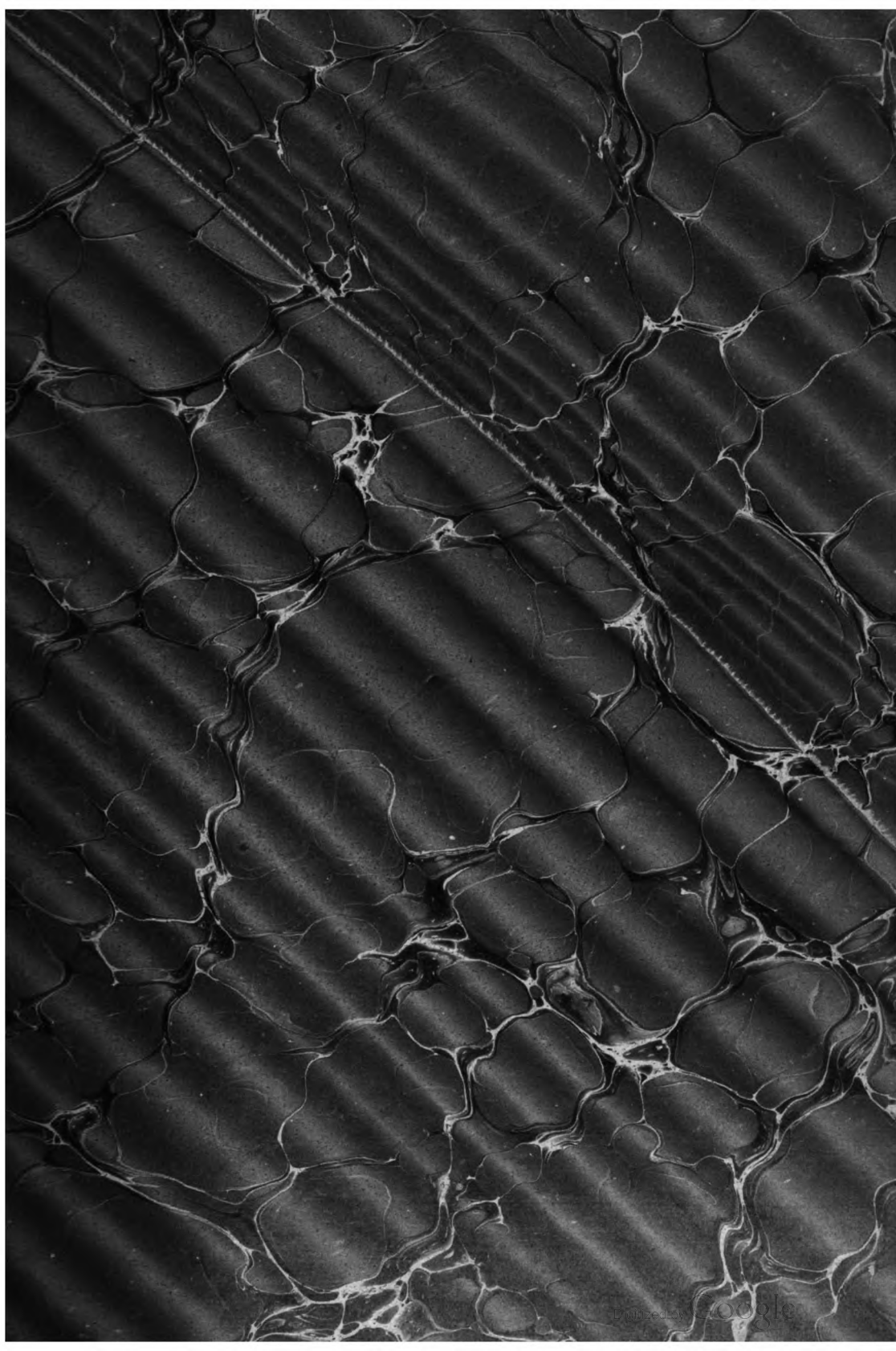


HARVARD UNIVERSITY

GRADUATE SCHOOL
OF BUSINESS
ADMINISTRATION

BAKER LIBRARY







Vorwärts!
Magazin für Kaufleute.

Abhandlungen, Schilderungen und Mittheilungen

aus dem

Gesamtgebiete der Handelsthätigkeit.

Unter Mitwirkung namhafter Geschäftsmänner und Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. Ed. Amthor,

Director der Handelsschule und kaufm. Hochschule in Gera, Ritter u. f. w.

Zwanzigster Band.

20

Stuttgart & Leipzig.

Verlag von Wilhelm Hübner.

1868.

A.9

V457

V.20

1868

JUN 21 1962

Vorwärts!

Magazin für Kaufleute.

Zwanzigster Band.

Inhaltsverzeichnis.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten.

I. Haupttheil.

Kaufmännische Bildung im Allgemeinen.
Kaufmännische Briefe. 213.

Handels- und Culturgeschichte.

Das Jahr 1867. 1.
Der Geschichte des britischen Pelzhandels in Nordamerika. 106.
Der jungen Kauf- und Handelsleuten wohlge-
meinte Erinnerungsregeln. 137.
Das Haus Fugger in Augsburg. 160. 233.
Geschichte der Englisch-Ostindischen Compagnie.
201. 280. 329.
Die 50jährige Jubelfeier der Innungshalle und
Handelschule in Gotha. 305.

Biographien.

Wille Foulb. 57.

Versicherungswesen.

Die Hypothekenversicherung II. 85. 244.

Comptoirwirthschaft.

Gemeinschaftliche Unternehmungen in Münzen
und Goldbarren. 73.

Volkswirtschaft.

Der Einfluß der verschiedenen Staatsformen
auf den Handel. 16.
Die Beziehungen zwischen Geographie und
Nationalökonomie. 143.
Die Schweizer Gelbmährung. 157.
Nationalökonomische Betrachtungen über China.
177.
Die Internationale Arbeiterassociation. 222.

Handelspolitik.

Die Hansestädte und der norddeutsche Bund.
8. 101.

Handelsgeographie und Statistik.

Niederländisch Indien. 37. 112. 239. 312. 345.
Industrielle Entwicklung des Buppertthales. 96.
Europäisches Leben auf Singapore. 117.
Le Creusot, eine Fabrik mit 30,000 Einwohnern.
154.
Die Insel Elba und ihre Eisenproduktion. 169.

Verkehrswesen.

Die Entwicklung des Postwesens und die neuen
Postverträge vom 23. Nov. 1867. 50.
Die rechte Oberuferbahn. 229.
Eisenbahnen und Eisenbahnbetrieb, mit beson-
derer Berücksichtigung der deutschen Verhält-
nisse. 265. 356.

Waarenkunde und Technologie.

Der Käse auf der Pariser Ausstellung 1867. 29.
Die Petroleumquellen. 46.

Populäre Darstellung wirklicher Fälle aus
dem Handelsgerichtleben. 62. 64. 187.
319. 366.

Feierkunden.

Der Kaufmann von Benschig. 273.

Bühnenscha. 262.

Miscellen aus der Kaufmannswelt.

Fremde Weine. 65.
Vorkommen der ächten Papierpflanze in Palä-
stina. 68.
Arithmetische Miscellen. 69. 196. 383.
Der Brasilianer Abstammung vom Weissen. 124.
Der Weinbau Californiens. 126.
Die australische Kohle im Welthandel. 128.
Schattenseiten der Spekulation. 129.
Die ostpreussische Südbahn. 131.

Ueber die Fabrikation unschädlicher Perlmutter- oder Gispapiere (papiers de nacre), und über Anfertigung unnachahmbarer Papiere für Banknoten, Staatspapiere u. 190.
 Der Suezkanal und das rothe Meer. 192.
 Werth der klassischen Bildung. 193.
 Ueber sogenannte Waldwolle und daraus gewonnene Fabrikate. 195.
 Vorkommen und Produktion des Bernsteins an den preussischen Küsten. 252.
 Ein neuer Marktverkehr (Hypothekenmarkt). 254.
 Teufelsstaub. 257.
 Der babilische Staatsminister Carl Rathy. 260.
 Das Arbeiterquartier in Mülhausen. 324.
 Ueber das Jahr 1867 und die preussische Bank. 370.
 Die russische Steinkohle. 375.
 Statistische Notizen über Grossbritanniens Nationalreichthum. 377.
 Ueber die Handelsverhältnisse in Bornu. 379.
 Die Steinkohlenproduktion des Zollvereins. 380.
 Die Seeschiffahrt Königsberg-Billau's im Jahre 1867. 381.

II. Senileton.

Einfluß der Elektricität auf das Bier. 70.
 Der Petroleumimport in Bremen. 70.
 Eine eigenthümliche Industrie. 70.
 Gegen Phosphorbrandwunden. 70.
 Tabaksverbrauch. 70.
 Münzen, Gewichte und Maße in Abyssinien. 70.
 Zur Einheit von Maß und Gewicht. 71.
 Oesterreichische Nordwestbahn. 71.
 Donaufürstenthümer. Neues Münzgesetz. 71.
 Getreidemarkt. 71.
 Oesterreichischer Handelsvertrag mit Japan. 71.
 Wildes Zuckerrohr in Nevada und Hopfen in Californien. 71.
 Neues Surrogat für Koffhaa. 72.
 Ein seltsamer Bankerott. 72.
 Jährliche Quecksilberproduktion der Erde. 72.
 Verbessertes Leuchtgas. 72.
 Die Eisenbahnen in Europa und den übrigen Erdtheilen. 134.
 Guphratthalbahn. 135.
 Liebig's Fleischextract. 135.
 Die berühmten Quecksilbergruben von Huancavelica. 135.
 Verkehr in Syrien. 135.
 Universalflüßendreinigungsmittel. 136.

Noirs-Buntpapier. 136.
 Künstliches Pergament. 136.
 Eine californische Gießhölle. 136.
 Zur Nachweisung der Echtheit des Kirchschwefels. 136.
 Künstliches Gold. 198.
 Die Mineralische des westlichen Nordamerika. 199.
 Entstehung mächtiger Steinsalzlager. 199.
 Wohlfeilheit der Brillengläser. 199.
 Das Brangelland, eine neue Entdeckung im Nordpolarkreise. 199.
 Die Steinkohlenerzeugung Grossbritanniens. 200.
 Steuern in Californien. Verkehr. 200.
 Die Panamabahn. 200.
 Consum von Eiern in England. 200.
 Association. 200.
 Das bayerische Eisenbahnnetz. 200.
 Weltausstellung. 200.
 Brief- und Fahrpostenverkehr im deutsch-österreichischen Postgebiete für das J. 1866. 263.
 Partesine. 263.
 Verlust an Menschenleben in den englischen Kohlengruben. 264.
 Falsche Banknoten. 264.
 Aus Japan. 264.
 Die öffentliche consolidirte Schuld der europäischen Staaten mit Ausnahme Rußlands. 264.
 Der Briefverkehr seit der Herabsetzung des Portos. 264.
 Chinagrass. 328.
 Maschinenarbeit, Copie und Imitation. 328.
 Ueber die Erzgruben in China. 327.
 Organisation des Eis Handels in der Schweiz. 327.
 Petroleum als Feuerungsmaterial. 328.
 Gesamtzahl der Locomotiven in Deutschland. 328.
 Zunahme des Briefverkehrs. 328.
 Briefverkehr Amerika's mit dem Ausland. 328.
 Verbesserte Sicherheitslampe für Magazine leicht entzündlicher Flüssigkeiten. 384.
 Beförderung des deutsch-italienischen Handels durch die Brennerbahn. 385.
 Steinkohlen in Italien. 385.
 Handelswerth eines Massisches. 385.
 Die Tabaksproduktion in der Türkei. 386.
 Der Großhandel der Städte in der nordamerikanischen Union. 386.
 Augenfabriken in Paris. 386.
 Agio und Agiotage. 386.
 Bewegung des österreichischen auswärtigen Handels im Jahre 1866. 387.

An unsere Leser.

Das Jahr 1867.

Ein Rückblick.

Das eben verfloßene Jahr ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig, nicht bloß für den Kaufmann und den Industriellen, sondern für jeden in und mit seiner Zeit lebenden denkenden Menschen überhaupt; es war — wenn der Ausdruck erlaubt ist — ein in seiner Art einziges Jahr, einzig nicht so sehr durch die in demselben vorgefallenen Ereignisse, denn in dieser Hinsicht muß es hinter 1866 natürlicherweise weit zurückstehen, als vielmehr gerade dadurch, daß sich in ihm die Keime der im Jahr 1866 vollzogenen Thatfachen nach ihrer guten und schlimmen Seite hin entwickelten, und dies in einer Weise, zu der die ähnlichen Vorgänge vergangener Zeiten nicht die mindeste Analogie bilden.

Ohne uns auf das Gebiet der Politik zu begeben und ohne denjenigen von unseren Lesern, die sich zu dem entgegengesetzten politischen Glauben bekennen, irgendwie nahe treten zu wollen — denn der geschichtliche Standpunkt, den der Einzelne einnimmt, ist immer mehr oder weniger subjektiv gefärbt — hat nun allmählich die Ueberzeugung im Volke Wurzeln geschlagen, daß durch die Ereignisse des Jahres 1866 die Einheit des deutschen Volkes wenigstens angebahnt wurde, und an der sittlichen Kraft und der geistigen Energie des letzteren wird es nun liegen, diese Resultate lebenskräftig und entwicklungsfähig zu machen. Es ist zwar in dieser Beziehung schon viel gethan, aber das schwerste Stück Arbeit ist immerhin noch zu vollbringen.

Selten hat ein Jahr, wie das von 1867, auf so unwiderlegliche und zweifellose Weise die innige Verbindung und, wir dürfen wohl sagen, Wechselwirkung zwischen Handel und Industrie einerseits und dem Gang der politischen Ereignisse andererseits uns nahe gelegt; auch dieses hat die Solidarität zwischen den einzelnen Cultursphären enger geknüpft und das kosmopolitische Bewußtsein, früher als chimärische Utopie verlacht, hat in diesem Jahre eine greifbare Gestalt und Fleisch und Blut angenommen.

Als man am Jahreschlusse von 1866 auf die Ereignisse dieses Jahres zurückblickte, schien es, als ob man unvermögend wäre, das Riesenhafte der Thatfachen, die sich in den engen Rahmen weniger Monate zusammengedrängt hatten, gehörig zu begreifen und nach allen Seiten zu würdigen. Der unmittelbare Eindruck war aber auch zu mächtig und zu imposant gewesen, es mußte eine längere

Zeit vergangen sein, ehe man die Dinge mit einem nüchternen Auge betrachten konnte. Freilich ist ein Jahr nur eine kurze Spanne Zeit; es wäre eine historische Unmöglichkeit, sogar eine Vermessenheit, schon nach einem Jahre ein Ereigniß nach allen Seiten hin würdigen und beurtheilen zu wollen; aber so viel steht immerhin fest, daß jetzt am Schlusse von 1867 ein Urtheil über manche Dinge und Thatfachen möglich ist, die sich noch vor einem Jahre in einen halbpoetischen und undurchbringbaren Schleier hüllten.

Allenthalben hörte man bei Beginn des Jahres 1867 Klagen über Stöckung der Geschäfte, Mangel an Absatz, Credit und Vertrauenslosigkeit, und dieser Zustand steigerte sich sogar zu einer Panik von so akutem Charakter, wie dies selbst vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1866 nicht der Fall gewesen war, als die Luxemburger Frage die Gemüther beunruhigte. Der Disconto an den Hauptbanken Europa's stieg in überraschender Weise, Staatspapiere und andere Werthgattungen fielen in jähem Sturze (Creditaktien, die vorher auf 170 gestanden, sanken auf 130!), der Unternehmungsgeist war vollständig gelähmt, das Geld hatte sich, wie immer bei solchen Fällen, in seine Schlupfwinkel zurückgezogen, der ganze Handel und die Industrie lag einen Augenblick lang in einer Weise darnieder, daß man den Krieg geradezu herbeiwünschte, um nur aus diesem Zustande der verzweiflungsvollen Ungewißheit und Unsicherheit, diesem unerträglichen Verhältnisse herauszukommen.

Bei dieser Gelegenheit sah man nun recht deutlich, welchen Einfluß der energisch ausgesprochene Wille des Volkes auf den Gang der Politik hatte. Auf die erste Nachricht der anmaßenden Stellung, die Frankreich eingenommen, ging ein Schrei der Entrüstung durch alle Schichten der europäischen Bevölkerung. Arbeiter, Kaufleute, Industrielle, Studenten sprachen in ihren Meetings es auf die unzweideutigste Weise aus, daß das Band, welches die Civilisation um die Völker geschlungen, so fest und stark sei, daß es geradezu ein Verbrechen an der Menschheit wäre, die Resultate der heutigen Cultur durch einen muthwillig herausbeschworenen Krieg wieder in Frage zu stellen; den Arbeitern drohte Hunger und Elend, den Fabrikanten Verlust ihres Kapitals und Untergang ihrer Unternehmungen, dem Kaufmann Bankerott, kurzum, allen Ständen und Classen der Bevölkerung Noth und Elend. Diesem Drängen wagte selbst der um die Glorie und den Bestand seines Thrones besorgte Napoleon nicht zu widerstehen und die Londoner Conferenz verbannte für den Augenblick die Kriegsbeforgnisse.

Handel und Industrie hatten aber darunter furchtbar gelitten, Millionen wurden in wenigen Monaten verloren, besonders im Baumwollgeschäfte, angesehene Häuser suspendirten ihre Zahlungen und rissen andere mit sich fort und man hörte die traurigsten Nachrichten aus allen Industrie- und Handelsstädten. Selbst jetzt, da sich die hochgehenden Wogen der Politik gelegt haben, da die Pariser Industrie-Ausstellung als ein neues Unterpfand des Bestandes des europäischen Friedens von allen Seiten betrachtet wurde, da die Lippen der Herrscher und Diplomaten von den friedfertigsten Versicherungen und Aeußerungen beinahe überströmen, da der Geldmarkt wieder besser zu werden beginnt, — auch jetzt will noch nicht der rechte Handelsg Geist erscheinen.

Die nächste Zukunft steigt so allerdings nicht ganz freundlich am Horizont auf und vor Allem werden es dann Handel und Industrie sein, die zu leiden

haben. Man macht die Bemerkung, daß der besonnene Mann schon jetzt seine Dispositionen trifft, um eintretenden Falls gerüstet zu sein. Niemand will sich auf fernsichtige Unternehmungen einlassen, man ist zufrieden, wenn die schon begonnenen das in sie gesteckte Kapital, wenn auch mit geringem Nutzen, reproduziren. Welch klägliche Zustände werden wir erst haben, wenn das Unglück einmal da ist!

Aber wie immer, so hat es auch hier die Gesellschaft in ihrer Hand, die harten Zustände nicht noch unerträglicher zu machen, und vor Allem wird es am Kaufmanne sein, hier mit gutem Beispiele voranzugehen. Vor Allem ist vor jener kopflosen und Alles überstürzenden Panik zu warnen, die das Uebel nur verschlimmert. Alle früheren Krisen, die finanziellen wie die politischen, haben es ja deutlich genug bewiesen, daß auf die Zeit des Sturmes auch wieder Sonnenschein folgt, daß es viel besser gethan, ruhig zuzuwarten, als kopfüber der schon gewordenen Heerde der kritiklosen Menge nach in den Abgrund zu stürzen.

Vor Allem wird es an den Bankiers und überhaupt der ganzen Gläubigerklasse liegen, nicht durch plötzliche Kündigung des Credits und durch hartnäckiges Beharren auf der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen und deren gerichtlicher Erzwingung das Uebel noch zu verschlimmern. Manches solide und creditwürdige Haus, das die nöthigen Baarmittel für den Augenblick nicht beschaffen konnte, ist auf diese Weise zu Grunde gegangen. Noch immer konnte man bis jetzt die Bemerkung machen, daß durch die unsinnige Engherzigkeit und Panik der Privatbankiers bei Ausbruch der Krise, wo durch Besonnenheit noch Vieles zu retten wäre, die Krise nur beschleunigt und verschärft wird. Alles im menschlichen Leben wechselt und verändert sich; auf eine Krise folgt wieder die Zeit einer geordneten Spekulation und eines lebhaften Unternehmungsgeistes. Wenn nun der Bankier es über sich gewinnen könnte — und daß er es nicht kann, sehen wir wahrlich nicht ein — ebenso, wenn auch zu erhöhtem Prozentsatz, zu diskontiren wie vorher, sein Contocorrentguthaben nicht sofort zu kündigen und zwischen soliden und an sich solventen Häusern und Schwindlern von Profession zu unterscheiden, so wäre wahrlich schon viel gewonnen.

Andererseits ergeht aber auch an den Kaufmann die Anforderung, seinerseits zu thun, was in seinen Kräften steht. Er wird daher nicht sofort beim ersten Alarmschrei seine Geschäfte beschränken, sondern die begonnenen Operationen ruhig sich abwickeln lassen, von dem Bankier nicht sofort seine Depositen zurückziehen, damit auch letzterer nicht gezwungen ist, gegen seine anderen Kunden ebenso engherzig zu sein. Es kann nicht anders als eine unmenschliche Grausamkeit seitens der Fabrikanten angesehen werden, wenn dieselben beim Herannahen einer Krise ihre Arbeiter, die ihnen lange gearbeitet und ihre Reichthümer mit ihrer Hände Arbeit und saurem Schweiß erworben haben, ohne Weiteres entlassen und der Noth und dem Elend preisgeben. Aus dem Jahr 1866 konnte man viele rühmliche und erhebende Beispiele von Fabrikanten anführen, die keinen einzigen Arbeiter entließen, auf Vorrath arbeiteten und trotz aller Verluste lieber einen Theil ihres erworbenen Vermögens opferten, als die Arbeiter dem Hunger und einem physischen und moralischen Verderben zu überlassen. Freilich schränkt jeder Privatmann zu einer solchen Zeit seine Bedürfnisse auf das allernöthwendigste Maß ein, aller Luxus verschwindet, die Abnehmer fehlen und der Kauf-

mann handelt dann zunächst ganz folgerichtig, wenn er keine neuen Bestellungen mehr macht. Dem Fabrikanten wäre es unter solchen Verhältnissen allerdings nicht zu verargen, wenn auch er seine Produktion einstellt, aber der Konflikt zwischen der Nächstenliebe und dem Mitleid und zwischen dem eigenen Interesse wird auch hier, wie in allen derartigen Konfliktfällen, auf eine taktvolle Weise ausgeglichen werden können.

Wir haben die Zukunft vielleicht zu schwarz und zu düster gemalt; es ist möglich, daß sich das Ungewitter, das am Horizont aufzusteigen scheint, wieder verzieht, ohne sich zu entladen; aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, und wo die Ueberzeugung der bevorstehenden Nähe eines Kriegs so allgemein und festgewurzelt ist, da nützt es nichts, gegen den Strom zu schwimmen. Jedenfalls aber wird sich der vorsichtige Kaufmann die Lehren, die ihm die Jahre 1866 und 1867 an die Hand gegeben haben, zu Nutzen machen; denn wenn auch eine Krise der anderen nie in allen Punkten gleich sein kann, da die inneren und äußeren Gründe derselben auch stets verschieden sein werden, so ist der äußere Verlauf derselben doch zu allen Zeiten der gleiche gewesen.

Ende Dezember 1867.

Jh. W.

Zur Geschichte des britischen Pelzhandels in Nordamerika.

Von

Gustav Jaquet.

Nehmen wir eine Generalkarte von Amerika zur Hand, so finden wir den ganzen Nordtheil dieses Continents — einzig Grönland ausgenommen, welches die Farben Dänemarks trägt — mit Farben umsäumt, welche denselben als Eigenthum Großbritanniens kennzeichnen. Doch kaum ein Siebentheil dieser ungeheuren, an Umfang zwei Drittheilen von Europa gleichkommenden Ländermasse ist von England kolonisiert (die Länder am St. Lorenzstrome und Golfe: Newfoundland, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und die beiden Canada's) und befindet sich unter der Verwaltung der Krone Großbritanniens. Alles Uebrige bildet bis auf einige Küstenstriche thatsächlich den unermesslichen Jagd- und Weidgrund einer Anzahl von Indianerstämme, welche denselben auf flüchtigem Roß nach allen Richtungen der Windrose hin in völliger Unabhängigkeit durchstreifen; nur insoweit von den Briten, welche die Herrschaft über dieses ungeheure Territorium

beanspruchen und solches ihren „auswärtigen Besitzungen“ zuzählen, abhängig, als deren höhere Cultur und Feuerwaffen ihnen ein natürliches Uebergewicht über die wilden Söhne dieser unermesslichen Steppen- und Waldregionen verschaffen. Die englische Krone übt indeffen ihren Einfluß und ihre mehr oder minder nominelle Herrschaft über dieses weite Land, welches sich von den See'n Canada's bis zum stillen Ocean und von der Nordgrenze der Vereinigten Staaten bis zum nördlichen Eismeere erstreckt, nicht unmittelbar aus, sondern unter ihrer Oberhoheit besitzt diese weiten, verschiedene Namen tragenden Länder — eine Gesellschaft von Kaufleuten, die sich mit dem Pelzhandel im größten Maßstabe beschäftigt. Es ist dies die berühmte Hudsonsbaycompagnie, deren Geschichte und Handelsunternehmungen wohl auch außerhalb Großbritanniens Aufmerksamkeit zu erregen geeignet sind.

Wie das Verlangen, das Wunderland Ostindien auf directem und bequemerem Wege zu erreichen, die Europäer zuerst mit der Ostküste Amerika's bekannt machte, so ist ursprünglich der Pelzhandel die Haupt- oder vielmehr die einzige Veranlassung gewesen, welche die Fußstapfen des weißen Mannes von den See'n und den Ufern der Hudsonsbay immer tiefer und tiefer in die Wildniß bis zu den Gestaden des stillen Oceans geführt hat. Die ersten europäischen Pelzhändler in Nordamerika waren Franzosen aus Canada, welche auf eigene Faust und Gefahr von Untercanada aus (nur dieses war damals, und auch nur spärlich, bestehend) in die anstoßenden Indianergebiete vordrangen, um mit deren wilden Bewohnern einen Tauschhandel zu treiben. Sie nannten sich „Courreurs des bois“, welcher auf deutsch „Waldläufer“ bedeutende Namen schon anzeigt, daß seine Träger mehr an ein indianisches Walbleben als an die geregelten Sitten der gebildeten Menschheit gewöhnt waren. Drei oder vier dieser Männer pflegten sich zu einer Expedition ins Inn're zu vereinigen, erhielten dazu Waaren, wie solche den Rothhäuten erwünscht waren — Messer, Decken, Frauenputz und Pferdegeräth, und vor Allem „Feuerwasser“, d. i. Branntwein — von dem Kaufmann in Quebeck oder Montreal auf Credit, um solche im Indianerlande gegen Büffelhäute und Pelzwerk einzutauschen, und gingen dann an ihr Werk. Auf aus Birkenrinde selbstgezimmerter Canoe's traten sie frohen Muthes und festen Sinnes eine mitunter mehrjährige Reise in die Wildniß an, die, wenn auch mit vielen Beschwerden und Gefahren verbunden, einen ungemeinen Reiz für ihren abenteuerlichen Sinn hatte und ihnen alle Genüsse einer schrankenlosen Freiheit versprach und meist auch einen ansehnlichen Gewinn abwarf. Nicht selten freilich fanden die kühnen Männer auch statt des Gewinnes den Tod unter dem Tomahawk (Keule) erzürnter oder habgieriger Wilder, oder unter den Tagen grimmiger Bären oder den Hörnern angeschossener Büffel. Ihre Gebeine bleichten dann auf der Prairie (Weidesteppe); aber ihr trauriges Schicksal vermochte nicht, andere Wagehalse vom gleichen Beginnen zurückzuhalten.

Dies war der erste Anfang des europäischen Pelzhandels in Nordamerika. Es war eben nur ein Anfang, und der durch ihn vermittelte Handelsverkehr ein unregelmäßiger, nur sehr mäßig ausgedehnter und von vielen Zufälligkeiten abhängender. Um ihn ausgedehnter, regelmäßiger und ergiebiger zu machen, schlug um die Mitte der sechziger Jahre des siebenzehnten Säculums einer dieser „Waldläufer“, der Franzose Grosseliez — welcher auf einem seiner „Wald-

läufe“ ein Paar Jahre zuvor, zuerst unter allen seinen Genossen, bis zu Hudsonsbay vorgebrungen und dann mit dem Erlöse seiner kühnen Waldfahrt nach Paris zurückgekehrt war — seinem Könige vor, in den Ländern um die genannte Bay französische, von Forts geschützte Niederlassungen zum Betriebe des Pelzhandels mit den Eingeborenen zu errichten. Allein Ludwig XIV. fand den Plan zu weit aussehend und zu wenig Gewinn versprechend, und so ward denn Grosselley abfällig beschieden. Erzürnt wandte er sich nach England an den Hof Karls II. Zwar der vergnügungsfüchtige, ernstern Staatsgeschäften abholden Monarch selbst hatte für die Vorschläge des Franzosen keinen Sinn; umsomehr aber eine Anzahl von Kaufleuten in London, welche bei näherer Prüfung der Grosselley'schen Vorschläge auf einer von ihnen veranstalteten Zusammenkunft sich dahin aussprachen (1669), daß es sich wohl der Mühe verlohnen dürfte, an den Küsten des Hudsonsbay und in den mittelst derselben zugänglichen Ländergebieten einen organisirten Pelzhandel zu betreiben. Sie fanden in einem nahen Verwandten des Königs, den an seinem Hofe lebenden Prinzen Rupert von der Pfalz, einen warmen Gönner, und erhielten durch dessen Vermittelung unter dem 2. Mai 1670 einen königlichen Freibrief zur Vereinigung, welcher der Gesellschaft unter der Oberhoheit der englischen Krone den ausschließlichen Besitz aller Länder und Gebiete an der Hudsonsbay, sammt dem ausschließlichen Handelsmonopol in denselben, übertrug, sowie diese Vergünstigungen und Rechte auch auf alle Länder ausdehnte, welche die Gesellschaft später etwa noch erwürbe.

Dies ist der Ursprung der so berühmt gewordenen „Hudsonsbay-Compagnie“, welchen Namen die Gesellschaft bei ihrer Gründung angenommen. Das erste Kapital derselben betrug nur 10,500 Pfund Sterling, also nur etwa 70,000 Thaler; allein schon nach zehn Jahren wurde dasselbe verdoppelt, und nach abermals zehn Jahren verdreifacht, da sich damals (1690) bereits Niederlassungen am Rupertsstrome, am Moose River, Albany und Severn, alles Flüsse, die sich in die Hudsonsbay ergießen, gebildet hatten und bereits in diesen ein ziemlich umfangreicher Pelztauschhandel mit den Indianern gepflegt wurde. Freilich war dieser lange nicht so belangreich, als er wohl hätte sein können. Denn einmal thaten die französischen *courreurs des bois*, welche sich um das Privilegium des englischen Monarchen durchaus nicht kümmerten, sondern nach wie vor Tauschhandel treibend in die Indianerländer einbrangen, vielen Abbruch; und sodann betrieb die Gesellschaft trotz ihres Privilegiums ihre so einträglichen Operationen (oder vielmehr eben weil das Monopol ihr einen bequemen Verdienst verschaffte) so lange Canada in französischen Händen blieb, auf ziemlich schläfrige Weise. Zwar hatte auch sie eine Anzahl Waldbläufer — statt starrer französischer Canadier aber waren es pflegmatische Engländer und Walliser — in ihre Dienste genommen; doch nicht in ausreichender Zahl, um den eben so rührigen als waghalsigen *courreurs des bois* den Rang ablaufen zu können. Vielmehr wartete die Gesellschaft ruhig ab, daß die Indianer den Ertrag ihrer Jagd nach den Niederlassungen an der Hudsonsbay brächten, statt dieselben im Innern des Landes aufzusuchen und durch Erleichterung des Verkehrs zu immer lebhafterem Tauschhandel aufzumuntern. Fünfzig Jahre nach ihrer Gründung besaß sie nicht mehr als vier Forts an den Ufern jenes großen Binnenmeeres. Ueberdies hinderten auch die beinahe unablässigen Kriege, in welche während

dieser Zeit Großbritannien mit Frankreich verwickelt war — vor allem der spanische Erbfolgekrieg (von 1700 bis 1713), während dessen die Forts der Gesellschaft wiederholt von den Franzosen genommen und geplündert wurden — das Emporkommen derselben. Erst als der Friede von Utrecht (1713) die Briten in den unbestrittenen, von Frankreich nunmehr förmlich anerkannten Besitz der beiden Länder Labrador und New-Wales gesetzt hatte, und dem spanischen Erbfolgekriege ein fast dreißigjähriger Friede zwischen den beiden rivalisirenden Nachbarreichen gefolgt war, konnte die Compagnie an eine umfangreichere Betreibung ihres Handels denken. Sie erhöhte, um solche bewerkstelligen zu können, ihr Actienkapital auf 60,000 Pfund Sterling (400,000 Thaler), ließ 1721/22 eine erste Erforschungsreise in das Innere vornehmen und ein Paar Jahre darauf eine fünfte Niederlassung anlegen. Auch war es ihr sehr förderlich, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der französische Pelzhandel sichtlich verfiel. Die canadischen Händler und Walbläuser lagen nämlich unter einander in beständigem Zwist, fügten einander großen Schaden zu und machten sich bei den Indianern so verächtlich und verhaßt, daß diese den Entschluß faßten, sie gänzlich auszurotten. Doch zum Glück für die „weißen Männer“ brach gerade um diese Zeit eine furchtbare Pockenepidemie unter den Rothhäuten aus und vertilgte sie, so wie das Feuer das trodene Gras der Prairien verzehrt.

Die Eroberung von Canada durch die Briten (1759), denen dasselbe im Frieden von 1762 förmlich abgetreten wurde, bildet einen Wendepunkt in der Geschichte der Hudsonsbay-Compagnie und des nordamerikanischen Pelzhandels. In den ersten darauf folgenden Jahren lag dieser zwar gänzlich darnieder, doch schon um 1766 fingen die Briten an, ihre neue Colonie auch in dieser Beziehung auszubenten und die abgebrochenen Fäden des Verkehrs mit den wilden Indianerstämmen des Westens wieder anzuknüpfen. Doch nun mußte auch der eben so leichtsinnige als leichtsüßige *courreur des bois* sich dazu bequemen, in den Sold des soliden, berechnenden englischen Kaufmanns zu treten und für ihn als „Voyageur“ („Reisender“) immer tiefer und tiefer in die Wildniß zu dringen, bis endlich die Indianer am Athabasco und Churchill erreicht wurden, die sonst ihre Felle in die Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft zu liefern pflegten. Daraus erwuchs dieser ein bedeutender Nachtheil, und so sehen wir denn die Interessen der englischen Pelzhändler sich feindlich begegnen und die Hudsonsbay-Compagnie zu neuen Anstrengungen veranlaßt. Sie vergrößerte (1769) ihr Actienkapital um 20,000 Pf. St. (133,000 Thaler), ließ durch einen ihrer Angestellten, den kühnen Hearne (1770/71) eine Erforschungsreise nach der Mündung des Kupferminenflusses vornehmen und, damit tiefer in das Innere vorrückend, ein größeres Etablissement mit Fort am Ostufer des Sturgeon-See's unter 53° 56' nördl. Br. anlegen (1774). Auch brachte bald darauf eine abermalige Notenemission ihr Actienkapital auf 100,000 Pf. St. (667,000 Thaler).

(Schluß folgt.)

Die Hansestädte und der Norddeutsche Bund.

Von

Dr. Bartholomäi.

Durch die Ereignisse des denkwürdigen und folgereichen Jahres 1866 haben nicht nur die politischen, sondern auch die volkswirtschaftlichen Zustände aller deutschen Länder bedeutende Aenderungen erfahren. Was den Handel anlangt, so sind es vorzugsweise die beiden Hansestädte Hamburg und Bremen, welche sich zwar mancherlei Vortheile durch die politische und merkantile Neugestaltung Deutschlands erwarteten, aber auch Vieles fürchten, namentlich die allgemeine Wehrpflicht und den Eintritt in den Zollverein. Es scheint daher zeitgemäß zu sein, die neuen Verhältnisse in Bezug auf die Hansestädte etwas genauer anzusehen.

Die Hansestädte sind nicht bloße Hafenorte, sondern vor Allem große Waarenmärkte. Hamburg ist ein dominirender Platz für Kaffee, Zucker, Manufacturen, Weizen, Spirituosen; Bremen für Tabak, Reis, Thran, Roggen, Baumwolle. Mit diesen Artikeln versorgen sie nicht nur Deutschland und Oesterreich, sondern auch die skandinavischen Länder, das russische Reich, die Niederlande, Großbritannien, die Schweiz und Italien. Ihre Aus- und Einfuhrlisten weisen nach allen Erdtheilen und Meeresküsten. 1861 betrug der Werth der Einfuhr in Hamburg und Bremen 68,336,231 fl.

Ein solcher allgemeiner Waarenmarkt bedarf zunächst der Communicationsmittel nach dem Binnenlande. Damit war es bis auf die neueste Zeit schlecht genug bestellt. Die Elbe senkte unter beinahe unerschwinglichen Abgaben und Lasten und das Fahrwasser der Weser war geradezu verwahrlost. Nach dem Protokolle von 1856 befand sich die Strecke der Unterweser zwischen Begeßack und Brake noch in demselben üblen Zustande, wie im Jahre 1852. In den Protokollen der „sechsten technischen Commission des Weserstroms vom Juli 1860“ hieß es: „Betreffend die Stromstrecke von Begeßack bis Brake richtete der preussische Commissär an die Commissäre von Hannover und Oldenburg den nachstehenden Vortrag: Aus dem bei der Befahrung vorgefundenen Thatbestand geht hervor, daß für die Verbesserung dieser in so hohem Grade verwilderten Stromstrecke auch während der abgelaufenen vier Jahre wieder nichts geschehen sei, und daß dieselbe demzufolge in ihrer Schifffahrt nicht allein nichts gewonnen, sondern auch noch erheblich verloren habe. Am schlechtesten sei der mittlere Theil der etwas über eine Meile langen Weserstrecke von Worsfleth bis unterhalb Elsfleth und besonders zwischen den beiden linksseitig belegenen Oldenburger Platen und den zu Hannover gehörigen Orten Farge und Stedum am rechten Ufer, da hier das Strombett beinahe in seiner ganzen Breite von etwa 1500 Fuß dermaßen versandet sei, daß die zur Ebbezeit passirenden Schiffe das

äußerst schmale und in wechselnder Richtung frumme Fahrwasser nicht einzuhalten vermögen, und zwar um so weniger, als dasselbe nach jeder Fluth seine Lage ändert.“ Die zwischen Bremen und Bremerhaven gehenden Dampfschiffe fuhrten sich im Jahre 1859 auf der bezeichneten Strecke nicht weniger als 62 Mal fest und litten dabei öfters Unfall. So wie Bremen über die Weser, so hatte Hamburg über die Elbe zu klagen. Der Elbzölle ist schon gedacht. Der Stader Zoll wurde abgeschafft nicht im Interesse Deutschlands, sondern weil es von England so gefordert wurde. Der Abschluß eines Vertrags über Elb-Üeberebreitung, die sowohl für den deutschen, als für den Welthandel so nothwendig ist, wurde von Jahr zu Jahr verschoben.

Daß diese Uebelstände beseitigt, diese Fesseln gebrochen werden, ist zwar wünschenswerth, ist aber von der preussischen Verwaltung und Regierung allein nicht zu erwarten, denn auch um die preussische Stromschiffahrt war es schlecht genug bestellt. „Auf der Oder — heißt es im Commissionsbericht des Berliner Handelstages von 1860 — wo alle Bedingungen und Bedürfnisse des Verkehrs einen großen Aufschwung der Schifffahrt erwarten lassen mußten, hat dieselbe in Folge der Unsicherheit des Wasserstandes bereits eine große Verminderung erfahren müssen.“ Ähnlich lauteten die Klagen in Bezug auf Warthe, Rogat, Weichsel, Nemen etc. Der Flußzoll, den Otto Hübner als einen Rest der berücksichtigten Geleitsgelder des Mittelalters, als eine Steuer ohne Gerechtigkeit und als eine Art von Schutzzoll zu Gunsten von Chausseen und Eisenbahnen bezeichnet, stand auch in Preußen in großer Blüthe, und trat nicht selten in den wunderlichsten Formen auf. So war der Zolltarif für die Ruhr der Art, daß bis 1839 auf der Strecke von Witten bis Ruhrort 83, auf der Strecke von Mühlheim nach Ruhrort 10 Silbergroschen für 16 Centner erhoben wurden, während jene Strecke 10, diese nur 2 Meilen lang ist. Darnach scheinen die einfachsten volkswirthschaftlichen Grundsätze sich auch in Preußen nur langsam geltend zu machen; aber es wird immer rascher gehen, wenn das Zollparlament seine Triebkraft entwickeln wird, und zweckmäßige Veranstaltungen nicht an dem Partikularismus und dem Widerstande der vielen Einzelregierungen zu Schanden werden.

Neben den Strömen bilden die Eisenbahnen die Hauptadern des Verkehrs. Eine der für die Hansestädte nothwendigsten Eisenbahnen ist die von Lübeck über Hamburg, Bremen, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen. Ihr Bau unterblieb, obgleich es an Kapital nicht fehlte und selbst die Hamburg-Bremer Bahn kam nicht zu Stande, weil Hannover die Conzession nicht ertheilte.

Die Geschichte der Bahn von Bremen nach Bremerhaven ist zugleich ein Stück Leidensgeschichte Bremens. Der blühende Hafenort, der Ausgangspunkt verschiedener Dampfschiffahrtslinien, der Sammelpunkt für mehr als 3000 jährlich ankommende und ebenso viel abgehende Fahrzeuge, der Durchgangspunkt eines gewaltigen Auswandererstroms, bedurfte theils der raschen Verbindungen, theils um vor allen Wechselfällen und Hemmnissen des Flußverkehrs unabhängig zu sein, einer Eisenbahn auf das Dringendste; aber alle Bemühungen scheiterten lange an dem Widerstande Hannovers. Als dieses nicht mehr ausweichen konnte, mußte sich Bremen in die wunderlichsten Bedingungen fügen. Die Bahn, die 1862 eröffnet wurde, zieht nicht in möglichst gerader Linie, und mündet für den Personenverkehr nicht in dem eigentlichen Hafenorte Bremerhaven. Die alte Er-

fahrung, daß der Staat der schlechteste Industrielle ist, bestätigte sich auch hier, denn die Bahn erforderte im ersten Jahre ihres Bestandes 10,000 Thlr. Zuschuß zu den Betriebskosten. „Schon die Absicht, eine besondere Betriebsdirektion für die 8 Meilen Bahn einzurichten, erregte Erstaunen und Widerspruch in Bremen, da die hannoversche Betriebsdirektion in Bremen diese Geschäfte recht gut mit besorgen konnte. Noch größer war das Erstaunen, als die Direktion nach Geestemünde gelegt werden sollte. Der ganze Waarenverkehr zwischen den Hafenorten und Bremen geht für Rechnung der Bremer Kaufleute. Diese haben die Verfügung über ihre Waaren zu treffen, nicht die von ihnen beauftragten Speditoren oder Küpermeister in den Häfen. Wenn sie also wegen des Transports dieser Waaren mit der Bahndirektion Verabredungen treffen, Verträge schließen, Wünsche äußern, Einwendungen machen wollen, so werden sie darüber in Bremen selbst, am Orte des Waarenmarkts für den ganzen Weserhandel, sich ungleich leichter und schneller mit der Direktion verständigen können, als wenn sie darüber nach Geestemünde correspondiren müssen, in welchem Falle sie meist vorziehen werden, die Waaren auf dem wohlfeilen Wasserwege zum offenbaren Schaden der Eisenbahn heraufkommen zu lassen. Bremen weigerte sich daher bestimmt, in die Verlegung der Betriebsdirektion nach Geestemünde einzuwilligen. Da Hannover dabei beharrte, so sind Schiedsrichter ernannt worden, und in der Zwischenzeit wechselt die Direktion jedes halbe Jahr zwischen Bremen und Geestemünde.“ Ob eine Entscheidung und wie sie ausgefallen ist, habe ich nicht erfahren. Derartige Hemmnisse jedoch scheinen bei der Energie der preussischen Regierung in Zukunft unmöglich zu sein. Was also die Verkehrsmittel anlangt, so werden die Hansestädte, vom Partikularismus Hannovers befreit, in Bezug auf die Verkehrsmittel in eine freiere Bewegung eintreten.

Wir haben die Bedeutung Hamburgs und Bremens darein gesetzt, daß sie Waarenmärkte des Weltverkehrs sind. Sie sind das geworden durch die Freiheit der Handelsbewegung, durch die Natur ihrer Küste, durch Arbeit und Kapital. Ähnliche Naturbedingungen finden sich auch anderwärts, aber Arbeitskraft und Kapital sind nirgends in Deutschland in gleichem Maße vorhanden, als in den Hansestädten. Diese sind erst nach und nach geworden, was sie sind. Viele Versuche mißlangen, viele Opfer wurden vergeblich gebracht; man mußte durch Schaden klug werden und die überseeischen Verhältnisse genauer studiren, man mußte solide Handelsverbindungen herstellen, an den wichtigsten Handelsplätzen eigene Commanditen errichten und Schiffsbau und Rhederei ausbilden. Durch die Arbeit von Jahrhunderten hat sich hier an den Hauptstromausgängen Deutschlands das zum Welthandel nöthige Personal und Kapital angesammelt, so wie die praktische Verbindung des diesseitigen und jenseitigen Verkehrs immer mehr ausgedehnt. Daher scheint es geradezu unmöglich, die beiden Märkte des Welthandels an andere deutsche Küstenpunkte zu verlegen.

Die Erfahrungen, welche man in Hannover gemacht hat, sind beweisend. Die letzte Regierung hat ihrem Lande die größten finanziellen Opfer zugemuthet, um an der Ems, Weser und Elbe sogenannte „selbstständige“ Handelsplätze zu schaffen. Als die Hafenbauten an der Ems mit der Schienenverbindung nach dem Binnenlande vollendet waren, hoffte Volk und Regierung in Hannover, „daß der deutsche Handels- und Fabrikantenstand sich veranlaßt sehen werde,

seine Spekulationsbeziehungen aus außereuropäischen Ländern dermaleinst über die Ems zu dirigiren;" aber trotz der vortrefflichen Verkehrseinrichtungen und Erleichterungen, die namentlich in den freien Zollniederlagen geboten sind, trotz der Thätigkeit und des Unternehmungsgeistes des so tüchtigen ostfriesischen Volkes hat sich bis jetzt nur ein sehr untergeordneter Proprehandel daselbst gebildet; der Hauptverkehr von Emden und Leer besteht gegenwärtig neben der Expedition in dem Vertrieb der Colonialwaaren und dergleichen in der eigenen Provinz und im Osnabrückischen und in dem Abzuge von Ostfrieslands reichen Produkten des Ackerbaus und der Viehzucht. In dem Berichte des preussischen Consuls heißt es: „Auch das verflossene Jahr 1861 hat wiederum den Beweis geliefert, daß es schwer, ja nahezu unmöglich ist, hier an der Ems einen eigenen transatlantischen Verkehr zur Versorgung des Binnenlandes, und zwar sowohl der Consumtion mit Produkten, als der Fabrication mit Rohstoffen zu etabliren. So günstig auch Leer an der Eisenbahn und an seinem Flusse, der den Zugang von 14—15 Fuß tief gehenden Schiffen bis hart an die Lösungsquais der Eisenbahn gestattet, belegt ist, so muß man sich doch keiner Illusion hingeben und nicht verkennen, daß, wie die Verhältnisse liegen, die Stadt für jetzt nur Aussicht hat, als Expeditionsplatz allmählich von größerer Bedeutung für Deutschland oder eigentlich nur für Preußen zu werden.“

Ebenso hat Harburg, welche als Rivalin Hamburgs auftreten sollte, die Lösung dieser ihrer Aufgabe gänzlich verfehlt. Es ist seit dem Anschlusse an den Zollverein mit Hilfe hamburgischen Kapitals zu einer nicht unbedeutenden Industriefabrikstadt emporgeblüht und hat eine als Expeditionsort nicht unerhebliche Bedeutung; aber einen transoceanischen Handel hat es trotz aller staatlichen Fürsorge und trotz der Befreiung vom Stadter Zolle, den die nach Hamburg gehenden Schiffe bis 1861 entrichten mußten, nicht in den Gang bringen können. 1861 kamen nur 18 Schiffe von transatlantischen Plätzen, darunter 1 unter hannoverscher Flagge, zu Harburg an, während in Hamburg 440 Schiffe aus transatlantischen Ländern einliefen. Und jene 18 transatlantischen Ladungen suchten Harburg nicht als selbstständigen Waarenmarkt auf, sondern nur als Expeditionsplatz. Unter den 1861 von Harburg abgegangenen 715 Schiffen befand sich kein einziges, das nach einem transatlantischen Hafen bestimmt war.

Endlich versuchte es Hannover mit Geestemünde. Die Hafenanlagen dieses Ortes werden von Kennern als Meisterwerke der Hafenbaukunst bewundert und bieten den größten Dampfern Raum zur freiesten Bewegung, ja es können noch erhebliche Erweiterungen vorgenommen werden. Aber waren diese kostspieligen Anlagen nothwendig? „Mit gerechtem Stolze können die Bewohner der Weserufer auf die ihrer Schifffahrt dienenden Anlagen in Bremerhaven, Geestemünde, Brake, Vegesack und Bremen blicken. Insbesondere hat Bremen Ursache, sich darüber zu freuen, daß ihm in Zukunft weitere Hafenbauten nahe der Wesermündung erspart sein werden; denn die Einnahmen aus den Bremerhavenanlagen decken wegen der äußerst niedrigen Sätze der Hafenabgaben kaum ihre jährlichen Unterhaltungskosten.“ Ueberflüssig sind sie nach diesem Ausspruche gewiß nicht, und sie werden, wenn sich der Weserhandel erweitert, auch nothwendig werden; vorläufig aber reichen die vorhandenen Anlagen noch Jahre lang aus, und durch die Geestemünder wurden die hannoverschen Steuerzahler zu

Gunsen Bremens in Anspruch genommen; denn Bremen wird der Weltwaarenmarkt für Weser bleiben.

Freilich ist Hannover, die jetztige preussische Provinz, wie es in der Schrift: „Der See- und Freihafen Oestemünde, Hannover 1862,“ heißt, darauf angewiesen, in die Reihe der seefahrenden Nationen einzutreten, aber ob „gleich den benachbarten Handelsstädten Lübeck, Hamburg, Bremen selbstständig einen überseeischen Verkehr zu treiben“, ist eine andere Frage. Der Verfasser der genannten Schrift schreibt selbst: „Gleichwohl finden wir bis in die neueste Zeit herein, bis auf die letzten Decennien herab, Hannover nicht auf der Stufe, die es einzunehmen berufen: es erscheint in seinen Handelsbeziehungen, wenn wir so sagen dürfen, mehr als Trabant der genannten Städte, denn als selbstständiger Handelsstaat. Die Hälfte der überseeischen Schiffe ist im überseeischen Verkehr, aber nicht auf eigene Rechnung. Sie wird in eigener Rechnung fahren, sobald Hannover selbst einen Markt an der See, einen Seeplatz hat.“ Das ist richtig, aber vor der Hand wird es mit dem „Seeplatz“ noch gute Wege haben. Wenn der Verfasser fortfährt: „und es hat einen solchen, sobald nur der Hannoveraner die Kapitalien besitzt, die Regierung bei diesem Unternehmen unterstützt, d. h. wenn das Kapital die Vortheile und unter gewissen Umständen selbst Monopole, welche die königliche Regierung diesem Plage gewährt, auch auszunutzen sucht,“ so ist er in einem starken Irrthum befangen. Die Regierung läßt es an Lockmitteln nicht fehlen; es eröffne nur das Kapital und mit ihm der Kaufmann das Ohr. Möchten sich, so wie die Regierung in der richtigen Erkenntniß der Elemente, die Oestemünde birgt, ein großes Werk unternommen hat, unsere Kapitalisten und Kaufleute das Beispiel und die Erfahrungen handelsintelligenter Nachbarstaaten vor Augen halten und in edlem Wettstreit diesen handelsintelligenten Nachbarstaaten nachstreben, möchten sie wagen wie sie, und wir werden gewinnen wie sie!“ Diese eindringliche Ermahnung hat so viel wie nichts gefruchtet. In keinem der hannoverschen und oldenburgischen Häfen gibt es Häuser, welche regelmäßig größere transoceanische Ladungen auf eigene Rechnung beziehen. Selbst in den preussischen Ostseehäfen haben die direkten Fahrten und Ladungen nach und aus den transoceanischen Ländern nur einen unbedeutenden Antheil an der Schifffahrtsbewegung. „Trotz der Bedeutung — äußerte sich einmal die Stettiner Handelskammer —, welche Stettin als Waarenmarkt seit längerer Zeit erlangt hat, sind doch seine direkten Beziehungen zu und von den Produktionsländern — zumal zu den transoceanischen — immer nur dürftig gewesen, und selbst vielversprechende Anfänge dazu konnten nicht mit nachhaltigem Erfolge fortgesetzt werden. Der Grund lag nicht allein im Mangel an Kapital. Es war vor Allem unsere Handelspolitik, welche es dem gesammten Handelsstande der preussischen Ostsee unmöglich machte, mit Energie nach einer Betheiligung an dem großen Weltverkehr zu streben, und welche ihn dazu verurtheilte, seine Blicke fast ohne Ausnahme nicht über England und Holland hinaus zu lenken.“

Das Wagen ist aber keine leichte Sache. Kein Kaufmann wird theure Ladungen in Emden, in Leer, Oestemünde oder Harburg, in Stettin oder Danzig aufspeichern, wenn er nicht weiß, daß sie raschen und sicheren Absatz finden, wenn er über die besten Bezugs- und Absatzquellen nicht genau orientirt

ist. Sein Thun würde einem Hazardspiele zu vergleichen sein, das auch den Millionär ruiniren kann."

Alljährlich ziehen Söhne, Verwandte und ehemalige Comptoristen Hamburger und Bremer Häuser über das Weltmeer, um in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Sie gründen entweder neue Häuser oder treten in bestehende ein, arbeiten sich mit Hilfe des Credits, der ihnen von der Heimath aus geboten wird, empor und werden die treuesten Bundesgenossen ihrer Vaterstadt. Sie bieten ihr ihre gesammten Erfahrungen, ihren Schatz von Kenntnissen über die besten und billigsten Produktionsorte, über die Bedürfnisse und den Geschmack ihrer Bewohner und dergleichen. Auch kehren sie selbst in die Heimath zurück, um mit ihrem erworbenen Pfunde weiter zu wuchern. Und trotzdem werden in Hamburg und Bremen die größten Verluste erlitten, die reichsten Familien kommen herunter und müssen wieder von vorn anfangen, wenn sich die Verluste nicht durch den regelmäßigen Geschäftsbetrieb ausgleichen. Der Importhandel ist ein gefährlicher Handel, denn nicht selten sind wegen der verhältnißmäßig langen Reise die Waaren um 20, 30 und mehr Prozent im Preise gesunken, am gefährlichsten also für den, der sich ohne genügende Erfahrung und noch dazu an einem Orte darin versucht, wo große Labungen nicht rasch abgesetzt werden.

Daher ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Weltmärkte Hamburg und Bremen, falls sie in ihrer Thätigkeit nicht nachlassen, aufgehoben und an andere Punkte verlegt werden.

Ein „nun und nimmermehr zu tilgender Verlust“ wäre es aber dennoch weder für Hannoveraner noch für Deutschland, legten jene, nachdem die Regierung, was sie thun konnte, gewährt hat, nicht ihre Hand mit ans Werk und ließen die ihnen gebotene Möglichkeit zur Entwicklung eines selbstständigen Seehandels unberücksichtigt." Die hannoverschen Orte mögen sich betrachten als das, was sie naturgemäß sind, als Hilfsorte, und als solche ihre Pflicht thun, und sie werden aufblühen und empornwachsen, und wenn ihre Bürger sich dem Welthandel widmen wollen, werden sie nach Bremen oder Hamburg übersiedeln, wie denn ja jetzt schon die Einwanderung nicht gering ist und der Welthandel Hamburgs und Bremens zugleich als deutsche That erscheint. Die Verlegung unserer beiden Weltmärkte wäre ein volkswirtschaftlicher Fehler, ist aber glücklicherweise unmöglich.

Aber soll Deutschland nicht mehr als zwei Weltmärkte besitzen, kann sich nicht neben Hamburg noch etwa Stettin und Leer zur Welthandelsstadt bilden? Es ist dies nicht geradezu in Abrede zu stellen. Aber vorläufig scheinen unsere beiden Weltmärkte zu genügen. Das beweist ihre verhältnißmäßig geringe Bevölkerung. Auch England, welches doch einen bei Weitem größeren Welthandel besitzt als Deutschland, hat eigentlich nur zwei Weltmärkte: London und Liverpool. Je größer ein solcher Weltmarkt ist, desto rascher geht der Absatz von Statten, desto billiger werden die Preise bei größerem Gewinn.

v. Treitschke macht den Hansestädten ihre geringe Zunahme namentlich im Verhältniß zu Berlin zum Vorwurf. Gewiß mit Unrecht. Die Bevölkerung von Liverpool, des einen Weltmarkts Englands, beträgt $\frac{1}{6}$ von der Londons, das zugleich erster Weltmarkt und Hauptstadt des Reiches ist, während Hamburgs Bevölkerung im Verhältniß zu der von Berlin viel größer ist, indem jenes

nach einer frühern Zählung 170,000 Einwohner zählte. Die Bevölkerung Liverpool's ist in 50 Jahren um 22%, die Londons um 46% gestiegen, während sich Liverpool's Handel verdreifacht, hat sich der von London bloß verdoppelt. Die beim Handel beschäftigte Menschenzahl wächst nicht im Verhältniß zu der Ausdehnung des Handels selbst. Je größer dieser ist, desto mehr kann durch Arbeitstheilung an Zeit gewonnen werden. Die Hauptstädte wachsen überhaupt im Allgemeinen in stärkerem Verhältnisse, als andere Orte, und zwar schon in Folge des Zuzugs von einer großen Menge unproductiver Personen und derjenigen, welche für diese arbeiten müssen. Und hat, wie v. Treitschke ebenfalls tadelt, die Industrie in Hamburg und Bremen in ihrer Ausbreitung nicht gleichen Schritt mit der von Berlin gehalten, so muß man zählen, wie viel Menschen im Zollverein von ihnen beschäftigt werden. Nicht auf den Wohnsitz der Arbeiter kommt es an, sondern auf die Zahl derselben. Die Größe der Bevölkerung beweist eben nur, daß die Hansestädte als Vertreter des Welthandels noch nicht groß genug sind, oder wenigstens nicht so groß, daß ein dritter Platz für denselben geschaffen werden müßte.

In der bereits erwähnten Auslassung der Stettiner Handelskammer heißt es weiter: „Als der Rübenzucker noch nicht den indischen verdrängt hatte, gehörten Westindien und Brasilien in den regelmäßigen Bereich, auf welchen ein Theil unseres Handelsstandes seine Calculationen auszudehnen hatte; und wäre hierin keine Aenderung eingetreten, so würde uns die seitdem so gestiegene Bevölkerung und die vermehrte industrielle Thätigkeit in den auf unsern Platz angewiesenen Landestheilen, sowie die Aufhebung des Sundzoll höchst wahrscheinlich zu regelmäßigen direkten Beziehungen vieler Waaren aus Amerika in den Stand setzen, welche wir jetzt nur von England und Holland zu importiren gewohnt sind, und welche eben deshalb zum großen Theil nur noch als Expeditionsgut über unsern Platz gehen“. Es ist ganz richtig, daß die Rübenzuckerfabrikation schädlich auf den Importhandel gewirkt hat, und wir können hinzusetzen, daß sie ein großer volkswirthschaftlicher und finanzieller Fehler ist; es ist auch möglich, daß bei einem so concurrenten Artikel wie Zucker, Stettin zu ausgedehnterem direkten Bezuge derselben gekommen wäre, und daß sich mit der Zeit auch andere Waaren dazu gefunden hätten, wahrscheinlich jedoch ist es nicht, denn die Ostsee ist in Bezug auf den überseeischen Handel im Nachtheil vor der Nordsee und unter übrigens gleichen Bedingungen zur Concurrenz mit derselben unfähig.

Ist es nun auch, wie wir überzeugt sind, vor der Hand, und wahrscheinlich für immer unmöglich, den Weltmarkt von Hamburg und Bremen künstlich abzuleiten und an einem andern Ort etabliren, so kann doch eine verkehrte Handelspolitik diesen Weltmarkt stören und sogar gefährden. Wie die Regierung Georgs V. von Hannover unsere beiden Weltmärkte dicantrte, haben wir gesehen. So wenig wie diese wird auch der norddeutsche Bund eine „Seestadt“ aus der Erde stampfen, aber er kann die bestehenden und dadurch sich selber schädigen, wenn er die Freiheit derselben beeinträchtigt.

In dieser Beziehung droht die allgemeine Wehrpflicht. Schon der erwähnte Bericht der Stettiner Handelskammer gedenkt derselben als eines Hindernisses des Stettiner Welthandels. „In England nicht nur — heißt es in demselben — sondern auch in Hamburg und Bremen beruht der Antheil an dem großen Welt-

verkehr wesentlich darauf, daß die jungen Kaufleute in den Jahren ihrer geistigen Entwicklung und geschäftlichen Ausbildung sich möglichst lange in den verschiedenen Theilen des Auslandes aufhalten. Hier lernen sie aus eigener Anschauung die Produktion und Bedürfnisse der verschiedenen Länder kennen; hier knüpfen sie Verbindungen an, welche entweder für ihre Väter daheim sofort von Nutzen werden, oder welche von ihnen selbst, nachdem sie zurückgekehrt, zur sicheren Grundlage eines immer größeren Theils am Weltverkehr gemacht werden; oder in dem sie auch selbst in der Ferne eigene Geschäfte begründen, knüpfen sie neue Anknüpfungspunkte für den Handel ihrer Heimath an. Die Möglichkeit zu einem gleichen Bildungsgange, zu einer ähnlichen Wirksamkeit für die Heimath ist den Söhnen des preussischen Handelsstandes in hohem Grade erschwert: kaum daß sich eine verhältnißmäßig kleine Zahl eine kürzere oder längere Zeit in England, Frankreich u. s. w. aufhält. Auch diese können nur ausnahmsweise daran denken, sich dort niederzulassen, oder auch nur auf längere Zeit in dortigen Geschäften bleiben, wenn sie nicht ihr Heimathsrecht aufgeben wollen. Bei weitem den meisten wird durch die Militärpflicht schon der Gedanke unmöglich gemacht, den Söhnen der Bremer und Hamburger Kaufleute nachzuahmen. — Und so ist es denn gekommen, daß es dem preussischen Handelsstande mehr als irgend einem andern, der in gleicher Weise durch die natürlichen Verhältnisse zu einem Antheil am großen Weltverkehr befähigt ist, an den geeigneten Anknüpfungspunkten dazu fehlt. Ja selbst sein Geschäftskreis wird dadurch von vorneherein dermaßen eingeengt, daß er die Ost- und Nordsee stets als die einzigen Gebiete zu betrachten gewohnt ist, in denen sich sein Unternehmungsgeist, wenn er nicht als waghalsig erscheinen will, zu bethätigen hat.“

Die Freiheit der Niederlassung und Betreibung von Handelsgeschäften in überseeischen Ländern ist allerdings ein Förderungsmittel des Welthandels, aber allein durchaus nicht im Stande, denselben zu schaffen oder auch nur zu erhalten. Für die Ostseehäfen ist das größte Hinderniß die Blüthe der beiden Nordseehäfen und ihre eigene Binnenlage.

• (Schluß folgt.)

Der Einfluß der verschiedenen Staatsformen auf den Handel.

Für den praktischen Kaufmann läßt sich wohl nicht leicht ein interessanteres Thema aufstellen, als das durch die Ueberschrift bezeichnete, und doch finden sich in den Compendien der Handelsgeschichte höchst selten Andeutungen und Bemerkungen darüber. Wir gedenken aber im Folgenden den Beweis zu liefern, daß wohl kaum eine andere Frage wichtiger, kein geschichtliches Resultat lehrreicher sein dürfte, als die Erörterung der aufgeworfenen Frage an der Hand der Geschichte.

Es haben sich in der letzten Zeit verschiedene Urtheile über die Behandlung der Geschichte des Handels in den gewöhnlichen Lehrbüchern vernehmen lassen und alle stimmen darin überein, daß ein Abriss der Handelsgeschichte, so wie sie in den meisten Fällen geboten wird, unnütz sei und seinen Zweck vollständig verfehle. Allerdings versteht man im gewöhnlichen Sinne unter einer Geschichte des Handels weiter gar nichts, als das Herausgreifen aller der geschichtlichen Thatfachen, welche auf die Entwicklung des Handels einen näheren oder entfernteren Bezug haben, das Aneinanderreihen von Jahreszahlen, schwülstige Tabellirungen der Bewegung der Ein- und Ausfuhr der verschiedenen Länder in einer Reihe von Jahren und sonstigen weitschweifigen Ballast. Insoferne hat die Kritik vollkommen Recht; die Geschichte des Handels ist ein integrierender Bestandtheil der allgemeinen Weltgeschichte und von dieser, soll sie in der That als Culturgeschichte der Menschheit aufgefaßt werden, gar nicht zu trennen; eine Handelsgeschichte müßte demnach auch die genaue Darstellung aller Weltbegebenheiten enthalten und nur diejenigen Momente besonders hervorheben, welche für Handel und seine Entwicklung von Bedeutung sind. Eine solche Aufgabe kann aber in dem engen Rahmen weniger Bogen, welche der Geschichte des Handels gewöhnlich in den Compendien zugemessen sind, nie und nimmer gelöst werden.

Ganz anders aber stellt sich die Frage, sobald man unter der geschichtlichen Darstellung der Entwicklung des Handels die Aufgabe versteht, an der Hand des geschichtlichen Culturlebens der Völker zu zeigen, nach welchen Gesetzen der Gang des Handels sich regeln muß. Der Standpunkt, den man auf diese Weise gewonnen hat, ist von dem der gewöhnlichen Behandlung durchaus verschieden; hier wird der Begriff des Handels selbst zum Mittel- und Ausgangspunkt der Untersuchung gemacht, dort hat er neben der allgemeinen Geschichte eine fast nur accessoirische Bedeutung; nunmehr dürfen wir uns nicht bloß mit der trockenen Aufzählung und Aneinanderreihung der Thatfachen begnügen, wir müssen vielmehr nach den inneren und äußeren Gründen fragen, warum der Handel gerade diesen und keinen anderen Entwicklungsengang genommen hat und nehmen konnte; mit einem Worte, die Geschichte des Handels muß in eben der Weise pragmatisch behandelt werden, wie man es bei der Darstellung der allgemeinen Geschichte verlangt.

Es wird sich also vor Allem darum handeln, die bestimmenden Momente und Faktoren zu finden, welche auf den Handel von Einfluß sind, und bei einigem Nachdenken wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß diese keine anderen sind, als die, nach welchen sich der Gang der Culturgeschichte überhaupt regelt. Um hier zu einem greifbaren Resultate zu gelangen, darf man sich nur die Natur und das Wesen des sich mit Nothwendigkeit entwickelnden Menschen selbst ins Gedächtniß rufen.

Der Mensch ist ein körperlich geistiges Wesen. Diese beiden Seiten sind der Entwicklung und Ausbildung bedürftig, und es wird sich dieser Prozeß in der Weise vollziehen, daß beide im Verhältniß einer unaufhörlichen Wechselwirkung zu einander stehen. Der Mensch hat eine Reihe von Bedürfnissen theils sinnlicher, theils geistiger Art; beide verlangen Befriedigung, und je naturgemäßer und harmonischer dies geschieht, desto höher ist die Culturstufe, welche der Mensch einnimmt.

Die Grundlagen, auf welchen der Mensch sein Culturleben lebt, sind gemäß dem Wesen des Menschen selbst, theils sinnlicher, theils geistiger Natur, beides natürlich im weitesten Sinne des Worts genommen. Die Bedürfnisse des Körpers werden vermittelt der umgebenden Außenwelt befriedigt: der Widerstand, den dieselbe da entgegensetzt, muß vermittelt der Arbeit gebrochen und dieselbe dem Menschen dienstbar gemacht werden, die geistigen Bedürfnisse setzen schon eine höhere Culturstufe voraus, aber auch sie bedürfen eine Entfaltung theils körperlicher, theils geistiger Arbeit.

Daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß der Mensch gemäß seiner sinnlich-geistigen Beschaffenheit eine Reihe dieser doppelten Natur entsprechender Bedürfnisse hat, welche auf Befriedigung dringen. Der Mensch hat nach der körperlichen Seite hin das Bedürfnis zu essen, zu trinken, sich zu kleiden, und je nach der Culturstufe, die er einnimmt, wird die Befriedigung dieser Bedürfnisse mehr oder weniger durchgeistigt und aus dem Bereich der reinen Nothdurft in die Sphäre der Schönheit erhoben.

Der Mensch lebt aber nicht abgesondert für sich allein, er hat sich in der Familie, in der Gemeinde, im Staat und in einer Religionsgenossenschaft zu bewegen und alle diese verschiedenen Kreise treten auch mit den mannigfaltigsten Ansprüchen an ihn heran, und je nach der Einwirkung eines dieser Kreise, in denen er zu leben hat, wird auch sein ganzes Thun und Treiben eine besondere Gestalt und Bedeutung annehmen.

Unter diesen Culturreisen berührt uns hier nur der Staat, ebenso wie wir es auch unter den verschiedenen Seiten der Persönlichkeit des Menschen nur mit der wirtschaftlichen, zu thun haben.

Von der Aufgabe, das Wesen und den Zweck des Staats näher auseinander zu setzen, dürfen wir uns wohl dispensiren: es wird genügen, darauf hinzuweisen, daß es die Aufgabe des Staates ist, die rechtlichen (im weitesten Sinne des Worts) Grundlagen darzustellen, auf denen sich das Culturleben der Menschheit vollziehen kann. Wir gehen deshalb sofort zur Darstellung der verschiedenen Formen des Staates, wie sie in der Geschichte zur Erscheinung gekommen sind, über. —

Die Eintheilung der Staaten in monarchische, aristokratische und demokratische ist schon eine alte; schon bei Aristoteles findet sie sich und hat sich auch bis auf unsere Tage erhalten; denn geht man davon aus, daß der Staat das Vorhandensein einer herrschenden einheitlichen Gewalt zum hervorragenden formellen Merkmal hat, so ist die genannte Eintheilung auch vollständig begründet. In Wirklichkeit wird die Herrschaft bald von einem Einzigen (Monarchie), bald von einer hervorragenden Minderheit (Aristokratie), bald von der Menge des Volkes (Demokratie) ausgeübt. Die Ausartung dieser drei Staatsformen, wobei die Herrschaft nicht mehr im Gesamtinteresse, sondern im Interesse der Herrscher geführt wird, ist für die Monarchie die Tyrannei oder Despotie, für die Aristokratie die Oligarchie (Herrschaft der Wenigen an der Stelle der Besten), endlich für die Demokratie die Ochlokratie oder die Pöbelherrschaft.

Monarchisch ist derjenige Staatszustand, in welchem das Prinzip der Einherrschaft zur mehr oder weniger ausschließenden Geltung gegenüber dem aristokratischen und demokratischen Prinzip gelangt ist. Diese Einherrschaft kann bald nur eine vorübergehende, etwa auf die Dauer eines Kriegs, bald eine lebenslängliche (Wahlmonarchie), bald eine erbliche (Erbmonarchie) sein. Wo das Bedürfnis nach energischer Vertretung des Staatseinheitsprinzips nur ein vorübergehendes, nicht regelmäßig vorkommendes ist, z. B. im frühesten Mittelalter der meisten Völker, da ergibt sich von selbst eine nur periodische Monarchie und jener für unsere heutige Anschauung unbegreifliche Wechsel zwischen absoluter Gewalt im Felde und einer ebenso großen Machtlosigkeit im friedlichen Leben der Volksgemeinde. In solchen Zeiten, in welchen das Bedürfnis, das zur Monarchie führt, zwar schon ein dauerndes und regelmäßiges, aber auch ein solches ist, welches nur energische Charaktere befriedigen kann, ist die lebenslängliche Bestellung, die Wahlmonarchie, eine naturgemäße Thatsache. In hochcultivirten Verhältnissen dagegen, unter welchen vor Allem an unbefrittener Continuität des Rechtszustandes gelegen ist, unter welchen selbst ein schlechter und schwacher Monarch weniger Schaden anrichten kann, als eine wenn auch nur vorübergehende Anarchie, hat das Bedürfnis nach jener Continuität immer zur Erbmonarchie geführt, wofern die Monarchie überhaupt sich behaupten konnte. Unter bismarckischen bis zum constitutionellen Königthum hochcultivirter und überlebter Culturvölker, ist es immer das gleichartige Bedürfnis nach concentrirter Vertretung der Staatseinheit und das Vorhandensein kraftvoller Persönlichkeiten für dieses Bedürfnis, was zur Monarchie führt und selbst in Republiken das monarchische Element stärkt (Diktatur). Besonders ist es der Krieg, sowohl der auswärtige als der innere unter Bürgern selbst, der die monarchische Gewalt bis zu den extremsten despotischen Auswüchsen stärkt. — Wie sich die Monarchie geschichtlich entwickelt hat, wie zuerst das Priesterkönigthum, dann das Kriegerkönigthum, die absolute Monarchie, und die constitutionelle Monarchie mit ihren Abarten sowohl dem Scheinconstitutionalismus als dem Cäsarismus auf einander folgten, berührt uns vorderhand hier nicht weiter; auf die letzteren Formen werden wir überdies noch zurückkommen.

Aristokratie ist die Staatsverfassung, in welcher die Souveränität einer bestimmten Classe der Bürger in meist erblicher Tradition zufällt und der Eintritt

in diese Classe noch durch andere Voraussetzungen, als das persönliche Verdienst, bedingt wird. „Die Aristokratie ist die Folge der seit längerer Zeit in einem Geschlechte fortgeerbten Reichthümer und Tugenden“ (Aristoteles).

Die Aristokratie bildet sich wesentlich aus zwei Elementen, aus persönlichen Eigenschaften und aus traditioneller Bewahrung dieser Eigenschaften auf Grundlage vererbter äußerer Mittel. Persönliches Verdienst kann also der erste Anlaß zur Aristokratie sein, je nach der Volksbildung bald ein kriegerisches, bald ein kirchlich-religiöses, bald Auszeichnung im civilen und militärischen Staatsdienst, oder in Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie, aus welchen Elementen bekanntlich die Aristokratie der Neuzeit hervorgeht. Allein zur Ausbildung einer eigentlichen Aristokratie ist Tradition des persönlichen Hervorragens und der ökonomischen Grundlagen erforderlich. Wo die letztere Bedingung nicht mehr erfüllt werden kann, da sind nur noch aristokratische Elemente von flüchtiger und vorübergehender Bedeutung möglich (sogenannter Personaladel). Indem z. B. hervorragende Mitglieder des industriellen oder des commerciellen Standes der besonderen beweglichen und flüssigen Natur ihres Vermögens nach die ökonomische Basis für die Tradition einer hervorragenden politischen Stellung nicht besitzen, sind sie auch nicht fähig, eine eigentliche und dauerhafte Aristokratie zu bilden, den Erbadel zu verstärken; sie können nur persönlich durch lebenslängliche Berufung in die erste Kammer oder durch Erwählung von Corporationen zu einer hervorragenden politischen Stellung emporgetragen werden. Dagegen ist großer und familienmäßig gebundener Besitz, die dauerhafteste Form des Familieneigenthums, von jeher die Grundlage der Erbaristokratie gewesen. Ein aristokratisches Element, wenn auch nur als Beimischung zu einer der beiden anderen Staatsformen, ist jedem Staat nöthig, sowohl als Schranke gegen den monarchischen Absolutismus, wie demokratische Ruhelosigkeit, als Mittel der Stetigkeit und des gleichmäßigen Fortschritts. Unter den verschiedenen Arten der Aristokratie ist namentlich die Geldaristokratie oder Plutokratie zu bemerken, die wir weiter unten zu charakterisiren noch Gelegenheit haben werden.

Die Demokratie dagegen ist die Herrschaft des Volkes, entweder unmittelbar, die sogenannte reine Demokratie, wo das Volk unmittelbar die Staatsthätigkeit übt und bestimmt, was aber nur unter sehr kleinen und ursprünglichen Gesellschaftsverhältnissen möglich ist (Landsgemeinden); oder mittelbare repräsentative Demokratie, wo der Volkswille durch Vertretung sich geltend macht (Schweiz, Nordamerika). Auch die Demokratie ist nicht ohne aristokratische und monarchische Elemente, welche oft schon in der Herrschaft ausgezeichneten Volksführer so stark hervortreten, daß die persönliche Gewalt eines Einzelnen thatsächlich oft stärker ist, als der Einfluß des Fürsten in einer Monarchie (Perikles, Washington).

Immerhin ist aber eine Demokratie wenigstens formell so lange als Demokratie zu betrachten, als noch der Mehrheitswille Kraft und Berechtigung hat, die thatsächliche Herrschaft aristokratischer oder monarchischer Elemente willkürlich wieder umzustößen. — Die Voraussetzungen für Bildung und Bestand einer Demokratie sind: Sorge für die persönliche Entwicklung aller Einzelnen, die mitzuherrschen berufen sind (Sorge für ein tüchtiges Volksschulwesen in der Schweiz und der nordamerikanischen Union), geringerer Umfang des Territoriums (daher die größere Häufigkeit der Demokratien in Zeiten mit wesentlich lokalem Staats-

wesen, wie Hellas und den mittelalterlichen Städten); wo das Territorium groß ist, kann die Demokratie nur durch Zerlegung in eine Reihe partikularer Staatswesen eine Wahrheit bleiben; daher der Gang demokratischer Republiken, der Schweiz und der amerikanischen Union, zum System des Föderalismus statt des Einheitsstaates und der Verlegung des Schwerpunkts auf die kantonalen und partikularstaatlichen Mittelpunkte und möglicher Beschränkung der Centralgewalt. Weitere, aber nicht gerade nothwendige Voraussetzungen des glücklichen Bestandes reiner Demokratien sind die Abgelegenheit von internationalen Konflikten und starken Militärmonarchien, in sozialer Beziehung Vorherrschen des Mittelstandes, eine tatsächliche Richtung auf die Gleichheit, wie sie sich namentlich in Ackerbaucolonieen (Union) und in Gebirgsgegenden (innere Schweizerkantone) ergibt. Selten treffen diese Voraussetzungen aber alle zusammen, namentlich hat das Aufstreben zu höherer Kultur zugleich die Tendenz, den Durchschnittszustand sozialer Gleichheit, diese Hauptvoraussetzung wahrer Demokratien, zu beseitigen, ihn mit vielerlei aristokratischen Elementen zu durchbrechen, und wo in Folge hiervon der Gegensatz des plebejischen und patrizischen Elements ein starker geworden, entweder zur Aufhebung der Demokratie durch eine aristokratische Verfassung oder zur Beseitigung der Republik durch ein auf die Plebejer sich stützendes Cäsarenthum (Rom) zu führen.

Nach dieser kurzen Charakteristik der drei Staatsformen, die im Verlauf der ferneren Untersuchung noch ergänzt und vervollkommenet werden soll, wenden wir uns nun direkt zur Beantwortung der Frage, welchen Einfluß jede derselben auf den Gang und die Entwicklung des Handels in einem Staate auszuüben vermag. Indem wir dabei streng nach der oben angegebenen Methode verfahren, dürfen wir gleichwohl nicht darauf verzichten, die von uns aufgestellten Sätze an der Hand der Geschichte mit beweisenden Belegen zu versehen, da jene nur so auf Wahrheit und innere Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann. Zuerst aber mag der Begriff des Handels und seine Culturbedeutung hier kurz erörtert werden.

Der Handel ist diejenige Thätigkeit, welche für die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse durch die Bewegung und Verschaffung der Güter von einem Ort zum andern sorgt; der Begriff des Handels fällt also zunächst unter die Kategorie des Raums und er ist somit der durch menschliche Thätigkeit und menschliche Berechnung hervorgebrachte örtliche Wechsel der Güter. Darin sind aber eine Reihe von Gesichtspunkten enthalten, die noch zu entwickeln sind.

Auf der einen Seite steht also der den Handel vermittelnde Mensch, der Kaufmann, der sowohl eine genaue Kenntniß der Bedürfnisse der übrigen Menschheit, als der Waaren und Gegenstände, welche diese Bedürfnisse zu befriedigen im Stande sind, besitzen muß, mitten inne aber eine Reihe von Einrichtungen und Veranstellungen, die den Handel erst ermöglichen und ihrem innersten Wesen nach staatlicher und öffentlicher Natur sind. Forschen wir hier etwas genauer nach, so werden wir finden, daß es im Beginn der Geschichte eines jeden Volkes der Staat oder die die Herrschaft besitzende Gewalt war, welche die Zustände und äußeren Bedingungen erschuf, die die Existenz des Handels ermöglichten.

In erster Linie handelt es sich natürlich um die Gründung eines geordneten Staats- und Rechtslebens, in welchem Jeder Freiheit und Schutz seiner Person, sowie auch unbefristeten Genuß seines Eigenthums und Besizes gewährleistet findet. Diese Voraussetzungen sind der Angelpunkt des gesammten menschlichen Culturlebens und des Handels insbesondere. Wie soll derselbe auch nur zur Entwicklung gelangen können, wenn ihm gleich von vorneherein der Lebensnerv abgeschnitten ist? Die Geschichte der Civilisation und der Cultur der Menschheit läuft ja schließlich gerade darauf hinaus, daß die Anfangs verschwommenen und unbefständigen rechtlichen und staatlichen Zustände der einzelnen Völker größere Stabilität gewannen und heute noch ist dies das Ziel und das Ideal, dem auch die moderne Zeit, natürlich mit gesteigerten Ansprüchen und Anschauungen, nachstrebt. —

Steigen wir hier etwas mehr ins Einzelne herab, so weiß Jeder aus der Culturgeschichte, daß z. B. der Begriff des Eigenthums bei Jäger- und Hirtenvölkern fast noch gar nicht vorhanden ist, daß er sich mit zunehmender Cultur hauptsächlich in Grund und Boden firt, daß namentlich im Mittelalter der Völker das auf Forderungen, Arbeitsleistungen und anderen Rechtstiteln beruhende Eigenthum in rechtlicher Hinsicht noch nicht die lebenskräftige Existenz gewonnen hat, wie in der Neuzeit, daß vielmehr erst in dieser alle Rechtsphären gleichmäßig ausgebildet und anerkannt worden sind. (Man vergleiche z. B. die Skrupulosität unserer modernen Rechtsstaaten bei Expropriationen gegenüber den Zuständen des Mittelalters, wo der Staat oder der absolute Herrscher Jeden ohne Weiteres seines Vermögens berauben konnte.) Wo wir von der Geschichte eines Volkes hören, ist die Gesetzgebung zuerst thätig, um die Begriffe von Mein und Dein festzustellen, und wenn diese Thatsache in der Regel in ein mythisches Dunkel gehüllt wird, so daß Götter es gewöhnlich gewesen sind, die den Menschen die Gesetze lehren, so ist dies nur ein um so deutlicher Beweis für die hohe Bedeutung, welche diesem Momente von jeher beigelegt wurde.

Betrachten wir die verschiedenen Staatsformen und ihr Verhältniß zum Schutz des Eigenthums, so ergeben sich, je nachdem wir eine Zeit und ein Volk wählen, sehr verschiedene Resultate. In den asiatischen Despotieen, wo der König Herr über Leben und Gut des einzelnen Unterthanen ist und dieses Recht nach Gutdünken und Laune ausüben darf, ist natürlich von einem Eigenthum in unserem Sinne nicht die Rede. Freilich blühte in den alten assyrischen, babylonischen und persischen Despotieen der Handel auf eine uns unbegreifliche Weise, erklärt sich aber sehr leicht durch die auch von Despoten stets wohlverstandene Regierungsmaxime, die Völker ruhig arbeiten zu lassen, damit man ihnen in der Form von unerschwinglichen Steuern ihr Eigenthum und ihren Erwerb wieder nehmen konnte. Einzelne Ausbrüche königlicher Launen waren freilich nicht selten und da Jeder dieselben fürchten und überdies auch noch habfüchtigen Statthaltern und Beamten entgehen mußte, so war das Streben, seinen Gewinn und seinen Reichtum zu verbergen und möglichst geheim zu halten, natürlich allgemein, und noch heute findet man deshalb im Orient, namentlich in Ostasien, die Verwendung der Edelmetalle zur Thesauration, statt daß die gemachten Gewinne bei gesicherten Rechtszuständen zu neuen Handelsunternehmungen verwendet wurden. In Europa wurde diesen schädlichen Wirkungen des staatlichen Abso-

luthismus durch die Lehren des Christenthums, durch den Einfluß der dem Staat coordinirten Kirche und das Emporwachsen von privilegierten Ständen, Zünften u. s. w. die gefährlichste Spitze abgebrochen, obgleich es gerade die Kirche war, welche z. B. durch das Verbot des Zinsnehmens dem Handel und der wirtschaftlichen Entwicklung des Mittelalters den Lebensnerv abzuschneiden suchte. Noch im vorigen Jahrhundert kam es in Neapel vor, daß es zur Zeit der Schwangerschaft der Königin 6 Monate lang verboten war, Schuldner einzuklagen und zu exekutiren! Welche Störung daraus für den ganzen Handel und die Industrie erfolgte, kann man sich denken. Auch eine sogenannte aufgeklärte Despotie, wie z. B. Rußland, wo bis vor Kurzem noch die Confiskation des Vermögens als politische Strafe angewendet wurde (massenhaft früher in Polen), kann dem Handel in Beziehung auf Eigenthum und dessen Schutz nicht unter allen Umständen dieselben Garantien geben, wie die Charte eines europäischen Kulturstaates.

Was die Handelsrepubliken des Alterthums und des Mittelalters betrifft, so scheint hier die Gesetzgebung in der That auf sehr vollkommener Stufe gestanden zu haben. Nach Herodots Bericht trieben die Karthager und Phönizier einen sogenannten stummen Handel mit den Bewohnern der Westküsten Afrikas, und zwar in der Weise, daß die wilden Ureinwohner Goldstaub an einen bestimmten Platz niederlegten, während die Phönizier an denselben Ort Waaren brachten. Wurden letztere weggenommen, so bedeutete dies, daß die Einwohner zufrieden waren und den Fremden das Gold überließen; blieben die Waaren aber mehrere Tage liegen, so wußten diese, daß sie noch mehr Waaren für das Gold geben sollten, und nie soll es vorgekommen sein, wie Herodot erzählt, daß die Phönizier oder Karthager das Gold weggenommen hätten, ohne ihre Waaren zurückzulassen. Die Strenge der italienischen Städte im Mittelalter in Beziehung auf Schuldschutz war sprichwörtlich. J. B.

Es darf nicht sein: kein Ansehn in Venedig
 Vermag ein gültiges Gesetz zu ändern.
 Es würde als ein Vorgang angeführt
 Und mancher Fehltritt nach demselben Beispiel
 Griff' um sich in dem Staat . . .

(Shakespeare, der Kaufmann von Venedig.)

Weil der Fremde in seinem Eigenthum und in seinen Rechtsansprüchen ebenso geschützt wurde, wie der Einheimische, war es auch möglich, daß sie mit allen Völkern in Handelsbeziehungen treten konnten.

Man glaube übrigens nicht, daß das bis jetzt von uns Angeführte hinsichtlich des Eigenthums und der Forderungsrechte, namentlich was ihre Schädigung und Verletzung betrifft, nur eine vergangene historische Thatsache sei, und daß die heutigen Staaten Europas in dieser Beziehung allen modernen Ansprüchen entsprechen. Jeder Kaufmann weiß, daß z. B. in Spanien (ein Staat, der, beläufig gesagt, seine eigenen Gläubiger, sowohl die ausländischen wie die inländischen, nicht zu befriedigen im Stande war) es äußerst schwer, unter Umständen fast unmöglich ist, Forderungen einzutreiben; auch von Italien galt früher dasselbe, während sich jetzt die Verhältnisse in dieser Hinsicht in erfreulicher Weise zu bessern beginnen.

Wir werden durch die zuletzt angeführten Beispiele zu den modernen Rechts-

staaten geführt, welche ja die eigentlichen Vertreter des Handels sind. In England, dem ersten Handelsstaat der Erde, wird kein ausländischer Kaufmann vergeblich um sein Recht nachsuchen, ebenso wenig in Amerika, und wenn man häufig Klagen über schleppenden Justizgang und Rechtsverweigerung hört, so liegt der Grund weit mehr in der Unkenntniß der Ausländer, als in einem üblen Willen der Gerichte. Wirklich musterhaft sind in dieser Beziehung die Einrichtungen in Amerika: die ganze Union ist vermessen und die Katasterkarten sind sowohl bei der Centralregierung in Washington, als bei den Regierungen der einzelnen Staaten aufbewahrt, so daß z. B. ein Streit über den Besitz von Grund und Boden nahezu unmöglich gemacht ist; auch die Schuljustiz ist dort prompt und hat vor der englischen den Vorzug, daß sie das Formenwesen der ersteren ausgestoßen hat. Dagegen denke man an den Rechtsgang in Deutschland und im übrigen Europa im vorigen Jahrhundert, an das sprichwörtlich gewordene Kammergericht zu Weßlar!

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß Verfehlungen gegen das Eigenthum, namentlich der Diebstahl, mit zunehmender Cultur immer strenger bestraft werden, und in Republiken viel drakonischer als in despotisch regierten Monarchien. Von der früheren Strenge des Mittelalters dürfen wir absehen, denn die auf Diebstahl dort angelegte Todesstrafe stand wenigstens in gleichem Verhältniß zu den Strafen anderer Verbrechen, während heutzutage verhältnißmäßig die Vergehen gegen das Eigenthum am strengsten bestraft werden. Man denke z. B. an die Gesetzgebung Englands, die noch vor wenigen Jahrzehnten Jedem mit dem Galgen bedrohte, der der Fälschung überführt werden konnte, an die Gesetze einiger Staaten Nordamerikas, namentlich im Westen, wo jetzt noch auf Diebstahl die Todesstrafe gesetzt ist; dasselbe ist auch in einigen englischen Colonien Australiens der Fall. Dazu nehme man noch die öffentliche Meinung gegen den, der sich gegen das Eigenthum Anderer vergangen hat, und vergleiche damit die Zustände des absolutistisch regierten Spaniens, wo ein jahrelanges Räuberleben den Einzelnen gar nicht entehrt! Es wurzeln diese Verhältnisse und Anschauungen so tief im Bewußtsein eines ganzen Volkes, daß sie nicht wohl zu vertilgen sind; der tiefere Grund davon liegt aber eben in der Art und Weise, wie ein Volk regiert wird und welchen Einfluß die Staatsform, die es gewählt, auf sein geistiges und sittliches Leben ausübt.

In den alten europäischen Staaten, die eine Jahrhunderte lange Geschichte schon hinter sich haben, begegnen wir noch verschiedenen Ueberbleibseln der alten Feudalzeit, die auf den Handel in der störendsten Weise einwirken. Dahin gehören vor Allem die Fideicommiss, der gebundene Grundbesitz, ein für unsere Rechts- und Culturzustände unpraktisches und geradezu unsittlich zu nennendes Verhältniß.*) Unpraktisch, weil die Bedeutung des Adels in unserer industriellen Zeit vollständig verschwunden ist, und unsittlich deshalb, weil zu Gunsten einiger Wenigen noch Privilegien forteristiren und vom Staat geschützt werden, welche das Eigenthum der anderen Staatsbürger auf die unverantwortlichste Weise beschädigen. In Frankreich hat die Revolution damit allerdings schnell aufgeräumt und auch die Restauration konnte dieser Errungenschaft nichts anhaben, nur in Deutschland ist dieser Zustand noch geblieben und steht als schwarzer Fleck in

*) Diese Ansicht dürfte von manchen Seiten Widerspruch finden.

H. v. Reb.

unserem Culturleben da. Wie schneidend contrastirt dagegen die leichte Beweglichkeit und Uebertragbarkeit des Grund und Bodens in Amerika von einer Hand zur anderen!

Lassen wir jedoch diese noch aus früheren Zeiten herrührenden Verschiedenheiten und versetzen wir uns mitten in das Industrielieben der heutigen Welt; wir werden auch hier noch Contraste und Gegensätze genug finden, die ihren letzten Grund in der verschiedenen Form des Staats und der Regierung haben.

Schon die individuelle und lokale Freiheit in Beziehung auf den Handel bieten in unseren modernen Staaten der Verschiedenheiten genug dar. Noch hat der Einzelne nicht das Recht, überall und unter allen Verhältnissen Handel zu treiben, wie er will. In Deutschland wurden vor nicht langer Zeit die Zünfte begraben und auch der Handel hat noch nicht lange die beengenden Fesseln des Zunftzwanges abgestreift. Unsere Enkel werden es vielleicht unglaublich finden, daß es eine Zeit gegeben hat, in der eine bestimmte Lehrzeit vorgeschrieben war und daß der Etablirung eines Kaufmanns an einem Orte durch Einsprache brodneidiger Concurrenten unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt werden konnten. Die französische Revolution von 1789 war es wieder, welche auf dieser Seite der persönlichen Freiheit des Menschen Geltung verschaffte, und wenn man in Deutschland zur Erreichung desselben Resultats mehr als 70 Jahre bedurfte, so ist daran hauptsächlich die ruhigere phlegmatischere Natur des Deutschen Schuld, dem eine langsame gesetzmäßige Entwicklung besser zuzusagen scheint, als eine gewaltsame Reorganisation wildernatürlicher und ungerechter Zustände. Welch' schwere Kämpfe kostete es in Deutschland, um das Hausirgewerbe zu gestatten, welch' strenge Präventivmaßregeln wurden gegen die Ausartung desselben angewendet und wie ungehindert durchstreift dagegen der Pedlar das ganze Gebiet der großen transatlantischen Republik! In Deutschland namentlich mit seinen vielen Staaten und Städtchen schlich sich bei den mit ihren Dynastien aufs engste verwachsenen Bevölkerungen ein gewisser zäher Schlendrian ein, der alles der Regierung anheimstellte, sich aufs Vereitwilligste von ihr bevormunden ließ, alles für und nichts durch das Volk geschehen lassen wollte. Erst jetzt, wo die Schienenstränge die spießbürgerlichen Grenzen und Anschauungen durchbrochen haben, pulst auch hier ein regeres, frischeres Leben und das Gesez der Apathie und Trägheit ist nicht mehr stark genug, um der freien, alles mit sich fortreisenden Konkurrenz ein lähmendes Gegengewicht gegenüberzustellen.

Wleiben wir gerade bei den eben genannten Eisenbahnen stehen, so erkennt man an ihnen recht deutlich den Unterschied der verschiedenen Staatsformen. Wie lange Zeit hat es bedurft, bis die Regierungen nur dazu gelangten, die Conzession zum Bau von Eisenbahnen zu geben oder solche selbst zu bauen? Wie bureaukratisch ist die Verwaltung der Bahnen in den monarchischen Staaten des Continents, wie engherzig die Concessionsbedingungen für neue Linien, namentlich für solche, die mit einer schon bestehenden Staatsbahn etwa concurriren konnten! Welche Sünden wurden namentlich von den kleineren deutschen Staaten in dieser Hinsicht begangen, welche die Bahnen häufig nicht nach den Bedürfnissen und Interessen des Verkehrs, sondern nach der Lage ihrer Residenzstädte bauten! Es kam in der Reaktionsperiode der fünfziger Jahre nicht selten vor, daß einzelne Bezirke und Gegenden, die dem Zug der Zeit folgend, die Be-

wegung des 1848er Jahrs mit Freuden begrüßt hatten, dadurch von Seiten der Regierungen gestraft wurden, daß sie den Bau von Bahnen durch solche Gegenden hartnäckig verweigerten, unbekümmert darum, ob dadurch vielleicht die ganze Industrie eines solchen Bezirks für immer ruiniert wurde. Wie ganz anders sind diese Verhältnisse in England und in Amerika! Dort gibt für die Richtung eines Schienenstranges nur der Handel den Ausschlag, keine politischen und noch viel weniger Kirchthumsinteressen, und wie einfach ist der Verwaltungsapparat dieser Bahnen, die nur Privatunternehmungen sind, im Vergleich mit den continentalen Staatsbahnen! Was ein vernünftiges Eisenbahnnetz aus einem Lande in kurzer Zeit machen kann, zeigen England, Belgien und Nordamerika. Eine Eisenbahnkarte dieser Länder bietet einen ganz gleichmäßigen Anblick dar, keine Gegend ist vernachlässigt, in Belgien und England z. B. ist keine einzige bedeutendere Stadt, die nicht nach allen Richtungen hin eine Bahnverbindung hat und es ist dies ein recht deutliches Bild der Freiheit, deren sich in diesen Ländern der Bürger erfreut, sich zu bewegen und zu handeln, wie er will. Anders schon ist es mit Frankreich und die Concentration fast sämmtlicher Bahnen in dem Knotenpunkt Paris, was auf jeder Karte sehr leicht bemerkbar ist, gibt ein deutliches Bild davon, daß auch auf diesem Gebiet die napoleonische Centralisation herrscht. In Rußland vollends wurde der Bau der Eisenbahnen, namentlich in seiner Anfangsperiode, nur nach militärischen und strategischen Gesichtspunkten von der Regierung gestattet! Blicken wir auf die Schweiz, so hat diese ein durchaus rationelles System und wenn auch bei der Ausführung desselben häufig kantonale Sonderinteressen in scharfen Conflict miteinander geriethen, so wurden doch keine Hauptinteressen des Handels und Verkehrs dadurch geschädigt.

Was folgt aus alle dem?

Wohl nur dies, daß, wenn schon bei einer äußeren Einrichtung für den Handel, was ja die Eisenbahnen sind, so durchgreifende Unterschiede in den verschiedenen Staaten bemerkbar sind, diese bei dem Handel selbst und bei seiner Ausübung noch größer und auffallender sein müssen.

Wir reden natürlich hier nicht von vergangenen Zeiten, wo der Staat geradezu beschränkend dem Handel gegenüber austrat, sondern wir haben es mit unserer Jetztzeit zu thun, wo noch so manches Stück Mittelalter in unsere moderne Eisenbahn- und Telegraphenperiode hineinragt. Man denke nur an die Unzahl von faktischen oder rechtlichen Monopolen und Privilegien, an die Regale, überhaupt an diejenige Thätigkeit des Staats, wo derselbe als Concurrent den Privatunternehmungen direct gegenübertritt; welche Unnatur, wenn der Staat als Unternehmer mit der Wucht seiner souveränen Omnipotenz das Princip der freien Concurrenz, des Lebensnerves aller Industrie und alles Handels illusorisch macht. Die Monarchieen sind von jeher die Pflanzstätten der Privilegien und Monopole gewesen und es wird sich nicht leicht ein nothwendiger Lebensartikel finden lassen, der nicht schon im Laufe der Zeit von der Staatsindustrie zu fiskalischen Zwecken ausgebeutet worden ist. Die Volkswirtschaftslehre hat auf das Unzweideutigste dargethan — und selbst die Vertreter der Regierungen können dagegen nicht stichhaltig remonstriren — daß der Staat immer am theuersten und unproduktivsten wirtschaftet, daß sein Verwaltungsmechanismus nicht auf die Verhältnisse des Privatlebens und der freien Unternehmungen, die oft schnell hinter-

einander rasche Dispositionen und ebenso schnelle Veränderungen der eingeschlagenen Richtung verlangen, passen kann, daß er der Privatindustrie nur schadet und sich selbst keinen Nutzen und Gewinn verschaffen kann, im Gegentheil oft noch Schaden leidet, da ihm die Steuern entgehen, die ihm die Privatunternehmung, die sich mit demselben Object befaßt hätte, bezahlen würde. In Württemberg z. B. kann vermöge des Berg- und Hüttenwesens die Eisenindustrie, zu der doch alle Vorbedingungen hinlänglich vorhanden wären, nicht aufkommen. Wir könnten noch Duzende von solchen Beispielen anführen, wo der Staat in mißverstandenen Finanz- und Polizeinteresse den Handel und die Industrie eines ganzen Landes auf das empfindlichste beeinträchtigen kann. Dies aber haben alle diese Beispiele als gemeinsames Merkmal, daß man sie regelmäßig auf dem Boden bureaukratisch regierter Monarchien findet. Welchen Contrast bietet dagegen die Schweiz und Nordamerika! Der Begriff Staatsindustrie — genau genommen an sich schon ein heillosler Widerspruch — existirt dort gar nicht und kann auch nie praktisch werden; denn die Grundlage dieser Staatswesen beruht auf dem demokratischen Princip der freien und ungehemmten individuellen Bewegung.

Der prägnanteste Ausdruck einer Staatsform, welche auf den Handel und die Industrie eines Landes den unzweideutigsten Einfluß auszuüben vermag, ist die sogenannte Geldoligarchie oder die Plutokratie; eine staatsrechtliche Gestaltung derselben existirt zwar eigentlich fast nirgends, doch ist sie auch innerhalb des Staats eine bedeutende Macht, die im Stande ist, den Ton anzugeben. Sie entsteht in der Regel erst bei Erreichung höherer Kulturstufen, bei vorherrschend beweglichem Vermögen und geht hauptsächlich von den größeren Städten und Centralpunkten des Handels und Verkehrs aus. Sie erwächst hauptsächlich aus der Uebermacht des großen beweglichen Vermögens, in der Landwirthschaft durch Auskauf der Bauernhöfe und Ueberführung des Grundeigenthums in wenige große Hände und der Verwerthung im Wege der Verpachtung oder der extensiven Landwirthschaft (Weide- und Viehwirthschaft). Auf dem Gebiete der Industrie bildet sich die Geldoligarchie besonders leicht nach Sprengung des den Mittelstand stützenden, aber bei beweglichem Verkehr nicht mehr haltbaren Zunftwesens durch die Macht des Maschinen- und Fabrikbetriebs, im Gebiete des Handels durch die Herrschaft des Großkapitals über vorübergehende Conjunkturen, namentlich auch durch Beherrschung der Börse, welche in mancher Beziehung förmlich als Instrument der Vernichtung und Ausbeutung kleinerer Vermögen durch die großen Massenvermögen betrachtet werden kann. Der Entwicklung und Ausbildung der Geldoligarchie muß die Entwicklung des Kreditwesens mächtig zu Hilfe kommen; denn unter Verhältnissen, welche zur Selbstbewirthschaftung des Vermögens oder des größeren Theils desselben zwingen, ist der Anhäufung von massenhaften Reichthümern eine viel engere Grenze gesetzt, als wo in leichter Verwaltung Millionen im Wege des Kredits sich anhäufen lassen. Die neuere Entwicklung der Volkswirthschaft, namentlich die des Staatsschuldenwesens, das eine sehr bequeme und verhältnismäßig sichere Anlage des Vermögens gestattet, legt deshalb auch die Gefahr geldoligarchischer Zustände für die nächste Zukunft ziemlich nahe. Das System der ungehemmten freien Konkurrenz dient vorzugsweise der Entfaltung der Macht des Großkapitals. Dennoch ist es unmöglich, jener Gefahr wegen auf die freie Konkurrenz zu verzichten, da dieses für Kultur

Verhältnisse von so beweglichem Charakter, wie es die gegenwärtigen sind, geradezu unentbehrlich ist. Die Gefahr, in solche Zustände zu verfallen, liegt für alle Staatsformen, mögen sie demokratisch oder monarchisch sein, gleich nahe; doch hat es der einzelne Staat in seiner Macht, durch sein Verhalten und seine Politik im Innern dem Herannahen solcher Zustände zu begegnen. Es ist auch hier wieder Amerika, das die besten Fingerzeige in dieser Beziehung an die Hand gibt. Durch die daselbst auf breiterster Grundlage ermöglichte Volksbildung kann sich allein aus der Masse abhängiger Arbeiter immer wieder ein selbständiger Mittelstand emporheben. Man wird es verhindern müssen, daß Gesetzgebung und Verwaltung ausschließlich und einseitig durch die Klassen des großen Grundbesitzes, wie es noch heute im größten Theile von Europa die Grundbedingung des modernen Parlamentarismus ist, beherrscht werden; man hat die Entwicklung des Kredits auch nach unten hin, hauptsächlich durch Einrichtung von Unterstützungs-, Spar- und andern Kassen zu entwickeln, dabei aber auf Seiten des Staats vor jeder direkten Einmischung zu Gunsten der unteren Klassen sich zu hüten. Merkwürdiger Weise zeichnet sich die Geldoligarchie stets durch politische Charakterlosigkeit aus; denn während das instinctive Gefühl der Massen in ihren Haß gegen die Geldoligarchie in der neueren Zeit in dem Hang zu socialistischen und kommunistischen Theorien ihren Ausdruck gefunden hat, und deshalb namentlich bei einem auf Grundlage des dritten Standes errichteten Cäsarismus stark zum Absolutismus hinneigt, von dem sie den kräftigsten Schutz gegen die Ausbeutung durch das große Kapital erwartet, führt die Geldaristokratie, wie jede andere Aristokratie, allmählich zur Vertrocknung aller Kultur, zum Untergang der Wenigen in Luxus und der Massen in Noth, und ist in nationaler Beziehung kosmopolitisch, wie das fluktuirende Kapital, auf welchem sie beruht, bald beweglich und oppositionslustig, so lange keine Gefahr für die Interessen des Handels und der Industrie vorhanden ist, aber dem Despotismus ergeben, sobald es unruhige Freiheitsbestrebungen niederzuschlagen gilt, welche die Sicherheit des Kapitals und seiner Rentabilität gefährden. Die Reaktion der Masse des Volks gegen die Geldoligarchie geschieht gewöhnlich in jenen Theorien und Aufhebungen, welche neben der von der Geldoligarchie selbst zugestandenen formellen Freiheit auch die materiell praktische Gleichheit verlangen, sowie neuerer Zeit in den Erscheinungen des Socialismus und Kommunismus und in der sogenannten socialen Demokratie, in den Judenverfolgungen der mittelalterlichen Städte und in den agrarischen Unruhen der römischen Republik.

Wenn gleich, wie schon einmal hervorgehoben, die eben geschilderten Verhältnisse gerade nicht in einer förmlich ausgeprägten Staatsform erscheinen, so sind sie doch immerhin bedeutend und wichtig genug, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, zumal die jetzige Richtung der industriellen Verhältnisse zur faktischen Errichtung der Geldoligarchie hindrängt.

Gewissermaßen ein Gegenstück zu der Plutokratie bildet der Cäsarismus, namentlich die moderne Gestalt desselben. Derselbe ist diejenige monarchische Staatsbildung, welche das nach langen inneren Parteiwirren auf einer höheren Kulturstufe besonders sehnüchzig hervortretende Verlangen nach Ruhe und Ordnung durch Militärtyrannen befriedigt. Wenn die Parteidämpfe der Demagogen untereinander, der Haß der Reichen und der Armen, der Despotismus einer

zugelassen Menge alle Interessen einer höheren Civilisation gefährden, wenn sich Keiner mehr seiner eigenen Freiheit und Herrschaftsfähigkeit mehr sicher fühlt, so wollen endlich die Meisten Ruhe um jeden Preis; sie ziehen eine geordnete Unfreiheit einer gefährvollen Freiheit vor. Durch Herstellung der Ruhe steigt daher der Cäsarismus aus dem Schlund der Anarchie und den übermäßig bewegten Zuständen einer höheren Kultur auf, als der letzte Nothruf für die Staatsordnung einer sich überlebenden Gesittung (so z. B. aus den Partekämpfen der späteren römischen Republik das Imperatorenthum, aus den inneren Kämpfen der späteren hellenischen Staatsbildung die Tyrannen und die makedonische Militärherrschaft, in neuester Zeit aus der übermäßigen Bewegung der ersten und dritten französischen Revolution der napoleonische Absolutismus). Das Machtmittel einer solchen Monarchie ist ein starkes an die Person des Herrschers gekettetes Heer, gegen unten wird die Herrschaft erhalten durch Schmeichelei gegen die Menge, durch Darreichung von materiellen Vortheilen und Lustbarkeiten an den hauptstädtischen Pöbel (*panem et Circenses*), durch scheinbare Beibehaltung des demokratischen Prinzips (allgemeines Stimmrecht) u. s. w. Am meisten leiden unter dieser Staatsform die Bourgeoise und die aristokratischen Elemente (politische und finanzielle Niederdrückung desselben im heutigen Frankreich).

Indessen hat der Cäsarismus dem Handel schon die besten Dienste geleistet. Die Wiederherstellung ruhiger und geordneter Zustände, die feste Handhabung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit und namentlich das Bewußtsein einer längeren Dauer der Ordnung ermöglichen eigentlich erst das Aufblühen des Handels. Einen signifikanten Beweis dafür liefert Frankreich. Unter dem Zulkönigthum war die Nation in eine beispiellose Versumpfung gerathen, ein ungeheurer Schlendrian hatte sowohl im Handel als in der Industrie Platz gegriffen, das Prohibitiv- und Schutzollsystem feierte seine größten Triumphe, und Frankreich bot gerade kein erfreuliches Bild dar. Als nach der Revolution der dritte Napoleon den französischen Thron bestieg, wehte bald ein ganz anderer Geist und trotz des verzweifeltsten Widerstandes von Seiten aller Industriellen betrat er die Bahn des Freihandels und ist auch nie mehr von ihr abgewichen. Ein so straffes und energisches Regiment, wie es Napoleon führte, war geradezu nothwendig, nach einer so langen Zeit der weichen und unthätigen Energielosigkeit. Freilich verträgt weder der Handel noch die Industrie auf die Länge ein despotisches Regiment, und auch sie streben im Bunde mit den anderen Elementen des bürgerlichen Lebens darnach, die in der Folge unerträglich gewordenen Fesseln zu sprengen; aber immerhin kann ein aufgeklärter Despotismus namentlich in materieller Beziehung seine guten und unter Umständen nicht zu entbehrenden Dienste leisten. Für Spanien z. B. würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen diese Regierungsform den Vorzug vor jeder anderen verdienen, wie sie auch nach unserer Ansicht für Rußland die einzig mögliche Form ist.

Werfen wir nun einen Blick auf das bisher Gesagte, so ergibt sich, daß für den Handel weder die eine noch die andere Staatsform als die absolut richtige und nothwendige gefordert werden kann, sondern daß je nach den Verhältnissen und Umständen bald diese, bald eine andere am Plage ist. Die ideell vollkommenste Staatsform ist freilich die Republik mit ihrer Steigerung des individuellen Bewußtseins der Bürger, ihrer Kraft, Energie und Beweglichkeit, auf

Grundlage davon der schnellen Entwicklung des Wohlstandes und der Kultur, dem aufopfernden Bürgerfinn, dem stolzen Freiheitsfinn des Einzelnen, der rationalistischen, keine Ueberlieferungen achtenden Staats- und Lebensauffassung, und der geradlinigen und schnellen Ausführung der Reformen, wo man solche für nothwendig erkannt hat. Sie ist aber nicht überall möglich und an den Vertretern des Handels und der Industrie wird es deshalb auch sein, sich dasjenige Maß von Freiheit zu erringen, dessen sie auf einer höheren Kulturstufe ohne Schädigung ihrer Interessen und ohne zu verkümmern, nicht entbehren können.

Theodor Wenzelburger.

Der Käse auf der Pariser Ausstellung 1867.

Ausführliche Mittheilungen über die auf der Pariser Ausstellung befindlichen Käsegattungen der verschiedenen Länder zu machen, sind wir nicht im Stande, da dies eine Arbeit des für diese Abtheilung aufgestellten Preisgerichtes ist; wohl aber ist uns Gelegenheit gegeben, Beobachtungen, welche ein Fachmann über diesen Gegenstand in Paris machte, so wie die Besprechung einiger über den ausgestellten Käse gefällten Urtheile wieder zu geben, welche wir den „Alpwirtschaftlichen Monatsblättern“, dem Organ des schweizerischen alpwirtschaftlichen Vereines, entnommen haben.

„Ein Uebelstand,“ sagt der Berichterstatler der Monatsblätter, „welcher spezielle Studien in Beziehung des Käses außerordentlich erschwerte, war die Aufstellung dieses Produktes an den verschiedensten Orten. Dasselbe mußte theils in eigenen Kellern, wie z. B. der schweizer Käse, theils bei den übrigen Produkten, wie z. B. Frankreich, Bayern, theils in den Wirtschaftsgebäuden der Nationen, so z. B. in der holländischen Farm im dunklen Keller, im russischen Bauernhause u., gesucht werden.“

„Diesem Umstande ist es beizumessen, daß wohl unter 1000 Besuchern der Ausstellung kaum einer die schweizerischen, und unter 5000 kaum einer die holländischen Käse gesehen haben wird; ja, wir sind überzeugt, daß uns selbst trotz vierzehntägigem Suchen, Nachfragen und Studiren manche Milchprodukte entgangen sind; so waren wir z. B. nicht im Stande, englischen Käse zu Gesicht zu bekommen. In wie fern die angewiesenen Lokale für die Aufbewahrung glücklich gewählt waren oder nicht, ob die Besorgung der Produkte eine wünschbare gewesen — darüber wird uns der offizielle Bericht nähere Auskunft geben. Wir können hier nur bezeugen, daß es höchste Zeit war: „„mit dem schwei-

zerischen Käse abzufahren,“ wenn derselbe nicht einer sehr fühlbaren Entwerthung ausgesetzt werden sollte!“

„Die zwei Eitelungen, welche während unserer Anwesenheit in Paris über die schweizerischen Käse abgehalten wurden, hatten insofern ein unerfreuliches Resultat, als sich nur sehr wenig Nachfrage nach denselben zeigte und schließlich sich noch ein schweizerischer Käsenegociant der verlassenen Stüde erbarmen mußte. Mit dem Grevener Käse ging es noch so leidlich, als aber die großen Emmenthaler an die Reihe kamen, da erschrafen die wenigen anwesenden Käufer ordentlich vor den „Colossen“, wollten nichts von den ausgerufenen neunzig Rappen per Pfund hören, obschon bekannt ist, daß in Paris guter Emmenthaler Käse für Fr. 1. 50 bis Fr. 2 verkauft wird, und machten sich aus dem Staube. Die ganz harten, fetten (Schab-) Käse, die Têtes de moine u. s. w. schienen sie gar nicht zu kennen, wollten sie auch keines Blickes würdigen, obschon sie noch besonders darauf aufmerksam gemacht wurden.“

Wir werden die Gründe, aus welchen diese Abneigung hervorgeht, später besprechen, wenn von dem französischen Käse die Rede sein wird.

Die „Sonntagspost“ glaubt nach ihrem Urtheil über die Milchprodukte der Schweiz: „daß der alte, ehrliche Schweizerkäse wieder in seine ihm voriges Jahr streitig gemachten Rechte eingesetzt worden sei.“ Es ist freilich sehr erfreulich, daß zwei goldene Medaillen der schweizerischen Käsefabrikation zugefallen sind und sie sich hienit wieder die ihr gebührende Anerkennung erworben hat. Allein mit den weiteren Folgerungen des Berichterstatters des genannten Blattes sind wir nicht einverstanden. Er sagt nämlich:

„Wenn man im vorigen Jahre viel darüber schrieb, die Technik unserer Käseerei sei zurückgeblieben, so müssen wir gestehen, daß wir dies nicht verstehen. Das Gewerbe ist ein durchaus empirisches, aber obschon den rationellen gewerblichen Strebungen von Herzen zugethan, zweifeln wir, ob in dieser Sache das Licht der Wissenschaft Vieles zu Stande zu bringen vermöge. Für Käse von dieser Beschaffenheit wird man sich immer ungefähr in der herkömmlichen Fabrikationsmanier zu halten haben. Ein Anderes wäre es, wenn mehr Entrahmung der Milch vorkäme, als früher, oder wenn man über Reinlichkeit (Unreinlichkeit) sich zu beklagen hätte, oder wenn Sorglosigkeit im Lagern einrisse. Wozu aber Besorgnisse im Großen und Ganzen, wenn die Ausfuhrtabellen das Gegentheil nachweisen?“

„Also eine sehr bedeutende Zunahme, und zwar eine stetig steigende! Sind die Preise, was wir nicht beurtheilen können, entsprechend, so ist der Zustand dieser Industrie ein unbedingt erfreulicher.“

„Die Vertheilung an der Kunstausstellung ist ziemlich bedeutend; es sind 25 Aussteller. Wir sind gespannt, zu erfahren, ob man die vortrefflichen feinen Bellelay-Käse von Seite der Jury richtig erkannt und anerkannt hat.“ (Leider nicht, so viel uns bekannt.)

Seit 20 Jahren haben wir uns stets mit großer Hochachtung über unsere schweizerische Großkäsefabrikation ausgesprochen und sie vielfach als einen so naturwüchsigen und ohne fremde Hilfe sich Bahn brechenden Erwerbszweig bezeichnet, wie demselben wohl kein zweiter an die Seite gestellt werden könne — allein dessenungeachtet dürfen wir fragen und

haben vielfach gefragt, ob nicht das Gute noch zu verbessern sei, und gerade die Wahrnehmungen in Paris und Frankreich überhaupt haben uns belehrt, daß ja freilich die Wissenschaft der Erfahrung (Empyrie) des Käfers noch wesentliche Dienste zu leisten im Stande sei.

Wir wollen bloß zwei Beispiele anführen. Ist etwa das Thermometer kein Instrument der Wissenschaft? Unsere Käser brauchen dasselbe jetzt allgemein, während sie sich früher widersetzen, dasselbe zu gebrauchen. Sie brauchen es aber immer noch viel zu wenig, weil ihnen die Wissenschaft noch nicht genug an die Hand gegangen ist. Es ist gegenwärtig bloß eine vielfach ausgesprochene, aber nicht genug begründete Thatsache, daß durch zu hohe Temperaturgrade beim Brühen der Käse ein Theil des Fettes wiederum aus denselben herausgebracht wird, was ein offenbar großer Nachtheil ist. Da darf und muß die Wissenschaft untersuchen, und — wenn man heute noch wenig Zutrauen zu ihr hat, wird man später hierin ihre Rathschläge gerade so befolgen, wie man das Thermometer von ihr angenommen hat. In Frankreich und Holland wird durchschnittlich der fette Käse bei viel niedrigeren Temperaturgraden fabrizirt, als in der Schweiz, theilweise ganz ohne Feuer. Freilich hängt damit der schnellere Absatz der Waare zusammen, aber dieser letztere ist ja gerade wünschbar, namentlich für die Schweiz, die ihr Kapital ebenso gerne in schnellen Umlauf bringt, wie andere Länder.

Hat man in der Schweiz irgendwo Käse pressen, durch welche der Druck bis aufs Pfund genau regulirt werden kann? Wir haben noch keine gesehen — und doch wird man wohl nicht in Abrede stellen können, daß zu einem guten Käsefabrikat jeweilen ein bestimmter Druck gehört und dieser Druck nach der Größe des Stückes regulirt werden muß. In Paris waren in der holländischen Farm zwei Pressen verschiedener Konstruktion aufgestellt, durch welche dem erwähnten Uebelstande abgeholfen und das Gewicht der Pressung ganz sicher für große, wie für kleine Käse bestimmt werden kann.

Die Behauptung, daß in vielen Käsereien die Entrahmung der Milch häufiger vorkommt, als früher, darf nach vielen und selbst von auf eigene Rechnung das Geschäft betreibenden Käsern zugestandenen Nachweisungen nicht weiter in Abrede gestellt werden.

Die statistischen Notizen blenden auf den ersten Blick, denn es sind in denselben an und für sich schöne Ergebnisse nachgewiesen, vergleicht man aber die schweizerische Ausfuhr mit derjenigen anderer Länder, so schrumpfen sie bedeutend zusammen. Rechnen wir den Centner Käse durchschnittlich zu 65 Fres., was offenbar zu hoch gegriffen ist (denn es sind auch halbfette und magere Käse mit aufgezählt), so kommen wir mit der schweizerischen Ausfuhr vom Jahr 1866 kaum etwas über die Hälfte (16 Millionen) dessen, was Holland jährlich an Käse ausführt (30 Millionen).

Allerdings war der Preis der Waare in den letzten Jahren ein sehr erfreulicher und dürfen einzelne Rückgänge weder abschrecken noch entmuthigen — allein wenn auch obiger Preis unseren Erwartungen entspricht, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Schweiz überhaupt den höchsten Preis aus den Milchprodukten zieht. Im Gegentheil fällt eine Vergleichung mit den Preisen anderer Länder (Frankreich, Holland) zu Ungunsten der Schweiz aus, ja, wir haben sogar

in der Schweiz einige Gegenden, welche ihren halbfetten, schnellreifen Käse zu den gleichen Preisen absetzen, wie andere den ganzfetten.

Doch wir sind von unserem Thema ziemlich abgeirrt, wir wollen wieder einlenken und nach Paris zurückkehren.

Ueberschauen wir die Gesamtleistungen der Käsefabrikation an der Ausstellung in Paris, so können dieselben wohl nicht mit Unrecht als sehr unbedeutend taxirt werden, denn sie entsprechen sehr wenig der Wichtigkeit, die der Käse als Nahrungsmittel namentlich unter den Völkern Europa's einnimmt.

Die Paar Edamer Käse geben uns ebenso wenig einen Begriff von der ausgedehnten und mannigfaltigen Käsefabrikation in Holland, als der große, schöne bayerische Emmenthaler Käse, welcher unter den übrigen Produkten Bayerns ausgestellt ist. Es mag nicht ohne Interesse sein, hier ein Verzeichniß der Aussteller nach den verschiedenen Ländern einzureihen, aus welchen sich einzelne merkwürdige Schlüsse ziehen lassen.

Land.	Bemerkenswerthe Käsearten.	Aussteller.
Portugal		1
Algerien		1
Belgien		1
Norwegen		2
Preußen		4
Oesterreich		6
Spanien	Schaffkäse	7
Schweden		7
Niederlande (Holland)	Edamer	8
Rußland		9
Griechenland	Schaffkäse	11
Türkei	Gor, Kachaval, en saumure	19
Frankreich	Brie, Roquefort, Camembert &c.	21
Schweiz	Emmenthaler, Gruyère, Unterwaldner Bellesay, Schabzieger	24
Italien	Stracchino, Parmesano, mascarponi cacicoavallo, Schaffkäse	46

Merkwürdige Zusammenstellung! — fährt der Berichterstatter der alpwirthschaftlichen Monatsblätter fort. — Wer hätte geglaubt, daß an einer Weltkäs-Ausstellung in Bezug auf die Bethheiligung der Aussteller Italien den ersten Platz einnehmen und überhaupt die südlichen Länder Europa's so bedeutende Beiträge liefern würden, während vorzugsweise Viehzucht und Weidewirthschaft treibende Länder, wie Oesterreich, Norddeutschland &c., so spärlich vertreten sind. Und nun gar das unermessliche Amerika, in welchem sich Gesellschaften vorfinden, welche 300 Käsereien besitzen und die Milch von 130,000 Kühen verkaufen, hat gar nichts ausgestellt; England mit seinem weltberühmten Cheddar ist ganz zurückgeblieben, nur seine Colonien — Canada 4, Malta, Neuschottland 1 Aussteller — haben etwas Weniges ausgestellt.

Ebenso wenig erhalten wir durch die Ausstellung ein Bild von der Verschiedenartigkeit der Käsefabrikation der einzelnen Länder; es bilden nur die

4 in unserer Tabelle zuletzt genannten Länder ein regeres Interesse, und auch sie geben nur sehr dürftige Auskunft über das ausgedehnte Gebiet der Verwerthung der Milch im Käse.

Vergleichen wir z. B. die schweizerische Fabrikation, wie sie in Wirklichkeit besteht, mit dem, was in Paris ausgestellt war, so gibt uns der kleine Käsefeller unter dem schweizerischen Sektor nur einen sehr mangelhaften Begriff von der Mannigfaltigkeit der schweizerischen Käsefabrikation, und wir wollen hoffen, daß die Milchproduktenausstellung in Bern in dieser Beziehung mehr leiste als Paris.

Ebenso unvollständig hat Frankreich seine Produkte ausgestellt, und hätten wir nicht andere Quellen, um dieses Gebiet zu studiren, so müßten wir eine ganz unrichtige Vorstellung von den ausgezeichneten Leistungen Frankreichs erhalten. Glücklicher Weise ist aber in Paris selbst dafür gesorgt, daß man reiche Gelegenheit findet, das Fehlende zu ergänzen. Die zahlreichen Lebensmittelhandlungen und vor Allem die Käsestände der Halles centrales bieten eine übersichtliche Zusammenstellung und sorgen in ausgedehntester Weise für das feinschmeckende, käseliebende Pariser Publikum; bei einem Besuche der letzteren haben wir 25 Sorten französischer Käse herausgefunden, die alle ihre bestimmten Absatzquellen finden und uns einen deutlichen Begriff vom französischen Geschmack geben.

Unsere Milchproduktenausstellung in Bern wird uns — auch wenn sie nicht so vollständig ist, wie wir es wünschen möchten — Gelegenheit bieten, uns über die schweizerische Produktion besser als bis dahin in's Klare zu setzen, und wir werden aus den gewonnenen Kenntnissen Verhaltungsmaßregeln für die Zukunft zu schöpfen im Stande sein.

Ueber die französischen Käseforten geben wir einen Auszug aus dem Berichte des preussischen Abgeordneten, Herrn Rittergutsbesitzer v. Rath, an das Ministerium für landwirthschaftliche Angelegenheiten über die internationale Käse-Ausstellung in Paris im Dezember 1866. Es enthält derselbe nach unserer Ansicht sehr interessante Winke, die auch für unsere schweizerischen Verhältnisse und namentlich für den schweizerischen Handelsverkehr von Bedeutung sind.

„Am 17. Dezember früh 8 Uhr waren die Mitglieder der Jury berufen und sämmtlich auf die Minute zur Stelle. Die Größe der Stadt bedingt äußerste Pünktlichkeit in allen Verabredungen, die auch nie verabsäumt wird. — Das Eingehen in die Arbeit geschah ungemein einfach und flott. Wir stellten uns Einer dem Anderen vor, so gut es ging. Der Präsident der Jury, Herr Chambellant, inspecteur générale de l'agriculture, theilte uns in Sektionen, und wenige Minuten nach 8 Uhr waren wir an der Arbeit. Ich gehörte mit den Vertretern von Oesterreich und Holland und zwei Franzosen zur Sektion für fremde Käse. — Bei der Arbeit wiederum Alles so einfach als gut arrangirt. Ein Aufseher und drei Arbeiter begleiteten uns jeden Schritt und Tritt, ebenso ein Tisch mit Wein und Brod aller Art, alle Geräthe, die wünschenswerth sein konnten, Messer aller Art, Bohrer zc. waren zahlreich zur Stelle; Listen, zu Notizen für unsere Sektion eingerichtet, wurden Jedem gereicht, sogar Bleistifte in Uebersicht, harte und weiche, lagen auf dem Weintische.“

„Wir haben für jedes fremde Land, das ausgestellt hat, eine goldene, eine silberne, eine bronzene Medaille und eine Ehrenerwähnung zu vergeben,“ sagte der Sektionsvorstand. Da aber das Ausland sehr wenig ausgestellt hatte, so trat bald hier und da Verlegenheit zu Tage, wie man die vier verschiedenen Preise anbringen sollte. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß, wenn ein Land Weniges oder Geringes gebracht hätte, es am besten erscheinen dürfte, wenigstens die ersten der für dasselbe bestimmten Preise, vielleicht alle zurückzuhalten und gar nicht auszugeben. Das war den Franzosen entschieden neu, wurde aber dankbar acceptirt und darnach verfahren.

„Dadurch erhielt Preußen gar keine Ehrenerwähnung. Es war nur eine Spezialität Rieheimer Käse ausgestellt, ein uns Allen höchst unangenehm, scharf schmeckendes Produkt, welches am Produktionsorte vielleicht durch die Macht der Gewohnheit consumirt wird, aber für irgend eine weitere Verbreitung ungeeignet ist.

„Um 11 Uhr war unsere Sektion schon fertig bis auf einen englischen Aussteller, dessen Käse auf der Eisenbahn zurückgeblieben waren.

„Wir wurden auf den anderen Tag, Morgens 9 Uhr, wieder bestellt und sofort ging Jeder seiner Wege. Am anderen Morgen untersuchten wir noch des einen englischen Ausstellers Waaren und fanden bereits Alles in der nunmehr dem Publikum eröffneten Ausstellung nach der Abstufung der ertheilten Preise geordnet und die Preise selbst durch beigelegte elegante Metalltafeln erklärt. Die Jury prüfte nun die Butter und die Maschinen, und um 12 Uhr wurde über die Ausgabe des ersten Ehrenpreises für Frankreich, die große goldene Medaille, verhandelt.

„Es war mittlerweile bei mir die Ueberzeugung durchgedrungen, daß die Franzosen unstreitig Meister vor allen anderen Nationen in der Käsefabrikation sind.

„Um 2 Uhr waren alle unsere Arbeiten beendet, der Herr Chef bemerkte dies mit einem Danke für unsere Bemühungen, und wir waren entlassen.

„Für einen an Gründlichkeit und Bedächtigkeit vielleicht allzusehr gewöhnten Norddeutschen ist es unstreitig schwer, sich in die rasche, leichte Art, wie die Franzosen eine solche Sache behandeln, sofort hineinzufinden; indessen es geht doch, weil eben alle Nebendinge so durch und durch praktisch gehandhabt werden, und ich glaube deshalb doch einen Ueberblick gewonnen zu haben.

„Für unsere Landwirthschaft haben Kataloge und Preislisten nach meinem Dafürhalten wenig Werth. Das Arrêt zeigt uns, daß die Franzosen Seitens des Staates in diesen Concursen vielen einzelnen Branchen große Opfer bringen, und wie sie sie praktisch zu verwenden verstehen, und es werden dadurch wirklich die einzelnen Branchen namhaft gefördert. — Wie aber jede Produktionsbranche erst dann eine volle nachhaltige Bedeutung erlangt, wenn der Handel mit ihren Produkten gut organisiert ist und flott geht, — so wurde auch den diesmaligen Ausstellungen viel Aufmerksamkeit von den Händlern, fast gar keine von den Produzenten gewidmet. Es waren auch bei Weitem die meisten Aussteller Käsehändler. Bei der ausgedehnten Centralisation, welche Paris in Frankreich ausübt, sucht jeder Producenthändler des Landes den Markt der Hauptstadt zu gewinnen, und andererseits jede Provinzialstadt in ihrem öffentlichen Leben und

Treiben nachzuahmen, also strebt jedes Geschäft in Paris einen Preis zu erringen. Solches hilft dem Händler, womöglich mit Paris Geschäfte zu machen, sicher aber, in seiner Heimath glänzender auftreten zu dürfen. Der Händler aber treibt wiederum seinerseits die Produzenten in allen Theilen des Landes an, ein Jeder in seiner Spezialität das Möglichste zu leisten; er kann das Beste theuer bezahlen und thut es willig, dadurch gedeihet eine gute Produktion wesentlich. — Bei uns fehlt es im Allgemeinen noch vielfach an der namentlich die Güte der Produktion fördernden Zwischenstufe des Händlers; in Berlin besteht dieselbe, in den Provinzialstädten noch zu wenig; dort verkauft der Produzent noch zu viel direkt an den Consumenten. Handelt es sich nun vollends bei den landwirthschaftlichen Produkten um Spezialitäten, deren Werth hauptsächlich durch den feinen Geschmack der wohlhabenden Stände bestimmt wird, die ihren, wenn auch verschieden verlangenden Gaumen doch willig ein Stück Geld opfern, wie dies beim Käse unstreitig der Fall ist, so tritt die Wichtigkeit der Zwischenstufe der Händler noch mehr hervor. Der Consument findet beim Händler stets das, was er gerade sucht. Das Verschiedene der Branche ist eben vertreten, er zahlt schließlich gerne gut und viel besser, als wenn er direkt vom Produzenten dasjenige kauft, was er allenfalls gerade brauchen mag, ohne es speziell gesucht zu haben.

„Der Vertreter Oesterreichs, Herr Bahrauer, Käsefabrikant auf seinen Gütern in Mähren und zugleich Käsehändler in Wien, und ich stimmten darin völlig überein, daß die Käsefabrikation in Frankreich hauptsächlich darum so weit gediehen ist, weil sie einen so vortrefflich organisirten Markt habe. Beide fanden wir, daß die englischen, holländischen, schweizerischen Käse, die aus den betreffenden Ländern direkt gesendet waren, nicht besser, vielleicht noch etwas geringer seien, wie die in Frankreich selbst produzierten Imitationen dieser verschiedenen feinen Käsespezialitäten.

„Bei dem bereits erwähnten Meinungskampfe über die Ausgabe des obersten Preises in Frankreich traten die Konsequenzen des vorher Gesagten hervor und siegten auch.

„Man stritt darüber, ob eine Nummer Roquefort oder eine Nummer Gruyère den obersten Preis erhalten sollte; man sagte, der Roquefort sei ein ächt französischer Käse, der Gruyère eine Nachahmung des schweizerischen, man gestand aber auch zu, die ausgestellte Nummer des letzteren sei als solche noch besser, wie die des ersteren. Wir beiden Deutschen, um unsere Meinung gefragt, sprachen sie dahin aus, daß, da die im Lande produzierten Käse doch immerhin inländische Milch verwerthet hätten, es weniger darauf ankomme, ob man eine dem Lande eigenthümliche Spezialität oder eine Imitation im Käse hinstelle, als darauf, daß das erzeugte Produkt die meisten Nehmer und relativ die besten Zahler auf dem Markte fände. Da also im speziellen Falle der Gruyère wenigstens ebenso gut wie der Roquefort sei, wenigstens ebenso gut wie dieser versendet werden könnte, die Milch wenigstens ebenso gut verwerthe, aber in Summa der erstere vielleicht zehnmal so oft auf den Märkten, des In- und Auslandes zusammen genommen, begehrt werde, wie der letztere, so würden wir den ersteren vorziehen. Die fragliche Nummer Gruyère erhielt den obersten Preis.

„Aus diesen allgemeinen Beobachtungen,“ sagt Herr v. Rath weiter, „er-

laube ich mir einen Schluß auf unsere Situation zu ziehen. Die Käsefabrikation ist eine Industrie, bei der es wenigstens ebenso viel auf die rationelle, sorgfältige Manipulation, wie auf das Rohprodukt ankommt, was die Beschaffung einer werthvollen Waare anbelangt, und man kann wohl fast überall durch die Behandlung der Fabrikation verschiedene beliebte Käseforten herstellen. Die Unterweisung vieler Milchproduzenten in diesen gar nicht leichten Manipulationen ist aber schwerlich bald durchzuführen, zumal uns an den meisten Stellen noch die Zwischenstufe der Händler in so großer Anzahl fehlt, die den Produzenten antreiben.

„Ich finde also für uns den Plan, den die überaus rührige Lokalabtheilung Bittburg an der Eifel eben auszuführen im Begriff steht, für unsere norddeutschen Verhältnisse sehr passend und entschieden beachtungs-, ja nachahmungswerth. Man sandte einen Mann vom Fach nach Frankreich, der nach dem Besuch vieler Käsereien einen tüchtigen französischen Werfführer engagierte. Leider brach die Cholera im Bittburger Bezirke so heftig aus, daß zunächst sie, nachher der Krieg den Beginn der Fabrikation in diesem Jahre verhinderte. In 1867 sind Käsefabriken in den kleinen Städten des Bezirkes projektirt, zu welchen die in denselben vorhandenen vielen Viehhalter im genossenschaftlichen Verbande die Milch bringen. Man wird dahin streben, diejenigen beliebten Käseforten zu produziren, welche exportfähig sind. Man kann somit die Fabrikation erfahrenen Händen übergeben, man arbeitet in Etwas in's Große und kann deshalb mit Erfolg operiren. Dieser Weg scheint mir für die dortigen kleinen, aber auch für manche landwirthschaftliche ähnliche Besitzverhältnisse sehr passend. Gedeihe die Sache, was bei der Energie, die dort schon manche ähnliche gelingen machte, zu hoffen steht, so haben wir ein Beispiel und eine gute Schule zur Ausbildung von Arbeitern für das Fach zugleich.

„So viel ich Preußen kenne, will ich nur einen einzigen Distrikt ausnehmen, in welchem ich es nicht für nöthig erachte, Käsefabrikationsgenossenschaften anzurathen. Es ist dies meine spezielle Heimath, der Niederrhein. Hier werden die verschiedenen, auf dem Markte beliebten und gut bezahlten, auch haltbaren Sorten holländischer Käse gerade so gut wie in Holland selbst erzeugt, und zwar schon seit langer Zeit. Diese heimisch gewordene Industrie setzt auch bereits ihre Produkte an größere Käsehandlungen ab und hat in den letzten Jahrzehnten bedeutend an Ausdehnung und an Qualität der erzeugten Waare gewonnen.“

Dr. v. Schm.

Niederländisch Indien *).

Staatsrechtliche Verhältnisse, Einkünfte, Producte und Handel.

Von

Prof. Dr. A. v. Schwarzkopf.

I.

Die im 1. Hefte des 19. Bandes unserer Zeitschrift enthaltenen „National-ökonomischen Betrachtungen über China“ geben uns die Veranlassung zu vorliegender Arbeit, welche einen wichtigen Theil des Erdballes, besonders in Bezug auf Erzeugnisse und Handel behandelt, deren erster Abschnitt die staatsrechtlichen Verhältnisse, die Einkünfte, Producte und den Handel von Niederländisch Indien überhaupt, der zweite Abschnitt aber speciell die Pflanzen- und Thierwelt, den Bodenbau und Gewerbesleiß der Insel Java und Madura behandeln wird.

Die Niederländische Regierung gelangte auf dem Wege des Staatsvertrages in den Besitz von Niederländisch Indien; dieser Vertrag wurde 1824 zwischen Holland und Großbritannien abgeschlossen und trat Holland nach demselben seinen Besitz auf dem hinterindischen Festlande an Großbritannien ab, welches ihm dafür, mit Ausnahme von Singapur, das dem Festlande zugeschlagen wurde, die alleinige Botmäßigkeit über die großen und kleinen Sunda-Inseln und den Molukken-Archipel zuerkannte, einen Umkreis, welcher nicht nur der umfangreichste, sondern auch der gebietende, beherrschende ist und ein in sich geschlossenes Ganzes bildet.

Ein gleichmäßiges Verhältniß zu dem gesammten Gebiete hat die Niederländische Regierung trotz dem Vertrag von 1824 nicht erlangt; dasselbe zerfällt in 1) unmittelbare, 2) mittelbare und 3) nicht botmäßige Gebiete.

Zu den unmittelbaren Gebieten gehören Java und Madura, ein großer Theil der West- und Ostküste von Sumatra, die Inseln Banka, Riou, Biliton, ein Theil von Celebes, ein großer Theil der West-, Süd- und Ostküste Borneos, die molukken Inseln Amboina, Banda, Ternate, Timor zur Hälfte. Mittelbare, unter Niederländischer Oberhoheit stehende Gebiete sind: die kleinen Sunda-Inseln, die Batta-Länder auf Sumatra, mehrere Gebiete auf Borneo und Celebes, die Sangir und die Molukken. Nicht botmäßig ist Atschin auf Sumatra, der Sultan von Sulu für sein Besizthum auf Borneo und andere dortige Fürsten. Während der gesammte Archipel mit Ausschluß der Lu-Tschu-Inseln, der Mad-

*) In vorliegender Arbeit wurden benutzt: Handbuch der Geographie und Statistik von Dr. Wappäus; ferner: Het Byblad van de Economist; Het Kulturstelsel op Java; Bydragen tot de Lenni van de voornaamste Voortbrengselen van Nederlandsch Indie; F. Gyp, Schilberungen aus Ostindiens Archipel u. a.

schiko-Inseln und der Philippinen ca. 31,500 Quadratmeilen umfaßt, beträgt das unmittelbare und mittelbare Gebiet der Niederlande 25—26,000 Quadratmeilen, so daß demnach fünf Sechstel des Archipels den Niederländern gehören.

Regierung und Verwaltung. Der König der Niederlande wird durch den auf Buitenzorg bei Batavia wohnenden Gouverneur-General repräsentirt, welchem die dem Könige gebührende Ehrerbietung und der dem Könige schulbige Gehorsam erwiesen werden muß; ihm kann ein Lieutenant-Gouverneur-General beigeordnet werden. Der Gouverneur-General ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht, er kann Krieg erklären und Frieden und Verträge mit den eingeborenen Fürsten und Völkerschaften schließen, alles jedoch unter Beachtung der Befehle des Königs. Dem Gouverneur-General steht der Rath von Indien, bestehend aus 4 Räten, einem Vicepräsidenten und einem Schriftführer zur Seite, welcher nur beratende, nicht beschließende Stimme hat; in seinen Erlassen und Verfügungen hat der Gouverneur bloß auszusprechen, ob er in Uebereinstimmung mit dem Rathe oder aus alleiniger eigener Erkenntniß den Beschluß gefaßt habe. Er darf, unter Beachtung des Reglements für Indien und der Befehle des Königs, in allen Angelegenheiten, welche nicht durch das Gesetz geregelt sind oder geregelt werden müssen, und deren Regelung dem Könige nicht vorbehalten ist, allgemeine Verordnungen erlassen, ja dies sogar in dringenden Fällen thun, wo sie anders durch das Gesetz getroffen werden müssen. Verantwortlich ist der Gouverneur zunächst dem König, allein unbeschadet des Rechtes der General-Staaten zu seiner Verfolgung; verfügen die General-Staaten letztere und erhält er davon amtliche Kenntniß, so hat er sein Amt niederzulegen. Für den Fall seiner Abwesenheit oder Krankheit wird er durch den Lieutenant-Gouverneur, und, wenn ein solcher nicht ernannt ist, durch den Vicepräsidenten des Rathes für Indien vertreten.

Die innere Verwaltung wird unter Befehl und Aufsicht des Gouverneur-Generals von „Direktoren“ geleitet, deren Zahl, Befugniß und Wirksamkeit der König zu bestimmen hat. Die Spitzen dieser Verwaltungszweige treten, so oft es der Gouverneur-General verlangt, als „Rath von Direktoren“ zusammen. Die Verwaltung der Geldmittel und die Rechenschaft in Betreff derselben hat die „allgemeine Rechnungskammer“ zu besorgen.

Um die volksthümlich angestammten Einrichtungen des Gemeinwesens bei den Eingeborenen möglichst unangetastet bestehen zu lassen und ihnen die Herrschaft der Europäer weniger fühlbar zu machen, hat man die eingeborene Bevölkerung, soweit es die Umstände erlauben, unter der unmittelbaren Leitung ihrer, von der Regierung anerkannten Oberhäupter gelassen, natürlich unter Aufsichtigung der oberen europäischen Behörden.

Das in das a) Grundgebiet, d. h. Java und Madura, und b) in Außen-Besitzungen, d. h. in übrigen unmittelbaren und mittelbaren Theilen getheilte Gebiet, wird in Regierungs- und Verwaltungskreise eingetheilt. Ein Regierungskreis heißt „Residentie“, der oberste Beamte „Resident“; in den Außen-Besitzungen werden auch wohl „Gouverneure“, mit Residenten unter sich, ernannt und haben diese eine ausgedehntere Vollmacht. Sie haben in ihren Gebieten das beste Einvernehmen mit den benachbarten europäischen Regierungen, den indischen Fürsten und Bevölkerungen aufrecht zu erhalten und alles, was zu

Zwist und Mißverständniß Veranlassung geben kann, zu vermeiden, sowie andererseits feindliche Angriffe gegen das Grundgebiet mit allen Mitteln abzuwehren. — Die Residenten haben die Befehle des Gouverneur-Generals, sowie die Weisungen der Direktoren in Ausführung zu bringen, müssen mit diesen in unausgesetztem Verkehre stehen, haben die Grundsteuer zu erheben und die jährliche Umlage zu besorgen, wobei sie von den Obziehern, beaufsichtigenden europäischen Beamten, unterstützt werden. Auch mit der Ausübung der Rechtspflege im Land-Naade sind sie betraut, fungiren als Untersuchungsrichter und haben die Gefängnisse, die Postanstalten, die Speicher der Regierung und das öffentliche Bauwesen unter ihrer Aufsicht.

Für die Rechtspflege gilt derselbe Grundsatz, wie für die Verwaltung: mögliche Anschließung an das herkömmliche Landes-Volksrecht. An der Spitze des gesamten Gerichtswesens steht der Gouverneur-General; derselbe hat jeden wichtigen Urtheilspruch mit seiner Unterschrift zu versehen; auch steht ihm das Recht der Begnadigung, nicht aber ein Eingriff in den Rechtsgang, zu.

Für die Europäer bestehen eigene Gerichtshöfe, Raaden van Justitie, aus europäischen Rechtsgelehrten, welche nach Niederländischem Gesetzbuche Recht sprechen. Als Oberappellationsgericht spricht der hohe Gerichtshof zu Batavia Urtheil. Für die Eingeborenen bestehen eigene Gerichtshöfe aus Eingeborenen und zwar 1) der Distrikts-Naad, 2) der Regents-Naad, 3) der Land-Naad, 4) die Regtbank van Ommegang. In den beiden letzten führen Europäer den Vorsitz und zwar im Land-Naad der Resident, in der Regtbank van Ommegang das zum herumreisenden Richter bestellte Mitglied des Naad van Justitie. Jedem Gerichtshof ist ein muhamedanischer Ausleger des Koran, ein Panghulu, beigegeben, sowie, wo anderes als muhamedanisches Gesetz gilt, ein eingeborener Rechtsverständiger. Die Strafurtheile des Regents- und Land-Naades sind der Beurtheilung von Seiten des hohen Gerichtshofes unterworfen.

Die Einkünfte bestehen aus direkten und indirekten Steuern, Monopolen, Verpachtungen, aus von Seiten der Regierung betriebener Ausbeutung des Bodens und sonst verschiedenen Abgaben und Einnahmen.

Für unseren Zweck genügt es aus den von der Regierung veröffentlichten Rechnungsablagen, aus dem ersten Titel derselben „Verpachtungen“ bloß die Einnahmen vom Opiumverbrauch und den 4. Titel „Handel“ ganz zu berücksichtigen.

Der höchste Ertrag des Opiumverbrauches war im Jahre 1856 fl. 8,405,208., von welcher Summe aber noch fl. 3—400,000 abgezogen werden müssen. Der Posten erwächst nämlich aus zwei Einnahmen: 1) aus der Steuer für die Erlaubniß, Opium im Kleinhandel, d. h. unter 125 Ratti = 135 Pfd., und in den, ihn zum Genuß geeignet machenden Zustand verarbeitet zu verkaufen; 2) aus dem Absatz des rohen Opiums von Seiten der Regierung an diese Opiumhändler. Aller Opium, welcher auf dem Grundgebiete eingeführt und dort zum Verkauf gebracht wird, muß zuvor an die Regierung abgestanden werden; was weiter wieder zur Ausfuhr bestimmt ist, muß unter Regierungsverschluß in den Regierungsspeichern gelagert werden. Alle Kleinhändler, mit Ausnahme derjenigen in den Außen-Besitzungen, müssen ihren Opium von der Regierung kaufen. Um den Opiumgenuß möglichst zu erschweren, ist der Preis

auf fl. 100. = 60 Thlr. für das Ratti oder Pfund Zollgewicht festgesetzt. Die Erlaubniß zum Kleinhandel wird denjenigen zugestanden, welche die einzelnen ausgebotenen Kawelinge^{*)} rohen Opiums zu dem festgesetzten Preise übernehmen, und zugleich in Betreff der monatlichen Pachtsumme für die Erlaubniß das höchste Angebot thun; reichen diese dann mit ihrem Vorrathe nicht aus, so konnten sie bis zum Jahre 1854 noch den vierten Theil der zuerst erstandenen Masse zum Preis von fl. 25. = 15 Thlr. per Ratti erhalten; die ursprünglich gekaufte Masse heißt „Tieban“, die nachbewilligte „Sieram“. Die Beschränkung des Sieram sollte den Verbrauch in Grenzen halten; allein was die Pächter nicht von der Regierung erlangen konnten, suchten sie auf dem Wege des Schmuggels nach; diese Beschränkung wurde daher aufgehoben und die Regierung beabsichtigt nun eine Beschränkung durch Vertheuerung, indem sie die Pacht erhöhte.

Der Verkauf an Opium von Seiten der Regierung betrug, nach Hartwig Brauer,^{*)} im Jahr 1854 fl. 4,312,500. = 2,587,500 Thlr.; sie kaufte das Ratti zu ca. fl. 12 $\frac{1}{2}$. = 7 $\frac{2}{3}$ Thlr. und verkaufte 48,280 Ratti à fl. 100. als Tieban und 7380 Ratti à 25 fl., letztere als nachbewilligten Sieram, und machte daher einen Gewinn von 800 Prozent. Größeren Gewinn würde die Regierung noch haben, wenn sie den Schmuggel beseitigen könnte, denn der Schmuggler verkauft seinen Opium zu fl. 17. = 10 Thlr. das Ratti.

So geht es mit der Statistik, und, wollen wir gleich hinzusetzen, mit der Volkswirtschaft. „Es gilt sonst als Regel,“ sagt Brauer, „daß, je freier der Verkehr, desto mehr Angebot, desto größere Wohlfeilheit; wer das theoretisch bezweifeln wollte, wäre einem Reher gleich zu achten; aber wie? Im Sinne dieses Grundsatzes hat der vorige Gouverneur-General zunächst auf Java das Marktgeld abgeschafft, weil es hieß, daß in Folge einer solchen Maßregel der Zufluß der Waare zum Markte reichlicher und daher der Preis der Lebensmittel niedriger werden, also dem Volke zu Hülfe gekommen werden würde. Diese Maßregel war eine verkehrte und die Einnahme aus dem Marktgelde, ca. fl. 2 Millionen, war verschwunden, der Preis der Lebensmittel aber war nicht gesunken; denn bei Erhebung des Marktgeldes suchte jeder Verkäufer, was er einmal zu Markte gebracht hatte, mit möglichst geringem Schaden loszuschlagen, um nicht noch einmal Marktgeld bezahlen zu müssen; nunmehr aber, da der Verkäufer, ohne Abgabe, seine Waare, wenn sie sich nur halten will, so oft es ihm beliebt, zu Markte bringen kann, hält er den Preis höher und das Ergebnis war, daß von Herabsetzung des Preises nur in ganz vereinzelten Fällen die Rede sein kann. Weitere Verpachtungen finden für die Gerechtigkeiten zum Schlachten, zum Fischen, zum Verkauf geistiger Getränke, zum Halten chinesischer Spielhäuser u. dgl. statt.“

Bevor wir zum 4. Titel „Handel“ übergehen, wollen wir hier kurz bemerken, daß Titel 2: Einnahme von Ein- und Ausfuhrzoll, ein großer Theil desselben nur in einer eingebildeten Einnahme besteht, indem der Betrag des Ausfuhrzolles mitgerechnet ist, den die Ausfuhr für Rechnung der Regierung

^{*)} Geographie und Statistik von Dr. Stein und Dr. Hörschelmann, neu bearbeitet von Dr. Wappäus. 2 Bde. 4 Lieferungen.

zu erlegen haben würde. Unter diesen Titel gehören ferner die Gebäude-, die Pferde-, Fuhrwerks- und Clavensteuer. Der 3. Titel: Einkünfte von Grund und Boden enthält die Abgabe vom Ertrag des Grundbesitzes in Erhebung von Grundmiete und in Besteuerung der Fischteiche, Tambak, in welchen die Javanesen Fische ziehen, um sie einzusalzen; der Inhalt dieser Weiher gilt als Bodenschatz und liefert die Fischleichensteuer; ein weiterer Posten besteht in Rückzahlungen von Vorschüssen zur Förderung des Ackerbaubetriebes und im Hauptposten ist die Boden- und Gewerbesteuer zusammengefaßt. Erstere, die Bodensteuer, kann in baarem Gelde oder in Arbeitsleistung abgetragen werden.

Wer seine Mitgliedschaft am Gemeinwesen als Gewerbsmann ansüßt, hat Gewerbesteuer zu zahlen; diese beträgt für den Javanesen fl. 1—5. oder $\frac{3}{4}$ —3 Thlr. jährlich, sie wird jedes Jahr von neuem festgestellt. Befreit von ihr sind: die nicht Haupt des von ihnen bewohnten Hauses und die zu arm sind, um jährlich fl. 1. aufzubringen; die Gebrechlichen, die über 60 Jahre alten, welche nicht auf eigenen Namen Betrieb führen, die Bedienten der inländischen Häuptlinge.

Die im 4. Titel der Rechnungsablage der Regierung „Handel“ auftretenden Hauptposten erwachsen aus dem Absatz und der Verwerthung der Bodenerzeugnisse, welche für Rechnung der Regierung gezogen werden. — Pflicht des Gouverneur-General ist es, den Getreidebau zu befördern und hiezu muß die Bevölkerung angespornt und ermuthigt werden, da sie sich nicht über die Beschaffung der gewöhnlichen Nothdurft hinaus betriebsam zeigt. Vor allem kommt hier Java in Betracht. Dem Landesherkommen, dem Adat, zufolge gehört aller Grund und Boden dem Landesherren als Eigenthümer, und der im Besitze desselben befindliche Anbauer ist verpflichtet, dem Grundeigenthümer den fünften Theil der Reisernte auszufahren und ihm zugleich bei der Bearbeitung seiner eigenen Flur Dienste zu leisten; ob er die Ablieferung des fünften Theiles seiner Ernte durch 66tägigem Herrendienst abfinden konnte oder ob er neben der Abgabe von der Ernte noch verpflichtet war, gegen Entgelt den Dienst zu leisten, liegt in den Mittheilungen über das Adat nicht klar vor; die Niederländische Regierung aber hat die Sache so aufgefaßt, daß sowohl Erntebgabe zu entrichten, als auch Herrendienst gegen Entgelt zu leisten sei, und da sich die Eingeborenen dem fügten, so wird dies wohl auch so in Ordnung gewesen sein. Diese Einrichtung hat auf die Bevölkerung einen heilsamen sittlichen Einfluß geübt, denn die Regierung sieht sich nicht mehr auf lauter zwangsweise eingestellte Arbeiter beschränkt, sondern es finden sich je mehr und mehr, die sich freiwillig zur Uebernahme der Arbeit einstellen.

Die Dorfschaft, welche den fünften Theil ihrer Reisflur, die sie noch nicht in volle Benützung nimmt, an die Regierung zum Anbau solcher Bodenerzeugnisse, welche auf europäischem Markte gesucht sind, abtritt, ist von der Zahlung der Bodensteuer oder Landrente befreit. Die Zahl der zu stellenden Arbeiter aus der Dorfschaft richtet sich nach dem Umfang des abgetretenen Flurtheiles. Ist der Ertrag der Flur von größerem Werthe als die Bodensteuer betragen haben würde, so behält die Regierung diesen Vortheil nicht für sich allein, sondern ein Theil desselben kommt der Dorfschaft zu Gute; der Schaden aber, welcher ge-

macht wird, wird allein von der Regierung getragen. Zur Erleichterung der Last werden die verschiedenen auf einander folgenden Arbeiten an verschiedene Arbeiter vertheilt; so ist z. B. beim Zuckerbau ein Theil mit der Arbeit bis zur Reife des Rohres, ein zweiter mit dem Einern, ein dritter mit der Beförderung in die Zuckermühlen, ein vierter bei der Arbeit in den Zuckermühlen beschäftigt.

Die Regierung bedient sich der Vermittlung von Unternehmern da, wo die Zurichtung des Erzeugnisses viele Sorgfalt, Sachkenntnis und genaue Aufsicht erfordert; sie giebt solchen Leuten Geld und stellt ihnen Arbeiter zur Verfügung; die mit denselben abgeschlossenen Verträge heißen „Cultuur-Contracten“. In einem Theil derselben ist die Ablieferung des Erzeugnisses an die Regierung ausbedungen, in einem anderen wird der freie Verkauf des ganzen oder des theilweisen Erzeugnisses freigegeben. Einige Erzeugnisse werden, um das Ergebnis besser beurtheilen zu können, theils an Unternehmer überlassen, theils durch Regierungsbeamte bearbeitet. Mit dem Verkaufe der Erzeugnisse hat die Regierung selbst nichts zu schaffen, sondern was sie auf ihrem Boden einerntet oder von den Außen-Bestellungen an bedungenen Lieferungen empfängt, wird durch die Niederländische Handelsgesellschaft „Handelsmaatschappij“ ausgeführt und auf den Markt gebracht.

Der eigene Bodenbetrieb der Regierung umfaßt: den Anbau von Reis, Kaffee, Zucker, Indigo, Thee, Zimmt, Tabak, Pfeffer, des Chinabaums und der Kopalpflanze, letztere zur Cochenillezucht.

Der Reissbau, sagt Brauer, ist eine Vorsichtsmaßregel um in ungünstigen Erntejahren der Bevölkerung zu Hülfe zu kommen, welche vor allem auf Reissnahrung angewiesen ist, aber nur ungerne mehr baut, als sie nothwendig bedarf, oder aber, was sie übrig zu haben meint, ohne Vorbedacht auf den Markt bringt. Im Jahre 1855 waren 62,767 Bahu à 72,000 Quadratfuß mit Reis bebaut, die Einnahme aus dem Reisverkauf belief sich auf über fl. 430,000.

Nicht bloß auf Regierungsboden und für Rechnung der Regierung wird der Kaffeebau betrieben, sondern auch von vielen freiwilligen Anbauern auf eigenem Grund und Boden; diese aber müssen das Erzeugniß gegen festgesetzten Preis an die Speicher der Regierung abliefern, da diese sich das Handelsgeschäft mit Kaffee vorbehalten hat. Nur die Besitzer von sogenannten „particulieren“ Ländereien, also solchen, welche die Regierung früher an Einzelne verkauft hat, dürfen ihr Erzeugniß selbständig verkaufen, sie müssen aber auch den Anbau durch freiwillige Kraft besorgen. Früher bestand für diese Ländereien das sogenannte „Kaffee-Servituit“, wonach innerhalb bestimmter Grenzen auch der Boden derselben zur Bearbeitung für die Regierung unter Anwendung von Zwangsarbeit hergegeben werden mußte; dasselbe ist aber jetzt aufgehoben. — Der Reinertrag des Kaffeegeschäftes belief sich 1856, nach Abzug der auf fl. 11,489,237 berechneten Kosten auf fl. 14,783,011 oder 8,869,810 Thlr. Dabei bemerken wir aber, daß diese Angaben diejenigen sind, welche sich in der Rechnungsablage aufgeführt finden, und daß diese nicht ganz mit den in den Jahresberichten angeführten übereinstimmen, ohne daß zu ermitteln gewesen, wo denn eigentlich der Unterschied, welcher auf die Kostenangabe fällt, seinen Grund hat.

Das Zuckergeschäft ist nicht allein in den Händen der Regierung, sondern es kann sich Jeder mit dem Anbau des Zuckerrohres auf eigener Flur be-

schäftigen und das Erzeugniß frei verkaufen, ja es kann selbst das auf Regierungsboden erzeugte Product unter bestimmten Bedingungen anderwärtig als an die Regierung abgegeben werden.

Die Erzeugung des Zuckers wird nicht durch die Regierung selbst betrieben, letztere schließt Verträge mit Unternehmern ab und gibt diesen nicht allein den zum Anbau bestimmten Boden, sondern auch die von den Einwohnern zu stellenden Arbeiter, und gewährt den Unternehmern zu Gründung oder Betreibung des Geschäftes Vorschüsse. Die Kosten der Anlage einer Fabrik, welche mit leuchtendem Feuer arbeitet, belaufen sich auf fl. 100,000 = 60,000 Thlr., die der Anlage einer Dampffabrik auf fl. 300,000 = 180,000 Thlr. Die Regierung leistet den Vorschuß dieser ganzen Summen zinslos, binnen 10 Jahren in der Art rückzahlbar, daß die Regierung für das an sie abzuliefernde Erzeugniß nur $\frac{1}{10}$ des Betrags zahlt. Der Unternehmer ist nämlich verpflichtet, so lange er seinen Vorschuß noch nicht wieder abgetragen hat, alles Erzeugniß seiner Arbeit an die Regierung abzuliefern; hat er den Vorschuß zurückgezahlt, so wird es ihm zugestanden, einen Theil anderweitig zu verkaufen. Auch kann der Unternehmer jährlich zur Bestreitung der laufenden Kosten einen Vorschuß von der Regierung erhalten und diesen durch Erzeugniß abtragen. Wenn das Rohr beinahe zur Verarbeitung reif ist, haben von der Regierung und den Unternehmern gemeinschaftlich erwählte Sachverständige zu schätzen, wie viel Picul Zucker die Flur zu liefern verspricht. Von jedem Picul der eingegeschägten Masse hat der Unternehmer an die Regierung fl. $3\frac{1}{2}$ = $2\frac{1}{10}$ Thlr. zu entrichten, welcher die Bezahlung der aus den Ortschaften zu stellenden Arbeiter, die Beaufsichtigung derselben bis zur Reise des Rohres obliegt und welche nach der Ernte erhoben werden. Von der Reise ab hat aber der Unternehmer die zum Fertigmachen des Zuckers nothwendigen Kosten noch besonders zu bestreiten. Dit Regierung übernimmt das fertige Product, je nach der Güte, im Preise und gibt höchstens für das Picul, wohl verpackt an den Speichern gebracht, fl. 13. Die Güte ist nach Nummern bezeichnet; früher wurden von Fabriken ohne Dampfarbeit die Erzeugnisse bis zu Nr. 7 hinab angenommen, seit 1850 ist Nr. 10 die niedrigste Sorte; der Dampfzucker fängt mit Nr. 16 an. Der Preis hat sich seit 1840 durchschnittlich auf etwa $9\frac{1}{4}$ fl. = $5\frac{1}{2}$ Thlr., der Reinertrag sehr verschieden, zwischen $13\frac{1}{2}$ fl. = $8\frac{1}{10}$ Thlr. und $6\frac{1}{2}$ fl. = $3\frac{1}{4}$ Thlr. gestellt. Seit 1854 ist festgestellt, daß in allen zu erneuernden Verträgen ausdrücklich eine ausgemachte Anzahl Picul von bestimmten Nummern bezeichnet werde, die zu liefern sei, und daß dabei nicht nur von der Masse, sondern auch von dem höheren Werthe des Uebrigen abgesehen und der Verkauf desselben freigegeben werden soll; die Masse, welche die Regierung für sich verlangt, soll nach dem Durchschnitt dreijährigen Ertrages bestimmt werden. — Das Zuckergeschäft liefert offenbar nicht den Gewinn wie der Kaffeebau, allein es wird befördert, weil es viele Hände beschäftigt und durch größere Bereicherung der Bevölkerung dem Staatswohl in die Hände arbeitet.

Wie mit dem Kaffeebau verhält es sich mit dem Anbau des Indigo: Jeder Andauer kann für den inländischen Verbrauch sein Erzeugniß selbst verwerten; allein die Ausfuhr kann nur unter Vermittlung der Regierung stattfinden, und was denn nun auf eigenem Boden der Pflanze oder auf dem an

Fabrikanten übergebenen Regierungsboden erzeugt wird, muß an die Regierungsspeicher abgeliefert werden. So viel zu erkennen ist, ertheilt die Regierung nur dann an Unternehmer Vorschüsse, wenn sie aus dem Grunde, daß sie die Arbeitskraft der Bevölkerung geschont haben, bei schlecht ausgefallener Ernte in Verlegenheit gerathen sind. Der Anbau des Indigo verlangt nämlich mehr Arbeit und also auch mehr Arbeitskräfte als der des Kaffee und Zuckers, und steht in dieser Hinsicht nur dem Tabacksbau nach; er ist, insofern er durch Zwangsarbeit verrichtet wird, bei der Bevölkerung nicht besonders beliebt, indem er weniger Verdienst abwirft. Nach Brauer hat daher die Regierung im Jahre 1852 den Pflanznerlohn $\frac{1}{4}$ fl. = $\frac{1}{20}$ Thlr. für das Pfund hergestellter Waare erhöht und dabei den Dorfvorständen $\frac{1}{12}$ fl. = $\frac{1}{20}$ Thlr. mehr für das Pfund als Vergütung für ihre Bemühungen bewilligt, unter der Bedingung, daß sie dem Pflanzner seinen Lohn in keiner Weise verkürzen sollen. Zu gleicher Zeit aber ist nach angestellter genauer Untersuchung bestimmt worden, daß nur der fünfte Theil einer Flur zum Anbau von Indigo verwendet werden darf, damit die Bevölkerung nicht über Vermögen ihrer Arbeitskraft in Anspruch genommen wird. Diese beiden Bestimmungen wurden in Folge eingeöffneter großer Mißbräuche getroffen. Die europäischen Beamten erhielten besondere Preise dafür, daß sie reicheres Erzeugniß in den ihnen anvertrauten Gebietsstrecken erzielt hatten; sie gaben nun zum Theil in ihren Berichten eine stehende Anzahl bebaueter Bahu an, hatten aber dabei den Bau auf weiterer Flur betreiben lassen; je mehr Flur, desto mehr Arbeiter, desto größere Anstrengung der Bevölkerung mit Zwangsarbeit, ohne Wissen und Willen der Regierung; aber nicht verhältnißmäßig desto mehr Lohn für die Gesamtheit der Ortschaft, denn die Landrente wurde nur für den amtlich angegebenen Umfang der angebauten Flur erlassen, und auch der Tagelohn nur für so viele Köpfe gezahlt, als für die Arbeit auf dem Umfange dieser Flur nöthig waren; dazu gieng noch die Flur für den Reisbau verloren. Seit dieser Zeit ist eine bedeutende Verminderung der Fabriken eingetreten; während im Jahre 1840 40,844 bepflanzte Bahu 728 Fabriken beschäftigten, welche 2,032,097 Pfund Indigo lieferten, wurden 1856 nur noch 17,716 Bahu bepflanzt und das Erzeugniß von nur noch 324 Fabriken belief sich auf 732,973 Pfund. — Die Einnahme der Regierung belief sich 1854 auf fl. 3,022,095, die Kosten auf fl. 1,269,802, der Reinertrag daher auf fl. 1,752,293.

Der Theebau, sagt Brauer, ist bis auf eine einzige Ausnahme, insoweit Sache der Regierung, daß sämmtliches für den auswärtigen Markt bestimmtes Erzeugniß an sie abgeliefert werden muß. Weber mit der Beschaffung des nöthigen Bodens, noch mit der Stellung von Arbeitern hat sie zu thun; für eigene Rechnung hat sie nur eine Anlage zu Wonosabo in der Abtheilung Ladok der Residentie Bagalen; sonst ist der Anbau selbst allgemein freigegeben. Die Alleinberechtigung des Aus- und Einfuhrgeschäftes bringt der Regierung in keiner Weise Vorthell, und wenn sich die Pflanzner mit der bestehenden Maßregel der Regierung zufriedengestellt zeigen, so hat dies seinen Grund in dem Umstande, daß sie einen ausreichenden sichern Gewinn von ihrer Bemühung ziehen, während die Regierung von der Bemühung, die sie sich mit dem Verkaufe macht, nur Schaden leidet. Es ist eine eigene Erscheinung, die entschieden gegen die Zwangsarbeit zu sprechen scheint, daß seit 1849, seit der Zeit, da die Erzeuger der

Waare selbst für Gewinnung freiwilliger Arbeiter sorgen müssen, von geringerem Umfang bebaueten Bodens sich reichlichere Erzeugnisse haben erzielen lassen. So gaben 1849: 3004 Bahu 961,081 Pfund und 1856: 2706 Bahu 1,876,994 Pfund Thee. — Die Regierung hat sich nun das Schicksal bereitet, daß sie diese Gesamtmasse an sich nehmen und dann den besten Preis zu erlangen suchen muß; da sich aber der auf Java erzeugte Thee auf dem europäischen Markte die Ebenbürtigkeit mit dem chinesischen Thee noch nicht hat erringen können, wenn er sich auch allmählig verbessert ausweist, so macht sie eben Schaden. So ergab sich im Jahre 1854 ein Reinertrag vom Verkauf von fl. 852,649, die Kosten beliefen sich aber auf fl. 1,187,068, demnach ein Schaden für die Regierung von fl. 334,419 oder von 200,640 Thlr. — Die Ausgabe der Regierung für eingelieferten Thee betrug in den Jahren 1843—1854 fl. 7,633,799, und die Einnahme aus Verwerthung desselben nur fl. 4,760,822, es sind also fl. 2,872,977 verloren gegangen.

Der Jlimet-Bau wird unter den gleichen Bedingungen wie der Theebau betrieben und liefert das gleiche Resultat wie dieser, nämlich Verlust, welcher sich von 1848 bis 1854 auf fl. 148,482 belief.

Dem entgegen bringt die Cochenille-Zucht der Regierung Gewinn, welche dieselbe theils für eigene Rechnung, theils durch Unternehmer, mit welchen sie Verträge abgeschlossen hat, betreiben läßt, und zwar zum Theil durch freie Arbeiter, selbst von Seiten der Regierung. Der Verkaufsertrag belief sich in den Jahren 1848 bis 1854 zusammen auf fl. 765,346, die Kosten auf fl. 495,288, der Gewinn daher auf fl. 270,058 = 174,820 Thlr.

Für Rechnung der Regierung wird zum Theil auch der Pfeffer-Bau betrieben und ist für diese sehr gewinnreich. Sie verkaufte in den Jahren 1849 bis 1854 zusammen für fl. 673,344, die Kosten betrugen fl. 101,056, der Gewinn fl. 572,288 oder 343,370 Thlr.

(Schluß folgt.)

Die Petroleumquellen.

Von

Adolph v. Carnap,

Commerzienrath in Düsseldorf.

Nicht die Goldschätze von Peru, Californien oder Australien, kein Ereigniß auf dem Gebiete der Industrie und des Handels hat wohl je die Menschen in einem beschränkten Kreise unseres Erddalls so fieberisch angeregt und mit plötzlichem Reichthum überschüttet, als die Entdeckung und Ausbeutung des Kohlenöls (Petroleum) in Pennsylvanien, wodurch in ganz kurzer Zeit, fast wie durch Zauberei, Millionäre geschaffen sind und viele Tausende zu Wohlstand gelangten. Von einer älteren Entdeckung wird Folgendes erzählt: Vor vielen Jahren theilte der große Geist einem Häuptlinge der Seneca-Indianer im Traume mit, daß er nach einem gewissen Theile des Landes gehen sollte, wo er einen Balsam aus der Mutter Erde quellend finden würde, der gegen äußerliche Krankheiten für rothe und weiße Männer wohlthätig wirken sollte. Der Indianer fand dies bestätigt und curirte sich und Andere damit. Es leben noch jetzt Leute, welche durch die Indianer geheilt worden sind. Der Ort dieser Entdeckung ist auf „Hynd-Farm“ am „Oil-Creek“ in Benango-County, und der Balsam ist in den amerikanischen Apotheken als „Semia-Oil“ bekannt. — Die erste Delquelle und das erste Geschäft wurde in Crawford City nahe Titusville im Herbst 1859 durch Drake, einen intelligenten Mann aus Massachusetts, eröffnet. Er schenkte diesem Geschäft seine ganze Aufmerksamkeit und machte ein gutes Geschäft für sich selbst, aber ein viel größeres für Andere, welche ihm folgten. Von diesen letzteren, den „Delprinzen“, sind vor Kurzem einige zusammen getreten, um Drake, der für arm angesehen wird, mit einem Geschenk von 250,000 Dollars ihre Dankbarkeit zu bezeigen.

Zu Anfang 1860 wurde das Del noch in der einfachsten Weise gewonnen: man schöpfte es, wo man es gerade fand, mit blechernen Töpfen, Schüsseln und Tellern von dem Wasser ab oder man hatte dazu tiefe Löcher gegraben, wohin man in kleinen Strömen das Wasser mit dem Del leitete. Doch fand sich auch schon eine Verbesserung der Gewinnung, indem Delwasser in tiefe Kasten floss, an deren Boden das Wasser abgelassen werden konnte, während das Del zurückblieb. Manche Quellen waren so ergiebig, daß 500 bis 1500 Barrels täglich gefüllt wurden. Mehrere Quellen, die Anfangs sehr ergiebig, waren indessen schon damals erschöpft. Seit jener Zeit hat man aber alle Verbesserungen, die nur der Dankegeist erfinden konnte, bei der Delgewinnung angebracht. Man macht Bohrversuche auf Del, hebt das gefundene durch Pumpwerke, leitet es zu den Raffinerieen und die Fässer werden in ausgedehnten Böttchereien angefertigt, welche durch Wasser oder durch Dampfmaschinen getrieben werden.

Der Distrikt, wo das Del gewonnen wird, beschränkt sich zumeist auf die beiden Grafschaften Crawford und Venango-County in Pennsylvanien (von denen die letztere die reichste ist); doch glaubt man, daß die Delregion gleich der der Kohlen bis Ober-Canada, Georgia und zum Missouri-Strome sich ausdehnt (gleich einer Fläche von circa 50,000 englischen Quadratmeilen). Die Counties Crawford und Venango waren vor der Delentdeckung wenig bevölkert und enthielten nur wenige schlecht kultivirte Farmen. Hügelig und bewaldet, mit schlechten Kommunikationswegen, wurden diese und die anliegenden Counties als eine Wildniß betrachtet. Die ersten Ansiedler waren meistens Dutchmen. Noch vor 5 Jahren konnte der Acker Land mit 5—20 Dollars gekauft werden; jetzt zahlt man dafür, je nachdem man auf ergiebige Delquellen hofft, 500—5000 Dollars. Der Alleghany-Strom, nicht schiffbar, geht durch Venango-County, nimmt eine Menge Creeks und kleine Bäche auf, an deren Ufern die Tausende von theils erschöpften, theils noch in Betrieb befindlichen Delbrunnen liegen, und mündet aus in den Ohio-Strom. Seit kurzer Zeit geht durch diese Counties ein Theil der Great-Western-Eisenbahn von Meadville nach Franklin und von hier nach Del-City. Letzteres ist eine neue Stadt mit 4000 Einwohnern. Die Einwohnerzahl des ganzen Distrikts hat sich seit ein paar Jahren verfünffsigfach und neue Städte und Dörfer und die verschiedenartigsten Fabriken sind wie Pilze nach einem warmen Regen entstanden. Hunderte von Del- und Landcompagnien sind gebildet, wovon die meisten ihre Geschäftsstelle in New-York und Philadelphia haben, darunter natürlich auch manche Schwindelgeschäfte, die weder einen Rechtstitel auf Land, noch auf Del besitzen.

Bis jetzt wird Del nur da gefunden, wo die Kohlenlager zu Tage liegen oder nur mit einer geringen Erdschicht bedeckt sind. In solchen Lagern hat die Atmosphäre seit Tausenden von Jahren auf die Kohle eingewirkt, den Fettstoff gelöst und flüssig gemacht, und nach dem Geseze der Schwere ist er in die Vertiefungen und Höhlen der Erde abgesclossen. Demnach scheint es unzweifelhaft, daß von „Uerschöpflichkeit“ der Quellen nur in sehr uneigentlichem Sinne des Wortes die Rede sein kann, wie denn auch Hunderte von Delquellen jetzt schon leer sind.

Aus zuverlässiger Mittheilung bestehen die nachstehenden Angaben über den außerordentlichen, in stetigem, raschem Wachsen begriffenen Umfang der Förderung von Petroleum in Nordamerika.

An rohem Petroleum wurde in den nachstehenden Jahren gewonnen (nach dem Bremer Handelsblatt):

1861 in Pennsylvanien	600,000	Barrels	} 700,000 B.
„ Westvirginien und Ohio . . .	100,000	„	
1862 „ Pennsylvanien	1,300,000	„	} 1,350,000 „
„ Westvirginien und Ohio, wo in diesem Jahre die Förderung durch den Krieg fast ganz unterbrochen war	50,000	„	
1863 „ Pennsylvanien	1,550,000	„	} 1,160,000 „
„ Westvirginien und Ohio . . .	50,000	„	

1864	„ Pennsylvanien	1,600,000	Barrels	}	1,680,000 B.
	„ Westvirginien und Ohio	800,000	„		
1865	„ Pennsylvanien	2,100,000	„	}	2,200,000 „
	„ Westvirginien und Ohio	100,000	„		
1866	„ Pennsylvanien	980,000	„	}	1,100,000 „
	1. Januar bis 30. April in West- virginien, Ohio und Kentucky	120,000	„		

Zu bemerken ist dabei, daß die Angaben für die drei ersten Jahre auf Schätzung beruhen, denen der folgenden Jahre aber sichere statistische Tabellen zu Grunde liegen. Die regelmäßige Förderung beläuft sich jetzt per Tag (mit Ausnahme der Sonntage):

in Pennsylvanien auf	8,000	Barrels,
„ Westvirginien, Ohio und Kentucky auf	1,200	„
was eine tägliche Durchschnittsproduktion von	9,200	Barrels ergibt.

Davon sind etwa 500 B. auf schweres (lubricating) Del in Westvirginien und Ohio zu rechnen.

Die verheerenden Petroleumbrände in Antwerpen, in New-York und an mehreren Orten des amerikanischen Erdölbezirks haben die Aufmerksamkeit der Wohlfahrtspolizei von Neuem auf die Gefährlichkeit großer Quantitäten von Petroleum gelenkt, die in der Nähe oder wohl gar innerhalb bewohnter Gebäude lagern, und die Feuerversicherungsgesellschaften haben es nicht daran fehlen lassen, durch mitunter übertriebene Schilderungen und Angaben die augenblickliche Strömung zu benutzen und das Petroleum als einen der feuergefährlichsten Artikel hinzustellen. In Folge dessen sind über die Ausladung und Vergung von Petroleum an vielen größeren Plätzen (z. B. Hamburg, Bremen, Frankfurt a. M., Antwerpen, Stettin, Rostock, Amsterdam) Verordnungen erlassen worden.

Die Schwierigkeit, geeignete Bestimmungen zu treffen, liegt hauptsächlich darin, daß große Quantitäten Petroleum, die einmal in Brand gerathen sind, durch die gewöhnlichen Mittel nicht gelöscht werden können, da nur Bedecken mit Erde oder Sand, die in großen Mengen nicht sofort zu beschaffen sind, den Brand zu löschen vermag. Aus diesem Grunde ist es jedenfalls gerathen, große Quantitäten nicht in der Nähe von Wohnungen oder Waarenlagern jeder Art aufbewahren zu lassen, und man kann nur billigen, daß die Hauptdepots außerhalb der Städte verwiesen wurden. Es kommt hinzu, daß gut raffiniertes Petroleum sich zwar nur erst bei einer Temperatur von circa 50° Cels. entzündet, so daß beispielsweise Spiritus weit gefährlicher sein würde, allein nicht jedes Petroleum ist gut raffiniert; bei einer größeren Sendung ist der Empfänger selbst bei dem besten Willen nicht in der Lage, jedes Faß auf seinen Gehalt an dem gefährlichen Petroleum-Aether zu prüfen. Zu erwägen ist ferner, daß die Feuerbrunst auch außerhalb der Lagerstätte entstehen und durch das Ergreifen des Lagers trotz aller Vorbeugungsmaßregeln den sonst unbedeutenden Brand zu einem verheerenden umgestalten kann. Hunderte von Centnern, wie sie nicht selten in den Kellern und Schuppen aufgespeichert liegen, sind dann für die Nachbarschaft nicht viel besser als eine Pulvermine.

Die charakteristischen Merkmale des Petroleumgeschäfts der Vereinigten

Staaten im Jahre 1866 waren große Produktion, bedeutende Zunahme der Ausfuhr und starkes Sinken der Preise. Der Betrag der Produktion wird verschieden geschätzt, während Einige annehmen, er sei im Durchschnitt täglich 9000 Barrels, und gegen das Ende des Jahres, der sinkenden Preise halber, auf 6—8000 Barrels gefallen, kommt ein uns vorliegender Bericht auf die Summe von 12,000 Barrels als tägliches Produkt zu Ende 1866 in:

Idiote	2,500 Barrels
Pit Hole	900 "
Cherry Run	550 "
Oil-Creek (nebst Vennehoff, Pioneer und Bull Runs)	7,000 "
Alleghany River	400 "
Smith's Ferry	150 "
West-Virginia	500 "

Summa 12,000 Barrels.

Die gesammte Ausfuhr der Vereinigten Staaten stellt sich in Gallonen, deren 40 auf ein Barrel gehen und die hier etwa 5% Pfund ergeben, folgendermaßen dar:

1866	1865	1864	1863
67,430,451 G.	29,805,523 G.	31,872,972 G.	28,250,721 G.

1866 übertraf also selbst 1864, das ausfuhrstärkste der vorausgehenden Jahre, um mehr als das Doppelte oder genauer um 111 Prozent; 1865 um 126 Prozent. In den Preisen zeigte sich Ende 1866 ein Abschlagn von reichlich 50 Prozent.

Die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten sammelt sich hauptsächlich in New-York und Philadelphia; Baltimore, Boston und andere Häfen nehmen bis jetzt nur in unbedeutendem Maße daran Theil. Wir stellen die Ausfuhrlisten New-Yorks und Philadelphias von 1866 nach den hauptsächlichsten Bestimmungshäfen hier noch zusammen:

Nach	Aus New-York	Aus Philadelphia
Cork	5,879,868 Gall.	4,720,961 Gall.
Antwerpen	4,220,860 "	8,476,770 "
Bremen	3,127,562 "	1,588,167 "
London	2,835,747 "	567,972 "
Havre	2,467,482 "	2,470,084 "
Liverpool	2,003,440 "	195,785 "
Hamburg	1,603,484 "	1,219,153 "
Marseille	1,429,753 "	3,107,310 "
Falmouth	754,313 "	1,251,499 "
Rotterdam	537,814 "	1,126,976 "

Die Entwicklung des Postwesens und die neuen Postverträge vom 23. November 1867.

Der charakteristische Zug unserer Zeit geht vorzüglich dahin, im wirthschaftlichen Leben der Völker und Staaten das Prinzip der Autonomie und der Emancipation von bureaukratischen Regierungsmaximen auf bretester Grundlage durchzuführen. Der Weg aber, auf dem dies erreicht wird, ist bald ein negativer und indirekter, bald ein positiver und direkter: denn sei es, daß das mißregierte und mißhandelte Volk selbst die Initiative ergreift und längst bestandene Mißbräuche im Wege der Revolution einfach abdekretirt, wie wir es in der ersten französischen Revolution sehen, oder daß den Regierungen plötzlich selbst die Augen aufgehen, sei es, daß die Lenker des Staats die wirthschaftlichen Bedürfnisse ihrer Zeit im rechten Augenblick erkennen und die nothwendigen Dispositionen zu treffen wissen, — immer und überall macht sich der unaufhaltsame Fortschritt der Geschichte im Sinne der Freiheit geltend und ewig wahr bleibt deßhalb Hegels großes Wort: „die Geschichte ist die Entwicklung der Freiheit im Bewußtsein der Menschheit.“

Die Ereignisse, welche sich im Jahre 1866 in Deutschland vollzogen, mußten in der Folge auch dem wirthschaftlichen Leben des deutschen Volkes ihre Signatur aufdrücken und in der That, wenn man die vom norddeutschen Reichstag schon erledigten und durch das zukünftige Zollparlament noch zu erledigenden Geschäfte überblickt — gemeinsame Zoll-, Patent-, Bank-, Eisenbahn- und Postgesetzgebung — so kann man sich dem Geständniß nicht entziehen, daß wir im Verlauf von wenigen Jahren in der äußern Organisation unserer wirthschaftlichen Verhältnisse weiter voranschreiten werden, als dies unter den frühern politischen Verhältnissen in dem weiten Rahmen mehrerer Decennien möglich gewesen wäre.

Ghe wir nun unsere eigentliche Aufgabe, nämlich die Würdigung und Besprechung der neuen Postverträge ins Auge fassen, halten wir es für eine dankenswerthe Aufgabe, den historischen Entwicklungsgang des Postwesens und zwar nicht allein des deutschen, unsern Lesern in kurzen Zügen vorzuführen, wobei uns ein erst kürzlich erschienenenes Werk von Eugen Hartmann, Offizial bei der Generaldirektion der königl. bayerischen Verkehrsanstalten, „die Entwicklungsgeschichte der Posten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit besonderer Beziehung auf Deutschland“ als ein ausgezeichnete Wegweiser dienen wird. Wenn man das immense Material bedenkt, welches der Verfasser bei seiner Arbeit zu überwältigen hatte, so können wir ihm unsere Bewunderung sicherlich nicht versagen und dies um so weniger, als er es verstanden hat, die einzelnen historischen Thatfachen zu einem anmuthigen, die ganze Aufmerksamkeit des Lesers in stettiger Spannung erhaltenden Bilde zusammenzufügen. Wir werden nach dem Bekanntsein mit diesem Werke manches Vorurtheil schwinden lassen, das wir uns über

das Postwesen des Alterthums und des Mittelalters bildeten, von denen man gewöhnlich voraussetzt, daß sie in dieser Hinsicht gar nichts Nennenswerthes geleistet haben, während gerade das klassische Alterthum mit den ihm zu Gebot stehenden Mitteln wirklich überraschende Leistungen aufzuweisen hat.

Gleich bei Beginn der Schilderung des Alterthums kommt der Verfasser zu dem gewiß auch für uns überraschenden und auffallenden Resultat, daß die Griechen, das vorangeschrittenste und gebildetste Volk des ganzen Alterthums im Vergleich mit den asiatischen Völkern, namentlich mit den Persern, nur sehr unvollkommene, eigentlich fast gar keine Posteinrichtungen hatten. Freilich war das Bedürfnis im alten Hellas auch nicht so dringend: vermöge seiner reichen Küstengliederung, der vielen schiffbaren Flüsse und der kleinen Staatsgebiete waren die Schiffe die wichtigsten Beförderungsmittel, wie denn auch regelmäßige Schiffsfahrtsverbindungen mit Aegypten und den Colonieen am schwarzen Meer von Athen aus unterhalten wurden. In Persien dagegen war zwischen den verschiedenen Provinzen ein förmlicher Postdienst organisiert, so daß z. B. wichtige Nachrichten von Persepolis nach Susa oder Ekbatana in unglaublich kurzer Zeit (9 bis 14 Tage) gelangten. Alexander der Große, der auf die wirthschaftlichen Verhältnisse des Perserreichs stets ein genaues Augenmerk hatte, hätte diesem Zweige des öffentlichen Lebens jedenfalls besondere Sorgfalt zugewendet, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, die eroberten Länder länger zu regieren. Daß unter seinen Nachfolgern, den Diadochen, wegen der fortwährenden Kämpfe und Streitigkeiten das Postwesen nicht besonders gedeihen konnte, ist selbstverständlich, ja es scheinen unter ihnen die früheren Einrichtungen nahezu ganz verschwunden zu sein.

Das römische Weltreich war es, welches Plan und System in das Postwesen brachte; es lag aber auch eine dringende Nothwendigkeit dazu vor: denn bei der großen geographischen Ausdehnung des Reiches war es unbedingt nothwendig, aus den entfernten Provinzen ebenso schnell und zuverlässig die neuesten Nachrichten zu erhalten, als die nothwendigen Befehle dorthin zu schicken. Schon vor Augustus war z. B. in Kleinasien das Postwesen so organisiert, daß während der Bürgerkriege einmal ein ganzes Armeecorps schleunigst befördert werden konnte. Höchst interessant ist es, was wir über die von Augustus ins Leben gerufenen und organisirten Posten erfahren. Die dazu verwendeten Thiere waren Pferde, Esel, Maulthiere und Hornvieh; es gab größere Haltestellen (mansiones) neben den kleineren Wechselstellen (mutationes), Schnellzüge (velox cursus) neben den Gepäckzügen (cursus clabularis); dabei waren die Haupttrouten mit den Nebenrouten natürlicherweise so verbunden, daß die letzteren auf die ersteren immer rechtzeitig influenzirten. Auch die Einrichtung des Aufsichts- und Verwaltungsdienstes war so vollkommen als möglich: man unterschied zwischen Stationsvorständen (manicipes), Thierärzten (mulomedici), Postknechten (hippocomii), Mauleseltreiber (muliones), Wagnern und Zimmerleuten (carpentarii). Die Oberaufsicht führten kaiserliche Beamte, die bald als agentes in rebus, bald als curiosi, Auskundschafter der öffentlichen Stimmung, bald als technische Beamte (procuratores cursus clabularis, Aufseher der Gepäckpost), ihre Funktionen angewiesen erhielten. — Der Zweck der Post im römischen Staate war kein fiskalischer, sondern ein politischer oder vielmehr polizeilicher. Sie sollte die Verwaltung des Reichs unter-

stützen, eine möglichst schnelle und sichere Verbindung zwischen den einzelnen Provinzen herstellen, die Reisen der Beamten von einer Provinz in die andere möglichst beschleunigen, die Bewegungen der Kriegsheere erleichtern, indem sie das schwere Gepäck verführte und das Kriegsmaterial an die geeigneten Plätze brachte. An den größern Haltestationen waren besondere mit allem Comfort ausgerüstete Gebäude aufgebaut, in denen die Reisenden Obdach fanden. — Zuerst bestritt der Fiscus die Kosten der Post: als dies aber über die Grenzen der Möglichkeit hinausging und eine Störung im Postbetrieb unter keinen Umständen eintreten durfte, so bürdete man einfach die Last der Kosten den einzelnen Provinzen auf, durch welche die Postzüge ihren Weg nahmen, so daß von jenen die nothwendigen Naturallieferungen gemacht und die Vorpaandienste geleistet werden mußten. Ursprünglich und um dem Mißbrauch, der mit der Post als einer Staatsanstalt getrieben werden konnte, zu begegnen, war verordnet worden, daß sich nur solche Personen derselben bedienen durften, welche eine vom Kaiser selbst oder einem dazu ermächtigten Beamten ausgestellte Freikarte aufweisen könnten. Nach unsern jetzigen Begriffen hätte es jetzt nahe gelegen, den Zutritt zur allgemeinen Benutzung der Post gegen eine entsprechende Vergütung nach allen Seiten hin zu gestatten; wir finden aber nicht einmal die Spur eines solchen Versuches. Die kaiserlichen Verordnungen waren im Gegentheil darauf gerichtet, der Staatspost ihren gouvernementalen Charakter zu bewahren; man suchte daher folgerichtig die Leistungsfähigkeit der Provinzialen aufrecht zu erhalten, indem man bald die Kosten wieder aus dem Fiscus bestreiten ließ, bald die Benutzung der Post auf eine möglichst geringe Anzahl von Berechtigten beschränkte, für eine ganze Reihe von Bediensteten war die Ertheilung einer Freikarte selbstverständlich, es lag aber in der Natur der Sache, daß auch viele Unberechtigte, besonders Privatpersonen, sich herzdürängten und durch verschiedene Mittel sich Freikarten zu erwerben suchten. Die strengsten Maßregeln und selbst grausame Strafen konnten weder den Mißbräuchen vorbeugen, noch den gänzlichen Untergang der Posten aufhalten.

Der Verfasser leitet zwar den Zerfall der römischen Posten zunächst vom römischen Beamtenstand selbst her und es wird freilich nicht zu leugnen sein, daß derselbe Vieles verschuldet hat. Viel größeres Gewicht legen wir in dieser Hinsicht der Meinungsäußerung der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ bei, die das Werk von Hartmann ebenfalls bespricht und bei dem Zerfall der römischen Posten die Wurzel des Übels viel tiefer findet, indem die Stellung des römischen Beamtenstandes selbst nur das Ergebnis weiter zurückliegender Ursachen war. „Die allgemeine Benutzung der Post (heißt es in Nr. 344, Jahrgang 1867, Beilage), setzt die Fähigkeit freier Bewegung für alle Volksklassen voraus; aber im Alterthum war die große Mehrheit der Bevölkerung, sei es durch gesetzliches Herkommen, sei es durch die Gewalt der Umstände, streng an den Boden gefesselt. Damit hing eng zusammen, daß Gewerbe und Handwerke sich theils noch in unmittelbarer Abhängigkeit von dem großen Grundbesitz befanden, theils an das häusliche Leben geknüpft waren und im Allgemeinen als unfreie und niedrige Dienstleistungen betrachtet wurden. Der Handel, obschon bedeutender, als je vorher, war doch verschwindend klein nach dem Maßstab, welchen die neue Zeit an denselben anzulegen gewohnt ist; er kannte weder die Entfesselung der Bodenerzeugnisse von hemmenden Schranken, noch das Gesetz eines freien und

gegenseitigen Austausches und war durch religiöse und politische Vorschriften gebunden. Selbst die großen Bedürfnisse des Staats, wie Getreidespenden und andere Lieferungen, wurden durch untergeordnete Körperschaften ausgeführt. Zudem waren dem Alterthum die Gesetze der Mechanik, Physik und Chemie verborgen, die im Laufe der Zeit zu einer Reihe technischer Erfindungen geführt haben und der mineralische Reichthum der Erde wurde nur in höchst unvollkommener Weise benutzt. Das Geheimniß alles größeren Verkehrs — die Möglichkeit für jeden Einzelnen sein unbewegliches Verhältniß rasch und sicher in bewegliche und flüssige Werthgegenstände zu verwandeln — lag beinahe unentziffert. Auch hatte das Kapital, welches die damals vorhandene Münze darstellte, diesem Bedürfniß kaum entsprochen, zumal dasselbe bei den starken Schwankungen im Zu- und Abfluß der edlen Metalle völlig unsicher blieb. Endlich erforderte ein reges Verkehrsleben, daß der römische Staat im Stande gewesen wäre, die Ideen der Civilisation und einer regelmäßigen Verwaltung und mit ihnen die Interessen des Handels und der Gewerbe auch in die angrenzenden Völker hineinzutragen; aber ein völkerrechtliches Verhältniß auf nationalökonomischer Grundlage war mit den meisten derselben unmöglich. Von allen diesen Faktoren konnte nicht der eine oder der andere beliebig gefördert werden, sie hingen unter einander auf das engste zusammen und keiner vermochte ohne den andern zu bestehen. Es ist somit klar, daß das römische Postwesen an der Natur der Dinge und ganz unbefiegbaren Widerstandskräften gewaltsam scheitern mußte.“

Das römische Postwesen erhielt sich übrigens auch noch nach dem Sturze des weströmischen Reiches unter den Ostgothen in Italien und den angrenzenden Völkern; in Gallien findet man noch Spuren davon während des merovingischen Zeitalters und Karl der Große suchte an die noch vorhandenen Trümmer der römischen Einrichtungen anzuknüpfen. Ganz entsprechend dem Geiste des Mittelalters verwandelten sich jetzt die früheren Leistungen der Provinzialen in Frohndienste, die natürlich mit dem Aufblühen der Landwirtschaft stets drückender wurden. Die Gegenföderung blieb auch nicht aus und namentlich in Frankreich wurde mit Erfolg auf die Aufhebung dieser drückenden Verhältnisse hingearbeitet.

Besonders bemerkenswerth im Mittelalter sind das Städtebotenwesen, namentlich der Hanfa, sowie ähnliche Einrichtungen der Klöster, Stifte und anderer geistlicher Corporationen. Unter den letzteren nahmen die Posten der Pariser Universität weitaus die erste Stelle ein, weshalb wir auch etwas näher auf dieselben eingehen müssen.

Wir finden hier die großartigste und weitverzweigteste Posteinrichtung des Mittelalters. In Paris befand sich eine bestimmte Anzahl von Grofboten (*grands messagers*), in deren Geschäftszimmern Gepäcke, Gelder, Werthgegenstände und Briefe sich ansammelten, um entweder in der Stadt selbst vertheilt oder nach den entferntesten Gegenden hin versendet zu werden. Die Unterboten (*petits messagers*), waren in der Regel beritten, hatten die Gegenstände von Ort zu Ort weiter zu besorgen und da sie sich öfters auch der Fuhrwerke bedienten, so war auch Personenbeförderung damit verbunden. Die Universität war durch zahlreiche Privilegien gegen jede Concurrnz geschützt und sie dehnte ihre Postzüge über ganz Frankreich und sogar über einen Theil der Niederlande aus.

Fremde Nationen hatten ihre eigenen Bureaur in Paris, so daß die Postverbindungen der Universität sich bis nach Finland und Ungarn erstreckten. Besonders stark wurde diese Post von der französischen Regierung und dem Parlamente benutzt, letzteres versandte durch sie seine Akten. Die Universität von Paris war es zuerst, welche den Betrieb der Post nach nationalökonomischen und nicht nach fiskalischen Grundsätzen regelte, so daß sie nicht nur die Kosten selbst erzielte, sondern noch über einen bedeutenden Ueberschuß zu verfügen hatte, den sie für ihre eigenen, d. h. für geistliche und wissenschaftliche Zwecke verwenden konnte.

Durch die Universität aufgemunter, fand sich Ludwig XI. bewogen, eine ähnliche Anstalt ins Leben zu rufen und natürlicherweise wurde dieselbe aus fiskalischen Mitteln unterhalten. Da man sich aber bald überzeugte, daß der Aufwand für eine unproduktive Anstalt auf die Dauer nicht zu erschwingen sei, so entschloß man sich, das Publikum zur Benützung der Post herbeizuziehen und auf diesem Felde mit der Universität in direkte Concurrenz zu treten. Die Regierung centralisirte schließlich das ganze Postwesen Frankreichs in ihrer Hand, die Universität verlor ein Privilegium um das andere, die Regierung verstand es, sich eine Menge Interessen dienstbar zu machen und wenn die Universität den ungleichen Kampf auch noch längere Zeit fortsetzte, so konnte der Ausgang desselben nicht zweifelhaft sein und zu Anfang des 18. Jahrhunderts sah sie sich schon genöthigt, fast allen ihren Privilegien zu entsagen, wodurch natürlich ihre frühere Bedeutung vollständig untergehen mußte.

Auch Deutschland war indeß nicht zurückgeblieben. Kaiser Maximilian ließ im Jahre 1516 einen reitenden Postzug einrichten, um eine rasche Verbindung zwischen den Niederlanden und Italien herzustellen und Franz von Taxis wurde der Leiter dieser Anstalt. Die Geschichte des deutschen Postwesens ist mit der Familie Taxis so eng verbunden, daß wir es begreiflich finden, wenn Hartmann alle Nachrichten über die einzelnen Mitglieder dieser Familie sorgfältig gesammelt hat. Wir erfahren daraus, daß schon zu Anfang der Regierung Kaiser Friedrich III. ein Roger de Taxis einen Postzug durch Tyrol leitete und es scheint nach Allem, was wir darüber wissen, festzustehen, daß die Verdienste Rogers das enge Verhältniß seiner Familie zu dem habsburgischen Hause begründeten und die spätere wichtige Stellung derselben in Deutschland vorbereiteten.

Kaiser Karl V. bestätigte obiges Privilegium und die rührigen Mitglieder der Familie Taxis machten auch den ausgedehntesten Gebrauch davon und wirkten auf die Errichtung einer allgemeinen Reichspost hin. Die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, waren aber in der That riesengroß. Zuerst hatte man den Widerstand der landesherrlichen Posten zu bekämpfen und als die Geldmittel versagten, mußten sich die Taxis in Henott von Köln einen sehr gefährlichen Nebenbuhler gefallen lassen. Große Schwierigkeiten legte ferner der kaiserliche Hof in den Weg, der zwar die Reichsstände aufforderte, sich dem Privilegium der Familie Taxis anzuschließen, die eigenen Erbländer aber davon ausnahm und dadurch die übrigen Glieder des Reichs zum Widerstand aufforderte. Erst nach Verfluß eines Jahrhunderts entwickelte sich aus den verschiedensten und wechselvollsten Kämpfen unser jetziges Postwesen. Wahrhaft bewundernswürth ist aber unter diesen Verhältnissen die Ausdauer Leonhards von Taxis. Weder die

Geldverlegenheiten des Augenblicks, noch die Maßregeln seiner Gegner brachten ihn aus der Fassung, und selbst als Genott die ganze Verwaltung des Postwesens an sich gerissen zu haben schien, hielt er alle seine Pläne und Ansprüche aufrecht und in der That entwickelten sich die Dinge so, wie er erwartet hatte. Genott konnte seinen Verbindlichkeiten noch viel weniger nachkommen, als Leopold von Taxis, er sah sich zu einem Vergleich mit dem Letzteren genöthigt, und Leonhard von Taxis wurde wieder völlig der Herr der Lage. Rudolf II. ernannte ihn im Jahre 1595 zum Generaloberpostmeister im deutschen Reich und schon am 6. November 1597 erhob ein kaiserliches Mandat die Post zu einem „hochbefreiten kaiserlichen Regal“. Jetzt war die sichere Grundlage gewonnen und als Leonhard von Taxis im Jahre 1612 im Alter von 90 Jahren aus einem rastlos thätigen Leben schied, konnte er die Fortführung des Werks ruhig seinen Nachkommen überlassen.

Die Taxis'sche Postanstalt dehnte sich nun auch über den größten Theil von Deutschland aus und gerade die Ereignisse des 30jährigen Krieges, so furchtbar zerstörend derselbe sonst wirkte, trugen wesentlich dazu bei. Nach dem westfälischen Frieden stand das Haus Taxis schon auf dem Punkte, in Norddeutschland festen Fuß zu fassen, als ihm hier durch den großen Kurfürsten ein hartnäckiger Widerstand in den Weg gestellt wurde. Lamoral von Taxis wollte nämlich in Gemäßheit eines kaiserlichen Patents vom 2. Dezember 1649 auch mit Brandenburg über die Einführung der Reichspost in Unterhandlung treten, aber der Kurfürst Friedrich Wilhelm wies jedes derartige Ansinnen entschieden zurück; alle auf das Betreiben Lamorals vom Kaiser gemachten Schritte blieben erfolglos, indem sich der Kurfürst kaltblütig auf die vom Kaiser in seinen eigenen Erblanden errichtete Post berief, und als Leopold I. im Jahr 1695 eine abermalige ernste Aufforderung an den Kurfürsten ergehen ließ, die Einführung der Taxis'schen Post in seinen Landen zu gestatten, und dadurch die völlige Bestellung der als kaiserliches Lehen eingeführten Reichspost zu ermöglichen, so erwiderte der Kurfürst auf sehr nachdrückliche Weise, wies das Begehren Lamorals von Taxis ein für alle Mal zurück und zeigte, daß verschiedene Reichsfürsten, trotz der dem Generalreichspostmeister erteilten Privilegien, die Einführung der Reichspost unterlassen hätten und daß sie dazu auch in keiner Weise genöthigt werden könnten, so wenig als der Kaiser, der die neue Anstalt von seinen österreichischen Erblanden ausdrücklich ausgeschlossen habe. Schließlich verlangte er vom Kaiser, daß er die unbefugte Einmischung Lamorals zurückweise und ihn, den Kurfürsten, als Reichsstand in seinem Lande diejenige Gerechtsame ausüben lasse, die der Kaiser für seine eigenen Erblande beanspruche. Leopold wich zurück, Brandenburg blieb von da an vom Postregal völlig unbehelligt und Friedrich Wilhelm verhielt seinen eigenen Anstalten die Aussicht auf sichere Dauer und reiche Entwicklung, indem er den Grundsatz aufstellte, daß die Leitung der Posten nicht den Privatvorthell des Fürsten, sondern das öffentliche Wohl wahrzunehmen habe. Auf diesem Fundament entfaltete denn auch die preussische Post ihre Wirksamkeit in der Folge ungehindert und behauptete sich durch sturmvolle Zeiten und weltererschütternde Ereignisse hindurch, bis sie endlich in unseren Tagen mit der ehemaligen Reichspost zu einem großen Ganzen verschmolzen wurde. Uns auf die weiteren Schicksale der Reichspost unter Joseph I., Karl VI. und Karl VII., auf die Wirkungen

des siebenjährigen Krieges, die Konflikte Friedrichs des Großen mit dem Hause Paris, die Auflösung der Reichspost in Folge der französischen Revolution und auf die spätere Gestaltung der deutschen Postgebiete einzulassen, verbietet uns der Raum; diejenigen unserer Leser, die sich besonders dafür interessieren, verweisen wir auf das gediegene Werk Hartmanns selbst. Die Familie von Paris erhielt bekanntlich eine sehr reichliche Entschädigung und zur Stunde sind jetzt sämtliche Paris'schen Posten, soweit sie nicht schon früher an einzelnen Staaten, wie z. B. Württemberg, abgetreten waren, an den preussischen Staat übergegangen.

Nunmehr war aber auch die Möglichkeit zu umfassenden Reformen und Verbesserungen im Postwesen gegeben. Die Familie Paris hatte die Posten, was ihr auch Niemand verübeln wird, nach rein privatwirthschaftlichen Grundsätzen verwaltet; nunmehr ist aber die Post ein politischer Begriff, d. h. der Staat hat den Betrieb und die Verwaltung derselben so zu regeln und einzurichten, daß in erster Linie für das öffentliche Interesse und für die Bedürfnisse des Handels und Verkehrs gesorgt wird. Das fiskalische Moment hat dabei vollständig in den Hintergrund zu treten. Daß die aufgestellten Grundsätze in der Handhabung des deutschen Postwesens von jetzt ab die maßgebenden sein werden, daran ist wohl nicht zu zweifeln und der norddeutsche Reichstag, in Verbindung mit den süddeutschen Staaten, wird die Interessen des deutschen Volkes sicherlich besser wahrnehmen, als die früheren Postconferenzen, die nur klägliche Resultate zu Tage förderten und eben an dem Mangel an Einheit und eines bestimmten festbezeichneten Projekts nothwendigermasse illusorisch wurden.

Und in der That, das erstmalige Debut des wirthschaftlich geeinten Deutschlands war ein glanzvolles, kein besseres Neujahrsgeheim hätte der deutschen Geschäfts- und Handelswelt dargebracht werden können, als die zwischen dem norddeutschen Bund, Baiern, Baden, Württemberg und Oesterreich abgeschlossenen Verträge. Wer hätte vor 2 Jahren es glauben mögen, daß ein Brief durch ganz Deutschland, nach dem entferntesten Punkte Oesterreichs nur 1 Sgr. kosten würde? Und wenn wir die Verträge näher ansehen, so entdecken wir noch verschiedene andere großartige Verkehrs erleichterungen in Beziehung auf Waarenproben, Zeitungen, Drucksachen, Postanweisungen u. s. w., Erleichterungen, auf die man früher zu hoffen sicherlich nicht die mindeste Aussicht hatte. Die Tarife sind fast überall um die Hälfte ermäßigt, lästige, den Verkehr behindernde bureaukratische Bestimmungen sind weggefallen, kurzum die Post hat sich von den politisch-bureaukratischen Einflüssen, die ihr bis jetzt noch anlebten und die je nach dem Charakter der Regierung, die sie zu verwalten hatte, die mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Signatur derselben trug, emanzipirt.

Deutschland hat mit dieser Postreform denselben Schritt gethan, wie England im Jahr 1840. Hier wurde die Taxe für einen einfachen Brief für das ganze britische Reich auf einen Penny festgesetzt und die englische Postverwaltung durfte diese Maßregel wahrlich nicht bereuen. Die Gegner des Penny-tarifs prophezeiten ungeheure Ausfälle in den Posteinnahmen; der Erfolg strafte aber ihre Befürchtungen Lügen und wenn auch in den ersten Jahren die Einnahmen die Höhe der früheren nicht erreichten, so wurde dies durch die in späteren Jahren in rascher Progression sich steigenden Ueberschüsse reichlich wieder aufgewogen, ganz abgesehen von der Wohlthat, die aus der neuen

Einrichtung für die unteren Volksklassen entsprang. Genau dasselbe wird sich auch in Deutschland wiederholen. In den Budgets der einzelnen Staaten ist zwar überall ein bedeutender Ausfall in den Einnahmen aus den Posten vorgesehen, aber, wie wir bestimmt glauben, ohne nöthigende Gründe. Sich auf das Beispiel Englands dafür zu berufen, scheint uns nicht ganz zutreffend; denn für's erste haben wir keine Kolonien, durch welche der Ausfall in England jedenfalls in erster Linie verursacht wurde und dann stehen die unteren Volksklassen in Deutschland hinsichtlich der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben auf einer viel höheren Stufe als die englischen, und gerade diese ärmeren Klassen werden es von nun an sein, welche von der Ermäßigung des Briefportos einen umfassenden Gebrauch machen werden; denn für den Arbeiter ist es ein großer Unterschied, ob ein Brief 1 oder 3 Silbergroschen kostet und vollends erst, wenn es sich um mehrere handelt!

Näher auf die einzelnen Bestimmungen des neuen Postgesetzes einzugehen, halten wir nicht für nothwendig. Nur auf die Abonnementsbedingungen bei Zeitungen möchten wir noch speziell hinweisen, die gegen früher gerade um die Hälfte herabgesetzt worden sind. Leider besteht auch jetzt noch der Unterschied zwischen politischen und nichtpolitischen Zeitungen fort; wir sind der sicheren Ueberzeugung, daß auch dieser Uebelstand noch schwinden wird und wenn auch sonst noch manches zu vermissen ist, wenn noch liberalere Grundsätze in einzelnen Beziehungen hätten angewendet werden können, wenn namentlich die Durchführung des Prinzips der Einfachheit noch Vieles zu wünschen übrig läßt, so begnügen wir uns doch recht gerne mit dem, was uns geboten wurde, zumal im wirtschaftlichen Leben der Menschheit Verbesserungen sich nur schrittweise vollziehen und der Staat selbst nur Stufe um Stufe zurücklegt, um nicht gegen das Prinzip der stetigen Entwicklung, das die Grundmaxime aller seiner Handlungen bildet, zu verstoßen. Th. W.

Achille Fould.

Von

Dr. Friedrich Cosmann.

Der am 5. Oktober vorigen Jahres Abends in der Nähe von Tarbes erfolgte eben so plötzlich wie unerwartete Tod des früheren Finanzministers Achille Fould hat Frankreich eines sehr geachteten Staatsmannes und die Handelswelt, aus deren Mitte er hervorgegangen war, eines Mitglieds beraubt, auf das sie mit gerechtem Stolge

blicken konnte, da es ihm gelungen war, sich zu den höchsten Stellungen in den Ministersphären emporzuarbeiten und dieselben in einer für ihn sehr ehrenvollen Weise auszufüllen. Das Leben dieses Mannes war mit der Geschichte Frankreichs in der neuern Zeit so eng verwebt, daß es schon deßhalb ganz allein ein besonderes Interesse darbietet und eine ausführliche Besprechung verdient. Natürlich kommt es uns nicht in den Sinn, eine geschichtliche Abhandlung zu schreiben, die hier nicht an ihrer Stelle sein würde, aber doch sind einige geschichtliche Andeutungen unentbehrlich, wenn wir das Leben Foulb's treu schildern wollen, da sein späterer Lebensgang seine Richtung durch die Februar-Revolution empfing, die wie alle gelungenen Revolutionen die frühern Staatsmänner bei Seite schob und homines novi ans Ruder brachte. Jene Revolution, welche den 24. Februar in der Geschichte zu dem ominösen Tage machte, was er bis dahin nur auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, in Zacharias Werners Tragödie gewesen war, liegt jetzt schon so weit hinter uns, daß wir es uns unsern jüngern Lesern gegenüber wohl erlauben dürfen, ihr Entstehen und ihre wichtigen Folgen hier kurz zu erwähnen, ehe wir zu unserm eigentlichen Thema, dem Leben Foulb's, übergehen.

Die Freiheitskriege waren siegreich beendet, Napoleon als Gefangener auf Sanct Helena für Europa auf immer unschädlich gemacht, die deutschen Regenten waren durch die Anstrengungen ihrer Völker aus Vasallen des Protectors des Rheinbundes wieder unabhängige Souveräne geworden, anstatt den Unterthanen aber zum Dank die verheißenen Verfassungen zu gewähren und sie damit für mündig anzuerkennen, überließ man sich ziemlich allgemein wieder dem Wahne, daß die Regierenden allein Rechte, die Regierten dagegen nur Pflichten hätten und das ganze Streben der Regierungen war daher, den früheren Absolutismus in seiner vollen Stärke wieder herzustellen und jedes freisinnige constitutionelle Streben als revolutionär zu bestrafen. An der Spitze der europäischen Reaction stand der vom deutschen Bundestag treu unterstützte Fürst Metternich, der die Unhaltbarkeit seines Systems recht gut begriff, sich aber mit dem Gedanken tröstete: *Après moi le déluge!* Seine Berechnung stellte sich nur insofern als falsch heraus, daß die Sündfluth nicht bis nach seinem Tode wartete, sondern sich schon während seiner Lebenszeit einstellte, ihn mit fort schwemmte und ihn in seinem hohen Alter zwang, seine Rettung in der Flucht zu suchen.

Für den aufmerksamen Beobachter der geschichtlichen Ereignisse war es die auffallendste Erscheinung, daß der im Jahr 1846 erwählte Papst Pius IX. durch die von ihm in Rom angeordneten freisinnigen Reformen die nächste Veranlassung zum Ausbruch des revolutionären Sturmes gab, welcher ganz Europa umgestalten sollte und dessen Folgen, so großartig sie auch bereits gewesen sind, ihr Ende noch keineswegs erreicht haben, ja sich in ihrem ganzen Umfange, den sie noch erreichen mögen, noch gar nicht übersehen lassen.

Der Ausbruch des Brandes, der bald fast ganz Europa umfassen sollte, fand natürlich in Paris statt, aber so viele Zäbler auch die Regierung Ludwig Philipp's in den letzten Jahren hatte, so wäre es, ohne die Ereignisse, die sich 1847 in Rom vollzogen, am 24. Februar 1848 in Paris sicher nicht zum Ausbruch einer Revolution gekommen. Damit wurde aber der Funke der Unzufriedenheit, den der Absolutismus überall angehäuft hatte, entzündet und loberte namentlich in Deutschland und Italien bald überall in hellen Flammen auf, welche die Regierenden dadurch zu löschen suchten, daß sie ihren Völkern gezwungen die Verfassungen bewilligten, die sie ihnen so lange vorenthalten hatten.

Wer hätte es sich wohl am 24. Februar 1848 träumen lassen, daß aus ihm eine förmliche Umgestaltung Europas hervorgehe, und daß der Prinz Louis Napoleon eine so wichtige Rolle darin spielen werde? Die wichtigsten Folgen aus jener Revolution sind für Italien, Deutschland und Oesterreich hervorgegangen, die theilweise bereits als fait accomplis vor unsern Augen stehen, theils noch im Werden begriffen sind, mit deren Aufzählung wir uns aber hier nicht befassen wollen; dagegen müssen wir erwähnen, daß unter den „Neuen Männern“, die in Folge jener politischen Ereignisse zu wichtigen Posten berufen wurden, sich auch drei Männer befanden, die ursprünglich dem Handelsstande angehörten, — der Freiherr v. Bruck, der Freiherr v. d. Heydt, die beide ihrer Geburt nach Elberfeld angehörten und Achille Foulb — auf die der Kaufmannsstand mit Stolz blicken kann, da sie in ihren respectiven Stellungen als Finanzminister Oesterreichs, Preußens und Frankreichs den drei Ländern sehr große Dienste geleistet und ihren Namen in den Annalen dieser Länder eine ehrenvolle Stelle gesichert haben.

Das Beispiel solcher Männer wirkt ermunternd, denn es zeigt, daß der tüchtige, strebende Kaufmann und Banquier nicht bloß ein reicher Mann werden, sondern sich auch zu den höchsten Stellungen im Staate emporarbeiten und dieselben ehrenvoll ausfüllen kann. Den Beweis dafür liefert jeder der eben erwähnten drei Männer; von denen nur der Freiherr von der Heydt noch den Lebenden angehört, was wir jetzt aus dem Leben des kürzlich gestorbenen Achille Foulb näher nachweisen wollen.

Achille Foulb wurde am 17. November 1800 als der Sohn eines reichen israelitischen Banquiers in Paris geboren, was ihm den Vortheil einer guten Erziehung sicherte. Seinen höheren Schulunterricht empfing er in dem als sehr vorzüglich bekannten Lycée charlemagne und als er den Cursus dort beendet hatte, trat er in das Comptoir seines Vaters, der erst im Jahr 1855 gestorben ist, ein, um sich in demselben für das Banquiergeschäft auszubilden. Nachdem er diese Aufgabe gelöst, wurde er aus Vorliebe für die schönen Künste ein Zögling in dem Atelier des Malers Girodet, um sich unter dessen Leitung praktisch mit der Malerei bekannt zu machen. Seine Erziehung vervollständigte er durch Reisen ins südliche Frankreich, nach Italien und in den Orient. So ausgebildet trat er dann in das Bankgeschäft ein, an dessen Spitze er eine Reihe von Jahren mit seinem ältern Bruder Benoit Foulb stand, bis später die Uebernahme des Ministerpostens für die Finanzen ihn bestimmte, aus demselben auszutreten, das dann sein älterer Bruder Benoit unter der Firma Foulb, Oppenheim und Comp. bis zu seinem am 30. Juli 1858 erfolgten Tode fortführte.

Foulb's Eintritt in das öffentliche Leben erfolgte im Jahr 1842, wo er, nachdem er bereits Mitglied des Generalraths des Departements der Hochpyrenäen gewesen war, in Tarbes zum Deputirten in der Kammer erwählt wurde. In derselben bebandelte er nur finanzielle und staatswirtschaftliche Fragen und zeigte eine solche vollkommene Kenntniß derselben, daß seine Meinung über Zölle, Abgaben, Anleihen und Budgets bald für eine Autorität galt. Ganz besonders betheiligte er sich an den Discussionen über Eisenbahnen, den Rübenzucker, die Spartassen und ebenso verbreitete er viel Licht über die Frage der Conversion der Rente, welche er später als Finanzminister ihrer Lösung entgegen zu führen suchte. Im Jahr 1844 wurde er von der Commission, welche den Gesetzesvorschlag in Bezug auf den Zeitungstempel zu berathen hatte, zum Berichterstatter erwählt. Er unterstützte das Ministerium Guizot

in seiner auswärtigen Politik und stimmte in den sich darauf beziehenden Fragen stets mit der conservativen Majorität.

Nach der Februarrevolution nahm er die vollbrachten Thatfachen an und er theilte der provisorischen Regierung die Rathschläge seiner Erfahrung mit, wegen der ihn später Mitglieder in der Nationalversammlung verklagten, sie zu extremen Maßregeln und zu verzweifelten Schritten haben bestimmen zu wollen. Bei den partiellen Wahlen am 8. Juli 1848 wurde er zum Vertreter des Seine-Departement in der constituirenden Nationalversammlung erwählt. Zu derselben Zeit veröffentlichte er unter dem Titel: „*Pas d'assignats*“; „*Opinion de Mons. A. Fould sur les assignats*“ zwei Flugschriften, worin er die Gefahren der staatswirthschaftlichen Theorien, deren Anwendung von einigen Häuptern der Regierung begünstigt wurde, nachwies und wesentlich dazu beitrug, daß die Ausgabe von Assignaten, die sich in der ersten Revolution so verderblich herausgestellt hatte, vermieden wurde. Die Absichten, welche er auf der Rednerbühne über die Schatzbons und die Gelder der Spartassen, über die Abgaben auf Getränke, den Plan der Vollenbung des Louvre u. entwickelte, gewannen ihm das Vertrauen und die Sympathie der Majorität der Nationalversammlung. Er wurde zum Berichterstatter über den Gesetzesvorschlag in Bezug auf die Zurückzahlung der 45 Centimes und zum Mitglied mehrerer Commissionen ernannt, namentlich auch derjenigen, welcher die Prüfungen der Rechnungen der provisorischen Regierung übertragen war, was ihn in die heftigste Discussion verwickelte und den lebhaftesten Angriffen aussetzte.

Die Bekanntschaft des Prinzen Louis Napoleon machte Fould im Jahre 1848 auf der Börse, welche der Prinz besuchte, um die ausgezeichnetsten Finanziers kennen zu lernen, bei welcher Gelegenheit er sich auch Achille Fould vorstellen ließ, den man ihm als den einsichtsvollsten und glücklichsten aller Börsenspeculanten gerühmt hatte. Der Eindruck, den Fould auf den Prinzen machte, war ein so günstiger, daß der Letztere bald nach seiner Ernennung zum Präsidenten der Republik Fould das Portefeuille der Finanzen anbot, das von diesem auch angenommen und zu vier verschiedenen Zeiten bekleidet wurde. In dieser Stelle arbeitete A. Fould dafür, den Capitalisten das Vertrauen zu den Staatsfinanzen zurückzugeben; er ließ die Gesetzesvorlagen in Bezug auf die Einführung einer neuen Einkommensteuer, einer Abgabe auf die Hausmiethe und Hypothekar-Guthaben zurückziehen und beantragte dagegen die Forterhebung der Octroi-Abgaben und der Steuer auf Getränke. Er übertrug an Stelle der Banquiers, deren Vermittlung sich die Regierung bis dahin bei allen Selbstgeschäften bedient hatte, den Generalempfängern das Geschäft, in allen Departements Zeichnungen für die Liquidirung einiger Millionen Rente zu eröffnen, und der erlangte Erfolg zeigte, mit welchem großen Vortheile man sich dieses Verfahrens bei Nationalanleihen bedienen könnte, bei denen die Banquiers bis dahin stets Millionen verdient hatten. Welche Thätigkeit Fould als Finanzminister entwickelte, zeigt sich recht deutlich darin, daß er in dieser Stellung verschiedene Gesetzesvorschläge einbrachte, um die Abgaben für die Einregistrirung, den Postdienst, das Briefporto zu verändern, die Circulation der Bankbillets, deren Zwangscours er aufgehoben hatte, weiter zu verbreiten; außerdem erleichterte er den Rücklauf der Actien der vier Canäle von der Rhone nach dem Rhein und eine billigere Vertheilung der Grundsteuer nach einer neuen Abschätzung des Reinertrags der Grundstücke und dann war er noch der Urheber oder Anstifter des Planes einer algerischen Bank, des Gesetzes über die Civilpensionen, der Colonie in Cayenne, der Vereinigung der Zölle mit den indirecten Abgaben, der Er-

richtung von Pensions- und Unterstützungsklassen für das Alter, und wichtiger Reformen in dem Forst- und dem Handelsgesetzbuch. Als Anhänger der Grundsätze, auf denen früher das Handelssystem in Frankreich beruhte, hielt er das System der Schutzzölle aufrecht, während er gerechten Beschwerden durch Abänderung der Zölle willig Abhülfe gewährte.

Schon aus dem erwähnten Umstande, daß Foulb den Posten als Finanzminister viermal bekleidete, ergibt es sich, daß zwischen ihm und dem Präsidenten der Republik öfters Meinungsverschiedenheiten stattfanden. Daß er mit dem Staatsstreich, welcher der Republik ein Ende machte, im Geiste einverstanden war, ergibt sich deutlich daraus, daß er am 2. Dezember 1851 das ihm von Louis Napoleon angetragene Portefeuille der Finanzen von Neuem übernahm, aber am 25. Januar 1852 reichte er in Folge des Decrets über die Confiscation der Güter der Familie Orleans seine Entlassung ein. Trotzdem war der Name Foulb's an demselben Tage in der zweiten Liste der von Louis Napoleon ernannten Senatoren, was ihm für seine Lebenszeit einen jährlichen Gehalt von 30,000 Franken sicherte, und ihn mit dem Kaiser ganz veröhnt zu haben scheint, denn kurz nachher erfolgte seine Ernennung zum Staatsminister und zum Minister des kaiserlichen Hauses. In dieser Eigenschaft leitete er die Arbeiten für den Ausbau des Louvre von 1853 bis 1857, für die erste große Ausstellung in Paris im Jahre 1855, die eine Nachahmung der von dem Prinz-Gemahl Albert im Jahre 1851 in London veranstalteten großen Ausstellung war, und ebenso die Reorganisation der Opéra als Staatsverwaltung.

Am 12. November 1861 wurde Foulb unter Umständen, welche eine bedeutende Veränderung des Regime bekundeten, von Neuem ins Finanzministerium berufen. Er hatte nämlich vorher an den Kaiser eine Denkschrift über die Finanzlage und die Verwaltung der Finanzen gerichtet, die diesen bestimmte, auf das Recht zu verzichten, den Ministern in der Zeit, wo der gesetzgebende Körper nicht versammelt war, außerordentlichen und Supplementar-Credit zu eröffnen, von dem er bis dahin einen so umfassenden Gebrauch gemacht hatte, daß seine Macht in Finanzsachen ebenso absolut war, wie in jeder anderen Beziehung. Mit dieser Verzichtleistung gab der Kaiser dem gesetzgebenden Körper eine seiner unbestreitbarsten Befugnisse zurück. Unter den Acten Foulb's während der Zeit seiner letzten Finanzverwaltung befinden sich ein neues allgemeines Reglement der öffentlichen Comptabilität vom 31. Mai 1861, die nicht ganz gelungene Conversion der 4½ prozentigen öffentlichen Schulb in eine 3prozentige, deren Werth sich über dies bestreiten läßt, da der Nominalbetrag der öffentlichen Schulb dadurch sehr stieg, eine neue Anleihe von dreihundert Millionen Franken.

Niemand vermag dem Finanzminister Achille Foulb das Verdienst streitig zu machen, daß er sich aufrichtig bestrebte, in den Finanzen Frankreichs das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben herzustellen, zu diesem Zwecke die möglichsten Ersparnisse einzuführen und vor allem neue Anleihen zu vermeiden, weshalb er im Ministerium der entschiedenste Gegner aller Kriegspläne war und stets auf die Erhaltung des Friedens drang. Allerdings hat er in der Verwaltung der Finanzen bei weitem das Ziel nicht erreicht, das er vor Augen hatte, aber das ist nicht seine Schuld, sondern die des Kaisers, dessen Finanzverwaltung die schwächste Seite seiner Regierung ist, während welcher die Staatsschulden Frankreichs um drei Milliarden gestiegen sind, welches Beispiel von Paris und allen großen Städten Frankreichs nur allzutreu nachgeahmt worden ist.

Foultb bekleidete den Posten als Finanzminister bis zum 19. Januar 1867, an welchem Tage bekanntlich in Folge des kaiserlichen Briefes, in dem er dem Volke ein freisinnigeres Preßgesetz, ein Gesetz über das Versammlungsrecht und ein solches über die Armee-Reorganisation versieß, das ganze Ministerium seine Entlassung einreichte. In der Wirklichkeit traten aber nur vier Minister wirklich aus: Der Finanzminister Foultb, der Kriegeminister Marschall Randon, der Marineminister de Laubat-Chasseloup und der Minister des Ackerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten Dehic, während die übrigen Minister ihre Portefeuilles behielten, und der Staatsminister Rouher an Foultb's Stelle noch das der Finanzen übernahm. Ueber die Gründe, welche Foultb bestimmten, auf sein Portefeuille zu verzichten, hat man nichts vernommen, aber es ist zu vermuthen, daß die bevorstehende Heeresorganisation, die Hunderte von Millionen kostet und alle seine Pläne auf die Herstellung eines finanziellen Gleichgewichts über den Haufen stürzte, am wesentlichsten dazu beigetragen hat. Kurz, Foultb zog sich damals ins Privatleben zurück, was allgemein bedauert wurde, und eben hatte sich das Gerücht verbreitet, der Kaiser werde ihm von Neuem die Leitung der Finanzen übertragen, was allgemein als ein günstiges Symptom für die Aufrechterhaltung des Friedens betrachtet wurde, als ein plötzlicher Schlagfluß seinem Leben ein schnelles und schmerzloses Ende machte.

Achille Foultb war mit verschiedenen fremden Orden decorirt und war am 8. Dezember 1852 zum Commandeur der Ehrenlegion befördert worden. Im November 1857 wurde er an Stelle des Grafen de Pradel zum freien Mitgliede der Academie der schönen Künste erwählt, welche Auszeichnung ihm, dem aufrichtigen Freunde der schönen Künste, sehr viel Freude machte.

Foultb war aber nicht bloß ein ausgezeichnete Finanzminister und Staatsmann, sondern gleichzeitig ein eben so liebenswürdiger, wie achtbarer Mensch. Die Eigenschaften seines Herzens und Geistes, die sich in seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und in dem Wohlwollen, das er allen zeigte, mit denen er in Berührung kam, bewies, erwarben ihm eine große Zahl Freunde und daher erregte auch die Nachricht von seinem plötzlichen Tode ein allgemeines Bedauern. Er hinterläßt den Ruhm, seinem Vaterlande große Dienste geleistet zu haben, und daher ist seinem Namen in den Annalen desselben für immer eine ehrenvolle Stelle gesichert.

Populäre Darstellung wirklicher Fälle aus dem Handelsgerichtsleben.

Art. 50 und 51 des württembergischen Einführungsgesetzes zum Handelsgesetzbuch.

Stuttgart. Das Handlungshaus Sch. hier hatte eine Wechselforderung gegen den Tuchmacher Ch. S. in Reutlingen. Während der Tuchmesse im vorigen Som-

mer suchte der Procurist des Hauses Sch. den Schuldner unter den Verkäufern hier auf und traf in der sogenannten Kräpenschule dessen Vater, welcher auch Tücher seines Sohnes hier feil bot. Auf Vorzeigen des Wechsels kam es zu einem Abkommen, wonach der Gläubiger 7 Stück Tuch des Schuldners ausgefolgt erhielt, ob an Zahlungsstatt oder als Deckung, ist nicht gesagt worden. Drei Tage nachher hatte der Tuchmacher Ch. S. unter Hinterlassung von 9000 fl. Schulden das Weite gesucht. Die Gläubigerschaft desselben sieht nun das Geschäft mit Sch. an und verlangt das noch in natura vorhandene Tuch in die Gantmasse zurück, mit der Wechselforderung aber hätte Sch. das Nachsehen. Das Handelsgericht hat am 13. März d. J. dahin entschieden, daß das Tuch an die Masse zurückzugeben sei und hiebei Folgendes ausgeführt: Die *actio Pauliana* (d. h. diejenige Klage, mit welcher derartige Rechtsgeschäfte kurz vor Ausbruch des Bankrotts angefochten zu werden pflegen) steht nach gemeinem Recht, wie nach dem Gesetz vom 5. September 1839 im Allgemeinen voraus eine Verkürzung der Gläubiger durch eine Veräußerung des in zerrütteten Vermögensumständen befindlichen Schuldners, Absicht desselben, seine Gläubiger zu verkürzen und (bei onerosen Veräußerungen) Kenntniß des Empfängers von dieser Absicht. An diesen Voraussetzungen hat das württembergische Einführungsgesetz zum Handelsgesetzbuch nichts geändert, sondern bloß im Art. 50 ausgesprochen, es bedürfe eines Nachweises darüber nicht, daß der Schuldner zur Zeit der Vornahme jener Handlung zahlungsunfähig gewesen sei oder durch dieselbe zahlungsunfähig geworden sei, weil dies jetzt nach Art. 51 (vorbehaltlich des Gegenbeweises) vermutet wird, wenn das fragliche Rechtsgeschäft vom Gemeinschuldner innerhalb der letzten 30 Tage vor der Insolvenzerklärung vorgenommen worden ist. Die Kläger behaupten nur, daß diese sämtlichen Voraussetzungen der Paulianischen Klage gegenüber dem Beklagten zutreffen und es ist dies in der That auch anzunehmen. — Kurz vor seiner Entweichung hat der Gemeinschuldner seinen Vater ermächtigt, auf jede ihm gutdünkende Weise seine Schuld bei Sch. zu bereinigen; mag nun derselbe dem Sch. die 7 Stück Tuch an Zahlungsstatt oder nur als Deckung für den Wechsel überlassen haben, so liegt hierin jedenfalls eine jener Handlungen des Art. 51 Ziff. 2 und 3, vorgenommen nur wenige Tage vor Einleitung der Vermögensuntersuchung. Des Beweises, daß der Sohn S. die Benachtheiligung seiner übrigen Gläubiger beabsichtigt und Beklagter dies gewußt habe, sind die Sch. durch Art. 51 des Einführungsgesetzes überhoben; sie haben nur zu beweisen, daß die Handlung des S. in den letzten 30 Tagen vor Ausbruch des Concursses vorfiel und dies ist als erwiesen anzunehmen, ebenso daß die hingegebenen Tücher zum Vermögen des jungen S. gehört haben, daß also eine Benachtheiligung seiner übrigen Gläubiger vorliegt. Hieraus ergibt sich, daß die angestellte Klage thatsächlich genügend begründet und, soweit den Sch. der Beweis obliegt, auch erwiesen ist. Einen Gegenbeweis aber dafür, daß der Gemeinschuldner die Absicht, seine Gläubiger zu benachtheiligen, nicht gehabt oder daß Beklagter diese Absicht nicht gekannt habe, hat Beklagter, dem die Beweislast in dieser Beziehung obliegt, nicht erbracht. Dagegen erscheint das Verlangen von Zinsen aus der Werthsumme der Tücher unbegründet, weil die Paulianische Klage nur auf Wiederherstellung des früheren Zustandes, bei Geldsummen auf Erstattung mit Zinsen, bei fruchttragenden Sachen auf Rückgabe mit Früchten geht, die Tücher aber an sich keine Früchte tragen und Sch. weder behauptet haben, daß Beklagter hieraus Früchte gezogen habe, noch daß er solche hätte ziehen können, abgesehen hievon aber auch in keiner Weise

bargethan ist, daß den Sch. durch die bloße Besitzentziehung ein Schaden zugefügt worden sei. — Gegen dieses Erkenntniß ist vom Beklagten die Appellation an das Oberhandelsgericht angemeldet und ausgeführt worden, jedoch ohne Erfolg. Das Oberhandelsgericht als letzte Instanz bestätigte vielmehr durchaus das erstgerichtliche Erkenntniß und Sch. mußte das Tuch an die Gantmasse herausgeben und alle Prozeßkosten bezahlen. —

Die Rechtswohlthat der Competenz.

Es kommt häufig vor, daß ein Gläubiger, welcher im Gant seines Schuldners nicht liquidirt hat oder wegen Mangels der Massemittel durchgefallen ist, später denselben wieder anzugreifen versucht und ihm nur die Einrede der Rechtswohlthat der Competenz entgegengehalten wird. In einem solchen Fall hat kürzlich das Oberhandelsgericht das verurtheilende Erkenntniß des Handelsgerichts Ulm vom 24. Okt. v. J. bestätigt und in den Entscheidungsgründen folgendes ausgeführt: „Der Forderung des Klägers hat der Beklagte die Einrede der Rechtswohlthat der Competenz (des Nothbedarfs) entgegengesetzt. Nach dem von den vaterländischen Gerichten mehrfach zur Anwendung gebrachten Grundsätzen hat ein Gantmann gegenüber von den in seinem Gant unbefriedigt gebliebenen Gläubigern nur dann auf die Rechtswohlthat der Competenz einen begründeten Anspruch, wenn er nachzuweisen vermag, daß sein Vermögenszerfall durch von ihm unverschuldete Umstände herbeigeführt wurde; Sarwey, Monatsschr. Bd. 18. S. 355 f. vgl. Seuffert Archiv Bd. 14. Nr. 88. Bd. 19. Nr. 207 und erst dann, wenn die Schuldblosigkeit des Gantmanns an seinem Vermögenszerfall erwiesen ist, erscheint die weitere Frage erheblich, ob derselbe seit seinem Gante mehr Vermögen, als zu seinem und seiner Familie nothdürftigem Unterhalte erforderlich, erworben hat. Im vorliegenden Rechtsstreite steht nun fest, daß bei der Verehelichung des Beklagten, welche neben dem Gewerbe eines Wollwebers einen Handel mit Manufacturwaaren betrieb, ein schuldenfreies Vermögen der Eheleute von 1581 fl. vorhanden war, wozu 2 Jahre später eine der Ehefrau angefallene Erbschaft von 411 fl. hinzukam und daß nach 4jährigen Bestand der Ehe eine Schuldenmasse von mehr als 10,000 fl. sich ergab, von welcher durch die vorhandenen Activen kaum etwas mehr als die Hälfte ihre Deckung fand. Besondere Unglücksfälle, wodurch dieses Deficit verursacht wurde, wußte der Beklagte im Gantverfahren ebensowenig als in dem jetzigen Rechtsstreit anzuführen. Die bei der Vermögensuntersuchung vom Gemeinschuldner angegebenen Ursachen seines Vermögenszerfalls, soweit solche näher motivirt und thatsächlich zu begründen versucht wurden, reichen bei weitem nicht zur Erklärung eines so bedeutenden in wenigen Jahren entstandenen Deficits hin und das dort enthaltene Geständniß namhafter Verluste beim Waarenverkauf behufs der Befriedigung klagender Gläubiger und namentlich Wechselgläubiger — wobei der Beklagte nur um die Zahlungsmittel aufzutreiben, um geringe Preise seine Waare habe verkaufen müssen — weisen nicht nur auf leichtsinniges Contrahiren von Verbindlich-

keiten sondern auch auf Verschleuderung der Waarenvorräthe zu Deckung derselben hin. Demgemäß war seine Einrede zu verwerfen und seine Verbindlichkeit zu Bezahlung der eingeklagten Forderung auszusprechen und zwar ohne Rücksicht darauf, wie viel der Beklagte seither Vermögen erworben hat und ob der Ertrag hieraus zu seinem und seiner Familie Unterhalt erforderlich sei.

Dr. Schmidlin.

Miscellen aus der Kaufmannswelt.

Fremde Weine.

Die Edinburgh Review sagt, nur der verdorbene Geschmack für künstliche Weine halte die natürlichen Weine dem englischen Markte fern. Dr. Gorman erklärte 1852 dem Comité mit Wahrheit: „Wenn der Geschmack des englischen Volkes auf natürliche Weine gerichtet wäre, so könnte Spanien dieses Land allein mit hunderttausenden von Fässern schöner ausgesuchter Weine versorgen, die auf unserm Markte nicht bekannt sind. Innerhalb des 35ten und 47ten Breitengrades ist ganz Europa geeignet, schöne Weine zu erzeugen. Portugal erzeugt hundert Weine, die wir nicht einmal dem Namen nach kennen. Einige derselben werden, wie Olivarez uns erzählt, das Duzend Flaschen zu 6 Pence (5 Sgr.) verkauft. Hier sind die Namen einiger derselben: Arinto, Tozal, Thomar, Colares, Lavradio, Terno, Carcavellos &c., alle reine, gut gegohrne Weine, welche keinen Zusatz von Alkohol erfordern, um sich zu halten. Die ungarischen Weine haben in England Fuß gefaßt. Carlowitz und Erlauer sind familiäre Namen in unserm Munde. Ofner ist ein ausgezeichnete Wein und Tokayer ist nicht mehr die Seltenheit wie vor einigen Jahren. Die italienischen Weine sind auswärts unbekannt, mit Ausnahme der in Sicilien erzeugten Marsala und Zucco, die von englischen Häusern und auf der Besitzung des Herzogs von Amale in der Nähe von Palermo gebaut werden; aber die italienischen Weinberge und die Kunst, den Wein zu bereiten, sind dort so sehr vernachlässigt worden, daß der natürliche Reichtum des Landes in dieser Hinsicht wie in vielen andern unbenutzt geblieben ist. Griechische Weine, die letzten Weine, welche uns aus dem Auslande zugeführt worden sind, besitzen eine große natürliche Stärke — die höchste irgend eines reinen Weines — zusammen mit einer sehr delikaten Blume. Dr. Druitt hat durch sein ausgezeichnetes Werk über vortheilhafte Weine sehr viel gethan, um diese vorzüglichen Gewächse bei uns bekannt zu machen, aber den frühesten Bericht über dieselben in den neuern Zeiten verdankt das Publikum dem Fräulein Bremer. In ihrem sehr schmerzhaft geschriebenen Bande „Griechen und die Griechen“ sagt sie,

Vorwärts! Magazin f. Kaufleute. 20. Bd.

5

wo sie von den Weinen der bortigen Inseln spricht: „Die Weine von Santorin halten sich Jahr auf Jahr gut. Sie werden in die Türkei und nach Rußland verschifft; Obeffa am schwarzen Meer ist der wichtigste Markt für dieselben. Ich habe einen großen, in einem Berge ausgehöhlten Keller besucht, und habe dort sechszehn oder achtzehn Sorten verschiedene Weine probirt, die alle aus Weinen von Santorin bereitet waren. Am besten gefiel mir der Bachuswein, der dem von Naxos sehr ähnlich ist, welcher wie Nectar schmeckt und wie reines Gold aussieht; eben so den Nachtwein, der farblos ist und seinen Namen von der Thatfache erhalten hat, daß die Weinlese desselben in der Nacht vorgenommen wird. Die Trauben sind unter den Blättern des Weinstockes versteckt und der Sonne nicht ausgesetzt und in Folge dessen ist der Wein, der aus diesen Trauben bereitet wird, ganz farblos. Dieser St. sie, ein weißer Wein, besitzt sehr schöne Eigenschaften, schönere als irgend ein anderer Wein, etwa der reinste Amontillado Sherry (Xeres) ausgenommen, und wird zu einem Preise verkauft, der für Niemand zu hoch ist. Der rothe Keffesca wieder ist schönem Burgunder sehr ähnlich, hat aber weit mehr Körper. Der rothe und der weiße Hymettus sind sehr angenehme Weine, viel stärker, aber doch auch viel delicateser als leichte französische Weine zu demselben Preise. Die Stärke dieser Weine ist ganz geeignet, sie englischen Gaumen zu empfehlen, aber die Stärke derselben ist rein vom Weine und die Blume derselben wird nicht mit damit vermischem Alcohol verdeckt. Thera gleicht dem Madera sehr. Die Weinstöcke wachsen in dem vulkanischen Boden der Insel Santorin, das beste Erdreich für den Weinstock. Man muß sich erinnern, daß wirklich schöne Weine auf keinem Boden gewonnen werden können, der sich zum Anbau des Roggens eignet. Sandige, Schiefer enthaltende Abhänge von Hügeln, die Trümmer früherer Felsen, die Rücken erloschener Vulcane zc. gewähren den besten Grund und Boden für Weinberge, während niedriger Lehmboden, auf dem man reiche Weizenernte gewinnt, keinen delicatesen Wein hervorzubringen vermag. Es scheint ganz so, als ob die Vorsehung bei der Vertheilung der wichtigsten Nahrungsmittel, von denen der Mensch lebt und deren er sich erfreut, die Sachen so geordnet habe, daß einer jeden ihr eigenes Gebiet angewiesen worden sei, in das sich keine andere einen Eingriff erlauben soll.“

Dem obigen Bericht der Edinburgh Review wollen wir gleich auszüglich Einiges über den in England sehr beliebten Portwein folgen lassen, das einer Denkschrift des englischen Legationssecretär Lytton in Lissabon an die englische Regierung entnommen ist. Nach seiner Versicherung ist der Portwein gleichzeitig ein Erzeugniß des Ackerbaues und der Fabrikation. Bis jetzt habe man in England noch nie reinen Portwein getrunken, aber vielleicht werde das in einigen Jahren der Fall sein. Bis zum Jahr 1865 konnte aus Portugal kein Wein ohne Erlaubnißschein ausgeführt werden, welchen Beamte der Regierung ausstellten, nachdem sie vorher den Wein geprüft und gut befunden hatten. Der Zweck dieses Systems war, den Charakter und Ruf des Portweins unverfehrt aufrecht zu halten. Die Portugiesen glaubten zu wissen, was ihre Weinkunden liebten, und trugen Sorge, ihnen das zu liefern. Der Ertrag der Weinernte jedes Jahres wurde in Weine erster und zweiter Klasse getheilt. Die erste Klasse war für die Ausfuhr und die zweite Klasse für den Verzehr im eigenen Lande. Aber um in die erste Klasse aufgenommen zu werden, mußte der Wein gefärbt und verstärkt werden, während hinsichtlich der zweiten Klasse das nicht geschah. Die Folge davon war, daß reiner Portwein nie den Weg nach England fand. Seit 1865 ist

das System der Erlaubnißscheine abgeschafft und der Exporthandel des Weines ist frei. Sobald nun in England die früheren Lager des so beliebten Portweins getrunken sind, so wird man den Versuch machen können, ob reine Portweine dem englischen Gaumen behagen, was schwerlich der Fall sein wird. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Weinhändler den Portwein ihren Kunden in der bisherigen Form werden liefern müssen, was ihnen aber keine großen Schwierigkeiten machen wird. Zum Färben des Portweins bedient man sich nämlich in Portugal der Hollunderbeeren, deren es in England im Ueberfluß gibt, und der Alkohol, den man in Portugal mit dem Portwein vermischt, um ihn stärker zu machen, wird von England in Portugal eingeführt. So stehen dem englischen Weinhändler die Mittel zu Gebote, reinen Portwein einzuführen und wenn er ihren Kunden so nicht mundet, ihn so zu fabriziren, wie es bisher in Portugal geschehen ist, wofern sie nicht vorziehen, ihn gleich von dort in der bisherigen Art zu beziehen.

Ueber die Bereitung des Portweins für englische Gaumen sagt Lytton: „Aber bis jetzt nach England ausgeführte Portwein ist stark mit Alkohol versetzt und besteht beinahe aus eben so viel Hollunderbeeren, wie aus Weintrauben.“ Die Wahrheit scheint zu sein, daß viel Alkohol verbraucht wird, aber Hollunderbeeren nur so viel, als erforderlich sind, dem Weine die verlangte Farbe zu geben, aber nicht zu dem Zwecke, die Quantität des Weins sehr zu vergrößern. Die dazu erforderlichen Hollunderbeeren werden in der Sonne oder in Oefen gedörret. Der Wein wird auf sie geschüttet und die Beeren werden so lange getreten, bis der Farbestoff aus ihnen herausgezogen ist, dann wird Alkohol in einem Verhältniß damit gemischt, das nach der Qualität des Weines verschieden ist. Nach Lyttons Angabe werden 3 bis 16 Gallons Alkohol mit 115 Gallons oder der Pipe Wein vermischt. Denman sagt in seiner Schrift über den Weinhandel, daß die Quantität Alkohol, welche der Pipe Portwein zugefetzt werden, zuweilen bis 26 Gallons steigen. Im Jahre 1864 führte England aus Portugal im Ganzen 3,334,871 Gallons Portwein ein, während es dahin 1,630,304 Gallons Alkohol ausführte, von dem es dann einen sehr großen Theil als Portwein wieder erhielt und als solchen theuer bezahlen mußte.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß Alkohol nur den Portweinen beigemischt wird, die nach England versandt werden, ganz dasselbe geschieht mit den stärksten Rhein- und Moselweinen, die aus Deutschland bezogen und nun in der Art für den englischen Gaumen mundgerecht gemacht werden. Es hat ganz den Anschein, als ob das englische Klima nicht bloß eine weit substantiellere Nahrung, sondern auch stärkere Weine nothwendig machen, als sie bei uns erforderlich sind. Jeder Weinhändler, der mit England Geschäfte macht, weiß das und nur dadurch, daß er den dahin zu sendenden Weinen Alkohol zusetzt, sichert er sich den Absatz derselben dahin. C.

Vorkommen der echten Papierpflanze in Palästina.

Als Tristram 1864 in Palästina reiste, fand er an den Ufern des Sees von Galiläa, dicht beim Ain-et-Tin, nördlich der Ebene von Genesareth, einen üppig wachsenden Papyrus mit Stengeln von 16 Fuß Höhe und später traf er dieselbe Pflanze in den fast unzugänglichen Sümpfen des Haleh (Merom), wo sie Flächen von vielen Aern bedeckt. Da der Papyrus Syriacus auf den Ebenen von Acre und Scharon wächst, so hielt Tristram die an den genannten Orten von ihm gefundene Pflanze für jenen; aus einem nach England mitgebrachten Exemplar erkannte aber Professor E. C. Babington in Cambridge, daß es der echte Cyperus Papyrus sei, aus dem man im Alterthum das Papier fertigte.

Diese Entdeckung bestätigt eine in Vergessenheit gerathene Angabe von Bruce (Travels, Bb. 7, S. 115). „Plinius berichtet, daß die Pflanze gleichfalls in Syrien „wuchs und hier sah ich sie zum ersten Mal, ehe ich nach Aegypten reiste. Es war „im Flusse Jordan, zwischen den Orten, wo ehemals die Stadt Paneas stand und „der noch diesen Namen führt, und dem See Tiberias. Dies war linker Hand von „der sogenannten Brücke der Söhne Jakob's.“

Während die Pflanze in Aegypten ausgestorben und nur aus dem fernen Süden von den sumpfigen Ufern des Weißen Nil bekannt ist, hat sie sich also in Palästina, wohin sie im Alterthum eingeführt worden, bis auf den heutigen Tag erhalten und wenn die Beduinen kein Papier daraus fertigten, so benutzten sie doch die Stengel zu Matten und zum Decken der Hütten und Häuser, die Wurzeln aber als Brennmaterial. Dieses Vorkommen gewinnt an Interesse, wenn wir uns erinnern, daß auch die Fauna des Jordanthales eine tropische und mit der afrikanischen mehrfach verwandt ist, daß Tristram namentlich an demselben See von Galiläa, an dessen Ufern die Papierpflanze wächst, eine Menge Fische des Nil auffand (siehe „Geogr. Mitth.“ 1866. S. 233).

Der Notiz in dem „Journal of the Linnean Society“ (Bb. 9 Nr. 38), worin Tristram diese interessante Entdeckung mittheilt, entnehmen wir noch die Angaben, daß der klassische und moderne Name „Papyrus“ nur eine Form des ursprünglichen, noch jetzt bei den Arabern gebräuchlichen „Babir“ ist, und daß auffallender Weise kein lebendes Exemplar des echten Cyperus Papyrus in den botanischen Gärten existirt, die gewöhnlich cultivirte Pflanze vielmehr der Papyrus Syriacus oder Cyperus Syriacus (Parlatore) ist. (Peterm. Mitth. 1867.)

Arithmetische Miscellen.

Unter dieser Aufschrift wird einer unserer Mitarbeiter von Zeit zu Zeit Aufgaben aus verschiedenen Zweigen der angewandten Arithmetik stellen. Unsere jüngeren Leser werden freundlich gebeten, sich an der Lösung zu versuchen und die Früchte ihres Fleißes — je vier Wochen nach Erscheinen einer Aufgabe — an die Verlagshandlung einzusenden. Die Auflösungen werden dann eine gründliche Besprechung in unserem Blatte finden.

Mischungsrechnung. 6 Sorten à 27, $25\frac{1}{2}$, $23\frac{1}{2}$, $18\frac{1}{4}$, $17\frac{3}{4}$, 17 Groschen, Schillinge per Pfund, Liter od. dgl. sollen zu einer Sorte à 20 gemischt werden, und zwar in verschiedenen Verhältnissen, a. 849, zus. b. 176, zus. c. 4442 zusammen von

a. 84 Pfd. à $25\frac{1}{2}$.	b. 12. à 27.	c. 643. à $23\frac{1}{2}$.
84 „ $23\frac{1}{2}$.	36. $25\frac{1}{2}$.	1080. $18\frac{1}{4}$.
240 „ $18\frac{1}{4}$.	4. $23\frac{1}{2}$.	896. $17\frac{3}{4}$.
196 „ $17\frac{3}{4}$.	8. $18\frac{1}{4}$.	1008. 17.

wie viel à 27 und à 17, wie viel à $17\frac{3}{4}$, 17, wie viel à 27 und $25\frac{1}{2}$, ferner in 4 weiteren willkürlich gewählten Verhältnissen.

Mischungsrechnung. 3 Sorten à $26\frac{1}{2}$, $22\frac{1}{2}$ und $19\frac{1}{2}$, sollen eine Sorte à 24 geben.

Es sollen 4 Verhältnisse berechnet werden. Das erste Verhältniß so, daß von den beiden Sorten à $22\frac{1}{2}$, à $19\frac{1}{2}$ gleichviel genommen wird.

Procentrechnung. Eine Ladung Indigo (50 Kisten) soll für die Reise von Batavia nach London mit einem Werth von £ 2000.— à 3% Prämie und zwar in der Art versichert werden, daß bei dem Totalverluste die bezahlte Prämie mit dem Werthe der Ladung vergütet wird (Prämie mit versichert). Wie viel beträgt die Prämie und wie viel hat die Versicherungsgesellschaft bei einem Totalverlust zu vergüten?

Prozentrechnung. Die süddeutsche Creditbank in Meiningen schloß im Jahre 1864 mit einem Reingewinn von fl. 338,403. 34 c.*) Hievon erhielten zunächst die Actionäre eine feste Dividende von 4%, auf das, 4 Millionen Gulden betragende, Actienkapital. Vom Reste werden 10%, dem Reserve-Conto zugewiesen, ihre ferneren Reste erhalten die Gründer 10%, und die Mitglieder des Verwaltungsrathes 10%. Aus dem vorjährigen Gewinne waren fl. 1953. 93 c. unvertheilt geblieben, welche mit obigem Gewinn zur Verwenbung kommen. fl. 404. 33 c. werden unvertheilt in neue Rechnung übertragen und der Rest unter die Actionäre vertheilt. Wie viel % erhalten dieselben noch und wie viel Prozent mit der festen Dividende zusammen?

*) Die südd. Bank theilt den südd. Gulden in 100 Theile.

Feuilleton.

Einfluß der Electricität auf das Bier.

A. Leibel in Lyon theilt im „Bierbrauer“ mit, daß in einem dortigen Bierauschank zu wiederholten Malen sich bei Gewittern diejenigen Biere trübten, welche in Zapf genommen waren, während die andern klar blieben. Es wird dort das Bier durch comprimirte Luft aus den Fässern im Keller in das Schenklokal getrieben und communicirt das Speiserohr der Luftpumpe direct mit der Straßenluft. Als bei einem abermaligen Gewitter die Communication mit der Straße abgebrochen und dafür die Kellerluft in Gebrauch gezogen wurde, blieben die in Zapf genommenen Biere glanzhell und unverändert.

Der Petroleumimport in Bremen

betrug nach dem Jahresbericht der Bremer Handelskammer

Gtr.	im Werth von	Thlr.
1861 425	2323 Thlr. Goldob. p. St. 5,4	
1862 29,400	173,409	5,9
1863 86,835	546,766	6,3
1864 86,788	698,044	8,0
1865 92,237	841,466	9,1
1866 338,715	2,762,176	8,3

Sehr wesentlich hat auf die Gestaltung des Petroleumgeschäftes die Gröfßnung des Betriebes der transatlantischen Telegraphen eingewirkt, welcher bei Lieferungsverkäufen die sofortige Sicherung geeigneter Deckung ermöglicht.

Eine eigenthümliche Industrie

treibt nach der „Tribüne“ und den „Ind. Blt.“ ein Chemiker Dr. Werner in Breslau, dessen empfehlende Atteste man öfters den Reclamen von Geheimmitteln und dergl. beigelegt findet. Dieser Herr richtet nämlich an Gewerbetreibende Zuschriften, in denen er ihnen mittheilt, daß er von ihnen gelieferte Fabrikate analysirt, aber gefunden habe, daß sie nichts werth seien. Nun werden die Herren ersucht, selbst eine kleine Probe zur Untersuchung einzusenden, damit sie sich vor Schäden bewahren und der Herr Chemiker ihnen ein günstiges Zeugnis ausstellen könne.

Gegen Phosphorbrandwunden

die öfters durch den Gebrauch von Säuhölzchen verursacht werden und immer sehr schmerzhaft

sind, benutzte man im chemischen Laboratorium zu Stuttgart mit Erfolg folgendes Mittel Die verbrannte Oberfläche wird sobald als möglich mit frischem und dann mit schwach alkalischem Wasser gewaschen, zu welchem man 2 Theile Pottasche, Natron oder Ammoniak auf 1 Theile Wasser nimmt; im Nothfall genügt schwache Aschenlauge.

Nach amtlichen Engl. Angaben beträgt der

Tabaks-Verbrauch

Rußland	40 Unzen	Frankreich	89 1/2 Unzen
Lotharingen	40	Österreich	98
Sardinien	45	Norwegen	102 1/4
Portugal	56	D. Staaten	120
Großbrit.	65 1/2	Dänemark	128
Schweden	69 3/4	Holland	132
Spanien	76	Belgien	144
Zollverein 135 Unzen per Kopf.			

Münzen, Gewichte und Maße in Abyssinien.

Die in Abyssinien allein kursirende Münze ist der österreichische Mariatherezialthaler, die Scheidemünze in Tigreh theilweise noch Baumwollstreifen (Girbab), allgemein aber die am See Alebäd im Taltal Land gebrochenen Salzstücke von der Form eines feierlichen Wehsteines und 36 Loth schwer. Sie heißen auf tigrisch Drila, auf ancharisch Amrile. Ihr Werth variirt je nach den Entfernungen von den Minen, der Jahreszeit (weil die Salze während der Regenzeit an Gewicht verlieren) und nach Ueberfluß oder Mangel auf dem Platz. Der gewöhnliche Preis in Teltal ist 100, in Abua 40, in Gundar 30 Stücke für einen Thaler. Zur Schonung ist jedes einzelne Amrila mit einem Baststreifen umgeben und wird beim Handel sorgfältig in der Hand gewogen. Als Normalgewicht bedient man sich des Mariatherezialthalers. In Masana machen 16, in Gundar 12 Thaler Gewicht ein Pfund, das abyssinische Pfund (Natar) von 12 Thaler wird in 12 Ukiah eingetheilt, diese entsprechen also 2 Loth unseres alten Zollgewichts, 1 Ukiah hat 10 Dramen. Das gebräuchliche Raummaß heißt Madoga, doch ist dasselbe nicht überall gleich groß

15 Madoga	geben 1 Töan tabel
10	„ 1 gewöhnliches Töan
1	„ hat 9 Guna

1 Unna 4 Dirgo. Das gebräuchliche Längenmaß ist die Elle oder Dra. vom Ellenbogen bis zu den Fingerspitzen während, mit Zugabe von zwei Fingerbreiten.

Zur Einheit von Maß und Gewicht.

Vor Kurzem berichtete Professor Leo Levi in England über die Thätigkeit des Comité's für die Einheit von Gewicht und Maß. Er begann damit zu constatiren, daß das Comité mit aller Kraft darauf hingewirkt habe, die Kenntniß des metrischen Systems durch die Welt zu verbreiten. Was die Einheit des Gewichts betrifft, so konnte das Comité die erfreuliche Thatsache berichten, daß seine Aufgabe wesentlich erleichtert wurde durch die neuliche Konferenz über diesen Gegenstand, welche in Paris stattfand, wo in der That alle Aussicht war, daß die Hauptnationen der Welt in Kürze das metrische System annehmen würden. In der allerjüngsten Zeit ist in Spanien ein Gesetz durchgegangen, welches das Metersystem in den spanischen Bestellungen einführt. In England bleibt hierin freilich noch viel zu thun übrig. Obwohl das metrische System gesetzliche Berechtigung hat, hat es doch in der Praxis nur geringe Fortschritte gemacht und wird auch im Volkunterricht immer noch zu wenig berücksichtigt. Das Comité war der Ansicht, daß das wirksamste Mittel, um die schnelle Durchführung dieser feltamen Reform zu bewerkstelligen, wäre, das metrische System alsbald zwangensweise durchzusetzen. Das Comité empfahl unter anderen Maßregeln, daß man dem Parlament in möglichster Kürze eine Bill vorlege, wonach binnen einer gegebenen Zeit der Gebrauch des metrischen Gewichts und Maßes in England zwingend sein sollte.

(The mechanics' magazine.)

Oesterreichische Nordwestbahn.

In nächster Zeit soll der Bau einer Eisenbahn in Angriff genommen werden, welche beinahe in gerader Richtung die Verbindung zwischen Wien, Dresden, Leipzig, Hamburg, sodann Berlin, Bremen und Hamburg herstellen wird.

Näheres über diese Bahn überhaupt, sowie über deren Bedeutung für den Handelsverkehr behalten wir uns vor in einem eigenen Artikel zu sagen.

Donaufürstenthümer. Neues Münzgesetz.

Vom 1/13. Januar (1868) an tritt das neue Münzgesetz in Kraft. Es wird nun nicht mehr nach Pfannern und Para sondern nach neuen Lei und Ban gerechnet. Der neue Lei

ist im Werthe gleich dem französischen Franken und ist eingetheilt in 100 Ban. Somit hat der alte österreichische Silbergulden einen Werth von 2 Lei 52 Ban, der neue österreichische Silbergulden 2 L. 46 B., der bayerische Gulden 2 L. 8 B., der russische Silberrubel in Silber 4 L., das Livre Sterling 25 Lei. Zu diesen Preisen werden die ausländischen Münzen welche nicht zu demselben Münzsystem gehören, auf dem rumänischen Zollamt angenommen. (Allg. Ztg.)

Getreidemarkt.

München. Im Jahr 1867, resp. in den fünf Quartalen vom 1. Oktober 1866 bis Ende 1867, wurde auf der hiesigen Schranne 877,303 Scheffel Getreide verkauft, und zwar in den ersten vier Quartalen 667,317, um 54 Scheffel weniger als im Vorjahr. Es waren 181,444 Scheffel Weizen, 110,588 Scheffel Korn, 371,071 Scheffel Gerste, 192,471 Scheffel Haber. Der Gesammtwerth betrug 13,081,785 fl. — in dem gleichen Zeitraum des Vorjahrs nur 8,092,784 fl. Die Durchschnittspreise für den Scheffel waren: Weizen 23 fl. 33 kr., Korn 16 fl. 24 kr., Gerste 15 fl. 48 kr., Haber 7 fl. 34 kr.; in den letzten drei Monaten, Oktober bis Dezember: Weizen 26 fl. 58 kr., Korn 20 fl. 15 kr., Gerste 15 fl. 31 kr. und Haber 7 fl. 56 kr. (Allg. Ztg.)

Oesterreichischer Handelsvertrag mit Japan.

Die Augsb. Allg. Zeitung berichtet, daß die österr. K. K. Staatsregierung im nächsten Frühjahr ein Kriegsschiff nach Japan mit einer politischen Mission zu schicken beabsichtige um dort einen ähnlichen Handelsvertrag abzuschließen, wie Preußen ihn bei Gelegenheit seiner ostasiatischen Expedition für sich und den Zollverein abgeschlossen hat.

Wildes Zuckerrohr in Nevada und Hopfen in Californien.

Der „California-Demokrat“ bringt folgende Notiz: „In den mit Schilf dicht bewachsenen Ufern des Humboldtflusses, im Territorium Nevada, kommt wildes Zuckerrohr in Menge vor, die Indianer kennen den Werth desselben sehr wohl, und im Sommer, wenn der Saft springt und der Saft herausquillt, der am Stamme trocknet, sammeln die Squaws diese Zuckerkörner, welche manchmal die Größe einer Wallnuß erreichen. Eine Frau bringt oft in einem Tage 30—40 Pfund dieses wilden Zuckers mit nach Hause, den Groß und Klein leidenschaftlich gerne essen und der den „Papoose“ so lieb ist, wie den weißen Kindern der feinste Candis. — Das wilde Zuckerrohr ließe sich ohne Frage leicht cultiviren und würde gewiß einen besseren Ertrag liefern als das Sorghum, da der Saft viel zuckerhaltiger ist und die Pflanze den plötz-

lichen Klimawechsel, wie er in den Bergen vorkommt, mit Leichtigkeit erträgt. In den Niederungen des Sacramento und des Joaquin-flusses würde dieses wilde Zuderrohr Nevada's gewiß ausgezeichnet gedeihen."

Der Globus bemerkt hierzu: „Leider bezeichnet das genannte Blatt diese Art von Zuderrohr nicht näher. Das gewöhnliche Zuderrohr verlangt ein tropisches und subtropisches Klima, kann also hier nicht gemeint sein. Wir wollen beläufig bemerken, daß der Anbau des Hopfen's in Californien sich sehr ausdehnt; Boden und Witterungsverhältnisse sind ungemein günstig und man hofft mit Zuversicht, in den nächsten Jahren nicht nur den einheimischen Bedarf zu decken, sondern auch beträchtliche Quantitäten auszuführen."

Neues Surrogat für Koffhaaar.

In Amerika ist kürzlich ein neuer sehr wichtiger Handelsartikel auf den Markt gebracht worden, der sogenannte „neue Grasschwamm." Man findet ihn in fast unererschöpflicher Menge unter den Korallenriffen der Bahama-Inseln und an den Küsten von Mexiko und Florida. Der Schwamm wird gewaschen und von Sand gereinigt, zwischen Federhargwalzen mit Glycerin gesättigt, und dann in Dosen getrocknet. Nach Ausführung dieser Behandlung ist er zum Gebrauch geeignet. Die Zwecke, zu welchen man diesen Grasschwamm verwenden kann, sind sehr verschieden; besonders aber eignet er sich zum Ausstopfen von Betten, Sophas und Sesseln etc. Ein Pfund dieses Schwammes ist, für diese Zwecke, gleich anberthalb Pfund Koffhaaar. Mehrere Schiffe sind jetzt damit beschäftigt, große Ladungen dieses Materials nach Newyork zu bringen. (Alhënam.)

Ein seltsamer Bankerott.

Folgendes pikante Telegramm geht uns heute aus Prag zu: „Die Schulschwester, welche vor einiger Zeit in Oberleutensdorf eine Tuchfabrik angekauft und in Betrieb gesetzt haben, haben den genannten Ort plötzlich verlassen, nachdem über ihre Fabrik der Conkurs verhängt worden ist." Bankerotte Schulschwester — das ist im clericalen wie im geschäftlichen Leben eine neue Erscheinung. Man erinnert sich wohl noch, wie die clericalen Organe seinerzeit über Jeben herrschten, der da fand, daß Schulschwester sich schlecht zu Tuchfabrikantinnen qualifizierten; nun haben die frommen Schwestern abgewirtschaftet und sich beeilt, den Schauplatz ihrer industriellen Thätigkeit zu verlassen. Eines schickt sich nicht für Alle.

Daß aber selbst das Concordat die schulschwesterliche Erida nicht aufzuhalten vermochte, das ist jedenfalls eine Lücke in diesem heiligen Staatsvertrage. (Neue Freie Presse.)

Jährliche Quecksilber-Production der Erde.

Man schätzt dieselbe auf 81,000 Etr., wovon auf Spanien 20,000, auf Californien (Neu-Almaden) 28,000, auf andere californische Gruben 7500, auf Peru 3000 und auf Deutschland mit Oesterreich und Frankreich 2500 Etr. kommen. Man nimmt an, daß Mexiko, Peru, Chile und Bolivia jährlich zur Silbergewinnung 23,000, China und Japan zur Zinnoberfabrikation und Silbergewinnung 10,000, Australien und Californien zur Silber und Goldgewinnung, Europa und die Vereinigten Staaten für ihre Industrie 12,000 Etr. Quecksilber bedürfen, so daß jährlich an 51,000 Etr. verbraucht werden, mithin der Bedarf der alten und neuen Welt hinreichend gedeckt erscheint.

(Polyt. Journal.)

Verbessertes Leuchtgas.

Es werden seit einigen Tagen auf dem Plage des Stadthauses in Paris Versuche einer neuen Straßenbeleuchtung gemacht, die von den H. Tessier du Rothay und Maréchal erfunden ist. In der That unterscheidet sich diese neue Beleuchtung vom Gas in demselben Grad als eine der ehemaligen rauchenden Dellämpchen sich von der Gasflamme unterscheidet. Das weiße reine Licht ist so stark, daß man in einer Entfernung von 25 Schritten noch sehr bequem die gewöhnliche Druckschrift einer Zeitung liest und die zartesten Nuancen der Kleiderstoffe unterscheidet. Das Verfahren der H. Tessier du Rothay und Maréchal besteht in der vollständigen Verbrennung des gewöhnlichen Leuchtungs-gases durch Hinzutretung von Sauerstoff. Ein kleiner Magnesium-Cylinder, auf welchen die Gasströme geleitet werden, wird dadurch leuchtend gemacht, und liefert eine Lichtmenge welche das Photometer als 60mal so stark nachweist als das Licht welches dasselbe Gas in der gewöhnlichen Weise verbrannt liefern würde. Die Art und Weise wie die Erfinder dieser neuen Beleuchtung das Sauerstoffgas darstellen, macht es ihnen möglich dasselbe für 72 Cent. per Kubikmeter herstellig zu machen. Wenn man der Unvollkommenheit Rechnung trägt welche natürlich die ersten Apparate noch an sich haben müssen, so darf man ohne Uebertreibung der Hoffnung Raum geben daß später bei halben Beleuchtungskosten ein dreis bis viermal helleres Licht die Straßen beleuchten wird.

Gemeinschaftliche Unternehmungen in Münzen und Goldbarren.

Von

Louis Schmidt.

Aufgabe. a) Christoph Berger in Berlin kaufte verschiedene Goldsorten, beabsichtigt solche an Heinrich Cowley in London zu senden, sich dafür Goldbarren kommen und für dieselben Friedrichsd'or prägen zu lassen. Er ladet Heinrich Cowley ein an dem Unternehmen Theil zu nehmen, worauf Cowley eingeht.

Von den aus der Münze erhaltenen Friedrichsd'or schickt Berger die eine Partie an Friedr. Bernus in Frankfurt und läßt sich Pariser Wechsel kommen; die andere Partie an L. Meiden in Hamburg, Retouren in Wiener Papier. Diese beide nehmen den Vorschlag gemeinschaftlich zu operiren an.

Ausführung. 1. Der Geschäftsgang. 2. Die Buchung. 3. Die arithmetische Behandlung.

1. Der Geschäftsgang.

Herrn H. Cowley in London.

Berlin, den 26. März 186.

Die Vergleichung der neuesten Goldcourse brachte mich auf den Gedanken, Ihnen eine Partie Sovereigns und amerikanischer Eagles zu übermachen, mir dafür von Ihnen Goldbarren Netto appoint kommen, dieselben in der hiesigen Münze umschmelzen zu lassen und dafür Friedrichsd'or in Zahlung zu nehmen.

Ich lade Sie ein, sich bei diesem Versuche zur Hälfte zu theiligen und lege Ihnen deshalb ein Duplicat der Einkaufsnota bei.

Christoph Berger.

Duplicat.

Berlin, den 10. März 186.

Nota für Herrn Christoph Berger hier über

5000 Stück englische Sovereigns	à 6. 22 $\frac{1}{2}$.	R $\frac{1}{2}$ 33750. —
2500 „ amerikanische Eagles	„ 1. 11 $\frac{3}{4}$.	„ 34791. 20.
	Fco. Courtage u. Provision	„ 68541. 20.
	K. preuß. Bank.	

Herrn Christoph Berger in Berlin.

London, den 30. März 186.

Ihr Schreiben vom 26. ds. beantwortend, bin ich nicht abgeneigt, mit Ihnen auf halbe Rechnung 5000 Sovereigns und 2500 Eagles dort einzukaufen, den hiesigen Ertrag Netto appoint in Goldbarren anzulegen und dafür in Berlin Friedrichsd'or zu beziehen.

Vorwärts! Magazin f. Kaufleute. 20. Bd.

Wollen Sie daher die Sorten an mich absenden und die Hälfte Ihrer Auslagen 2 Monat dato auf mich entnehmen.

H. Cowley.

Herrn H. Cowley in London.

Berlin, 9. April 186.

Es freut mich, aus Ihrem Schreiben vom 30. März zu ersehen, daß Sie mit meinem Vorschlage einverstanden sind.

Ich übergebe daher heute wohl verpackt der Eisenbahn

5000 Stück englische Sovereigns	à 6. 22 $\frac{1}{4}$.	R $\frac{1}{2}$ 33750. —
2500 „ amerikanische Eagles	1. 11 $\frac{3}{4}$.	„ 34791. 20.
		<u>R$\frac{1}{2}$ 68541. 20.</u>

und entnehme für die Hälfte

£ 5052. 4. 3. 2 Mt. dato ordro Preuß. Bank à 6. 23 $\frac{1}{2}$. mit R $\frac{1}{2}$ 34270. 25.

Ich zweifle nicht, daß es Ihnen gelingen wird, die Eagles gut anzubringen und die Retouren, Gold in Warren, billig einzukaufen.

Christoph Berger.

Herrn Christoph Berger in Berlin.

London, 24. April 186.

Ich beehre mich, Ihnen als Antwort auf Ihr Schreiben vom 9. April vollständige Abrechnung über die hiesige Abwicklung unseres Unternehmens zu ertheilen, aus welcher Sie ersehen wollen, daß der Netto-Erlös aus den Sorten sich auf £ 10139. 17. 10. beläuft, welchen ich laut Uebereinkunft in Goldbarren anlegte. Ich wünsche Ihnen guten Empfang. Mit dem Erfolge können wir, denke ich, zufrieden sein, und hoffentlich wird das dortige Schlussergebnis auch nicht weniger günstig ausfallen.

Für meinen halben Antheil am Erlös wollen Sie mir direkte Anschaffung in 2 Mt. oder f. S. machen, je nachdem der eine oder andere Cours nach dem Stande des hiesigen Disconts billiger ist.

H. Cowley.

London, 24. April 186.

Für gemeinschaftliche Rechnung auf halben Antheil mit Herrn Christoph Berger in Berlin
begeben

5000 Sovereigns	£ 5000. — —
2500 Eagles, wiegend:	
111 R 9 oz. — dw. 20 gr. à 77.	„ 5163. — 2.
	<u>£ 10163. — 2.</u>
Courtag 2 ‰	£ 20. 6. 6.
Porto und sonstige Unkosten	„ 23. 2. 4.
	<u>£ 10139. 17. 10.</u>

Dagegen gekauft

6 Barren Gold.

N $\frac{1}{2}$.	R	oz.	dw.	gr.	Report.	Stand: R	oz.	dw.	gr.
1.	37.	1.	17.	2.	B. 1 K. 1 gr.	39.	3.	3.	18.
2.	35.	4.	16.	7.	W. 1 „ 1 $\frac{1}{2}$ „	33.	2.	5.	8.
3.	30.	7.	13.	4.	B. 1 „ 1 $\frac{1}{2}$ „	32.	2.	9.	4.
4.	39.	11.	2.	19.	W. 1 „ — „	38.	2.	7.	6.
5.	37.	2.	6.	14.	W. 1 „ 3 „	34.	3.	1.	12.
6.	37.	1.	1.	1.	B. 1 „ 3 $\frac{1}{2}$ „	40.	2.	19.	16.
						217.	4.	6.	16.

2608 $\frac{1}{2}$ oz. Standard Gold à 77/9. £ 10139. 17. 10.

H. Cowley.

Herrn H. Cowley in London.

Berlin, 16. Mai 186.

Ihr Schreiben vom 24. v. Mts. bringt mir Abrechnung über den Verkauf unserer Goldsorten und den Einkauf der Goldbarren, beide im Betrage von £ 10139. 17. 10.

Dagegen habe ich heute das Vergnügen, Ihnen die Abrechnung des hiesigen Münzamts zu übersenden, welche mit einem Netto-Ertrage von 12300 Stück Friedrichsd'or schließt. Ich übernehme dieselben zum heutigen Course von 13 ‰ mit R $\frac{1}{2}$ 69495. —, wovon Ihnen die Hälfte zukommt.

Nach dem gegenwärtigen Stande des Disconts bei Ihnen, 3 $\frac{1}{2}$ ‰, sollte kurze Sicht hier

6. 24. 6. sehen; unter 6. 25. — war aber dieses Papier nicht zu bekommen; ich kaufte daher 2 Mt. à 6. 23. 6. und übermache Ihnen hiebei £ 5122. 9. 7. 2 Mt. dato auf Engl. Bank à 6. 23¹/₂. = *R* 34747. 15. — womit sich unsere Rechnung abschließt.

Mit dem Resultate dürfen wir zufrieden sein. Wenn Sie damit einverstanden sind, so machen wir uns gegenseitig, ohne vorherige Anfragen, je nachdem die Course einen guten Erfolg versprechen, ähnliche Leistungen, sei es nun in Gold, Wechseln oder Staatspapieren. Wollen Sie mir Ihre Ansicht darüber mittheilen.

Christoph Berger.

R. Münzamt Berlin, den 16. Mai 186.

Nota.

Für Herrn Christoph Berger probirt und in Friedrichsb'or umgeprägt:

6 Barren Gold.

N ^o . 1.	27. 22. — 6. 8.	à 969 = f. Gold	26. 26. 2. 7. 4.
2.	26. 12. 8. — 7.	859 = "	22. 21. — 2. 1.
3.	22. 26. 1. 3. 9.	963 = "	22. — 7. 5. 3.
4.	29. 24. 1. 8. 6.	875 = "	26. 2. 4. 2. 4.
5.	27. 22. 9. 5. 3.	844 = "	23. 13. — 1. 1.
6.	27. 20. 5. 7. 1.	995 = "	27. 16. 4. 1. 6.

162. 8. 7. 2. 4. *R* 148. 19. 8. 9. 9.

Kupfer in der Masse 13. 18. 8. 2. 5.

gibt wieder *R* 162. 8. 7. 2. 4.

Zugekauftes Kupfer 2. 11. 4. 7. 2.

gibt Gold à 21¹/₂ Karat *R* 164. 20. 1. 9. 6.

Dafür geliefert abzüglich Kupferzukauf, Abgang, Unkosten
12300 Stück Friedrichsb'or.

Herrn Heinrich Vernus in Frankfurt.

Berlin, 17. Mai 186.

Hiebei übersende ich Ihnen

6300 Stück Preuß. Friedrichsb'or mit der Bitte, solche bestmöglich zu begeben und mir den Netto-Erlös in 2 Mt. Pariser Papier — nicht über 94¹/₂ f. S. zu übermachen.

Im Falle Sie geneigt wären, sich zur Hälfte bei dieser Operation zu theilnehmen, bemerke ich Ihnen, daß ich die Friedrichsb'or à 13¹/₂ kaufte und daß 2 Mt. Pariser gegenwärtig à 80¹/₂ anzubringen sind.

Sind Sie mit meinem Vorschlage einverstanden, so bedarf es keiner besonderen Antwort. Sobald ich Ihre Antwort nebst Rezeiven erhalten habe, werde ich Ihnen das Begebungsresultat der letztern mittheilen und Ihren Gewinn oder Verlustantheil auf Ihr Contocorrent bringen.

Christoph Berger.

Herrn H. Meben in Hamburg.

Berlin, den 17. Mai 186.

Ich hatte soeben Gelegenheit eine Partie von 6000 Stück Preuß. Friedrichsb'or zu dem billigen Course von 13¹/₂ einzuthun; dieselben gehen heute an Sie ab und ich bitte Sie, solche für mich zu begeben und mir dagegen Netto appoint 3 Mt. Wiener dafür zu senden.

Wenn Sie sich bei dem Geschäft zur Hälfte theilnehmen wollen, so sind Sie hiezu freundlich eingeladen; ich bemerke Ihnen für diesen Fall, daß Wiener 3 Mt. hier 80¹/₂ steht.

Ihre Antwort können Sie mit der Abrechnung geben und ich werde Sie alsbald, nachdem das Wiener Papier begeben, vom Resultate unterrichten.

Christoph Berger.

Herrn Christoph Berger in Berlin.

Frankfurt, den 20. Mai 186.

Ihrem Anerbieten vom 17. ds. zu Folge habe ich heute empfangene

6300 Stück Friedrichsb'or für gemeinschaftliche Rechnung begeben, und übermache Ihnen das gegen ebenfalls für gemeinschaftliche Rechnung zur Ausgleichung nach untenstehender Nota Fr. 133266. 33 c. 2 Mt. dato auf Paris

deren bestmögliche Begebung ich Ihnen anempfehle und sehe Ihren Nachrichten entgegen.

Heinrich Vernus.

Nota.

6300 Stück Friedrichsb'or	fco. Court. <i>A</i> 9. 57.	<i>A</i> 62685. —
ab Fracht		31. 30.
		<u><i>A</i> 62653. 30.</u>

Dagegen		
Fr. 133266. 33.	2 Mt. Paris.	
" 666. 33.	ab à 3 %.	
Fr. 132600. —	f. C. à 94 1/2	£ 62653. 30.

Herrn Heinrich Bernus in Frankfurt a/M.

Berlin, den 23. Mai 186.

Ihr Schreiben vom 20. ds. bringt mir		
Fr. 133266. 33 C. 2 Mt. auf Paris		
begeben fco. Courtage à 80 1/2		R ₆ 35870. 26.
ab Ankauf 6300 Stück Friedrichsb'or à 13 fco. Courtage.		35595. —
	Gewinn	R ₆ 275. 26.
wovon ich Ihnen die Hälfte Werth heute gutbringe mit		R ₆ 137. 28.

Christoph Berger.

Herrn Christoph Berger in Berlin.

Hamburg, den 24. Mai 186.

Es freut mich, daß Sie wieder Veranlassung genommen haben, einen kleinen Versuch zu einer gemeinschaftlichen Operation vorzuschlagen; ich nahm Ihr Anerbieten an und gebe Ihnen untenstehend Abrechnung mit einem Netto-Erlös von R₆ 68404. 14.
Dagegen übermache ich Ihnen zur Begebung auf gemeinschaftliche Rechnung
£ 63360. — 3 Mt. auf Wien à 92 1/2. — mit R₆ 68404. 14.
Ich hoffe, daß Sie bald wieder Gelegenheit zu ähnlicher Benützung der Course finden werden.

5. Neben.

Begeben		
6000 Friedrichsb'or	à 11. 6 1/2.	B ₂ 68437. 8.
ab Fracht.		32. 10.
gekauft		B ₂ 68404. 14.
£ 63360. — 3 Mt. Wien à 92 1/2.		B ₂ 68404. 14.

Herrn 5. Neben in Hamburg.

Berlin, den 27. Mai 186.

Untenstehend Schlussabrechnung über unsere gemeinschaftliche Operation, wonach Ihnen bei mir noch
R₆ 130. 24. Werth heute zugutkommen.

Ich hoffe, daß Sie durch den Erfolg befriedigt sein werden.

Christoph Berger.

Begeben		
£ 63360. — à 80 7/2 in Wien		R ₆ 34161. 18.
Ankauf 6000 Friedrichsb'or à 13 1/2.		63900. —
		R ₆ 261. 18.
wovon Ihnen 1/2		R ₆ 130. 24.

Erläuterungen.

Meine Leser werden sich aus dem Geschäftsgang klar gemacht haben, was man unter gemeinschaftlichen Unternehmungen versteht. Es sind hier nicht diejenigen Geschäfte gemeint, welche die Theilhaber einer offenen Handelsgesellschaft für ihren Betrieb festgesetzt haben, sondern diejenigen, welche eine Handelsgesellschaft oder eine Einzelhandlung, also mit einem Wort diejenigen Spekulationen, welche ein Handelshaus zeitweise mit einem oder mehreren Handelshäusern auf gemeinschaftliche Rechnung unternimmt. Sie haben den Zweck, das mit jeder Spekulation verbundene Risiko zu theilen, oder eine als sicher vorauszusetzende Unternehmung, zu welcher die Mittel des Einzelnen nicht hinreichen, durch Herbeiziehung von weiterem Kapital möglich zu machen.

Hier in unserem Geschäftsgang handelt es sich um Spekulationen, und zwar um Einkauf und Verkauf von Handelsgegenständen. Die Theilnehmer können auf verschiedene Weise bei einem solchen Geschäft mitwirken. Z. B. der eine bethelligt sich bloß mit seinem Antheil am Kapital und überläßt die Besorgung des Geschäfts den andern, welche natürlich alsdann vom Reinertrag für ihre Mühe besonders belohnt werden müssen. Am häufigsten kommt es aber vor, daß der eine Theilhaber den Einkauf an seinem Orte, und der andere Theilhaber den Verkauf an seinem Plage besorgt, und wenn möglich für den Ertrag Retouren macht. Diese Fälle sind in unserer Aufgabe behandelt. Diese Art Unternehmungen hat in sofern einige Ähnlichkeit

mit dem Consignationsgeschäfte, als der Käufer die Waare seinem auswärtigen Geschäftsfreunde consignirt, unterschleibt sich aber wieder bedeutend dadurch, daß der Verkäufer anstatt einer bloßen Provision, wirklichen Antheil am Gewinn erhält.

Der Käufer hat hiebei den Nachtheil, daß ihm der halbe Gewinn abgeht; aber den Vortheil, daß 1) er bei ungünstigen Preisverminderungen auch nur die Hälfte am Schaden zu tragen hat und 2) daß er vom Verkäufer mehr Sorgfalt und Vorsicht erwarten darf, wenn er denselben in's Mitinteresse zieht. — Bei derartigen Geschäften wird gegenseitig keine Provision gerechnet.

2. Die Buchung.

Erste Abtheilung, mit H. Cowley.

März	10	D Münzsorten und Gold C Bank Ich kaufe von der K. Preuß. Bank 5000 Stück engl. Sovereigns à 6. 22 1/2. <i>R</i> 33750. — 2500 „ amerif. Eagles 1. 11 1/4. 34791. 20. <i>R</i> 68541. 20.	<i>R</i> 68541	20	<i>R</i> 68541	20
April	9	D Conto 1/2 mit H. Cowley C Münzsorten und Gold Ich sende obige Goldmünzen an H. Cowley in London zum Verkauf für gemeinschaftliche Rechnung.	68541	20	68541	20
"	"	D Bank C H. Cowley £ 5052. 4. 3. B. 9. Juni . Ich trassire auf Cowley die Hälfte meiner Auslagen 2 Monat dato à <i>R</i> 6. 23 1/2.	34270	25	34270	25
"	28	D H. Cowley £ 10107. 5. 10. Werth 24. ds. à 6. 23 1/2. C Conto 1/2 mit Cowley Cowley gibt Abrechnung über den Verkauf der Münzen, deren Netto-Ertrag ich à <i>R</i> 6. 23 1/2 berechne.	69115	18	69115	18
"	"	D K. Münzamt hier C Cowley £ 10107. 5. 10. Cowley kauft für den Erlass 6 Barren Gold, welche ich an das K. Münzamt zum Umprägen in Friedrichsdor abliefern.	69115	18	69115	18
		Transport	<i>R</i> 309585	11	<i>R</i> 309585	21

Mai		Transport	R _g 309585 11		R _g 309585 11	
	16 D Münzsorten und Gold	69495	—			
	C Königl. Münzamt				69115	18
	C Conto $\frac{1}{2}$ mit Cowley				379	12
	Das R. Münzamt liefert nebst Abrechnung 12300 Stück Friedrichsd'or, welche ich zum Tagescourse à 13 % übernehme und die Differenz dem Conto $\frac{1}{2}$ mit Cowley gutbringe.					
"	" D H. Cowley £ 5122. 9. 7. Werth heute . . .	34747	15			
	C Bank				34747	15
	Ich übermache an H. Cowley die Hälfte des obigen Betrages à 6. 23 $\frac{1}{2}$ 2 Mt. dato.					
"	" D Conto $\frac{1}{2}$ mit Cowley	953	10			
	C H. Cowley. £ 70. 5. 4.				476	20
	C Conto für gemeinschaftliche Unternehmungen, mein Gewinnanteil.				476	20
		R _g 414781	6	R _g 414781	6	

Zweite Abtheilung, mit Bernus und Neden.

Mai			R _g 35595 —		R _g 69495 —	
	17 D Conto $\frac{1}{2}$ mit H. Bernus in Hamburg	33900	—			
	D Conto $\frac{1}{2}$ mit H. Neden in Hamburg					
	C Münzsorten					
	Ich sende auf gemeinschaftliche Rechnung an Bernus 6300 Friedrichsd'or, an Neden 6000 St. desgl. à 13 %.					
"	23 D H. Bernus £ 62653. 30.	35802	—			
	C Conto $\frac{1}{2}$ mit Bernus				35802	—
	Derselbe begibt 6300 Friedrichsd'or abzüglich Fracht mit obigem Betrag, welchen ich à 7 = 4 berechne.					
"	" D Fremde Wechsel	35870	26			
	C H. Bernus £ 62653. 30. à 7 = 4. . .				35802	—
	C Conto $\frac{1}{2}$ mit Bernus				68	26
	Bernus remittirt Fr. 133266. 33 G. 2 Mt. auf Paris, welche ich fco. Courtaige à 80 % übernehme und den Ueberschuß auf das gemeinschaftliche Conto bringe.					
		Transport	R _g 131167	26	R _g 131167	26

		Transport	R ₆ 131167 26	R ₆ 131167 26
Mai	25	D Conto $\frac{1}{2}$ mit Vernus C H. Vernus A 241. 23. C Conto für gemeinschaftliche Unternehmungen, Vernus und mein Gewinnantheil.	275 26	137 28 137 28
"	27	D Fremde Wechsel C Conto $\frac{1}{2}$ mit H. Neben H. Neben sendet Abrechnung über den Verkauf von 6000 Friedrichsd'or mit einem Netto-Ertrag von B. 68404. 14. Für den gleichen Betrag kauft und sendet Neben à 92 $\frac{1}{2}$ %. — A 63360. — 3 Mt. p. Wien, welche ich à 80 $\frac{1}{2}$ % übernehme.	34161 18	34161 18
"	"	D Conto $\frac{1}{2}$ mit H. Neben C H. Neben C Conto für gemeinschaftliche Unternehmungen Gewinnantheile für Neben und für mich.	261 18	130 24 130 24
			R ₆ 175866 28	R ₆ 175866 28

Hauptbuch.

1		Münzsorten und Gold.			
März	10	Von der K. Bank	5000 Sov. à 6. 22 1/2.	R ₆ 33750. —	
			2500 Eagles 1. 11 1/4.	" 34791. 20.	R ₆ 68541 20
Mai	16	Vom K. Münzamt erhalten	12300 Friedrichsd'or à 13 %.		69495 —
2		Conto à 1/2 mit H. Cowley in London.			
April	9	An H. Cowley gesandt	5000 Sov. u. 2500 Eagles à 6. 22 1/2 u. 1. 11 1/4.	R ₆ 68541 20	
Mai	16	" H. Cowley Antheil am Gewinn			476 20
		mein Antheil am Gewinn (gemeinschaftliche Unternehmungen)			476 20
3		Conto à 1/2 mit Heinrich Vernus in Frankfurt.			
Mai	17	An Heinrich Vernus gesandt	6300 Friedrichsd'or à 13 %.	R ₆ 35595	—
4		Conto à 1/2 mit H. Meben in Hamburg.			
Mai	17	An H. Meben gesandt	6000 Friedrichsd'or à 13 %.	R ₆ 33900	—
5		Königl. Preuß. Bank.			
April	9	Ueberlasse derselben	£ 5052. 4. 3. auf London à 6. 23 1/2.	R ₆ 34270 25	
6		Königl. Münzamt.			
April	28	Für 6 Barren Gold zum Umprägen		R ₆ 69115 18	
7		Fremde Wechsel.			
Mai	23	Von Heinrich Vernus erhalten	Fr. 133266. 33 c. Paris 80 1/4.	R ₆ 35870 26	
"	27	" H. Meben erhalten	„ 63360. — „ Wien 80 7/8.	R ₆ 34160 18	
8		H. Cowley in London.			
April	28	Deffen Erlds aus Sovereigns und Eagles	à 6. 23 1/2.	£ 10107 5 10	R ₆ 69115 18
Mai	16	Reine Kasse auf London	6. 23 1/2.	5122 9 7	34747 15
9		Heinrich Vernus in Frankfurt.			
Mai	23	Netto-Erlds aus 6300 Friedrichsd'or	7 = 4 . . .	£ 62653 30	R ₆ 35802 —
10		H. Meben in Hamburg.			
11		Conto für gemeinschaftliche Unternehmungen.			

Hauptbuch.

Münzsorten und Gold.				1
April	9	An H. Cowley gesandt zum Verkauf auf gemeinschaftliche Rechnung Sovereigns und Eagles	R ₆ 68541	20
Mai	17	Für gem. Rechnung mit Vernus 6300 Frd'or. à 13 %	R ₆ 35595. —	—
		" " " " Neben 6000 " 13 "	33900. —	69495
Conto à 1/2 mit H. Cowley in London.				2
April	28	Ertrag der Sovereigns und Eagles in London	R ₆ 69115	18
Mai	16	Ueberschloß beim Münzamt		379 12
Conto à 1/2 mit Heinrich Vernus in Frankfurt.				3
Mai	23	Ertrag der 6300 Friedrichs'd'or	R ₆ 35802	—
"	"	Ueberschuß an Retouren (Pariser Papier)		68 28
Conto à 1/2 mit H. Meden in Hamburg.				4
Mai	27	Erlös aus den Retouren (Wiener Papier)	R ₆ 34161	18
Königl. Preuß. Bank.				5
März	10	Kaufte von derselben 5000 Sovereigns und 2500 Eagles . . .	R ₆ 68541	20
Königl. Münzamt.				6
Mai	16	Ablieferung von 12300 Friedrichs'd'or à 12 1/4 ca.	R ₆ 69115	18
Fremde Wechsel.				7
H. Cowley in London.				8
April	9	Meine Tratte à 6. 23 1/2	£ 5052 4 3	R ₆ 34270 25
"	28	Für gekaufte 6 Barren Gold	10107 5 10	69115 18
		Gewinnantheil	70 5 4	476 20
Heinrich Vernus in Frankfurt.				9
Mai	23	Für gekaufte Pariser Wechsel	fl 62653 30	R ₆ 35802 —
		" Gewinnantheil	241 23	137 28
H. Meden in Hamburg.				10
Mai	27	Gewinnantheil an gemeinschaftlichen Unternehmen	R ₆	130 24
Conto für gemeinschaftliche Unternehmungen.				11
April	28	Gewinn an Conto 1/2 mit H. Cowley	R ₆	647 20
Mai	23	" " " " " H. Vernus		137 28
"	27	" " " " " H. Meden		130 24

formen, Australien, von Balparaiso (oft mit Silber vermischt), von verschiedener Feinheit zusammen, viele werden durch Einschmelzen goldener Geräthe, alter Goldmünzen verschiedener Art gefertigt u. s. w.

Man muß entweder annehmen, ich habe die ganze Berechnung schon darnach eingerichtet, oder Cowley habe die 5 ersten Warren genommen, wie er sie gefunden hat, und den 6ten so ausgesucht, daß das Ganze nach Verlangen sich ergeben hätte. Einen solchen zu finden, wäre ein reiner Zufall, aber nicht gerade unmöglich. Deshalb bleiben wir bei der ersten Annahme; ich habe nämlich die 5 ersten Warren bestimmt und dann das Fehlende durch den 6ten Warren ausgeglichen.

4) Jetzt gilt es zu untersuchen, wie viel die 6 Warren in Berlin wiegen sollen, welches der Feingehalt derselben nach deutscher Bezeichnung ist und da in Deutschland fein Gold das Normale für Coursbestimmungen ist, wie viel fein Gold sich ergeben muß.

Berechnen wir zuerst die Feinheitbezeichnungen.

N ^o . 1.	N ^o . 2.	N ^o . 3.	N ^o . 4.	N ^o . 5.	N ^o . 6.
$23\frac{1}{4}$	$20\frac{1}{2}$	$23\frac{1}{6}$	21	$20\frac{1}{4}$	$23\frac{7}{8}$
$\frac{24}{24}$	$\frac{24}{24}$	$\frac{24}{24}$	$\frac{24}{24}$	$\frac{24}{24}$	$\frac{24}{24}$
= 969	859	963	875	844	995 Tausendtheile.

1 englisches Troypfund = 373,246, 1 deutsches Pfund = 500 französische Gramme.

1 Pfund in Preußen = 30 Loth, à 10 Quentchen, à 10 Zent, à 10 Korn.

Bei der Verwandlung des englischen Gewichts der Warren, wird man am zweckmäßigsten die Unzen zc. in Gran auflösen; man erhält sodann

N ^o . 1.	$\frac{214010}{5760}$ Gr.	$\times \frac{373,246}{500} = 27.22.0.6.6 \times 969 = 26.26.3.7.6.$
N ^o . 2.	$\frac{203911}{5760}$ Gr.	$\times \frac{373,246}{500} = 26.12.8.0.2 \times 859 = 22.21.0.1.7.$
N ^o . 3.	$\frac{176476}{5760}$ Gr.	$\times \frac{373,246}{500} = 22.26.1.3.4 \times 963 = 22. — .7.4.8.$
N ^o . 4.	$\frac{229987}{5760}$ Gr.	$\times \frac{373,246}{500} = 29.24.1.8.5 \times 875 = 26.2.4.1.2.$
N ^o . 5.	$\frac{214238}{5760}$ Gr.	$\times \frac{373,246}{500} = 27.22.9.5.3 \times 844 = 23.13.0.1.2.$
N ^o . 6.	$\frac{213625}{5760}$ Gr.	$\times \frac{373,246}{500} = 27.20.5.7. — \times 995 = 27.16.5.2.1.$
		$162.8.7.1. — \quad 148.20.0.8.6.$

Dies sind die durch Berechnung gefundenen Ergebnisse; sie weichen von der Aufstellung des Münzamt's wenig ab, geben aber doch den Beweis, daß man nie bei Waarenbezügen aus dem Auslande, auch sogar bei edlen Metallen, welche ihrer Natur nach keiner Gewichtsabnahme oder Zunahme unterliegen, sich auf die durch Berechnung gefundenen Zahlen verlassen kann, sondern die wirklichen Befunde annehmen muß. Hier müssen wir annehmen, daß hüben und drüben mit dem Wägen der Warren, mit der Reduktion des Feingehaltes von Karaten in Tausendtheile, und endlich mit der Berechnung des Standard und feinen Goldes nicht haarfarrig verfahren wurde und namentlich die sich ergebenden Brüche auf runde Zahlen ausgeglichen worden sind.

Eine Untersuchung aber, wie der Befund nach den beiderseitigen Maß- und Gewichtsverhältnissen sein sollte, ist aber in allen Fällen nothwendig, um bestimmen zu können, ob nicht etwa ein Versehen beim Messen und Wiegen am Abgangsorte stattgefunden hat.

4b. Wir haben 148 Pfund 19 Loth 8 Quentchen 9 Zent 9 Korn fein Gold gefunden. Die preussischen Friedrichsd'or sollen gefällig 21 $\frac{1}{2}$ Karat fein Gold halten. Um daher das Gold auf den Feingehalt dieser Münzsorten herzustellen, bedarf man auf jedes Pfund $\frac{2\frac{1}{2}}{21\frac{1}{2}}$ = $\frac{1}{11}$ Theil Kupfer, dies gibt: 16. — 2. 9. 7. Kupfer.

Das ganze Gewicht beträgt	162. 8. 7. 2. 4.
ab fein Gold	148. 19. 8. 9. 9.
also Kupfer in der Masse . . .	13. 18. 8. 2. 5.
folglich braucht man noch Kupfer	2. 11. 4. 7. 2.
gibt wieder	16. — 2. 9. 7.

4c. Schmilzt man nun alles zusammen, so hat man ohne Rücksicht auf Gewichtsverlust beim Schmelzen 164 Pfund 20 Loth 1 Quentchen 9 Zent 6 Korn oder 82336,6 Gramm

Gold in der für die Friedrichsb'or vorgeschriebenen Mischung. Da 35 Stück 233,8555 oder 70 Stück 467,711 Gramm wiegen sollten, so wären zu erhalten

$$\frac{82336,6 \times 70}{467,711} = 12322,9 \text{ Stück}$$

erhalten wurden 12,300, was einen Schmelzabgang von ca. $1\frac{1}{2}\%$ gleich kommt.

5. Der Cours der Friedrichsb'or wird auf den Börsen von Berlin und Leipzig mit 5 \mathcal{R}_g fest mit einem Agio von ca. 9 bis ca. $13\frac{1}{2}\%$ notirt. Berger hat 13% angenommen und die $12300 \times 5 \times \frac{113}{100}$ mit \mathcal{R}_g 69495., als Ertrag des Unternehmens mit Cowley gutgeschrieben.

Der gleiche Cours, 13% , wird auch als Auslage für die Unternehmungen mit Vernus and Neben angenommen. In Frankfurt und Hamburg werden Friedrichsb'or nach dem Stück notirt. Die Berechnung des Erlöses dieser beiden Theilhaber bedarf daher keiner Erläuterung, und es handelt sich jetzt nur noch um

5b. Die Berechnung der Retouren.

Frankfurt soll den Netto-Erlös in Pariser 2 Monat Papier remittiren, notirt aber seine Course durchaus in kurzer Sicht, und zwar nach der Aufgabe à $94\frac{1}{2}$, d. i. Fr. 200. — = \mathcal{A} $94\frac{1}{2}$. Da der Netto-Erlös \mathcal{A} 62603. 30 \mathcal{X} beträgt, so hätte Frankfurt

$$\frac{62653,5 \times 200}{94,5} = \text{Fr. } 132600. - \text{f. S. zu remittiren.}$$

Bei 3% Discout ist die Differenz zwischen 2 Monat Papier und kurzer Sicht $\frac{1}{2}\%$, so mit betragen je $99\frac{1}{2}$ Fr. kurze Sicht 100 Fr. 2 Monat Papier und Frankfurt muß daher remittiren

$$\frac{13260 \times 100}{99,5} = 133266. 33 \text{ c.}$$

welche Berger zum 2 Monat Cours von $80\frac{1}{4}$, d. h. 300 Fr. = $80\frac{1}{4}\mathcal{R}_g$ gutbringt.

5c. Die Berechnung der Hamburger Retouren ist einfacher; wir brauchen nur die Course- notirungsnormen zu kennen.

Hamburg notirt mehr oder weniger Gulden österreichische Währung für 100 B. \mathcal{A} fest. Berlin mehr oder weniger Reichsthaler für öst. \mathcal{A} 150. — Die Sicht ist nach der Aufgabe durchaus 3 Monat. Der Netto-Erlös in Hamburg beträgt B. \mathcal{A} 68404. 14.; Wiener Cours $92\frac{1}{2}$; daher: $68404\frac{1}{2} \times \frac{92\frac{1}{2}}{100} = \mathcal{A}$ 63360. — 3 Mt. Wiener Papier und öst. \mathcal{A} $\frac{63360 \times 80\frac{1}{4}}{150}$ = \mathcal{R}_g 34161. 18.

Schlusswort.

Die Aufgabe ist jetzt nach allen Seiten beleuchtet. Wir schließen mit der Bitte an unsere jüngeren Leser, auf die Vorkommnisse in ihrem Wirkungskreis genau acht zu geben und dieselben vom Anfang bis zum Schluß ebenso zu verfolgen und zu zergliedern, wie dies in obiger Aufgabe geschehen ist, und mit dem Versprechen, unsern Lesern demnächst eine ähnliche Aufgabe mit allen nöthigen Anhaltspunkten zu selbstständiger Bearbeitung vorzulegen.

Die Hypothekenversicherung.

Von

C. Groß.

2. Die Praxis.*)

Ueber den praktischen Werth der Hypothekenversicherung sind die Ansichten sehr verschieden. Daß es darauf ankommt, dem Bodencredit durch eine zeitgemäße Organisation wieder emporzuhelfen, darüber ist man einig. Ob diese Umgestaltungen aber ausschließlich durch den Staat, ob sie erfolgreich nur durch die Thätigkeit der Regierung herbeizuführen und zu veranlassen sind, oder ob sie sogenannten spekulativen Privatunternehmen, resp. der Selbsthilfe überlassen bleiben müssen, darüber sind die Ansichten getheilt.

Von der einen Seite empfiehlt man den Staatscredit oder die Errichtung einer centralen Staatshypothekenbank ohne alle Spekulationsgelüste als Hilfsmittel.

Von der anderen Seite treten verschiedene kleine Privatunternehmen, z. B. Bodencreditanstalten, landschaftliche Creditvereine, Hypothekenversicherungen u. s. w. in die Schranke und bieten dem hilfeschuchenden Realcredit ihre Dienste an.

Bekanntlich muß der Pudel aber dort wieder hinaus, wo er hereingesprungen ist. Das lehrt uns Goethe's Mephisto im Faust.

Die Folge, die Wirkung fällt nicht ohne Aufhebung des Grundes, ohne Beseitigung der Ursache. Dazu gibt's aber nur einen Weg, nur ein Mittel. Wir können Ursache und Wirkung nur auf demselben Wege wieder los werden, auf welchem sie sich Schritt um Schritt uns genähert haben. Vorübergehende Schutzmittel helfen da nichts. Russische Kuren ebenso wenig, wenn sich's um ein chronisches Uebel unseres volkswirthschaftlichen Lebens handelt.

Die Zeiten sind unwiederbringlich vorüber, in denen die Paradiesestheorie eines schuldenfreien Grundbesitzes noch als höchstes Ziel volkswirthschaftlichen Wohlstandes galt. Die Entstehung der beweglichen Gelddarlehen — zu Anfang des 18. Jahrhunderts — gehört zu den größten Ummwälzungen, die Europa erfahren hat. Diese Revolution ist noch heute nicht zu vollständigem Abschluß gelangt. Es gibt noch jetzt unkündbare Ewiggelber.

Unsere Grundbesitzer tragen sich an vielen Orten noch heute mit Hoffnungen auf den Staat und machen Ansprüche an die Regierung, welche auf eine ähnliche gesetzliche Beschützung ihres Besitzrechts, auf eine ähnliche Versicherung ihres Besitztums gegen den kündigungslustigen Gläubiger und Kapitalisten auslaufen, als die mittelalterlichen Institutionen der ewigen Rente u. s. w.

Man übersieht dabei indessen, daß Handel und Verkehr durch die beregte Revolution eine Ausbildung und Ausdehnung erreicht haben, von denen man zu

*) I. Bormärts. 19. Bd. S. 137.

Anfang des 18. Jahrhunderts kaum einen Begriff hatte. Der Unternehmungsgeist hat riesenhafte Anstrengungen gemacht und ungeahnte Resultate erzielt. Die Gegenwart bietet zwar eine raffinirtere, luxuriösere Befriedigung der Lebensbedürfnisse. Sie verlangt dagegen aber intelligenter Arbeit, größere Betriebsamkeit, erhöhte Umsicht und Ausdauer.

Man muß rührig sein und die zeitgemäße Intelligenz besitzen, sonst wird man sich sehr schwer in denjenigen Verhältnissen zurecht finden können, denen man heutzutage Rechnung tragen soll. Mündigkeit ist indessen nie ohne Gefahr, wohl aber Unmündigkeit stets ohne Verdienst; höhere Kultur bringt höheren Kampf um die Existenz. Privilegien können uns gegen die Gefahren dieses Kampfes jetzt nicht mehr schützen. Ebenso wenig kann Kastengeist und Zunftzwang uns die siegreichen Erfolge desselben verkümmern oder beschränken. Grundbesitz haben ist nicht mehr gleichbedeutend mit reich sein. Kapitalien besitzen, Vermögen haben und es in Bewegung bringen, ist nicht mehr ausschließliches Vorrecht einzelner Stände. Es knüpfen sich keine besonderen gesellschaftlichen Ausnahmestellungen, keine unbedingten sozialen Vorzüge mehr daran.

Der Credit macht, associirt mit höherer Intelligenz und reiferem Verstande, dem Kapital in vielen Beziehungen Concurrenz. Beide kämpfen um die Ausbeutung der wissenschaftlichen Fortschritte, um die größten Erfolge in den sogenannten „materiellen Interessen“.

Und die Resultate dieses Kampfes? Gehört zu ihnen die vielseitige Klage über Geldmangel? Sollte es die Niederlage sein, die der Credit erlitten zu haben scheint? Oder rechnen wir zu ihnen die Bequemlichkeit, mit welcher die neuere Zeit uns Schulden machen lehrte?

Sehen wir uns die Gegenwart doch etwas genauer an.

Die Folgen jenes im 18. Jahrhundert begonnenen Umschwungs im materiellen Leben des Volkes und in seinen Verkehrsbeziehungen liegen uns ja vor Augen. Wer nur ein wenig Beobachtungsgabe besitzt, wird aber erkennen, daß dieselben trotz ihrer allerdings glänzenden und resultatreichen Außenseite, an vielen Stellen nur mühsam den erhöhten Kampf um die Existenz und ihre Sicherheit verdecken können.

Die große Verkehrsmaschine „Credit“ arbeitet in allen Kreisen und Klassen der Gesellschaft. Seitdem sie durch Einführung des allgemeinen deutschen Wechselrechts einen neuen Motor gewonnen hat, ist ihre Beweglichkeit und Leistungsfähigkeit erhöht, ihre ganze Kraft entfesselt und in durchaus neue Bahnen geleitet worden.

Die Leichtigkeit, mit der man Schulden machen lernte, erhöhte die Sucht zu borgen, verminderte den Trieb zur Sparsamkeit.

Es entstand ein Wettstreit in der Vergnügungssucht und raffinirtesten Befriedigung der Lebensbedürfnisse. Wie oft wurde das Geld dazu geborgt.

Die Bequemlichkeit eines Wechsels; die Annehmlichkeit, sich durch ein paar Federstriche, Geld — wie Waare — beschaffen zu können, vermehrte auch die Unternehmungslust und leitete oft zu den leichtsinnigsten, ausschweifendsten Selbstständigkeitsversuchen.

Man rang nach Selfgovernment, ohne mündig zu sein, ohne die Gefahren der Mündigkeit zu kennen. Man lief der größtmöglichen Verwerthung seiner

vermeintlichen Capacität nach, suchte schnell große Verdienste zu erjagen und zersplitterte seine Thätigkeit in so groß angelegten, in so ausgedehnten Kreisen, daß zu deren Beherrschung sehr oft weder die intellektuellen, noch die materiellen Kräfte des Einzelnen ausreichten.

An vielen Stellen sollte wohl gar nur der äußere Glanz, der Glor, die Reclame den Erfolg sichern. Sie sollten das Vertrauen, den Credit begründen, oder auch das Schuldenmachen erleichtern und rechtfertigen. Das bekannte „Wechselfieber“ griff mehr und mehr um sich. Und es brachte zuletzt eine Entkräftung, welche unsere Zustände im allgemeinen beherrscht. Das Linnen, die weißen Wäschevorräthe, die silbernen Löffel verschwanden aus den Schränken und Truhen. Bombassin und Christofle fingen an zu regieren. Wechsel und Pfandscheine wanderten aus und ein im Hause. Die Schafe liefen in verpfändeter Wolle umher, die Frucht auf dem Halme wuchs für fremde Rechnung und manches Haus hätte mit Malachit gedeckt sein müssen, wenn es die darauf eingetragenen und vorgemerkten Hypotheken decken sollte.

Das Jahr 1864, welches mit einem Kriege begann und mit einer Geldkrise endete, brachte eine tiefere Einsicht in die Zustände, eine durchgreifendere Ernüchterung in den Credittaumel der Zeit.

Aber nicht nur die geldsuchenden, sondern auch die geldbesitzenden Kreise des Volkes sind von diesem Taumel erfaßt worden.

Drei Unterschriften auf einem Blättchen Papier, welches eine wechselseitige Verpflichtung enthielt, war bald die ganze Sicherheit, um die sich ein Geldbarmachen drehte. Ein Wechselfchen, dessen Ursprung man nicht gerade sehr erwog oder kritisirte, gab die hinreichende Beruhigung, um die man sein Vermögen tanzen ließ. Dazu kamen die Staatsanlehen. Auch sie gewöhnten das Kapital an papierne Garantien mit leichter Veräußerlichkeit und hohen Zinsen. In beiden Fällen spielte entweder die kurzgemessene Frist der Wiedergahlung, die ermöglichte bequeme Weiterbegebung und Cedirung der Forderung oder der einzustreichende Agio-, Disconto- und Lotteriegewinn eine große Rolle.

Schon allein die angebliche Gewißheit, sein Geld nach wenigen Wochen oder auch zu jeder Zeit ohne umständliche Verschreibung und Kündigung wieder in Händen haben zu können, verleitete zu den großen Umsätzen, welche der Personalcredit gemacht hat, und entwöhnte den Kapitalisten von Sicherheiten, welche der berechnete Realcredit in unverkennbar höherem Grade zu bieten pflegt. —

Auf der einen Seite wuchs also das Streben nach ungerechtfertigter Ausdehnung und übermäßiger Ausbeutung seiner Kräfte und Fähigkeiten, auf der anderen Seite gewöhnte man sich, sein Vermögen stets flüssig und mobil zu erhalten und schnell zu vermehren.

Auf beiden Seiten gemeinsam wirkte noch die Sucht zu glänzen, bequem und vergnügt zu leben und das Zeitbedürfnis viel zu brauchen.

Mit der Genußsucht wuchs auch die Noth. Die Herrschaft des Scheins verdrängte die Redlichkeit, untergrub das Vertrauen und machte den Boden unter unseren Füßen unsicher. Die Zustände des Volks wurden nach mehr als einer Richtung immer ungesunder.

Das konnte ja nicht gut enden. Solche Verirrungen mußten zu dem Ragenjammer führen, der uns jetzt plagt. Auch die Grundbesitzer sind nicht frei

von diesen oder ähnlichen Verirrungen. Sie sind gleichfalls von den modernen Präntionen, von den materiellen Ausschweifungen und Leichtfertigkeit der Zeit inficirt. Sie haben die geschwächte Stellung, welche sie in unserem heutigen Creditleben einnehmen, zu einem ganz erheblichen Theile diesen Verirrungen zuzuschreiben.

In diese Zustände soll nun, nach Ansicht volkswirtschaftlicher Doctrinäre, der Staat mit einer Kurmethode eintreten. Einer centralen Staatshypothekenbank (ohne Speculationsgelüste) soll die Vermittlung zwischen dem Creditgeber und Creditnehmer übertragen werden. Der in vielen Fällen unberechtigte Realcredit und das gesunkene Vertrauen in die Sicherheit und Lebensfähigkeit der von ihm dargebotenen Garantien soll durch Staatscredit reparirt werden. Ursache und Wirkung dieses Mißbrauchs sollen auf Kosten der Staatsautorität und des ihr innewohnenden Vertrauens sich chemisch verflüchtigen. Als ob volkswirtschaftliche Schwächen durch physikalische Experimente aufzuräumen wären. Man blickt und verweist dabei gerne auf die Erfolge der alten ritterschaftlichen Creditcorporationen in Preußen. Vergißt aber, daß diese landschaftlichen Vereinigungen sich unter ganz anderen Creditverhältnissen bildeten; daß Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit ihrer Mitglieder, geordnete Vermögensverhältnisse derselben und zeitgemäße Bodenverwerthung — nicht aber glänzendes Glend — ihren Bestand sicherte. Man vergißt, daß die Gegenwart weder Kapitalien todt liegen läßt, noch sich mit den damals üblichen kleinen Zinsgenüssen begnügt, welche leicht zu erschwingen und aufzubringen waren. Man übersieht, daß sich heute meistens um die dauernde Beruhigung handelt: ob der Grundbesitz die von ihm verlangten Credite auch durch sein eigenes Vermögen zu decken und höher zu stellen vermag, und ob er, befähigt durch zeitgemäße Intelligenz und Willenskraft, dieselben zur erhöhten Ausbeutung seines Grundelgenthums benützt oder, angesteckt von der Genußsucht, der Zeit, nur zur Fortsetzung eines glänzenden Glends verschwendet. —

Doch ich wollte von der Praxis der Hypothekenversicherung sprechen!

Nun ja. In die eben geschilderten Zeitgebräuche, Zeitübelstände und Zeitböde trat vor etwa 5 Jahren die Hypothekenversicherung und schrieb auf ihre Fahne: „Zuflucht für den berechtigten Realcredit.“

Unbekümmert um die von anderer Seite vorgeschlagenen Mittel zur Hebung desselben suchte sie ihre nächste Aufgabe in der Beseitigung des eingerissenen Mißtrauens zwischen dem Kapitalisten und dem Grundbesitzer.

Doch nicht die Ursachen dieses Mißtrauens wollte sie aus der Welt schaffen. Auch nicht die verunglückten Versuche eines leichtsinnigen Schuldenmachers und vergnügungssüchtigen sans-souci gedachte sie zu unterstützen und zu befördern. Ihre Absicht war: berechtigtes Vertrauen wieder zur Anerkennung zu bringen. Sie wollte diejenigen Gefahren und Verluste, welche diesem — in Folge der allgemeinen Furcht vor Unsicherheiten — zustoßen könnten, auf sich nehmen und ersetzen. Das Interesse des Vertrauen verdienenden Grundbesitzers wollte sie schützen und zu dem ihrigen machen, dagegen aber gleichzeitig die Besorgniß des nach höherer Sicherheit strebenden Kapitalisten beseitigen und auf die eigene Schulter nehmen.

Es war natürlich, daß diese Absicht manchen Widersacher fand.

Nicht nur gedankenlose Zweifler traten ihr entgegen.

Alle diejenigen Kreise, deren mehr oder minder eigennützige Erwerbsquelle sie zu unterbinden gedachte, waren ihre Feinde. Alles, was unsere gegenwärtige Creditnoth hervorrief und veranlaßte, widerstrebte dem neuen Unternehmen ganz naturgemäß. Jeder, der aus den unglücklichen Verhältnissen unseres Realcredits mit ihren verschobenen Fundamenten Nutzen zog oder Kapital zu schlagen verstand, wurde Gegner desselben und bekämpfte es. Auch die bekannte Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit fehlte an anderen Stellen nicht, womit das Publikum gewöhnt ist, neue Erscheinungen dieser Art aufzunehmen und zu benutzen.

Trotzdem schlug das Unternehmen in einzelnen größeren Städten, deren Einwohner für solche Dinge leichter empfänglich sind, doch durch, und man lernte dort nicht nur die naturgemäßen Feinde desselben bald kennen, sondern man gab ihnen auch eine sehr einschneidende Entgegnung durch das Vertrauen, mit dem man sich der Sache anschloß und Bethelligung an derselben suchte.

Doch ich möchte jetzt Zahlen sprechen lassen, die aus der Praxis entnommen sind. Ich benütze dazu die Geschäftsergebnisse des jüngsten derartigen Unternehmens — der preussischen Hypothekenversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin, — welches erst seit dem Jahre 1862 etablirt ist.

2½ Millionen Thaler waren zur Begründung desselben im Jahre 1862 aufgebracht und im Laufe der Zeit mit einem Agio von Thlr. 36,667. 15 Sgr. begeben. Als man die Thätigkeit begann, wurden 25 % auf die ausgegebenen Aktien einbezahlt. Der Cours dieser Aktien hielt sich nach den amtlichen Notirungen in den Jahren 1863—1865 in folgenden Grenzen. Er fiel nicht unter 105 % und stieg nicht über 115½ %. Im Jahre 1864 war er durchschnittlich 105,8; im Jahre 1865 durchschnittlich 113,48 %.

Hierauf nahte das Jahr 1866 und die Ausdehnung des Unternehmens machte es nöthig, das Betriebskapital zu erhöhen und abermals 2½ Millionen Thaler durch Aktien aufzubringen. Trotz des Krieges wurde diese Absicht ins Werk gesetzt. Man brachte diese zweite Emission sogar mit 7½ % Agio unter, machte also einen Agiogewinn von 187,500 Thlr. Die Aktien der ersten Emission hatten im Mai 1866 noch 6 % über Pari gestanden, waren im Juni auf 102 zurückgegangen, im darauf folgenden Monat Juli aber wieder auf 110 gestiegen. Sie behielten auch diesen letzten Cours bis zum Jahreschlusse, trotz der eingetretenen zweiten Emission und der dadurch vermehrten Bethelligung am Nutzen des Unternehmens.

Diese Thatfachen vollzogen sich in Zeitabschnitten, in denen Kriege und Geldkrisen mit einander abwechselten, in denen der Credit stochte, die Umlaufsmittel knapp wurden und sichere Verstecke suchten, und also Handel und Verkehr meistens nur auf die Befriedigung der Tagesbedürfnisse reducirt waren.

Sie beweisen aber, daß größere Kapitalien sich auch selbst in den unsichersten Zeiten noch dem Hypothekencredit zuwenden und ihm dienen, sobald der dazu vorhandene Markt oder die sich zu diesem Zwecke anbietende Gelegenheit, ausreichende Sicherheit gewährt und Vertrauen verdient.

Es kann möglich sein, daß die gerichtlichen Bekanntmachungen, welche die Anlage von Depostengeldern bei der preussischen Hypothekenversicherungs-Aktiengesellschaft

gesellschaft empfohlen und befürworteten, nicht unerheblich dazu beigetragen haben, die beregte thatfächliche Betheiligung des Publikums an dem neuen Unternehmen zu befördern. Aber das nachhaltige Vertrauen zu dem letzteren wird in nicht geringerem Grade denn doch durch die Geschäftsergebnisse desselben begründet sein müssen. Mögen daher die Ergebnisse der bisherigen Thätigkeit, wie sie in den Rechnungsabschlüssen niedergelegt sind, sich hier anreihen. Nach diesen haben die Aktionäre des Unternehmens für ihre baar eingeschossenen Gelder am Jahreschlusse folgende Revenuen gehabt:

ultimo	Dezember	1863	circa	8 ¹ / ₅	%.
"	"	1864	volle	10	%.
"	"	1865	"	11 ¹ / ₅	%.
"	"	1866	"	12	%.

Das letzte Jahr hatte, außer dem oben beregten Agioverdienste, welcher nicht zur Vertheilung kam, sondern in den Reservefonds für außergewöhnliche Bedürfnisse wanderte und diesen vorübergehend auf Thlr. 218,297. 15 Sgr. erhöhte, einen Gewinnüberschuß von Thlr. 98,187. 28 Sgr. 2 Pf. ergeben, nachdem vorher noch Thlr. 23,000 zur Deckung der am Jahreschlusse unerledigten Subhastationsfälle ganz besonders reservirt waren.

Vielleicht möchte es — trotz dieser Ergebnisse — den Anschein haben, als ob eine Aktiengesellschaft mit nur 5 Millionen Thaler sich für den beregten Zweck doch nur einen sehr kleinen Wirkungskreis vorzeichnen könne. Allein ich habe schon in der Theorie dargelegt, welche Bewandniß es mit der Prosperität und Ausdehnung eines Affekuranzunternehmens überhaupt hat, und welche außergewöhnlich günstige Stellung unter ihnen gerade die Hypothekenversicherung einnimmt.

Thatfache ist, daß die Berliner Gesellschaft seit ihrem Bestehen 18,150,329 Thlr. für Hypotheken versicherte, von denen am Schlusse des Jahres 1866 noch 11,261,801 Thlr. garantirt waren.

Thatfache ist aber auch, daß selbst zur Aufbringung von nur 5 Millionen Thalern das größere Kapital herantreten mußte, und daß die Unterbringung von 2 ¹/₂ Millionen Thalern für solche Zwecke in einem Kriegesjahr nicht nur zu den seltensten Erscheinungen gehört, sondern auch dem Unternehmen und seinen Leitern ein großes Vertrauen votirt. —

Der Standpunkt des großen Kapitals zum neuen Unternehmen ist dadurch ziemlich verständlich gekennzeichnet. Und da es auf diesen doch zumeist ankommt, so wird man voraussetzen dürfen, daß der Zweck des Unternehmens nach dieser Richtung kein verfehlter blieb. Und die kleineren Kapitalisten, die nicht Aktionäre sind? Nun, ich glaube, auch diese dürften sich bald sagen, daß sie unter diesen Umständen durchaus nichts riskiren, wenn sie ihre Gelder künftig nur solchen Hypotheken zuwenden, welche gegen Subhastationsverluste versichert sind.

Der vorsichtige Familienvater wird bald auch diese Garantie zum Ausgangspunkte des ganzen Creditgeschäfts machen. Er wird sagen: „ist die Hypothek versichert gegen Feuers- und Gantgefahr?“ und wird von der hierauf erfolgenden Antwort seine weiteren Entschlüsse abhängig machen.

Viele Hypothekengläubiger unterschätzen heute noch den Werth dieser Garantie.

Man hört unter ihnen noch oft die Frage aufwerfen: ob denn auch solche Hypotheken, welche im ersten Drittel der Abschätzung auslaufen, ohne Versicherung nicht mehr hinreichend sicher sind?

Es ließe sich hierauf einfach antworten: daß letzteres immer von demjenigen abhängt, der die Hypothek besitzt. Denn falls der Hypothekgläubiger nicht nur ausreichende Kapitalien, sondern auch Lust hat, das beliehene Grundstück im Falle eines nothwendigen Verkaufs an sich zu bringen und zu bezahlen; falls er die Fähigkeiten besitzt, dasselbe unter allen Umständen mit Vortheil zu verwalten und zu bewirtschaften, dann ist die fragliche Hypothek — wie überhaupt auch wohl jede andere — für ihn nicht gefährdet.

Wenn ihm aber nur eine von diesen drei Bedingungen nicht convenirt, dann ist er selbst mit der im ersten Drittel auslaufenden Hypothek gleich allen später eingetragenen Gläubigern einer Menge von Gefahren ausgesetzt, deren Eintritt und Ausdehnung ihm deshalb unbekannt und unberechenbar bleibt, weil ihre Veranlassung sowohl in den Händen des Grundbesizers als auch in den Vermögensverhältnissen aller übrigen Hypothekengläubiger ruht. Wer im Besitz von Hypotheken ist, wird sich über diese Dinge am leichtesten klar werden, wenn er sich etwa folgende Fragen vorlegt:

- 1) Ist die Abschätzung des Grundstücks, welches ich beliehen habe, auch heute wohl noch unbedingt richtig und für den Werth des verpfändeten Objekts maßgebend?
- 2) Wird es nicht nöthig sein, dieselbe wiederkehrend — etwa von 5 zu 5 Jahren — zu revidiren?
- 3) Wirds mir bekannt oder bleibts mir meistens verheimlicht, wenn der Grundbesitzer dem Inhaber der letzten, vielleicht sehr unsicheren Hypothek die Zinsen nicht prompt bezahlt hat?
- 4) Habe ich es in der Hand, die daraus entstehenden Folgen — Kapitalfündigung u. s. w. — abzuwenden?
- 5) Laßt sich beim Eintritt eines nothwendigen Verkaufs oder Gantverfahrens nur mit einiger Gewißheit voraussehen, welche Liebhaber sich für das Grundstück finden, und welche Gebote dieselben in meinem Interesse machen werden?
- 6) Sind nicht sogar Ewiggelder in schlimmen Zeiten gefährdet gewesen?
- 7) Wo und unter welchen Bedingungen leiht man mir Geld auf meinen Hypothekenschein, wenn ich es brauchen sollte? Wird wohl jeder Andere, dem ich denselben anbieten möchte, dasselbe Vertrauen zum Grundstück und seinem Besitzer haben, wie ich?
- 8) Bin ich gewiß, daß der Grundbesitzer eine sparsame Wirthschaft, einen geordneten Haushalt führt und vorwärts kommt, oder gehts rückwärts bei ihm?

Alle in diesen Fragen enthaltenen Zweifel werden durch das Zwischentreten der Hypothekenversicherung theils direkt, theils indirekt beseitigt und darin liegt eben der Werth der Versicherung zunächst für den Kapitaldarleher. Jedoch nicht immer handelt sichs für denselben um diese Beruhigungen allein. Mancher

möchte seine Kapitalien in Hypotheken anlegen, aber ohne mit dem Schuldner verkehren, ohne säumige Zinszahlungen riskiren und die Mühewaltungen bei einem etwaigen Subhastationsverfahren übernehmen zu müssen.

Die Hypothekenversicherung hat auch für diese Zwecke und Bequemlichkeiten ein Mittel geboten.

Sie gibt nämlich gegen Cession eines versicherten Hypothekeninstruments ihre Hypothekendepotscheine aus, welche mit Zinsquittungen versehen sind und die es möglich machen, Hypothekengläubiger zu sein, ohne die damit verbundenen Sorgen und Belästigungen zu übernehmen.

Diese Depotscheine können natürlich jederzeit wieder gegen das deponirte Hypothekendokument ausgewechselt werden, wenn der Besitzer des letzteren es wünschen sollte.

Die Rechnungsabschlüsse der preussischen Hypothekenversicherungs-Aktiengesellschaft geben über diesen Zweig des Unternehmens folgende Resultate bekannt. Es waren von Hypothekendepotscheinen

	1864 Thlr.	1865 Thlr.	1866 Thlr.
ausgegeben zu Anfang des Jahres	—	28,000	129,500
auszufertigen im Laufe des Jahres	28,000	117,500	106,600
zusammen	28,000	145,500	236,100
umzuwechseln im Lauf des Jahres	—	16,000	5,500
im Umlauf am Jahreschlusse	28,00	129,500	230,600.

Diese kleine Notiz beweist einerseits zwar, wie mühsam sich derartige Verkehrserleichterungen beim Publikum Eingang verschaffen, andererseits aber auch, wie wenig selbst die Unsicherheiten eines Krieges auf eine zweckmäßige und zeitgemäße Einrichtung influiren können. —

Indessen noch eine weitere Bequemlichkeit gewährt die Hypothekenversicherung dem Kapitalisten durch ihre

„Hypothekenantheil-Certifikate“.

Es sind dieses Papiere, welche Aehnlichkeit mit den Pfandbriefen haben. Sie sind durch versicherte, der Gesellschaft eigenthümlich gehörige Hypotheken garantirt, werden auf Namen lautend ausgestellt und haben Zinscoupons und gedruckte Cessionsformulare. Will man sie weiter begeben, so dürfen die letzteren nur durch die Unterschrift des Certificatinhabers vollzogen werden.

Sie werden außerdem ganz nach dem Wunsch des Käufers, in Abschnitten von 100 Thlrn. ab, mit bestimmten Kündigungsterminen ausgestellt und tragen 4, 4½ und 5 % Zinsen. Sie vereinigen in sich hypothekarische Sicherheit, Coursfähigkeit und leichte Veräußerlichkeit und gewähren auch dem kleineren Kapital die Möglichkeit, diese Vortheile zu genießen.

Aber sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Pfandbriefen doch ganz erheblich.

In einem Pfandbriefe ist niemals die für ihn haftende Spezialhypothek genau bezeichnet. Man kann deshalb auch weder die letztere durch Cession an sich bringen, noch den Pfandbrief kündigen und die volle Rückzahlung des im Pfand-

briefe verschriebenen Kapitals verlangen. Pfandbriefe — welche nicht ausgelöst sind — lassen sich im günstigsten Falle nur zum — meistens niedrigen — Börsencourse realisiren und verkaufen, oder sie werden — wenn man die niemals im Voraus zu bestimmende Zeit ihrer Auslösung endlich in den öffentlichen Bekanntmachungen ermittelt hat — im Falle der erfolgten Auslösung gegen andere Pfandbriefe ausgetauscht.

Hypothekenantheil-Certifikate haben aber nicht nur amtlich notirten Börsencours, sie sind nicht nur an — bereits vorher bestimmten Terminen rückzahlbar, sondern sie können auch durch cessionsweise Uebernahme der dafür haftenden, versicherten Spezialhypothek und durch darauf folgende Kündigung der letzteren, unter Garantie der Hypothekenversicherungsgesellschaft zu ihrem vollen Kennwerthe wieder flüssig gemacht werden. Verloosungen mit ihren Folgen gibts bei den Certifikaten nicht.

Wer also Kinder auszustatten, Depoſital- oder Mündelgelber zu verwalten hat, oder wer überhaupt in die Lage kommen könnte, sein Vermögen wegen eines unerwartet eintretenden Bedürfnisses theilweise flüssig machen zu müssen und anzugreifen, dem wird Form und Qualität dieser Hypothekenantheil-Certifikate ganz besondere Vortheile bieten. Mehrere gerichtliche Behörden Preußens haben das bereits anerkannt durch die Bekanntmachungen, in denen sie gerade diese Art von Effekten zur Anlage von Depoſitalgeldern öffentlich empfehlen.

Der Verkehr darin hat sich bei der Berliner Gesellschaft folgendermaßen gestaltet:

	1863 Thlr.	1864 Thlr.	1865 Thlr.	1866 Thlr.
Emittirt waren im Anfang des Jahres		694,800	916,300	1,165,000
Ausgefertigt wurden im Laufe des Jahres	699,800	276,500	350,900	74,900
Zusammen	699,800	971,300	1,267,200	1,239,900
Zurückgenommen oder gekündigt wurden	5,000	55,000	102,200	62,000
Emittirt blieben am Jahreschl.	694,800	916,300	1,165,000	1,177,400
Von diesen waren bei den Agenten als Vorräthe aufbewahrt	127,800	134,000	213,600	274,700
und der Rest von	567,000	782,300	951,400	902,700

war gegen baare Bezahlung in Umlauf gesetzt. Diese in Cours befindlichen Beträge zeigen deutlich, daß die Gesellschaft nach und nach ihrem Zwecke näher rückt und größere Kapitalien dem berechtigten Realcredit wieder zuführt und ihm dienlich macht.

Es ist aber auch außerdem sehr bezeichnend für die Zukunft dieses Papiers, daß trotz des Krieges und seinen Folgen:

- 1) sich die bei den Agenten am Jahreschlusse 1866 befindlichen Certificatvorräthe nur um Thlr. 61,000 vermehrt hatten, während doch Thlr. 74,900 im Laufe des Jahres neu emittirt waren, und
- 2) im vorigen Jahre nur Thlr. 62,500 für Certifikate durch die Kasse der

Gesellschaft zur Regulirung kamen, resp. in Folge der Rückzahlungen von Seite der Hypothekenschulden zur Einlösung aufgerufen werden mußten.

Der Grundbesitz, welcher für die emittirten Certifikate haftet, repräsentirte am Schlusse des vorigen Jahres einen Werth von Thlr. 3,817,604 nach Schätzung der Gesellschaft.

Doch das sind alles nur die praktischen Beziehungen des Unternehmens zum Kapitalisten. Vom Mittelstande, vom kleinen Handwerker, Arbeiter u. s. w. war bisher noch gar nicht die Rede. Es ist zwar sehr wichtig für die Gesellschaft und ihren Zweck, welche Stellung das größere Kapital zu dem neuen Unternehmen einnimmt, allein es ist trotzdem durchaus nicht gleichgiltig, welche Betheiligung die kleineren Ersparnisse des Volks bei demselben suchen und erringen können.

Ich will bei dieser Behauptung etwas länger verweilen, da man im allgemeinen den Einfluß völlig unterschätzt, welche gerade diese kleinen Ersparnisse auf die Lage und auf die Verlegenheiten des Realcredits ausüben.

Bisher pflegten dieselben nämlich größtentheils in die öffentlichen Sparkassen zu wandern. Sie begnügten sich dort gerne mit kleinen Zinserträgen, da ihnen dafür der jederzeitige Rückzug nur durch sehr kurz bemessene Kündigungsfristen beschränkt wurde. Dem gewerbetreibenden Bürger, dem Arbeiter kommt es ja weniger darauf an, daß seine Ersparnisse sich so hoch als möglich verzinsen. Wenn sie nur sicher aufbewahrt sind und jederzeit wieder ohne umständliche oder gar kostspielige Kündigung zurückverlangt werden können. Die Sparkassenverwaltungen kannten diese Bedingungen und sollten ihnen Rechnung tragen. Allein das in ihren Händen sich sammelnde Kapital wuchs zu enormen Summen an. Der Lokalverkehr absorbirte diese Summen nicht mehr, bot auch nicht mehr ausreichende Sicherheit für ihre Anlage.

Zu einer bankmäßigen Verwerthung dieser Kapitalien fehlte es den Sparkassenverwaltungen aber am Zuschnitt und an den merkantilen Vorbedingungen.

Was war die Folge? Man legte ihnen die Pflicht auf, diese Kapitalien in sicheren und guten Hypotheken oder in Staatspapieren anzulegen und leitete dadurch ihre Thätigkeit in ein nach zwei Richtungen sehr gefährliches Fahrwasser. Gefährlich, sowohl für den Grundbesitz als für die Sparkasse.

Denn, eine ohne eigenes Vermögen und ohne eine namenswerthe, stets flüssig erhaltene Reserve arbeitende Verwaltung, sollte Kapitalien zu kurzen Kündigungsfristen annehmen und sie in Kreditpapieren anlegen, bei denen nicht nur längere Kündigungsstermine gebräuchlich sind, sondern deren jederzeitige Realisirbarkeit zum Einkaufspreis auch zu den Seltenheiten gehörte.

Allein trotz aller Gefahren, welche diese Aufgabe für Gemeinde, Grundbesitz und Staatskredit in sich schloß, wurde dieses System bisher doch beibehalten und durchgeführt.

Die Grundbesitzer strebten dahin, ihre besten Hypotheken gegen recht billige Zinsvergütungen bei Sparkassen oder ähnlichen Instituten untergebracht zu sehen. Sie dachten aber nicht daran, daß diese kleine Zinsenersparung gleichzeitig die Gefahr einer sehr unbequemen Kündigung mit sich führte; da dieselbe sogar als ganz gewiß erscheinen ließ zu einer Zeit, wo ihre Abhaltung gerade am nöthigsten und wichtigsten sein könnte.

Der kleine Bürger — welcher oft schon in ruhigen und sicheren Zeiten sein Sparkassenbuch zum Bucherer tragen mußte — ahnte nicht, daß Verhältnisse eintreten könnten, in denen die Sparkasse trotz ihres communalen oder provinziellen Nimbus verhindert sei, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Der vorjährige Krieg hat diese Schattenseiten des Sparkassensystems recht fühlbar aufgedeckt. Er brachte dem Grundbesitz massenhafte Kapitalkündigungen, welche, wohlgemerkt, sehr oft die besten Hypotheken betrafen und von Sparkassen angemeldet waren. Er wälzte eine Menge Verkaufsangebote von Hypotheken an die Börse, welche durch den Schlußtriller: „es ist für eine Sparkasse“ entschuldigt werden sollten, aber trotzdem sehr selten ohne Verluste für den Hypothekengläubiger, ohne rechtliche Besorgnisse für den Hypothekenschuldner an den Mann zu bringen waren. Er verlangte aber auch nicht minder von vielen Kommunen und Kreisen recht nennenswerthe Opfer zur vorübergehenden Aus-
hülfe und Unterstützung der Sparkassen.

Im Grunde genommen kam man durch ihn zu der Einsicht, daß die scheinbar billigen Gelder der Sparkassen dem Realcredit sehr schlechte Dienste geleistet haben; daß durch sie das größere Kapital sehr zum Nachtheil des Grundbesitzes aus dem Hypothekenverkehre verdrängt und der Grundbesitzer demzufolge über den zeitgemäßen Werth des Credits und der Güter zu Täuschungen verleitet sei, welche er zuletzt theuer bezahlen müsse.

Es war ein Glück, daß der Krieg nicht lange dauerte; daß der Frieden bald folgte. Denn bedenkt man, daß von den beispielsweise in preussischen Sparkassen verwalteten 91 Millionen Thalern allein schon 46 Millionen in Hypotheken angelegt waren, welche bei einer längeren Kriegsdauer und bei demzufolge gesteigerten Ansprüchen an die Sparkassen sämmtlich zur Kündigung oder zum Verkauf gekommen sein würden; bedenkt man, daß solche Verkaufsaufträge nicht selten in mehrere Hände gelegt werden und dadurch den Umfang des Angebots auf Kosten des Verkäufers sehr zur Unzeit vermehren, so ist gar nicht abzusehen, welche Wunden eine solche Eventualität selbst dem berechtigten Realcredit noch geschlagen haben würde oder welche Störungen und Verluste die meistens unbeachtet gelassenen Erübrigungen und Ersparungen der arbeitenden Klassen für unsere vielseitig ausgebildete Kreditwirthschaft herbeigeführt hätten.

Alein alle diese Erfahrungen beweisen nicht nur wie ungewöhnlich unsere Sparkassen bisher eingerichtet sind, wie häufig ihnen Kapitalien zufließen, welche gar nicht dorthin gehören, sondern sie belehren auch über den Einfluß, welchen das kleinere Kapital mit seinen gebräuchlichen Bestrebungen und Sammelplätzen auf den Realcredit auszuüben vermag und warnen Jeden, der dem Letzteren dienen will, diesen Faktor nicht aus dem Auge zu lassen.

(Schluß folgt.)

Die industrielle Entwicklung des Wuppertales.

Eine geschichtliche Skizze nach den „Grenzboten“

von

Julius Philippson.

Nichts ist interessanter, als die Mehrung und Entwicklung der Industrie zu beobachten, weil damit der natürliche Impuls gegeben wird, die Vervollkommenung derselben immer mehr anzustreben, sowie dies von den Vorfahren geschehen. Nur kein Stillstand! kein Pochen auf ererbten Besitz! dies ist schon der Tod. Die schaffende Kraft darf nie versiegen, die Entwicklung muß frisch und regsam im Geiste der Zeit stets vor sich gehen. Aus diesem Grunde schon muß die Lehrerin der Menschheit, die Geschichte, Alles beleuchten, um an ihrer Hand zu lernen, wie eben die Verbindung der materiellen und geistigen Kräfte die Anregung zum Bessern und Neuen stets gegeben. Und es ist ja gerade der Inhalt unserer Zeit, das Materielle geistig zu durchdringen, das Reale geistig zu gestalten.

Das Wasser der Wupper und ihre Ufer waren schon früh dem Bleichergewerbe günstig, denn ersteres ist klar und hart, letztere breit und flach; im vorigen Jahrhundert boten sie noch den Anblick einer grünen Wiesenfläche dar, von endlosen Streifen weißen Carnes und Zeugens durchzogen, hier und da von einem kleinen Häuserklumpen unterbrochen.

Eine Urkunde vom 21. Februar 1400 nennt die Gräfin Anna von Waldeck, geborne Gräfin von Cleve-Mark, als die Erste, welche die schöne Lage des Thalesgrundes und die kalkhaltige Trefflichkeit des Flusses zum Bleichen ihres Hausbedarfs benutzt habe. Die industrielle Entwicklung beginnt aber erst mit Gödert Michelhaus, der fünfzig Jahr später im Bereich des jetzigen Barmen die erste Bleiche anlegte. Sein Geschlecht blüht noch heute im Wuppertal.

Nachdem das Bleichergewerbe 77 Jahre lang lediglich aus eigener Kraft emporgewachsen war, griff ihm die Landesregierung, den damaligen Verhältnissen gemäß, mit einem Privilegio unter die Arme. Herzog Johann der Dritte von Jülich-Cleve-Berg verordnete im Jahre 1527, daß Bleichen und Zwirnen in seinem Lande nur in den Flecken Elverfeld und Barmen geschehen dürfe, bis Er oder Einer seiner Nachkommen das Privileg etwa gegen Zurückstattung der dafür erlegten 861 Goldgulden widerrufe. Damit war aus dem freien, aller Unsicherheit der damaligen Zustände preisgegebenen Gewerbe eine geschätzte und bevorrechtete Zunft geworden.

Diese Zunft nannte sich Garnnahrung. Alljährlich auf St. Margare-

thentag, 13. Juli, wurden zwei Vorsteher oder „Garnmeister“ aus Elberfeld und zwei aus Barmen gewählt. Jeder, der sich an dem Betriebe betheiligen wollte, mußte schwören, dem Gewerbe keinen Schaden zu thun, sondern stets für das Beste desselben sorgen zu wollen. Die Urkunde bestimmte Anfangs- und Schlußzeit des Bleichens, sowie das Maximum des Garns, welches der Einzelne sollte machen oder bleichen dürfen. Das meiste Garn spann inzwischen damals Herford in Westphalen und Lüneburg und Hildesheim in Niedersachsen, die es zum Bleichen in's Wuppertal sandten. Da legte man es auf mit vielfältigster Bewässerung bewässerte Wiesen, wobei Hunderte von Menschen beschäftigt waren, das Wasser hoch in Bogen über die ausgebreiteten Garnmassen zu sprengen, wie es theilweise noch heute ist.

Im Jahre 1690 waren 15 große Bleichen vorhanden, auf denen 2400 Centner Garn gebleicht wurden. Im Jahre 1774 zählte man 100 Bleichen mit 4000, im Jahre 1790 150 Bleichen mit 6000 Centner Garn. Die „Garnnahrung“ blieb bis zur französischen Zeit an der Spitze der Industrie, wiewohl diese die engen Jungstgrenzen längst schon überragte.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts gesellte sich zum Bleichen auch das Färben und Weben der Garne. Man begann gefärbten Nähzwirn, Leinwand, leinene Bänder, Sack- und Halstücher, Bettzwillche und Bonten, d. h. das gestreifte Zeug, welches die Sklaven in Westindien zu tragen pflegten, auszuführen, da man schon seit 1½ Jahrhunderten für die „Neue Welt“ zu arbeiten hatte. Zur Zeit des 7jährigen Krieges kam die Fabrikation der Siamosen, *) d. h. der halbbaumwollenen Zeuge auf, die zuerst H. J. Schuchardt in Barmen arbeiten ließ. Die Bettzichenmanufaktur bildete sich etwas früher durch Brabanter Arbeiter aus, ähnlich war es mit der Band- und Spitzenmanufaktur, deren Eingürgerung lange Zeit behindert war, weil ein Haus in Mühlheim a. Rh. das Monopol besaß. Erst 1795 gelang es ein gerichtliches Erkenntniß gegen dasselbe zu erwirken, nachdem mehrere große Fabriken, darunter die von Johann Simon's Erben, kühn begonnen hatten, ihm Concurrenz zu machen. Ein großes Glück war die Erfindung des echt Türkischrothfärbens des Garns, was lange ein Geheimniß war. Bis dahin mußte man das Garn aus der Levante beziehen. Thessalische Griechen sollen das Geheimniß zuerst an Abendländer verrathen haben. Ein Sachse, der lange Jahre in der Türkei gelebt hatte, theilte es bei der Durchreise, da er Geld brauchte, für wenige Louisd'or einem Elberfelder Färber mit. Hier wurde die Kunst des Türkischroth-Färbens in kurzer Zeit zu einem solchen Grade der Vervollkommenung erhoben, daß vom Wuppertale aus nach wenigen Jahrzehnten der Weltmarkt in Beschlag genommen wurde. Bis 1809 waren 150 dieser Färbereien im Wuppertale und dessen Umgegend, welche aber von da ab durch die Theuerung der Baumwolle und durch die Continentsperre eine Zeitlang im Abnehmen begriffen waren. Späterhin kamen neue Massen von Baumwolle aus Aegypten, Ost- und Westindien, die in England, Belgien und Deutschland versponnen, an der Wupper, der Düffel und der Riers gefärbt wurden, nach dieser Vereblung, wegen ihrer in der Schönheit und Güte erlangten

*) Bonten, Matrosenleinwand. Schiebe Univ.-Ler. II. 258.

Zurichtung, einen Weg von 4000 Meilen nach diesen Gegenden oft wieder zurücklegten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts enterbte der Bleicher Engelbert Teschenmacher seinen Sohn, weil er in England die heimathliche Kunst des Bleichens gelehrt hatte, im 18. Jahrhundert waren die Angehörigen der Elberfeld-Barmener Garnnahrung im Stande, ihrerseits die ganze Welt zu plündern, um den von den Vätern ererbten Gewerbebetrieb durch neue lohnende Erwerbszweige auszudehnen, — und allerhand Erfindungen, von England gemacht, zahlten mit Wucherzinsen die Schuld zurück, welche der jüngere Teschenmacher zu Englands Gunsten contrahirt hatte.

Vor der Franzosenzeit hatte inzwischen das Geschäft im Wuppertale immer noch einen spießbürgerlich ehrbaren Zuschnitt, denn Fabrikherren und Kaufleute kamen wenig über ihre heimathlichen Berge hinaus, fuhren höchstens auf ihren Frachtwagen nach Leipzig und Frankfurt zur Messe. Im Verkehr sprachen sie schwerverständliches Plattdeutsch. Das Hochdeutsch lernten sie aus der Bibel und dem Gesangbuch, welche Bücher sie nach alter schöner Sitte auf der Reise mit sich trugen. Im Schlimmen wie im Guten waren sie altväterisch zurückgeblieben. Der erste Bankerott brach in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus. Die Reichen unter den Gläubigern traten zusammen und strichen ihre Forderungen bis zum Verlauf des Fehlenden, damit der gute Leumund des Thales erhalten bleibe. Der zweite bald darauf folgende Bankerott wurde betrügerisch von einem Franzosen gemacht — inzwischen gewöhnte der Krieg auch daran und an viel ärgere Dinge.

Als die französische Revolution ausbrach, raubte diese den eigenen Industriellen durch den Krieg und durch ihr Maximum die Arbeitskräfte und jeglichen Boden der Thätigkeit, und um so mehr vergrößerte sich die Nachfrage nach den unentbehrlichen Fabrikaten für die Bergische Industrie. Der Lohn stieg rasch und stetig bei dieser Massenproduktion, die sich nun gegen früher auf andere Artikel warf, und es traten die Baumwollenwaaren in den Vordergrund, begünstigt durch die Spinnmaschinen und durch die Kriege Napoleons mit England. Trotzdem bei dem Mangel an geschulten Kräften und bei der Neuheit der ganzen Industrie die Waaren Anfangs nicht einmal gut geliefert wurden, so war die Nachfrage doch sehr groß, man sorgte nur für den Bedarf und dachte nicht an den Fortschritt; man richtete sogar 1811 an den Kaiser die vergebliche Bitte, gleichfalls Frankreich einverleibt zu werden, um innerhalb der Mauthlinie des Kaiserthums eingeschoben zu werden, statt dem Würat'schen Großherzogthum Berg anzugehören. Am schlimmsten gestaltete es sich, als seit dem 17. November 1813 nach Napoleons Vertreibung die in England angehäuften guten Waaren den Markt überschwemmten, eine Konkurrenz der britischen Industrie eintrat, welche um so energischer in der Zwischenzeit an ihrer inneren Fortbildung gearbeitet hatte. Dabei war durch Frankreichs Gewaltthat die alte Wuppertaler Garnnahrung aufgehoben und sonstige Zöpfe abgeschnitten worden, die Gewerbe fühlten sich frei vom Zunftdrucke. Anstatt des Zunftzwanges gewährte der Zollschuß ein anderes Privilegium, welches Manchen zu ersten Anstrengungen lässig machte, so daß eine harte, bedrängte Zeit eintrat.

Jetzt wandten sie sich am 24. Juli 1818 an den Staatskanzler Hardenberg

mit dem Gesuch, ihrer Fabrication die östlichen Provinzen der Monarchie aufzuschließen, von einseitigen Zöllen und Mauthen verschont zu bleiben, bis von Seiten des deutschen Bundes allgemeine Maßregeln gegen fremden Handel in Vorschlag kämen. Denn dazumal waren selbst in Preußen die einzelnen Provinzen noch von einander durch Zollgrenzen geschieden. Die Regierung erfüllte den praktisch dringlichen und ausführbaren Vorschlag: „freien Eingang in die Provinzen jenseits der Elbe“ den Wuppertthaler Erzeugnissen zu gewähren noch im selben Jahre, bahnte 10 Jahre später durch die Bildung des Zollvereins einen neuen Umschwung für den Gewerbebetrieb und den Wohlstand der deutschen Fabrikbezirke an. Vergeblich hatte man in Erinnerung der frühern Staatsverhältnisse 1821 mit einer rheinisch-westindischen Compagnie versucht, Absatz nach Westindien zu verschaffen, oder 1825 durch einen deutsch-amerikanischen Bergwerksverein jenseits des atlantischen Oceans festen Fuß zu fassen; erst die Verträge von 1828 bis 1831 öffneten die natürlichsten nächsten Märkte und zwar zur rechten Zeit. Eben verdrängte das Maschinengarn den ältesten Exportartikel des Wuppertthals, das Leinengarn, welches bis dahin reichlich nach Belgien und Frankreich gegangen und letzteres legte außerdem so hohe Eingangszölle auf leinene und baumwollene Bänder, daß deren Absatz dahin ganz aufhörte. Da wurde der Zollverein der Retter in der Noth, ihm hing man von dieser Zeit ab mit ganzem Herzen an; daß man sich hiebei mit wenigen Ausnahmen fast in ganz Deutschland schutzöllerischen Ideen hingab, lag in den damaligen Zeitverhältnissen. Ist, so vielfach mißverstanden, wollte die Schutzölle nicht als Zweck, sondern als Mittel und stellte als letztes Ziel immer die Freiheit hin. Als am 17. Januar 1831 der geheime Regierungsrath Jakobi aus Düsseldorf die Elberfeld-Barmer Handelskammer mit einer fast philosophischen Ruhe eröffnete, nahm sie vom ersten Tage an das schutzöllerische Bekenntniß an, dessen Anhänger überall noch nicht ganz ausgestorben sind. Seitdem aber der Kesse des Kaisers, welcher letzterer die Schutzölle zur Aufgabe seines Lebens gemacht, für Frankreich den Freihandel zu begründen anfang und dadurch ein Wohltäter der Menschheit geworden, und man auch in Preußen auf dem Wege der Abschaffung verkehrshemmender Zölle fortschreitet, hat auch im Wuppertthale der Glaube an das Schutzollsystem mehr und mehr aufgehört. Als der französische Handelsvertrag abgeschlossen wurde, war man weniger gegen die Niedrigkeit der Zölle gestimmt, man hatte es nur übel vermerkt, daß er ohne vorherige Befragung der Interessenten abgeschlossen worden. Man hört jetzt ruhig an, wenn ein Mann wie Julius Faucher den Freihandel öffentlich entwickelt, was Jemand vor 10 Jahren kaum im Privatirkel sich getraut hätte, und wenn man auch gern schutzöllerischen Ausprüchen Beifall klatscht, im Angedenken früherer Zeiten, so ist das Wuppertthal thatsächlich bekehrt und nimmt die Consequenzen des Freihandels praktisch zur Verwendung auf.

Die Elberfeld-Barmer Handelskammer, deren verdienter Schriftführer der frühere Kaufmann Hötte ist, nimmt wachsam und aufmerksam die Interessen ihres Bereiches wahr. Es wäre ihr nur etwas mehr Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen zu wünschen, um für ihre gemeinnützigen Bemühungen auch anderweite Hilfskräfte mobil zu machen.

Im Jahre 1861 gab es in Elberfeld 4866 wirklich gehende Webstühle

in 113 Fabriken mit 5804 männlichen und 2497 weiblichen Arbeitern; in Barmen 2918 in 104 Fabriken mit 5239 männlichen und 1175 weiblichen Arbeitern — also 14,715 Arbeiter in 217 Fabriken mit 7784 Webstühlen — Band- und Riemenmühlen eingerechnet. Der durchschnittliche Produktionswerth wird von Goette auf 10 Millionen Thaler geschätzt. Inzwischen gehören ausserdem die in einem Umkreis von 3—6 Stunden von der ländlichen Bevölkerung gefertigten Weber- und Wirkwaaren zum Bereiche der Wupperthaler Industrie, und da die Fabrikanten aus Furcht vor höherer Besteuerung die statistischen Fragen der Polizei eher zu niedrig, als zu hoch beantworten, der Bürgerkrieg in Amerika bereits seine lähmende Einwirkung auf die Fabrikation 1861 äuferte, so behauptet der genannte Gewährsmann mit Recht, daß bei regelmäßigem Geschäftsgang für Rechnung der Fabrikherren beider Städte die doppelte Anzahl der in den beiden Städten befindlichen gewöhnlichen Webstühle, Bandmühlen und Riemengänge beschäftigt sei, also 13,230 statt 6615. In diesem Verhältniß würde sich auch der Produktionswerth und die Zahl der Arbeiter steigern. In andern industriellen Thätigkeiten sind beschäftigt: in Elberfeld 3005 Arbeiter in 116 Anstalten, in Barmen 4389 Arbeiter in 257 Anstalten, so daß wohl in den letzten 5 Jahren auf gewiß 40,000 Arbeiter die Anzahl derselben sich gehoben hat.

Anfangs des 18. Jahrhunderts hatte Elberfeld 3000, Barmen 2000 Einwohner; im Jahre 1815 ersteres 20,000, letzteres 10,000 Köpfe. Heute hat jede der beiden Städte mehr wie 60,000 Einwohner. Barmen, dreimal so lang als Elberfeld, längs des Flusses sich hinstreckend, erhält eben deswegen natürlich, seit die schmale Sohle des Thales auf den Punkten der ersten dichteren Bevölkerung einmal ausgefüllt ist, von dem jährlichen Zuwachs den Löwenantheil, und wird Elberfeld bald überflügelt haben. Der wesentliche Bestandtheil der Bevölkerung ist die industrielle, dem nur die übrigen Berufsstände so viel als nothwendig sich beigesellen; 1861 ermittelten sich 240 Beamte, Geistliche und Lehrer, 452 Großhändler und Fabrikanten, 701 Kleinhändler, 194 Wirthe, 1508 Handwerker, 23 Aerzte und Apotheker, 8 Müller, 25 Fuhrleute zusammen 3151 — so daß die industriellen Arbeiter sich zu allen andern ungefähr verhalten wie 11 zu 3.

So wollen wir denn hoffen, daß die beiden Fabrikstädte ferner gedeihen und daß die Freiheit des Verkehrs, die Beseitigung aller Schuzzölle sie ferner anrege, die vorwärts treibende Entwicklung unseres Jahrhunderts fördern zu helfen. Wir können nicht zurück, wir mögen wollen oder nicht, es thue daher ein Jeder seine Pflicht, um vorwärts zu steuern.

Die Hansestädte und der Norddeutsche Bund.

Von

Dr. Bartholomäi.

(Schluß.)

Die preussische Regierung hat anerkannt, daß die allgemeine Militärpflicht die Welthandelsthätigkeit der Hanseaten hemmen würde, indem sie ihren Wünschen nach einer Ausnahmestellung zum Theil entgegengekommen ist. Die hierauf bezügliche Cabinetsordre vom 21. Mai 1867 lautet: „Ich bestimme hierdurch: 1) Mannschaften der Reserve und Landwehr von vorwurfsfreier und militärdienstlicher Führung können unter friedlichen Verhältnissen, wenn sie beabsichtigen auf längere Zeit nach außereuropäischen Ländern, zu denen die Küstenländer des Mittelländischen und Schwarzen Meeres nicht gerechnet werden sollen, zu gehen, zunächst auf 2 Jahre, unter der Bedingung der Rückkehr bei einer Mobilmachung, beurlaubt werden. — 2) Wenn diese Mannschaften vor Ablauf des zweijährigen Urlaubs durch Consularatteste nachweisen, daß sie in einem der vorerwähnten außereuropäischen Länder sich eine feste Stellung als Kaufleute, Gewerbetreibende u. erworben haben, so kann ihnen ein fünfjähriger Urlaub mit Dispensation von den Uebungen und von der Gestellung im Falle einer Mobilmachung gewährt werden. — 3) Vor Ablauf der Jahre kann bei weiterer Vorlegung von Consularattesten, welche den ad 2 gestellten Bedingungen entsprechen, der ihnen ertheilte Urlaub bis zur Entlassung aus dem Militärverhältniß verlängert werden. — 4) Alle auf die vorstehenden Bestimmungen gestützten Urlaubsgesuche sind an das heimatliche Landwehrbezirkscommando zu richten und von diesem auf dem Instanzenwege dem vorgesetzten Generalcommando zur Entscheidung vorzulegen. — 5) Bei Rückkehr der in Rede stehenden Mannschaften nach Europa, sowie bei Uebersiedlung in nichteuropäische Küstenländer des Schwarzen und Mittelländischen Meeres erlischt der ihnen ertheilte Urlaub. Sie haben hienach in ihren Ressorts das Weitere zu veranlassen.“

Ist nun eine Sonderstellung der Hanseaten gerecht? — und wenn gerecht, sind die von der preussischen Regierung gewährten Zugeständnisse und Bedingungen genügend?

Soll die erstere Frage entschieden werden, so muß vorerst fest stehen, ob es für Deutschland vortheilhaft sei, Weltwaarenmärkte zu besitzen, welche sich selbst mit überseeischen Waaren versorgen und eine größtmögliche Ausdehnung haben.

Hierüber viele Worte zu verlieren, ist unnöthig. Die unmittelbarste Einwirkung eines Welthandelsplatzes erfährt zwar das ihm angrenzende Küstenland, mittelbar wird aber auch das fernere Gebiet von dem angeregten Wellenschlage

getroffen. Ein sich selbst mit Waaren versorgender Handelsplatz übt eine im hohen Grad productive und gewinnbringende Thätigkeit, wodurch er zwar unmittelbar nur auf seinen Wohlstand und den seines unmittelbaren Hinterlandes, mittelbar auch die Summe des Naturalwohlstandes erhöht. Nicht nur schafft er dem ganzen Lande billigere Waaren und größeren Absatz der Produkte, also für dieselbe Arbeit mehr Genuß, sondern er kann auch zum Tragen einer größeren Staatslast herangezogen werden. Fast man daher Deutschland als eine volkswirtschaftliche Einheit auf, so ist kein Zweifel, daß es Aufgabe der Nation ist, für das Gedeihen unserer beiden Weltmärkte Sorge zu tragen.

Wenn nun ein zeitweiliger oder dauernder Aufenthalt der Hanseaten in überseeischen Ländern für dieses Gedeihen nothwendig ist, so scheint die Frage nach der Gerechtigkeit der Befreiung von der allgemeinen Wehrpflicht ganz zu verschwinden. Denn wenn wir von den Hansestädten fordern, daß sie den Weltmarkt für uns besorgen, so werden sie Bedingungen stellen, unter denen sie dieser Forderung mit Erfolg nachkommen können. Es entsteht also, falls beide Parteien einig werden, ein bestimmtes Rechtsverhältniß, und dieses ist durch die erwähnte Cabinetsordre, wenn auch nicht der Form, so doch der Sache nach festgestellt.

Man kann aber die Sache noch von einer andern Seite ansehen. Wenn alle Hanseaten sich zum Zwecke des Welthandels im militärpflichtigen Alter in überseeischen Ländern aufhalten müssen, um die ihnen von der Nation gestellte Aufgabe in vollkommener Weise zu lösen, so trete die Militärfreiheit mit logischer Nothwendigkeit ein. Sie würden dann eben so frei sein, wie die Dienstuntauglichen. Aber der Aufenthalt Aller in überseeischen Ländern ist weder nothwendig noch auch nur möglich, denn der Zweck dieses Aufenthalts erfordert nur eine bestimmte Anzahl. Soll jedoch diese ihrem Zweck vollkommen entsprechen, so muß sie ganz frei sein, während für die übrigen, nicht in ihr begriffenen, keinerlei Sonderstellung beanspruchen dürfen. Als Anzahl der auf diese Weise von der allgemeinen Wehrpflicht Befreiten ließe sich etwa der Prozentsatz der gegenwärtig Abwesenden annehmen, und es käme nur darauf an, welche Individuen sie bilden sollen.

Von der Zahl der Befreiten sind natürlich alle die ausgeschlossen, welche gar nicht die Absicht haben, sich auf einem andern Continente zeitweilig anzusiedeln. Diejenigen, welche diese Absicht haben, mögen durch eine Prüfung gestiebt werden, und unter denen, welche nicht durchfallen, kann das Loos entscheiden; wer im noch dienstpflchtigen Alter in die Heimath oder überhaupt nach Europa zurückkehrt, tritt natürlich je nach seiner Altersklasse in die Linie, Reserve oder Landwehr.

Da die Beseitigung der Collision auf andere Weise beliebt worden ist, so ist es überflüssig, diesen Vorschlag weiter auszuführen, mögliche Modificationen und Einwürfe zu beleuchten, auf die Modalitäten der Prüfung einzugehen, u. s.; aber es liegt auf der Hand, daß nach diesem Vorschlage sowohl das Princip der allgemeinen Wehrpflicht festgehalten, als den Interessen unserer Welthandelsplätze vollständig Rechnung getragen wird.

Die allgemeine Wehrpflicht wird auch durch die preussische Cabinetsordre festgehalten, aber wird auch das Interesse der Hansestädte gewahrt? Da nur Mannschaften der Reserve und der Landwehr beurlaubt werden dürfen, so wird

für Viele die Rückkehr zu früh oder die Abreise zu spät eintreten, der eine im entscheidenden Augenblick hier festgehalten oder jenseits des Oceans in seiner Entwicklung gestört. Daher ist das Gebotene nicht zureichend, zumal der Urlaub von vorwurfsfreier Führung abhängig gemacht wird, und in Preußen schon die politische Gesinnung Vorwürfe nach sich zieht. Die übrigen Bestimmungen sind ohne Belang.

Ein zweites Hemmnis, was sich in Aussicht stellte, war die Einverleibung der Hansestädte in den Zollverein. Diese Gefahr ist glücklich vorübergegangen, denn Artikel 34 der Verfassung des Norddeutschen Bundes besagt: „die Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg mit einem dem Zwecke entsprechenden Bezirke ihres oder des anliegenden Gebietes bleiben als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze, bis sie ihren Einschuß in dieselbe beantragen.“ Was die hanseatischen Abgeordneten gegen den Eintritt in den Zollverein vorbrachten, war meistens müßiges und haltloses Gerede. Die Gründe für den Ausschluß aus dem Zollverein liegen lediglich in dem Begriffe eines „Weltmarktes für Deutschland“. Ein solcher muß mit seinen zahlreichen Lagern und Speichern eine zollfreie Niederlage bilden, in welchen sich die große und kleine Kundschaft aller Länder und Gegenden die ihr zusagenden Waaren ansehen, theilen, umpacken und bearbeiten lassen kann, ohne durch die Mauthbeamten in dieser Thätigkeit gestört zu werden; wo die importirten Waaren ohne alle Störung sofort ganz oder theilweise auf Lager gelegt, oder von Bord zu Bord nach andern Seeplätzen verladen werden kann. Im Jahr 1861 wurden z. B. in Bremen 86,556,474 Pfund Tabak ein, und 67,612,579 Pfund wieder ausgeführt. Davon ging aber nicht die Hälfte nach dem Zollverein, sondern ein großer Theil wurde von Schweden, Dänemark, Rußland, Holland, Belgien, England, Oesterreich, Italien, Spanien, Südamerika und Afrika bezogen. Bedenkt man nun, daß fast aus jeder einzelnen Ladung erst diejenigen Sorten ausgesondert, gemischt, verarbeitet, verpackt werden mußten, welche sich für den Geschmack und die Gewöhnungen aller dieser Länder eigneten, so wird man erkennen, welche Erschwerung aus einer vorübergehenden Verzollung hätte erwachsen müssen. Die Annahme, daß die Wiederausfuhr durch die vorübergehende Verzollung um 15,000,000 Pfund vermindert worden wäre, ist gewiß nicht zu niedrig gegriffen. Dieses Beispiel beweist die Nothwendigkeit der Zollfreiheit eines Weltmarktplazes so schlagend, daß die Polemik dagegen gerade zu unbegreiflich erscheint. Die Einrichtung von Entrepôts oder die Aussonderung ganzer Stadttheile zu zollfreien Niederlagen würde auch nicht entfernt die ganze Freiheit des Handels ersetzen können, weil fast alle Manipulationen mit den Waaren, welche Gewinn verheißten, ja sie erst abzapfbar fähig machen, unterbleiben müßten.

Im hohen Grade auffällig muß der von den Zeitungen gebrachte Beschluß der preussischen Regierung erscheinen, nach welchem Altona in den Zollverein aufgenommen werden soll. Mir scheint das ein Ding der Unmöglichkeit oder mit dem größten Zeitverlust verbunden zu sein, der je auf irgend einer Erdstelle vorgekommen ist oder noch vorkommen wird. Zwischen Hamburg und Altona, welche gewissermaßen eine einzige Stadt bilden, passirten an einem Tage gegen 50,000 Fußgänger, 2500 Wagen und 15 Eisenbahnzüge.

Wenn man sich, um gegen die Zollfreiheit unserer Weltmärkte zu sprechen,

auf andere Länder z. B. auf England und die nordamerikanische Union hinweist, so vergißt man, daß die Raschheit, mit der in den Hansestädten die Schiffe löscherfertig gemacht werden können und die Leichtigkeit der Wiederausfuhr ankommender Waaren den Hansestädten vor England, Holland und andern Rivalen Vortheile verschafft und ihnen Waaren zuführt, welche in England, Frankreich und Holland nicht verzollt und nicht unter Zollcontrole in die dortigen Docks gelegt werden sollen.

„Die Zeit der Monopole ist vorüber.“ Das ist richtig. Wenigstens nach meiner Ansicht. Da nun den Hansestädten ein Monopol ertheilt wird, so entsteht endlich noch die Frage, wie sich das Monopol beseitigen und doch die Hafensfreiheit festhalten lassen könne.

Es wurde schon oben ausgesprochen, daß die Hannoveraner, welche sich in Importspeculationen versuchen wollen, nach Bremen oder Hamburg übersiedeln müssen. Das gilt natürlich von allen Norddeutschen. Dadurch werden aber Norddeutschland Capitalien und Menschenkräfte entzogen, den Hansestädten zugeführt. Durch das Monopol des Freihafens wachsen nun die Hilfsquellen der letzteren in einem Grade an, daß ihre Leistungen für das Ganze, für den gesamten Norddeutschen Bund ungenügend und verhältnißmäßig gering erscheinen müssen. Sie geben uns viel, aber wir ihnen bei Weitem mehr; wir gewinnen durch das Monopol, welches wir ihnen lassen, aber sie gewinnen in viel höherem Maße; wir zahlen zu den Staatslasten, aber sie zahlen weniger. Fast man daher Deutschland als ein Ganzes auf, und von dieser Auffassung wurde ja ausgegangen, so muß diese Ungleichheit, welche einer Ungerechtigkeit ziemlich ähnlich sieht, ausgeglichen werden. Dies geschieht nicht dadurch, daß die Hansestädte ihre politische Selbstständigkeit aufgeben und Deutschland, also vorläufig Preußen einverleibt werden.

Die hier ausgesprochenen Ansichten müssen sich auch auf statistische Zahlen stützen lassen. Da mir jedoch das neue Material fast gar nicht und das ältere nur in höchst mangelhafter Weise vorliegt, so will ich zum Schluß nur eine einzige Tabelle aus D. Hübnert's „Jahrbuch der Volkswirtschaft und Statistik“ benutzen. Diese Tabelle (Band VII. S. 100, 101) enthält den Schifffahrtsverkehr der preussischen und hanseatischen Häfen im Jahr 1859, und gibt dafür an die Herkunft und das Reiseziel, die Anzahl der Schiffe nebst Tonnengehalt und den Ballast. Wir erhalten nun offenbar ein ohngefähres Maß des Schifffahrtsverkehrs eines Plazes oder einer Hafengruppe, wenn wir von der Summe der angekommenen und abgegangenen Tonnenzahl die Summe des angekommenen und abgegangenen Ballastes in Abzug bringen. Darnach erhalten wir

Preußen	2,114,815	Tonnen
Lübeck	261,789	„
Hamburg	1,741,272	„
Bremen	898,748	„

Wüßte man nun, wie viele Tonnen aus den einzelnen Häfen angekommen und nach den einzelnen Häfen abgegangen sind, so hätte man den Seeverkehr von Preußen, Lübeck Hamburg und Bremen im Verhältniß zu den einzelnen Häfen oder Hafengruppen. Setzen wir z. B. die Gesamtkräfte des preussischen See-

verkehr 1, und wäre die Summe der aus einem bestimmten Hafen angekommenen und dorthin abgegangenen Schiffe 941, so wäre die Stärke des preussischen Seeverkehrs mit diesem Hafen

$$\frac{941}{2,114,815} = \frac{94,100}{2,114,814} \%$$

Hier bei dem Welthandel kommt es aber auf die Meeresbecken und Meeresabschnitte an. Um also etwa die Stärke des preussischen Seeverkehrs mit einem Meeresabschnitte zu bestimmen, muß man die Gesamttonnenzahlen $t_1, t_2, t_3, \dots, t_n$ der einzelnen Häfen jenes Meeresstheiles, welche nach preussischen Häfen gingen oder dort herkommen addiren und die Summe durch 2,114,815 dividiren:

$$\frac{t_1 + t_2 + t_3 + \dots + t_n}{2,114,815} = \frac{(t_1 + t_2 + t_3 + \dots + t_n) 100}{2,114,815} \%$$

Da nun aber die Tonnenzahlen nicht für die einzelnen Häfen, sondern nur für ganze Länder angegeben sind, so müssen wir die meisten Länder zwei Mal zählen und erhalten durchschnittlich zu große Resultate. Nennen wir nun den Schiffsverkehrsverkehr Preußens mit Schweden, Dänemark, Schleswig, Holstein, Lübeck, Mecklenburg, Preußen, Rußland seinen Ostsee-Seeverkehr, seinen Schiffsverkehrsverkehr mit Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen, Hannover, Oldenburg, den Niederlanden, Belgien, Großbritannien seinen Nordsee-Seeverkehr, seinen Schiffsverkehrsverkehr mit Norwegen, Großbritannien, Frankreich, Spanien, Portugal seinen atlantischen Verkehr, seinen Schiffsverkehrsverkehr mit Spanien, Frankreich, Italien, Oesterreich, Griechenland, der Türkei seinen mittelländischen Verkehr, seinen Verkehr mit Süd- und Nordamerika, seinen transatlantischen Verkehr, und bezeichnen wir mit eben diesen Namen den Schiffsverkehrsverkehr zwischen Lübeck, Hamburg und Bremen und den genannten Ländergruppen, so finden wir folgende Zahlen:

	Preußen	Lübeck	Hamburg	Bremen
Ostsee-Seeverkehr	25,5%	85,1%	2,7%	10,8%
Nordsee-Seeverkehr	73,2 "	14,2 "	69,9 "	36,4 "
atlantischer Verkehr	67,1 "	11,6 "	61,8 "	24,2 "
mittelländischer Verkehr	3,5 "	1,4 "	4,5 "	1,5 "
transatlantischer Verkehr	0,5 "	0,0 "	17,7 "	46,2 "

hieraus folgt dasern überhaupt eine einfache Zahlengruppe beweisen kann: 1) der preussische Seeverkehr war im Jahr 1859 vorzugsweise Nordseeverkehr, der Lübecks Ostseeverkehr, der Hamburgs Nordseeverkehr und der Bremens transatlantischer; 2) nur Hamburg und Bremen sind am Welthandel theilhaftig, am allerwenigsten Lübeck. Dieses hat demnach keinen Anspruch auf eine erimirte Stellung; 3) die Binnenlage scheint ein Hinderniß für den Weltverkehr zu sein; 4) ein dritter Welthandels- und Marktplatz ist vorläufig überflüssig.

Zur Geschichte des britischen Pelzhandels in Nordamerika.

Von

Oskar Jaquet.

(Schluß.)

Damit wäre denn den Anstrengungen der concurrirenden canadischen Pelzhändler ein Niegel vorgeschoben gewesen, wenn diese nicht, solches einsehend, beschloffen hätten, durch gemeinschaftliches Wirken den Vortheil des Einzelnen zu fördern. Sie traten deshalb im Jahre 1783 unter dem Namen der „Nordwest-Compagnie“ zu einer Gesellschaft zusammen, welche aus zwanzig Theilhabern bestand. Doch waren es nur zur kleineren Hälfte französische Canadier, zur größeren unternehmende schottische Kaufleute, welche bei der Occupation Canada's durch die britische Regierung in das Land gekommen waren. Die Gesellschaft erhielt Anfangs des nächsten Jahres von der Regierung einen Freibrief, welcher sie zum Betriebe des Pelzhandels in allen Gebieten des amerikanischen Nordens, welche nicht, wie Labrador und Neuwaes, Grundeigenthum der Hudsonsbay-Compagnie waren, berechnigte; ihr auch, wie der älteren Gesellschaft, die Erwerbung von Grundeigenthum in den Indianergebieten (doch mit der Beschränkung, daß solches nur südwärts vom 60. Breiten- und westlich vom 90. Längengrade westwärts Ferro geschehen durfte) und die Anlage von Etablissements und Forts gestattete. Trotz dieser Beschränkung, und obwohl das Gründungskapital der Gesellschaft nicht mehr als 40,000 Pf. St. (267,000 Thaler) betrug, nahm das Geschäft derselben sofort einen großartigen Aufschwung. Während früher ein canadischer Pelzhändler dem andern hinderlich gewesen war, arbeiteten nun alle mit vereinten Kräften darauf hin, der verhassten Hudsonsbay-Compagnie den Vorrang abzugewinnen. Während diese sich noch den Schlaf aus den Augen wuschte, waren die Agenten der Nordwest-Compagnie unablässig thätig, den Wald und die Prairie, den See und das Gebirge zu durchstreifen und zu durchforschen, mit den Indianern Verkehr zu pflegen und an geeigneten Stellen Handelsposten anzulegen. Der kühnste und ausdauerndste jener Männer, Alexander Mackenzie, erreichte, die Bay hinauffahrend, im Jahre 1789 die Mündung des großen, nach ihm benannten und sich in das nördliche Polarmeer ergießenden Flusses. Und wie nordwärts bis zum Polarmeere, dehnte die Nordwest-Compagnie westwärts ihre Handelsunternehmungen bis zum Fuße des Felsengebirges aus; ja 1806 ließ sie sogar durch ihre Reisenden diese mächtige Scheidewand überschreiten und an den nördlichen Zuflüssen des Oregon oder Columbia Handelsforts errichten. Ihre „Voyageurs“ — meist Schotten aus den Hochlanden, besonders aber von den Orkneyinseln und daher „Orcadier“ genannt — übertrafen an Kühnheit

und Rührigkeit, aber freilich auch an Wildheit die überdies minder zahlreichen der Hudsonsbay-Gesellschaft. So konnte es denn nicht fehlen, daß diese Letztere, obwohl sie die ältere und über größere Geldmittel gebietende Gesellschaft war — ihr Actienkapital war im Beginn des gegenwärtigen Säculums auf 150,000, jenes der Nordwest-Compagnie im Schlußjahre des vorigen auf 120,000 Pf. St. vermehrt worden — dennoch von jener in ihren Handelsunternehmungen immer mehr und mehr sich überflügelt sah. Beide Gesellschaften buhten um die Gunst der Indianer, der beiderseitigen Pelzlieferanten, und suchten solche durch immer freigebigere Spenden von „Feuerwasser“, daneben auch von Feuerwaffen, sich zu erringen. Dadurch vertheuereten sie sich die Pelzwaare, und gleichzeitig drückten sie deren Preis, auf den europäischen Märkten einander zu verdrängen trachtend, immer mehr herunter. Fügen wir nun noch hinzu, daß es obenein die Zeit war, wo Napoleon I. „Continentalssperre“ dem gesammten Handel Albions die tiefsten Wunden schlug, so wird es nicht allzusehr Wunder nehmen, wenn wir erfahren, daß dieselbe Hudsonsbay-Gesellschaft, welche früher ihre Actionaire mit Dividenden von fünfundzwanzig bis (in den günstigsten Jahren) vierzig Prozent jährlich erfreut hatte, ihnen in der ganzen Zeit von 1808 bis ultimo 1813 auch nicht einen Schilling Zinsen von ihren Actien — die etwas besser verwaltete Nordwest-Compagnie auch nur 1 bis 1½ Prozent — zu zahlen vermochte.

Die Niederwerfung Napoleons durch die Leipziger Völkerschlacht öffnete zwar dem englischen Handel den gesammten europäischen Continent wieder, aber die Finanzen der beiden Gesellschaften besserten sich seitdem gleichwohl nur wenig, weil die gegenseitige Feindschaft fortbauerte. Hatte diese bisher nur in Schmähschriften, im gegenseitigen Preisverderben und in anderen merkantilen Chikanen sich Luft gemacht, so führte sie Ausgangs 1814 zu einem förmlichen Kriege zwischen den beiden rivalisirenden Handelsgesellschaften. Beide hatten befestigte Niederlassungen und in diesen, wenn auch kein regelmäßiges Militär, so doch zu deren Schutz eine größere Anzahl bewaffneter Diener. Ueberdies stand jede von ihnen im Bündniß mit verschiedenen, vom Handelsverkehre her befreundeten Indianerstämmen. So hatten beide Gesellschaften denn allerdings bewaffnete Schaaren zu ihrer Verfügung, mit deren Hilfe sie jetzt — kaum sollte man solches in unserem Jahrhundert bei Unterthanen eines und desselben Staates für möglich halten! — einen förmlichen erbitterten Krieg gegen einander führten. Im Verlaufe desselben war Anfangs das Glück auf Seiten der älteren Compagnie, welche mehrere von der jüngeren unrechtmäßigerweise auf dem verbotenen Gebiete jener errichtete Forts einnahm und zerstörte. Doch als die Nordwest-Compagnie, hierüber auf das Aeußerste erbittert, ihre ganze Kraft zusammennahm, wandte sich das Kriegsglück; es fielen nun ein Paar Forts der gegnerischen Gesellschaft und schließlich fiel die von der Hudsonsbay-Compagnie am Red-River (rothen Flusse) ein Paar Jahre zuvor angelegte Ackerbaucolonie, welche der Nordwest-Gesellschaft stets ein Dorn im Auge gewesen, in deren Besitz. Ein Theil der Colonisten wurde vertrieben, ein anderer nebst den Beamten von den mit der Nordwest-Gesellschaft verbündeten Indianerhorden ermordet. So führte also Handelsseifer sucht zu einem Blutbade zwischen Bürgern eines und desselben Staates! Jetzt endlich (1816) schritt auch die englische Regierung, welche bis dahin ruhige Zuschauerin gewesen war, ein und machte nach zweijähriger Dauer

dem brudermörderischen Kampfe ein Ende. Einzelne Gewaltthatigkeiten zwischen sich begegnenden Handelsexpeditionen, bei denen nicht selten Blut floß, kamen aber auch noch in den nächsten Jahren vor.

Unter diesen gegenseitigen Beschuldungen, wo Stamm gegen Stamm in den Waffen stand und mit echt indianischer Grausamkeit gegen einander wüthete, war das ganze weite Gebiet des Saskatchewan- und Athabascosflusses, das für den Pelzhandel ergiebigste in ganz Nordamerika, eine weite Stätte der Unordnung und des Blutvergießens geworden, hatte die Jagd auf Pelzwild so gut wie ganz aufgehört, in Folge dessen die Finanzen der beiden Gesellschaften die größten Einbußen erlitten. Die Gefahr völligen Ruins stand für beide vor der Thür. Da endlich gingen ihnen die Augen auf und sie beschloßen, statt sich zu bekämpfen, ihre Interessen zu verschmelzen, sich zu einer Gesellschaft zu vereinigen (1821). Dieser Schritt, welcher vernünftigerweise schon vor Jahren hätte gethan werden sollen, fand die vollständige Billigung des englischen Volkes und Parlamentes. Dieses letztere bestätigte nicht nur, unter Zustimmung der englischen Krone, der neu sich constituirenden Gesellschaft, welche den Namen der „Neuen Hudsonsbay-Compagnie“ annahm, alle Rechte und Freiheiten, welche die alten Gesellschaften besaßen hatten, sondern fügte auch noch eine neue stattliche Gabe hinzu. Krone und Parlament machten nämlich der neuen Gesellschaft ein Geschenk mit allen Indianerländern, welche sich zwischen den von Alters her im Besitze der Hudsonsbay-Compagnie befindlichen Territorien, Labrador und Neu-Wales, Canada, den Grenzen der Vereinigten Staaten von Nordamerika und einem von der russischen Regierung in Besitz genommenen Küstenstriche ausdehnen, dergestalt, daß die neue Gesellschaft solche unter der Hoheit der Krone Großbritannien mit allen Nutzungs- und Herrschaftsrechten besitzen sollte. Das in dieser Weise verschenkte Gebiet (die Urbewohner desselben, die Rothhäute, um ihre Zustimmung zu befragen, fiel Niemandem ein) hat mindestens den fünf- bis sechsmaligen Umfang des österreichischen Kaiserstaates. Das Präsent wäre mithin ein überaus stattliches gewesen, wenn nur eben nicht die Herrschaft der Krone Englands und der von ihr damit beliehenen Gesellschaft eine fast nur nominelle wäre. Denn die „Unterthanen“ derselben, die Indianer, leisteten den Anordnungen ihrer europäischen sogenannten „Herren“ nur in soweit Folge, als es ihnen eben Vortheil bringt; im übrigen aber kümmern sie sich nicht im mindesten um dieselben, und die britischen Gesetze gelten nur in den Etablissements der Compagnie. Für diese aber hat die erwähnte Schenkung immerhin den großen Vortheil, daß sie keiner anderen Nation und keinem nicht der Gesellschaft angehörigen britischen Unterthanen gestattet, dort Handel zu treiben, mithin den gesammten Pelzhandel Amerikas nordwärts von den Grenzen der „Vereinigten Staaten“ in den Händen der Neuen Hudsonsbay-Compagnie monopolisirt. 1838 wurde deren Privilegium auf fernere einundzwanzig Jahre, und 1859 abermals, doch nur auf unbestimmte Dauer und unter verschiedenen erheblichen Beschränkungen, verlängert. Die günstigen Folgen der Verschmelzung der beiden rivalisirenden Compagnien ließen übrigens nicht lange auf sich warten; denn schon nach einigen Jahren war die neue Gesellschaft im Stande, halbjährige Dividenden von fünf Prozent zu zahlen, eine Gewohnheit, der sie denn auch bis auf den heutigen Tag zur großen Freude ihrer Actionaire fast ununterbrochen treu geblieben ist.

Nicht minder segensreich wirkte die hergestellte Eintracht auf die Rothhäute, denen man von jetzt an den Branntwein fast gänzlich entzog und deren wilde Leidenschaften nicht mehr wie früher aufgeregert, sondern, so weit der Einfluß der Gesellschaft reicht, gedämpft wurden. Besonders segensreich hat in dieser Hinsicht die schon erwähnte, immer mehr aufblühende Ackerbaucolonie am rothen Flusse gewirkt. Schon haben innerhalb derselben mehr als tausend Söhne der Wildniß sich niedergelassen und christlichen Glauben und europäische Gesittung angenommen.

Dies in flüchtigen Zügen die Geschichte der nächst der „Englisch-ostindischen Compagnie“ wichtigsten und bedeutendsten Handelsgesellschaft der Welt; werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf ihre gegenwärtige Organisation und auf die Art und Weise, wie sie ihre Handelsgeschäfte betreibt!

Nach einem auf Erfordern dem englischen Parlamente gegebenen Ausweise bestand das Actienkapital der „Neuen Hudsonsbay-Compagnie“ im Jahre 1859 aus 800,000 Pf. St. (5,333,000 Thaler preuß.) in sechszeinhundert Actien à 500 Pf. (3333 Thaler) getheilt. An der Spitze der Gesellschaft steht das in London domicillirende „General-Directorium“, aus einem Gouverneur (Vorsitzenden), einem Vice-Gouverneur und sieben Directoren zusammengesetzt, welche von den Actionairen in jährlichen Generalversammlungen gewählt werden und in deren Hand die Oberleitung des Ganzen liegt. Das ungeheure, der Compagnie zum Eigenthum verliehene Gebiet ist in fünf Statthalterschaften („Departments“ geheißen) getheilt, an deren Spitze „Resident-Governors“ (Districts-Statthalter) stehen. Die fünf Departements sind: das Montreal-, das Süd-, das Nord-, das Red-River- und das Columbia-Department, welches letztere die Etablissements westwärts vom Felsengebirge, also an den nördlichen Quellflüssen des Columbia und am Stillen Meere, nebst der Bancouver's-Insel umfaßt. Dem erst genannten gehören die Niederlassungen in Labrador und Obercanada an, und die drei anderen umfassen das eigentliche Indianerland, Neu-Wales und die Polar-Regionen. Die Hauptorte der fünf Statthalterschaften sind: La Chine, Moose-Fort, Fort York, Fort Garry und Bancouver's-Grant auf der gleichnamigen Insel. Die Compagnie besitzt nach jenem Ausweise 136 Niederlassungen; 51 davon, welche in Obercanada oder im Gebiete befreundeter resp. unterworfenen Indianerstämme liegen, sind offen und heißen „Houses“; die 85 übrigen, unter völlig unabhängigen Stämmen errichteten, sind besetzt und heißen „Forts“. Diese Niederlassungen werden von „Factors“ verwaltet und heißen deshalb auch Factoreien. Ueber mehrere Factoreien ist, als ein Art Oberaufseher und dem betreffenden Departments-Statthalter unmittelbar untergeordnet, ein Chief-Factor (Ober-Factor) gesetzt. In jeder Factorei findet man eine Anzahl von Schreibern (Clerks), Packmeistern und anderen Dienern der Gesellschaft, theils verheirathet, theils unverheirathet. Der Chief-Factor gibt es im Ganzen fünfundschwanzig.

Alle diese Beamte haben indessen mit dem eigentlichen Handel, außer daß sie die Waarenmagazine beaufsichtigen, Nichts zu thun, sondern sind Verwaltungsbeamte. Für den Handel existiren folgende Beamten-Kategorien: die Chief-traders, 28 an der Zahl, welche an der Spitze der eben so vielen Handelsbezirke, in welche die Compagnie ihr Gebiet getheilt hat, stehen; die Traders, welche an der Spitze der die verschiedenen Bezirke durchstreifenden Handels-

Expeditionen stehen, drittens die diesen zu Diensten stehenden Dolmetscher, und viertens die ihnen untergeordneten Voyageurs, die eigentlichen Reisbediener der Compagnie, deren diese über zwölfhundert unterhält. Außer diesen förmlich angestellten Beamten wird noch für jede einzelne Reise eine Anzahl von indianischen Bootskleuten gemiethet. Die Reisen der Compagniebeamten werden nämlich noch heutzutage, wie einst zu König Karls II. und Ludwigs XIV. Zeiten, zumeist auf Birkenrindencanoes zurückgelegt. Man nennt das Dromedar das „Schiff der Wüste“; mit demselben Rechte könnte man auch das Birkenrindencanoë das „Kameel der nordamerikanischen Wildniß“ nennen. Denn stellen wir uns die zahllosen Flüsse vor, welche das Land wie ein Netzwerk überziehen; die Stromschnellen und Wasserfälle, welche so häufig die Schifffahrt unterbrechen und den Bootsmann in ein Lastthier verwandeln; die seichten Fahrwasser, deren mit scharfkantigen Steinblöcken übersäeter Grund jede aus Holz gezimmerte Schaluppe unfehlbar zertrümmern würde; die Eindrücken endlich, durch welche die Reise geht und wo im Fall eines Unglücks man gänzlich auf seine eigenen Mittel angewiesen ist: so erkennt man, daß nur ein aus einem so leichten, elastischen, zähen und ohne Hammer und Nägel, ohne Säge und Hobel reparationsfähigem Material gebautes Fahrzeug, wie das Birkenrinden-Canoë, den dortigen Verkehr ermöglichen konnte. Nur in Landstrichen, welche weniger von Flüssen durchzogen sind, erfolgt dieser zu Pferde, und nur im äußersten Norden auf Schlitten, welche von Hunden gezogen werden.

Das gesammte, so zahlreiche Dienstpersonal der Hudsonsbay-Gesellschaft besteht beinahe ausschließlich aus Schotten, besonders aus den nördlichen Grafschaften, die meist recht gebildete Männer sind. Es muß ein eigner Reiz in dem Leben liegen, welches sie führen, sonst würden sich nicht Männer von ihrer Herkunft und Bildungsstufe diesen Entbehrungen, Gefahren und Strapazen unterziehen. Die obersten Beamten, selbst die Chief-traders nicht ausgeschlossen, müssen oft Entbehrungen ertragen, welche den an die Behaglichkeiten des civilisirten Lebens Gewöhnten beinahe unerträglich erscheinen. Sie verleben oft Monate, ohne nur ein Haus zu sehen, und müssen bei Nacht unter freiem Himmel oder auf einem möglichst gut geschützten Waldstücken, in ihre Mäntel gehüllt, mit ihrem Sattel oder im Canoë, einem zusammengerollten Teppich unter dem Kopfe, schlafen. Sind sie unglücklich in ihrer Jagd, oder wissen sie sich sonst keine Nahrungsmittel zu verschaffen, so müssen sie ihre Hunde und Pferde schlachten, um ihren Hunger zu stillen. Und doch vermögen diese kühnen Schotten sich sogar in solch' öden Gegenden das Leben zu fristen, worin selbst die Eingeborenen dem Mangel erliegen. Ganze Trupps von ihnen haben schon den Winter über sich an den Ufern von See'n und Flüssen aufgehalten, wo ihre einzige Nahrung die selbst gefangenen Fische waren, welche sie ohne Brod, Gewürz, Hülsenfrüchte und andere Vegetabilien verzehren mußten; die einzige Abwechslung in ihrer Küche bestand darin, daß sie die Fische das eine Mal brien, das andere Mal sotten. Trotz all dieser Mühsale haben sie aber doch eine solch' innige Hingabe an ihren Beruf, daß man nur selten ein Wort der Klage von ihnen hört, obgleich ihre Bejoldung im Verhältniß zu den Gefahren (denn auch diese sind unter den wilden blutgerigen Indianern nicht klein) und den Entbehrungen, denen sie ausgesetzt sind, keinesweges glänzend ist.

Der gefuchteste und hauptsächlichste Gegenstand des englisch-nordamerikanischen Pelzhandels war bisher, d. h. bis zum Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts, das Fell des amerikanischen Bivers. Noch im Jahre 1839 verkaufte die Hudsonsbay-Compagnie auf den von ihr zu London von Zeit zu Zeit abgehaltenen großen Auktionen 55,486 Biberfelle, was, zum Durchschnittspreise von 27 $\frac{3}{4}$ Schilling per Fell, 76,312 Pf. St. (508,747 Thaler) eintrug. Seit dem Anfange der vierziger Jahre aber hat dieser ihr bisheriger Hauptartikel an Wichtigkeit sehr verloren. Theils weil die Zahl der Biber immer geringer wird, theils und vornehmlich aber, weil in Folge der Verdrängung der Castorhüte durch die Seidenhüte der Werth der Biberfelle, eben wegen der so ansehnlich verringerten Nachfrage, auf weniger als den sechsten Theil ihres früheren Preises herabgegangen ist. Seitdem bildet der Edelmarder, dessen herrliches Fell sich mit dem des Zobels fast messen kann und auf den Auktionen der Gesellschaft auch als „amerikanischer Zobel“ figurirt, für diese den werthvollsten Artikel. Die nächst ihm wichtigsten Pelzthiere des britischen Nordamerika sind: der schwarze Bär, dessen dunkelglänzendes Fell sehr hoch bezahlt wird, und der Waschbär. Dieser letztere führt übrigens den Namen „Bär“ mit Unrecht, denn er steht seinem Bau und seinen Lebensgewohnheiten nach (er ist ein kaum zwei Fuß langes, durchaus harmloses Thier) dem Dachs näher als diesem und wird auch von den Naturforschern gar nicht der weitverbreiteten Sippschaft des „Gevatter Braun“ oder „Peß“ (lateinisch Ursus) beigezählt, sondern bildet eine eigene Familie für sich, lateinisch „Procyon“ geheissen. Sein feines Fell wird vorzugsweise in Russland gesucht und getragen, trotz des hohen Eingangszolles, womit er belastet ist. Viel geringer als das feintige und das des schwarzen Bären wird das Fell des Bambal oder grauen Bären, des größten, stärksten und wildesten seines Geschlechts, und dasjenige des braunen und des Eisbären geschätzt. Sehr gut (mit 20 bis 30 Pf. St.) wird dagegen der Balg des Silberfuchses bezahlt, und auch derjenige des goldgelben und des Rothfuchses, wie derjenige der Otter steht ziemlich hoch im Preise; viel weniger geschätzt ist der blaue Balg des arctischen und der aschgraue des Prairiefuchses. Die anderen Pelzthiere im Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie sind: der Steppenwolf, der Pekan (zum Marbergeschlecht gehörig, aber größer als der Edelmarder und der gleichfalls dort vorkommende gemeine europäische Marder), der schönfellige canadische Luchs, der arctische oder blaue und der Prairiehase, die Wildkatze, der Bielfraß oder dieolverine, der Stunk oder das Stinkthier, der ihm nahe verwandte Mynx und die Bismaratte. Mit Bisonhäuten treibt die Gesellschaft schon seit lange keinen Handel mehr, wohl aber mit den Fellen des canadischen Rehes und des Wagiti oder columbischen Firsches.

Wiewohl sich die Zahl der Pelzthiere fortwährend vermindert, manche Bezirke bereits ganz erschöpft sind, der Pelzhandel selbst aber an Bedeutung verloren hat, so ist dennoch die Hudsonsbay-Compagnie, obschon sie sich 1859 manche Beschränkung ihres Privilegiums gefallen lassen mußte, eine reiche und mächtige Körperschaft auch jetzt noch. Für das, was sie bei der fortschreitenden bedeutenden Verminderung des Pelzwildes am eigentlichen Handel verloren, wird sie durch die in den letzten Decennien von ihr in die Hand genommene Ausbeutung der mineralischen Schätze ihres weiten Gebietes — enthalten doch Neu-Wales und

die Bancours-Insel reiche Steinkohlenlager, aus denen die Gesellschaft schon jetzt ungeheure Massen von Kohlen gewinnt, und ist doch neuerdings sogar auf der ihr gleichfalls gehörigen Königin-Charlotten-Insel an der Nordwestküste von Amerika ein reiches Goldlager entdeckt worden! — vollständig entschädigt. Jene mineralischen Schätze aber werden auch immer mehr Europäer in ihr Gebiet führen, was hinwieder für den Anbau desselben wie für die Civilisation der Indianer von vortheilhaftem Einflusse sein wird. So bewährt sich denn auch hier wieder das große ewige Gesetz der rastlos schaffenden Natur, daß das, was an dem einen Theile verloren geht, an dem anderen wieder gewonnen wird.

Niederländisch Indien.

Staatsrechtliche Verhältnisse, Einkünfte, Produkte und Handel.

Von

Prof. Dr. A. v. Schwarzkopf.

(Schluß.)

Auch zum Anbau des Tabaks auf Java, steht die Regierung in einem Verhältnisse. Sollte derselbe auch dem freien Betriebe anheimgegeben sein, und keine Vorschüsse für Anlegung von Pflanzungen gegeben werden, so hat doch die Regierung, wie für den Zuckerbau, Boden und Leute für den Tabaksbau bewilligt und sich dadurch in das Geschäft verwickelt, und zwar, weil sich die Unternehmer nicht im Stande befanden, den gelblichen Bedingungen zu genügen, und dadurch in das Schuldbuch der Regierung gerietzen. War nun auch die Regierung geneigt, die bei ihr gemachten Schulden zu streichen und die Tabaksbauunternehmer ihrer freien Thätigkeit zu überlassen, so mußte sie doch, in Rücksicht auf die Beschäftigung der Bevölkerung in diesem Zweige der Bodenkultur, und der aus derselben für diese erwachsenen Erwerbsquelle, sich die Sache entwickeln lassen, bis sich die Ansicht herausgebildet hat, daß sich auf diesem Gebiete eine austräglichste freiwillige Thätigkeit entwickeln könne. Sie versuchte nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß hier anderweitig vorgegangen werden könne, die Angelegenheit auf einen Fuß zu stellen, der eine Abwicklung des Verhältnisses zur Regierung und zugleich eine Entwicklung heilsamer und förderbarer Bestellung dieses Zweiges der Gewerthätigkeit ins Leben rufen könnte. Die

Unternehmer haben die Wahl, die Abtragung ihrer Schuld durch Ueberlieferung der allmählichen Ernte an die Regierung zu bewerkstelligen, oder unter Bürgschaft für gesammte, in bestimmten Zeiträumen zu leistende Abschlagszahlungen ihre Ernte zu freier Verfügung zu behalten. Man darf annehmen, daß die Einnahme aus diesem Geschäft auf Abrechnung der Schuldentilgung für das Geschäft gebucht und für die Rechnungsablage bloß als durchgehende Einnahme geachtet wird.

Auch der aus dem Safte der Areng-Palme, *arenga saccharifera*, gewonnene, nur im Inlande verbrauchte Areng-Zucker in einigen Gebieten der Preanger Regenttschaften muß an die Regierungsspeicher gegen festgestellte geringe Bezahlung von den Eingeborenen abgeliefert werden; er wird dann an die Meistbietenden verkauft, mit dem Vorrechte des Alleinverkaufs innerhalb der Landstriche, in welchen diese Waare erzeugt worden ist. Im Jahre 1854 betrug die Einnahme der Regierung aus diesem Produkte fl. 60,185 = 36,110 Thlr.

Alle bis jetzt genannten Bodenerzeugnisse sind namentlich diejenigen Javas; der Anbau des China-Baumes konnte bisher noch keinen Austrag liefern, die Regierung hat aber für ihr Geschäft der Verwerthung der Bodenausbeutung auch noch Bodenerzeugnisse anderer Gebiete mit Beschlag belegt.

Dies ist besonders der Fall mit den Gewürzen der Moluden, als: Gewürznelken, Muscatnuß, Macis (sogenannte Muscatblüthe). Was hier erzielt wird, muß gegen bestimmten Preis an die Regierungsspeicher abgeliefert werden, die für die Beförderungskosten bis zum Abnahmeort keine Vergütung zahlt. Dieser Geschäftszweig ist sehr ergiebig; in den sieben Jahren von 1848 bis 1854 stellte sich der Gewinn auf durchschnittlich jährlich fl. 774,200.

Die Klippen oder Höhlen, in welchen sich eßbare Vogelnester finden, gehören, mit Ausnahme derer auf „particulären“ Ländereien, auf Java, der Regierung; ein Theil derselben ist verpachtet und die Einnahme aus dieser Pacht ist in den Rechnungsablagen der Regierung unter dem 1. Titel „Verpachtungen“ aufgeführt, ein Theil aber ist unverpachtet und wird für Rechnung der Regierung ausgebeutet. Besitz, Verführen, Verkaufen dieser Nester ist verboten, und Uebertretung dieses Verbotes wird als Besitz, Verführen und Verkauf gestohlenen Gutes bestraft; ebenso die Einfuhr aus anderen Gebieten. Das Erzeugniß wurde früher nach Surakarta gebracht, dort sortirt und getrocknet, dann nach Batavia gesendet und hier öffentlich verkauft. Eine Uebersicht über das Geschäft ergibt für die Jahre 1848 bis 1854 durchschnittlich jedes Jahr eine Pacht und Verkaufseinnahme von fl. 170,867, davon gehen ab die Kosten der Regierung jährlich durchschnittlich ca. fl. 13,880, es verbleibt demnach ein durchschnittlicher Jahresgewinn von ca. fl. 156,987 = 94,192 Thlr.

Ein weiteres Vorrecht der Regierung ist die Erzeugung und der Verkauf des Salzes. Die Fürsten von Surakarta und Djokjokarta haben in ihren Gebieten die Salzbereitung frei, sie dürfen aber das gewonnene Produkt nicht über die Grenze der Gebiete bringen. Auf den Außenbesitzungen sind je nach Umständen gewisse Freiheiten gegeben: nur Regierungssalz darf eingeführt und frei verkauft, oder es kann an Ort und Stelle Salz gemacht oder fremdes Salz eingeführt werden. Das Salz, das aus den Schlammquellen von Grobogan und Samarang gewonnen wird, geht nicht für Rechnung der Regierung und darf nur innerhalb des Gebietes seiner Gewinnung in Verbrauch genommen

oder an den Markt gebracht werden. Salzmuggel wird auf Java und Madura mit Wegnahme der Waare und einer Geldbuße von fl. 10 bis 25 oder so viel Tage Gefängniß gestraft. In diesem Gebiete darf ohne besondere Erlaubniß der Ortsobrigkeit nicht mehr als ein Picul verfahren, sowie, ohne Beweis über rechtmäßige Erwerbung in Jemandes Besitz gefunden werden. Das Salz ist Meersalz, welches die Regierung längs des Meeres durch Verdunstung in sogenannten Salzpfannen bereiten läßt und zwar auf fünf Stellen: Tanara, Padies, Griffee auf Java und Bunder und Sumanap auf Madura; für den Rojan = 30 Picul = 3750 Pfund Zollgewicht zahlt sie zwischen fl. 3 $\frac{1}{2}$ bis fl. 8 $\frac{2}{3}$. Der Gouverneur-General bestimmt die jährlich herzustellen Menge, wobei er in Anschlag zu bringen hat, daß über das für den Jahresverbrauch Nöthige noch ein Vorrath von 100,000 Rojan = 375,000,000 Pfund gespeichert werden müssen, um beim Mißlingen der Bereitung unter ungünstigen Witterungsumständen den Mangel zu wehren. Zunächst wird das Erzeugniß an die Hauptniederlagen abgeliefert, und von hier für Rechnung der Regierung nach den Verkaufsspeichern, nach Umfang des Bedürfnisses, versendet; hier darf nicht unter $\frac{1}{10}$ Picul abgegeben werden, nur in einem ist gestattet $\frac{1}{10}$ Picul = 7 bis 8 Pfund zu verkaufen. Je nach der Güte des Salzes ist der Verkaufspreis fl. 5 $\frac{1}{2}$ bis 6 $\frac{1}{2}$ per Picul. Jährlich werden einige Hauptniederlagen angewiesen, wo Salz zur Ausfuhr nach anderen Plätzen geholt werden darf: geht die Ausfuhr nach Süd-Sumatra, so kostet der Rojan fl. 90. — In den Jahren 1831 bis 1847 betrug der Gesamtgewinn fl. 49,450,484 = 29,670,290 Thlr., also durchschnittlich jährlich fl. 2,908,852 oder 1,745,310 Thlr. Im Jahre 1854 betrug die rohe Einnahme fl. 5,207,018 gegen fl. 2 bis 800,000 mehr als in den drei vorhergehenden Jahren, welches mehr aus den höher gestellten Verkaufspreisen erwachsen ist, welcher jedoch 1855 wieder auf seine frühere Höhe herabgesetzt wurde.

Der Reichtum des Bodens mancher Inseln an Zinn bildet eine ganz besondere Einkommensquelle. Die Zinnschätze der Insel Banka hat die Regierung für sich in Beschlag genommen; sie läßt dieselben durch Unternehmer ausbeuten, welchen sie im Anfange, wie während des Fortganges der Arbeit Vorschüsse macht, wogegen diese verpflichtet sind, das Erz an Ort und Stelle zu schmelzen, und das gewonnene Zinn für fl. 13 $\frac{1}{2}$ = 8 $\frac{1}{10}$ Thlr. klingender Münze den Picul an die Regierung abzuliefern. Zinngeräthe kann nur mit Erlaubniß des Residenten ausgeführt werden und muß aus Regierungs-Zinn, welches für fl. 44 = 26 $\frac{2}{3}$ Thlr. den Picul, als festgesetzten Preis abgegeben wird, gefertigt sein. Die Unternehmer sind meistens Chinesen, welche sich in Genossenschaften zusammen gethan haben. Die Arbeiter werden von der Regierung monatlich mit Lebensmitteln und anderem Bedarf nach festgestelltem Preise ausgerüstet; für Reis zahlen sie fl. 5 = 3 Thlr., für Salz fl. 4 = 2 $\frac{1}{2}$ Thlr., für Del fl. 33 = 20 Thlr., für Eisen fl. 33 = 20 Thlr., Stahl fl. 62 $\frac{1}{2}$ = 37 $\frac{1}{2}$ Thlr. per Picul. Der Ertrag während der Jahre 1848 bis 1854 stellte sich: Einkauf fl. 8,725,108; Verkauf fl. 27,246,784, demnach Gewinn während dieser 7 Jahre fl. 18,521,676, wovon der im Jahre 1848 sich herausstellende Verlust von fl. 99,448 in Abzug zu bringen ist.

Der Handel mit Japan ist Regierungssache, allein bloß einen Theil desselben betreibt sie auf eigene Rechnung, der andere wird einem Pächter zuge-

standen. Der Handel für eigene Rechnung der Regierung heißt *Kompschandel*, der verpachtete *Kombang* oder *particulärer Handel*; der erstere wird in Japan durch die holländischen Beamten auf *Desima*, einer kleinen, durch einen Kanal vom Festlande getrennten, künstlich angelegten Insel bei Nagasaki, betrieben; außer den zum allgemeinen Verkauf bestimmten Waaren schickt die Regierung, um Nachfragen vom Kaiser und den Reichsgroßen zu genügen, für fl. 10,000 Güter; gegen den *Kombang*-Pächter verpflichtet sie sich, nur Kupfer, Kampfer, Strohgeflechte und Gegengeschenke von japanesischen Reichsgroßen aus Japan auszuführen, die übrige Ausfuhr aber dem Pächter zu überlassen. Ueber den Gewinn aus diesem Handel können wir neuere Angaben nicht machen; Brauer führt den Gewinn von 1853 mit fl. 410,460, den von 1854 mit fl. 362,737 an.

Schließlich führen wir noch an den Handel und die Schifffahrt. Für den Großhandel sind allen Völkern, mit welchen das Königreich der Niederlande in Freundschaft lebt, folgende Häfen geöffnet: Batavia, Samarang, Surabaja auf Java; Muntok, Palembang, Murra, Kompeh, Bentulen, Padang, Tapanelle, Singel, Baros auf Sumatra; Banjarmassing, Pontianak, Sambas, Sukadana auf Borneo; Makassar, Menado, Rema auf Celebes; Kupang auf Timor; Riow; allein die Waarenverfuhr zwischen den einzelnen Gebieten von niederländisch Indien ist nur den dort zu Hause gehörigen oder den denselben gleichgestellten Schiffen zugestanden, mit Ausnahme derjenigen zwischen Riow und den offenen Häfen auf Borneo und Celebes. In den dem Kleinhandel geöffneten Häfen haben nur niederländisch-indische und denselben gleichgestellte Schiffe Zutritt; die Häfen von Amboin, Banda und Ternate auf den Moluden sind, mit Ausnahme für niederländische Schiffe, die direct aus den Niederlanden, oder von einem Hafen niederländisch Indiens oder aus China kommen und für chinesische Diskonten, dem Großhandel verschlossen, selbst für niederländisch-indische und denselben gleichgestellte Schiffe, die aus fremden Häfen kommen. Alle niederländisch-indischen Schiffe, die den Zwischen- oder Kleinhandel betreiben wollen, müssen, sobald ihre Tragfähigkeit über 75 Rojan oder Lasten (1 Rojan = 30 Picul = 3750 Pfund Zollgewicht) hinausreicht, entweder einen Inländer oder einen Araber oder einen Chinesen zum Befehlshaber, oder eine bestimmte Anzahl Steuermanns-Lehrlinge aus der Navigations-Schule zu Amsterdam an Bord haben, oder für jeden an der Zahl mangelnden jährlich fl. 300 = 180 Thlr. zahlen.

Alle Fahrzeuge, die nicht in niederländisch Indien zu Hause gehören, zahlen für ihren Aufenthalt auf den Rheden von Java und Madura ein Ankergeld oder Havengerechtigkeit: niederländische $\frac{1}{2}$ fl. für jede Schiffslast, fremde 1 fl., dafür kann das Schiff 6 Monate lang liegen. Schiffe, welche aus Noth einlaufen, sind von dieser Abgabe frei.

Zollfreie Ein- und Ausfuhr findet auf Riow, Makassar, Menado, zu Rema und in dem Lampong-Gebiete im südöstlichen Sumatra statt, sowie, mit Ausnahme einiger Gegenstände, zu Pontianak, Sambas und Sukadana. — Die Einfuhr unter niederländischer Flagge gibt nur halb so viel Zoll als diejenige unter fremder Flagge, so zahlen je nach der Flagge Einfuhrzoll: Luche und Wolstoffe nach dem Werthe $12\frac{1}{2}$ und 25 %, ebenso europäische Leinwand, chinesische und indische nur 12 und 24 %; Hausgeräthe, Nahrungsmittel, Eisen-, Kupfer- und Stahl-

zeug und verschiedene Waare 12 und 24%. Bei dem Ausfuhrzoll kommt es nicht bloß auf die Flagge, sondern auch auf das Bestimmungsland an. Was unter niederländischer Flagge ausgeht, zählt nur die Hälfte dessen, was die Ausfuhr unter fremder Flagge zu entrichten hat. Für das unter niederländischer Flagge frei ausgehende Faß Arrak 6%; nach der Bestimmung, Muscatblüthe oder Macis der Picul fl. 10 und 20; Indigo $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{10}$ fl.; jedoch genießt hier die Ausfuhr unter niederländischer Flagge nach fremden Häfen keinen Vorzug; für japanesischen Kamphor $3\frac{1}{2}$ und 7 fl. die Ballen oder Lobbe; Kaffee 6 und 12%, ebenfalls ohne Vorzug wie bei Indigo; Gewürznelken, Muskatnüsse fl. $9\frac{1}{2}$ und 19 der Picul, auch ohne Vorzug; Kokosnuß- und Katjang-Öl fl. $1\frac{1}{2}$ und 3 per Picul; Pferde fl. 20 das Stück durchgehends; Pfeffer fl. 1 und 2 per Picul ohne Vorzug; Reis $\frac{1}{10}$ fl. per Picul durchgehends. Rohrer Zucker unter niederländischer Flagge nach niederländischen Häfen frei, sonst 6% vom Werth; Zinn fl. 2 und 4 ohne Vorzug; Vogelneßter 2% auf niederländischen, 6% auf fremden Schiffen.

Von Ein- und Ausfuhr wird neben diesem Zoll noch 5% vom Zollbetrage als „Additionell-Regt“ zur Bestreitung der Kosten für Instandhaltung der Fahrwasser, der Hafenwerke u. erhoben. Gegen einen Zins von $\frac{1}{4}$ % monatlich kann der Eingangszoll drei Monate lang schuldlos stehen bleiben. Zu Batavia wird von einer Anzahl Waaren noch Waaggeld erhoben. An den Plätzen, wo es der Handel erforderlich macht und sonst kein Hinderniß im Wege steht, sind Einrichtungen getroffen, daß Waaren in Regierungsspeichern unter Vorschuß gelagert werden können, ohne sofort Eingangszoll entrichten zu müssen oder auch Ausfuhrzoll, wenn sie vom Speicher aus nicht in die Zolllinie hinein verkauft werden. In diesen Zollspeichern werden zweierlei Abgaben erhoben: 1) das Entrepôt-Regt, 1% vom Werthe bei der Einlagerung; 2) eine Lagermiete, über deren Höhe bestimmte Verordnungen für die verschiedenen Umstände und Fälle bestehen. Innerhalb dieser Speicher kann die Waare den Eigenthümer wechseln; ohne weitere Speicherkosten kann die Waare von einem Speicher in den andern geschafft werden; Lagerung über ein Jahr hinaus bedarf besonderer Erlaubniß; wird Einholung dieser Erlaubniß versäumt, und erfolgt sie auch auf Anmahnung innerhalb bestimmter Frist nicht, so wird die Waare öffentlich verkauft und nach Abzug der Kosten, das Uebrige des Ertrages, dem Eigenthümer zur Verfügung gestellt. — Auf den Rheden können, ohne Abgabe, Waaren von einem Schiffe auf das andere übergeladen werden. Kein Schiff darf ohne amtliche Ausklarirung den Hafen verlassen; eine Uebertretung dieser Verordnung wird mit fl. 10 für jede Schiffs-last gebüßt, sobald sich der Schiffsführer wieder in einem Hafen betreten läßt; zur Verhütung des gesetzwidrigen Aussegelns müssen die Schiffsführer bei ihrer Ankunft alle ihre Schifffapapiere an den Hafenmeister ausliefern, der sie bis zur Ausklarirung behält; Ausklarirung erfolgt erst, nachdem sich die Hafenmeister versichert haben, daß allen Verordnungen in Betreff der Personen, Güter und Fahrzeuge Folge geleistet worden ist.

Im Anschluß an das hier Mitgetheilte werden wir in unserm nächsten Artikel, die Bodenprodukte, den Bodenbau und Gewerbeleiß der Insel Java und Madura, besprechen; wir glauben dies im Interesse der Leser des „Vorwärts“ um so mehr thun zu sollen, als eine Kenntniß der Verhältnisse des Handels

jener östlichen Gegenden für den Kaufmann von stets größerer Wichtigkeit wird, und mancher unserer jüngeren Leser später vielleicht selbst Gelegenheit hat, diese Verhältnisse praktisch, d. h. mit eigenen Augen sehen und näher studiren zu können.

Europäisches Leben auf Singapore.

Von

Dr. Lindau.

Die Zahl der Eingeborenen auf Singapore verhält sich zu der der Europäer etwa wie 300 zu 1. Es sind dort ungefähr 1300 Malayen, 60,000 Chinesen, und 10,000 Indier verschiedener Rassen, welche alle mehr oder weniger Veranlassung haben, sich über die eingedrungene, europäische Herrschaft zu beschweren und doch kann man nicht sagen, daß die 500 Europäer, welche auf der Insel wohnen und zu deren Schutz etwa 400 Sepoys dort sein mögen, jemals von den übrigen Bewohnern der Insel belästigt oder eigentlich bedroht gewesen wären. Man würde unrecht haben, wenn man diese Sicherheit der europäischen Gesellschaft allein dem Umstande der gemischten übrigen Bewohnerschaft und der zwischen den verschiedenen Elementen, aus denen diese besteht, stets herrschenden Eifersucht gegen einander zuschreiben wollte, obgleich sich nicht bestreiten läßt, daß diese sehr viel dazu beiträgt. Der Chinese würde eben so wenig bei einem Unternehmen gegen die Europäer Beistand bei den Malayen und Indiern finden, wie diese bei ihm, oder untereinander; aber man darf nicht vergessen, daß jeder einzelne dieser drei Volkstheile mehr als stark genug zu jedem Unternehmen gegen die winzige Zahl der unter ihnen lebenden Europäer ist. — Der Hauptschutz der Europäer besteht in ihrem freundschaftlichen Verhältnisse, in welchem sie zu jeder Section der übrigen Bewohner stehen. Mögen diese sich unter einander noch so sehr hassen und anfeinden; darin stimmen sie alle überein, daß sie mit Achtung und man kann geradezu sagen, mit Anhänglichkeit auf den Europäer blicken. Der in Singapore wohnende Europäer ist zwar exclusiv und vermeidet jede gesellige Beziehung zu dem Nicht-Europäer; allein er ist fern von jeder Annäherung, jeder beleidigenden Arroganz, wie man dies von den Bewohnern mancher andern Inseln, z. B. Java's, nicht sagen kann.

Zuweilen sind allerdings auch Störungen vorgekommen, aber sie waren immer nur vorübergehend. Wie in allen von Malayen und Bugis bewohnten Ländern, so kommt auch in Singapore das so sehr gefährliche Amoklaufen zuweilen vor. Ohne daß man eine Veranlassung hiezu bemerken konnte, scheinbar

einem unwiderstehlichen innern Antriebe gehorchend bewaffnet sich ein Malaye oder Bugis mit zwei großen Dolchen (krisen), und in jeder Hand einen derselben stürzt er aus seinem Hause fort nach den Straßen, welche am meisten belebt sind und sticht und verwundet ohne Auswahl einen Jeden, den er auf seinem Wege findet. Es sind Fälle vorgekommen, daß von einem einzigen dieser Amokläufer mehr als 15 Personen getödtet und eine viel größere Anzahl noch mehr oder weniger gefährlich verwundet worden sind, ehe es gelang einen solchen Rasenden unschädlich zu machen. Sobald ein solcher Amokläufer sich blicken läßt, so ertönt von allen Seiten her ein lauter Warnungsruf, der von Straße zu Straße getragen wird. Alle Frauen, Kinder und unbewaffneten Männer flüchten sich in die Häuser; kein Versuch wird gemacht, den wüthenden Menschen lebend zu ergreifen; aber er ist das Ziel einer jeden Kugel, eines jeden Hiebes, eines jeden Stiches von Jedem, welcher glaubt, ihn ohne eigene Gefahr angreifen zu können. Er wird nicht mehr als ein Mensch betrachtet; er wird geheßt, wie ein wildes Thier und unbegreiflich ist es, wie er oft so lange den wider ihn gerichteten Angriffen entgehen kann. Es sind Fälle vorgekommen, wo diese Rasenden stunden-, ja tagelang gejagt und verfolgt worden sind, ehe sie getödtet worden. Aber dies ist doch in den meisten Fällen ihr endliches Loos. Sie geben sich nicht gefangen, es sei denn, daß sie so schwer verwundet sind, daß sie liegen bleiben. Werden sie lebend ergriffen, so werden sie gehängt; fast immer aber trifft sie doch eine Kugel und tödtet sie auf dem Fleck.

Ein Amokläufer, der unter mehreren Andern, auch den Obrist Furquhar verwundet hatte, war noch lebend ergriffen worden und zum Strang verurtheilt. Er erlitt seine Strafe sehr ruhig und noch auf dem Richtplatze nach der Ursache seiner Handlungsweise gefragt, erwiderte er, er habe gefühlt, seine Zeit sei gekommen und sei unwiderstehlich getrieben worden, den Tod in der Weise zu suchen, wie er es gethan. — Zur Zeit, als Sir William Norris Oberrichter in Singapore war, kamen die Fälle des Amoklaufens so häufig vor, und selbst die Strafe des Hängens, welche rücksichtslos vollstreckt wurde, zeigte sich so wirkungslos, daß Sir William auf ein anderes Mittel verfiel, welches, obgleich er dadurch eigentlich seine Machtbefugnisse überschritt und vielfach deshalb getadelt worden ist, doch den beabsichtigten Erfolg hatte.

Alle Indier, Malayen und Muselmänner haben, so gleichgiltig sie auch meistens gegen den Tod selbst sind, einen wahren Abscheu vor der Verstümmelung der Leiche eines Verstorbenen. Der Gedanke, daß ihnen einmal so etwas geschehen könnte, ist ihnen furchtbar. Hierauf rechnete Sir William und machte bekannt, daß der Körper eines Hingerichteten nach der Execution in Stücke geschnitten, an öffentlichen Plätzen ausgestellt und dann an verschiedenen Stellen in's Meer geworfen werden solle. Das Mittel half, denn das Amoklaufen wurde viel seltener.

Was diese Unglücklichen zu ihrem so wahnsinnigen Handeln veranlaßt, darüber hat man, aller angewandten Mühe ungeachtet, noch nichts ermitteln können.

Man hat es dem Genuß des Opiums zuschreiben wollen; allein die Malayen nehmen nur sehr selten Opium und von fast allen Amokläufern in Singapore ist festgestellt worden, daß sie nie Opium gekostet hatten.

Eine vollständige Geisteszerrüttung kann man auch nicht annehmen, denn

sie haben die Folgen ihrer Handlungen sehr wohl überlegt und wissen ganz genau, welches Schicksal ihnen bevorsteht. Es scheint beinahe, als ob diese Menschen aus irgend einem Grunde ihres Lebens müde geworden sind und den Entschluß gefaßt haben, zu sterben; da aber ihre Religion und ihr Aberglaube ihnen verbietet, sich selbst das Leben zu nehmen, so wollen sie durch die Hand Anderer sterben. — Daß sie aber dennoch alles Mögliche anwenden, um ihren Verfolgern zu entgehen, würde sich nicht anders als durch ein instinktmäßiges Wiedererwachen des Selbsterhaltungstriebes erklären lassen.

Vor etwa 20 Jahren schien die Sicherheit der europäischen Bevölkerung von Singapore eine Zeit lang etwas bedroht zu sein. Es bildeten sich nämlich sehr starke Räuberbanden, — die eine war 250 Mann stark — welche in unmittelbarer Nähe der Stadt mit größter Kühnheit ihre Räubereien ausübten. Sehr selten wurden die Bewohner des geplünderten Hauses gemißhandelt; nur bei hartnäckiger Vertheidigung kam dies vor. Anfangs blieben die Wohnungen der Europäer verschont; zuletzt wurden aber auch diese geplündert. Die Sache wurde aber sehr bald durch die Energie der Behörden und durch die Mitwirkung der chinesischen geheimen Gesellschaften (hocys) — von denen wir weiter unten noch einige Worte sagen werden — unterdrückt.

Das Leben der Europäer in Singapore ist, wenn es auch in geselliger Beziehung Manches zu wünschen übrig läßt, doch im Ganzen kein unangenehmes zu nennen. Es würde sogar ein angenehmes sein, wenn die verschiedenen Klassen, aus denen die europäische Gesellschaft dort besteht, nicht so strenge von einander getrennt wären. Der Grund dieser Trennung ist aber weniger in den verschiedenen Vermögens-, als in andern Verhältnissen zu suchen.

Zuerst findet man ihn wohl darin, daß viele Europäer, welche nach Singapore gekommen, dort sehr bald eine andere Stellung eingenommen haben, als sie in Europa jemals erwarten konnten. Sie kamen als tüchtige Arbeiter in ihrem Fache — ich rede hier von solchen Arbeiten, welche nur eine körperliche Geschicklichkeit verlangen, z. B. Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Schmiede 2c. — nach Singapore, wo alle dergleichen Arbeiten, wie sie sie kannten, von den Eingeborenen, meistens von Chinesen, betrieben werden. Diese standen den Europäern in jeder Beziehung weit nach, und so war es dann ganz natürlich, daß die Letztere sehr bald Aufseher, Oberaufseher, Werkführer 2c. wurden, mit einem Worte Stellungen einnahmen, welche in ihrem Vaterlande nicht allein technische Befähigung, sondern eine wissenschaftliche Bildung verlangten, die ihnen ganz fehlte. Aus diesem Grunde aber fühlen sie auch, daß sie in diejenigen Kreise nicht hineinpassen, zu welchen sie in einer gleichen Stellung in ihrem Vaterlande berechtigt gewesen wären, und so mußte in Singapore eine scharfe Scheidung zwischen ihnen und der sogenannten feinen Gesellschaft stattfinden.

Aber auch diese sogenannte feinere Gesellschaft ist durch die Verhältnisse und manche Eigenthümlichkeiten in dem dortigen Leben wieder strenge getrennt. Es ist nämlich in Singapore unter den Europäern eine Regel, die strenge inne gehalten wird, daß man in geselliger Beziehung sofort wieder erstattet, was man empfangen hat. Niemand würde einen Andern zum zweiten Male einladen, ehe er nicht wieder von diesem eingeladen worden und ein neuer Ankömmling

kann ganz sicher sein, daß er die Gegenbesuche in derselben Reihenfolge wieder erhält, wie er die Besuche gemacht hat. — Die feinere Gesellschaft in Singapore besteht aus den Civilbeamten, den Kaufleuten, Bankiers, Ärzten, Advokaten und Militärpersonen; allein einem engen Anschließen dieser untereinander steht wieder ein großes Hinderniß entgegen.

Das Leben in Singapore ist sehr theuer und wird dies noch mehr durch die große Gastfreundschaft, die man jedem Fremden und jedem Neuangekommenen erweist. Nun sind dort sehr reiche Kaufleute und sehr reiche Bankiers, mit denen in Bezug auf den Glanz der Feste die Beamten, sogar die am besten besoldeten nicht rivalisiren können. — Demunerachtet wollen sie doch nicht nachstehen und ziehen sich deshalb von diesem Kreise zurück und bilden wieder einen kleineren unter sich. — Früher waren große Mittagessen sehr beliebt und da die Zahl der Familien, welche sich untereinander fettrten, nicht sehr groß und doch täglich fast irgendwo ein Diner war, so war dies allerdings sehr kostspielig. Jetzt hat man diese großen Diners aufgegeben, weil man sich überzeugt hat, daß sie zu dem Klima nicht passen; an ihre Stelle sind die, nicht weniger kostspieligen, aber der Gesundheit nicht so nachtheiligen Abendparteen getreten. Es wohnt nämlich keiner der europäischen Kaufleute in der Stadt selbst. Jeder hat sein Landhaus, 1—3 (englische) Meilen von der Stadt entfernt. Zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags werden die Comptoirs in der Stadt geschlossen und der Kaufmann fährt nach seiner Villa, wo er entweder Besuche empfängt oder zu einem Bekannten fährt. Dies geschieht jeden Abend. Auch werden öfter sogenannte *picnicks* verabredet, d. h. gemeinschaftliche Parteen nach irgend einem schönen Punkte der Insel, wobei eine jede Familie Lebensmittel und Getränke mitbringt, die gemeinschaftlich verzehrt werden. — Uebrigens ist das Leben sehr regelmäßig und hiezu zwingt schon das Klima.

Auf der ganzen Insel herrscht des Morgens bis gegen 7 Uhr eine sehr angenehme Kühle, während nachher, trotz der Seebrisen, die Hitze doch sehr unbequem wird. Diese Morgenkühle wird von Männern und Frauen regelmäßig zu einem Spaziergange, einem Spazierritt oder einer Spaziersfahrt benutzt, um, wie die Eingeborenen es nennen: „*makan angin*“, wörtlich: „Luft zu essen“. Man kann darauf rechnen, daß um 6 Uhr Morgens alle Europäer ihre Wohnungen verlassen haben, und man ist auch immer sicher, Gesellschaft zu treffen, da die Landhäuser alle ziemlich nahe beisammen liegen. — Diesen Morgenausgängen haben die Europäer unbedingt die gute Gesundheit zuzuschreiben, deren sie sich meistens alle erfreuen, und wirklich, wer nicht selbst einen solchen Morgenspaziergang gemacht hat, kann sich keinen Begriff davon machen, wie unendlich erquickend und wohlthuend er ist. — Bei der Rückkehr wird die Kleidung mit einer leichteren gewechselt und dann das Frühstück eingenommen, was aus Thee oder Kaffee und Biskuits mit Butter besteht. Nach dem Frühstück bleibt die Familie noch 1—1½ Stunden unter der Verandah — die jedes Landhaus hat — versammelt und dann begibt sich jeder in das neben seiner Schlafstube gelegene Badezimmer. Nach dem Bade kommt das zweite Frühstück, bestehend aus Fisch, Curry und Reis, Eiern u. s. w., welches aber höchstens eine halbe Stunde währt. Inzwischen sind die Wagen vorgefahren und die Herren begeben sich nach der Stadt zu ihren Geschäften. In der Stadt angekommen, gehen Alle

zuerst nach dem Square, um dort während einer kleinen Viertelstunde die erhaltenen Neuigkeiten, namentlich die aus Europa gekommenen, auszutauschen. Geschäfte werden dort nicht gemacht. Von 10 Uhr an wird angestrengt auf den Comptoirs bis 1 Uhr gearbeitet, wo eine kleine Pause von einer halben Stunde gemacht und wieder ein kleines, sehr einfaches Mahl (tiffin) eingenommen wird. — Um 2 Uhr ist die Börsenzeit und wenn diese vorüber ist, wird noch 1 bis 2 Stunden gearbeitet; aber, wie gesagt, um 5 Uhr sind die Comptoirs sämmtlich geschlossen. — Zwei Mal in der Woche — Dienstag und Freitag — holen die Damen die Herren aus der Stadt ab, und bleiben dort noch 1 bis 2 Stunden auf der „Esplanade“, wo an diesen Abenden die Militärmusik der Garnison oder von irgend einem Kriegsschiff, wenn gerade eines im Hafen liegt — spielt. — Dies sind, außer zwei oder drei öffentlichen Bällen, die einzigen öffentlichen Vergnügungen im ganzen Jahr, an denen Damen Theil nehmen. — Noch eines Umstandes muß ich erwähnen, der auf das gesellige Leben in Singapore sehr störend einwirkt, nämlich die übertriebene Abneigung eines jeden Vollblut-Europäers mit irgend Jemandem Umgang zu haben, der, wenn auch von wer weiß wie lange her, unter seinen Vorfahren einen Indianer zählt, und es ist mehr wie einmal auf Bällen vorgekommen, daß eine Dame auf einem Balle sich gewetigert hat vis-à-vis einer andern zu tanzen, die vielleicht etwas dunklerer Hautfarbe war, wie sie.

Manche dieser Uebelstände, welche so störend auf das Zusammenleben der wenigen Europäer einwirken, werden wahrscheinlich mit der Zeit beseitigt werden; das größte Hinderniß wird aber immer der größere Reichtum der Kaufleute bleiben, mit denen die Beamten nicht rivalisiren können.

Wir haben oben erwähnt, daß bei der Unterdrückung der vor einigen Jahren in Singapore vorgekommenen häufigen Räubereien die geheimen chinesischen Gesellschaften (hocys) sehr mitgewirkt hätten. Dies geschah namentlich bei dem letzten großen Raubanfall, bei welchem die Bande aus 250 Mann bestand. Eine einzige geheime Gesellschaft überlieferte allein dem Gericht 20 Personen, welche zu dieser Bande gehört hatten. — Diese Gesellschaften sind überhaupt so eigenthümlicher Art, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, etwas Näheres über dieselben mitzutheilen. — Es liegt in dem Charakter des Chinesen, eine sehr große Anhänglichkeit an seine Heimath, d. h. an seine Heimath in der engsten Bedeutung des Wortes. Eine Liebe für China hat er durchaus nicht; auch für die Provinz, aus welcher er stammt, ist diese nur sehr gering, viel größer für den Ort und am größten für das Haus, in welchem er geboren ist. Ein Chinese wird einen andern, namentlich wenn sie sich in der Fremde zusammenfinden, der mit ihm aus demselben Orte, Distrikte, ja auch aus derselben Provinz ist, nie in Noth lassen, wenn er ihm helfen kann, ebenso wenig, wie er unterlassen wird, von seinen Ersparnissen im Auslande den in seiner

Helmath Zurückgebliebenen ihren Antheil zukommen zu lassen. — Allein dies Gute hat auch wieder sein Uebles im Gefolge.

China, das größte Reich Asiens, und, nach Rußland, das größte auf der Erde, besteht aus vielen Provinzen mit so vielen verschiedenen Nationalitäten, wie die verschiedenen Staaten Europas sie haben und welche auch ganz verschiedene Sprachen sprechen. Seit undenklichen Zeiten besteht zwischen den Bewohnern einzelner Provinzen ein unveröhnlicher Haß, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und oft zu den heftigsten Kämpfen Veranlassung gegeben hat. In China selbst verkehren die Eingeborenen aus diesen einander feindlichen Provinzen nicht miteinander; allein bei den so häufigen Auswanderungen der Chinesen nach dem Auslande ist es unvermeidlich, daß sie dort zusammen-treffen. Die Emigration hat aber ihre gegenseitige Erbitterung nicht gemildert und je mehr diese feindlichen Männer sich von einander fern halten, je mehr fühlen die engeren Landsleute das Bedürfnis, sich unter einander anzuschließen. Wie wir bereits bemerkt haben, besteht der größte Theil der Einwohnerschaft auf Singapore aus eingewanderten Chinesen, welche fast ganz allein alle Handwerke und kleinere Gewerbe betreiben, obgleich unter ihnen auch viele sehr reiche Kaufleute sich befinden, und die in derselben Provinz Geborenen haben sich größtentheils zu einer hocy — geheimen Gesellschaft — vereinigt, der auch mit wenigen Ausnahmen jeder neue Einwanderer beitrith. Der öffentlich bekannte Zweck dieser hocy's ist gegenseitige Unterstützung; allein es werden von denselben noch viele andere geheime Zwecke verfolgt, welche namentlich der Justizverwaltung sehr oft hinderlich in den Weg treten, da den Aussagen eines Chinesen für ein Mitglied seiner, — oder gegen ein Mitglied einer feindlichen Gesellschaft nicht eben viel Glauben beigelegt werden kann. — Die Höflichkeiten bei der Aufnahme und die von dem Aufzunehmenden zu leistenden Eide gewähren der Gesellschaft vollständige Sicherheit für die Geheimhaltung ihres Zweckes und auch dafür, daß das neue Mitglied den Befehlen der Oberen pünktlichen Gehorsam leistet. —

Der neu Aufzunehmende wird mit verbundenen Augen in eine Halle geführt, wo die Oberen versammelt sind. Die Thüren werden von mit Schwertern bewaffneten Männern, welche in rauhe, seidene Gewänder gekleidet sind, bewacht. Wenn das neue Mitglied in der Halle ist, so werden ihm einige Präliminarfragen vorgelegt und dann wird ihm die Binde von den Augen genommen. Hierauf verbringt er eine halbe Stunde in stillem Gebet, dann nähert sich ihm ein Priester, welcher ein großes, aufgeschlagenes Buch in der Hand hat und fragt ihn: „Bist du hergekommen ohne Furcht, Ueberredung oder Hoffnung auf Gewinn, um ein Bruder zu werden, und willst du vor Gott beschwören, nichts von dem zu entdecken, was du heute Nacht hören oder sehen wirst, willst du allen Befehlen, welche dir von der Gesellschaft zukommen, ohne Widerrede gehorchen und willst du die Gesetze der Gesellschaft getreulich befolgen?“ — Bejaht der Aufzunehmende diese Fragen, so werden ihm die Gesetze der Gesellschaft vorgelesen, von denen er jedes einzelne beschwören muß. Die Hauptgesetze sind:

„Du darfst Niemandem als einem Bruder Mittheilung von dem machen, was in der Gesellschaft vorgeht.“

„Du darfst einen Bruder weder betrügen noch bestehlen, noch sein Weib, seine Tochter oder seine Schwester verführen.“

„Wenn du Unrecht begehst oder diese Gesetze brichst, so sollst du von der Gesellschaft bestraft werden und darfst dich nicht an die Behörden des Landes wenden.“

„Wenn du einen Mord oder Raub begehst, so sollst du für immer aus der Gesellschaft gestoßen werden und kein Bruder wird dich bei sich aufnehmen.“

„Wenn ein Bruder einen Mord oder einen Raub begeht, so darfst du nicht gegen ihn zeugen; du sollst ihm aber nicht zur Flucht beihilflich sein, noch die Beamten des Gerichts daran hindern, ihn zu verhaften.“

„Wenn ein Bruder verhaftet und verurtheilt ist, und er ist unschuldig, so sollst du Alles thun, um ihm zur Flucht zu verhelfen.“

Man ersieht schon aus diesen wenigen Artikeln, daß die hocys sich nicht allein eine Strafgerichtsbarkeit anmaßen, sondern daß sie sich auch für berechtigt halten die Richtersprüche der Behörden zu controlliren und factisch, wenn es in ihrer Macht steht, unwirksam zu machen. Hierin liegt gerade der große Nachtheil dieser Gesellschaften und der Eid eines Chinesen, wenn ein anderer aus demselben hocy theilhaftig ist, verdient gar keine Glaubwürdigkeit. Ein schlagendes Beispiel der Art kam vor einigen Jahren in Singapore vor. Es war ein Mord begangen worden und auf die Aussage eines Augenzeugen waren drei Männer dieserhalb zur Untersuchung gezogen. Bei der öffentlichen Verhandlung gab der Hauptzeuge seine Aussage gerade eben so ab, wie er sie vor der Polizeibehörde abgegeben hatte. Zufälligerweise aber war der Polizeibeamte, der diese erste Aussage aufgenommen hatte, gegenwärtig, und er bemerkte, daß der so eben vernommene Zeuge nicht derselbe Mann sei, der vor ihm Zeugniß abgelegt hatte. Auf Vorhalten gestand denn dieser auch zu, daß der Mann, welcher den Mord mit angesehen habe und von der Polizeibehörde vernommen worden, sich heimlich entfernt und daß er — der Zeuge — den Auftrag erhalten habe, dasjenige auszusagen, was er eben ausgesagt habe. Es stellte sich unzweifelhaft heraus, daß eine Gesellschaft, um dem Angeklagten durchzuhelfen, den Zeugen entfernt, während eine andere, um die Bestrafung desselben zu bewirken, den falschen Zeugen aufgestellt hatte. —

Man darf auch nicht glauben, daß das Strafrecht, welches diese geheimen Gesellschaften sich anmaßen, sich nur auf kleine Strafen erstreckt habe; im Gegentheil, man kann fast mit Gewißheit annehmen, daß sie sogar Todesstrafen erkannten und vollstreckten. Man hat nämlich sehr oft Leichname von Personen gefunden, die eines gewaltsamen Todes gestorben und die alle auf gleiche, ganz eigenthümliche Weise verstümmelt waren. Gewöhnlich war die rechte oder linke Hand des Leichnams so weit abgeschnitten, daß sie nur noch mit der Haut mit dem Körper zusammenhing und dann war die Hand selbst wieder in eine gewisse Anzahl von Stücken, die aber auch noch durch die Haut mit einander verbunden waren, zerschnitten. In allen diesen Fällen hat man nie von irgend einem Chinesen eine Auskunft erhalten können, ja sogar die einander bis auf den Tod sich verfolgenden hocys sagten hierüber nichts aus, wahrscheinlich um nicht selbst Veranlassung zu einer eingreifenden Untersuchung über diesen Punkt zu geben.

Miscellen aus der Kaufmannswelt.

Der Brasilianer Abkömmling vom Weißen.

Fast durch ganz Brasilien ist derjenige Einwohner, welcher von einem Weißen abstammt, entweder Landwirth, Kaufmann oder Beamter. Als Landwirth ist er thätig, unverdrossen und intelligent, hängt aber noch sehr an den althergebrachten Systemen. Er ahmt übrigens gern nach, wo er sieht, daß fremde Methoden günstige Resultate liefern, die Initiative wird er aber nicht gerne ergreifen. Es ist gewiß unrecht, wenn man den brasilianischen Landwirth im Allgemeinen der Faulheit beschuldigt und behauptet, er bleibe lieber arm, als daß er trachte, in eine behäbige Lage zu kommen, wenn er dieselbe durch Arbeit erringen müßte. Der kleine Landwirth, der nur einige wenige Sklaven halten kann, geht mit seinen Söhnen und seinen Negern früh Morgens auf's Feld und arbeitet mit ihnen ohne Unterschied des Dienstverhältnisses und der Farbe, wie es auch der deutsche Bauer mit seinen Kindern und Dienstboten thut. Kann er eine größere Anzahl Sklaven halten und vertheilt er sie auf verschiedene Theile seines Grundbesitzes zur Arbeit, so sieht er als Herr den Arbeitern nach, besucht sie gewöhnlich zu Pferde und wo er findet, daß es noth thut, legt er selbst mit Hand an.

Es ist eine mehr als naive Ansicht, die wir in manchen Werken über Brasilien lesen, daß man in diesem Lande als kleiner Grundbesitzer nur vier Wochen zu arbeiten brauche, um sich das ganze Jahr hindurch satt essen zu können. Es ist vielmehr constatirt, daß der kleine brasilianische Grundbesitzer, um seine Ernten zu erzielen, ebenso lange arbeiten und seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf seine Felder richten muß, wie der Deutsche, daß er sich mit seinem Dienstpersonale ebenso sehr zu plagen genöthigt sieht, wie dieser, ja, daß seine Ackerarbeit in jeder Beziehung eine viel schwerere, mühevollere ist, als die unsere, weil er durch Händearbeit eine Menge von landwirthschaftlichen Verrichtungen ausführen muß, die wir durch Zugkraft oder andere mechanische Hilfsmittel ungleich leichter und besser zu Stande bringen. Seine Ernten sind aber reicher, weil sein Boden durchschnittlich viel fruchtbarer ist. Wohl zu berücksichtigen ist außerdem, daß partielle Mißernten in Brasilien ebenso häufig, ausgedehnte aber noch weit häufiger als in Europa sind. Bald verlängert sich die Regenzeit, so daß der Landwirth seine Rodungen entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen brennen kann, bald tritt sie sehr verspätet ein und die Saaten gehen an Mangel an Feuchtigkeit zu Grunde, bald aber verfrüht sie sich und die ein geheimste Ernte leidet großen Schaden. Wollenbrüche, Insektenfraß, Degeneration und andere Eventualitäten stellen unzählige Male das Ernteresultat in Frage und der brasilianische Landwirth kann, wie der deutsche, erst dann seine Ernte loben, wenn er sie sicher unter Dach und Fach hat. Er trachtet daher auch immer, einen Ueber-

schuß auf das nächste Jahr zu haben, denn die Preise der Nahrungsmittel steigen bei Missernten mit rapider Schnelligkeit zu fabelhaften Höhen. Wohlweislich hüten sich die Lobrebner Brasiliens, von Missernten zu sprechen, und der europäische Auswanderer ist im höchsten Grade erstaunt, wenn er zur Ueberzeugung gelangt, daß der so sehr gepriesene brasilianische Boden ihm auch die Ernte versagt. Thatsache aber ist es, daß bei gleichem Aufwande von Arbeitskräften und unter gleich günstigen Witterungsverhältnissen der brasilianische Grundbesitzer von einem gleich großen Flächenmaße eine weit größere Ernte erzielt, als der deutsche. Dies kommt von dem Raubbau der Brasilianer, was den großen Nachtheil hat, daß die günstigen Verhältnisse nach einer Reihe von Jahren aufhören müssen. Die traurigen Folgen, die in Nordamerika einem solchen Ackerbausystem gefolgt sind, werden auch in Brasilien nicht ausbleiben.

Kaufmann ist der Brasilianer aus Neigung. Abkömmling der mit so viel Glück und Geschick handeltreibenden Portugiesen, ist ihm der Schachertrieb angeboren. Da so viele Neuchristen (mit Gewalt getaufte Juden) in den ersten Jahrhunderten sich in Brasilien niederließen und sich allmählich mit den übrigen Familien vermischten, so darf eine echte Rührigkeit des brasilianischen Krämers nicht auffallen. Er handelt mit Allem und weiß überall seinen Vortheil zu finden. Er hat ein seltenes Talent, mit der größten Rebseligkeit auch die geringsten Eigenschaften seiner zu verkaufenden Gegenstände anzupreisen, und steht sich bei seinem Handel ziemlich gut; nur ist in den Binnensstädten die Concurrrenz meistens so groß, daß immer ein Theil der Kaufleute nach kurzer Existenz wieder zu Grunde geht. Der Kleinhandel erfordert wenig geistige und ebenso wenig körperliche Anstrengungen, und das ist ein Hauptgrund, warum er eine Lieblingsbeschäftigung der Brasilianer ist. Die Kramläden bilden immer den Vereinigungspunkt des lannegießernden Publikums, besonders in den Ortschaften des Inneren, die noch nicht das Glück haben, ein Kaffeehaus zu besitzen. Kaum steigt ein Reisender in einer Hospodaria ab, so versammeln sich in der dazu gehörigen Loge binnen Kurzem alle Notabilitäten des Orts, um zu erfahren, wer der Ankömmling sei, woher er komme, wohin er zieht, und können sie es indirekt nicht herausbringen, so lassen sie es auch an indiscreten, direkten, inquisitorischen Fragen nicht fehlen.

Als Beamter endlich kann der Brasilianer seine Eitelkeit und seine Neigung zum süßen Nichtsthun befriedigen. Es ist daher sein großer Ehrgeiz, eine solche Stelle zu finden, die ihn halbwegs nährt und einen gewissen Nimbus um ihn verbreitet, oder die ihm irgend eine, wenn auch noch so beschränkte Macht verleiht, die er dann zu Gunsten von Compadres und Amigos reichlich benützt, nur darf man nicht verlangen, daß er sich sehr anstrengt, denn das entspricht nicht seiner Absicht beim Haschen nach einem Amte; auch dürfen sein Gewissen und sein Pflichtgefühl nicht etwa in Collision mit klingenden Gründen kommen.

Diese Bemerkungen gelten für Brasilianer als kleiner Grundbesitzer, Krämer und Beamter untergeordneter Klassen. Sie zeigen aber auch, wie unmöglich es ist, mit wenigen Worten den Charakter einer Nation zu beurtheilen und wie unrecht man thut, wenn man dabei alle Klassen der Bevölkerung zusammenwirft. v. Eschubi, dessen vortrefflichem Werke über Südamerika wir vorstehende Mittheilungen großentheils verdanken, nennt den brasilianischen Landwirth auch thätig und unverdrossen, den Krämer unter Verhältnissen rührig, wenn es ihm gerade keine sehr großen Kör-

perlichen Anstrengungen kostet, den Beamten jedoch durchschnittlich faul. Es wäre aber unrecht, und das gibt Herr v. Tschudi auch zu, dem Brasilianer im Allgemeinen das Prädikat „sehr thätig“, als auch ein entgegengesetztes zu geben. W.

Der Weinbau Californiens.

Californien, das Land der Glückritter mit seinem Meere, seinen Golfen, Buchten und Halbinseln, seinen natürlichen Häfen, hat sich vermöge dieser seiner Situation in kürzester Zeit der reichsten Entfaltung zu erfreuen. Es gleicht jetzt noch einer inhaltsreichen, kostbaren Knospe, die ihre Blüthen und Früchte in späteren Zeiten, für die neue sowohl wie für die alte Welt, reichlich spenden wird. Seine klimatischen Verhältnisse, seine kolossalen Naturformen sind keine Hindernisse für seine fernere Cultur; seine Thäler und Stromgebiete erlauben die Communication nach allen Seiten und werden schon jetzt von den Germanen mit seinem schöpferischen Geiste und ihrem industriösen Sinne mit großem Fleiße ausgebeutet. So ist Californien auch ein ausgezeichnetes Land für den Weinbau, und viele Winzer halten es für das der Traube günstigste Land der Welt. — Der Weindistrikt erstreckt sich von 32° 30' bis zum 41.° n. Br., eine Ausdehnung von beinahe 600 Meilen bei einer durchschnittlichen Breite von 100.

Die Rebe wurde durch spanische Missionäre um's Jahr 1770 nach Californien gebracht; diese Art ist unter dem Namen Los-Angelos-Traube bekannt und füllt $\frac{1}{4}$ aller Weingärten des Landes. Die Beeren sind rund, röthlich braun und bei vollständiger Reife beinahe schwarz; sie haben bis zu $\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser und eine starke Haut, die eine große Masse bilden, sehr süßen Saft einschließt.

Die Sonoma-Traube liefert einen leichten, dem gewöhnlichen Rothwein ähnlichen Wein, die Los-Angelos-Traube hingegen ein starkes, dem Portwein gleichendes Getränk. Beide Arten wurden ausschließlich bis zum Jahre 1853 dort cultivirt, von welcher Zeit dann die Einführung fremder Trauben begann. Letztere übertreffen die einheimischen in jeder Beziehung, so daß der, welcher mit dem Weinbau bekannt ist, nicht daran zweifeln kann, daß die einheimischen Trauben mit der Zeit ganz vom dortigen Markte schwinden werden. Dabei widerstehen die ausländischen Trauben dem Froste weit besser als die einheimischen.

Die Vortheile, welche Californien der Traube bietet, sind wesentlich folgende:

- 1) Doppelter Ertrag; zufolge amtlicher Berichte sind dort 12,000 Pfund Trauben per Ader so gewöhnlich, wie 6000 Pfund in Frankreich, Deutschland oder anderswo für dasselbe Bodenmaß; dieses ist eine constatirte Thatsache, und wenn man andere Augenzeugen glauben darf, so hat Californien schon Ernten von 20,000 Pfund per Ader gesehen.
- 2) Keine Missernte, weil kein strenger Frost noch Hagel, noch stürmisches Regewetter, wie dann und wann in Europa, in Californien eintritt. Auch die

Traubenkrankheit ist dort nur sehr gering und nur in einzelnen Provinzen aufgetreten.

- 3) Viel weniger Arbeit; in Europa wird die Rebe an Stöcken gezogen, in Californien steht sie frei.
- 4) Die gleichmäßig warme Temperatur läßt den Wein sehr leicht gähren, ohne daß man künstliche Hitze im Winter dabei anwenden mußte.
- 5) Es kommen fast alle Arten Trauben dort sehr gut fort.

Die Nachtheile dagegen bestehen in den hohen Arbeitslöhnen, die vier Mal so hoch sind als in Europa, ferner in der Unkunde, die Rebe ordentlich zu pflanzen, den Wein zu keltern, und in den hohen Preisen der Fässer, wie endlich in der Nothwendigkeit der Bewässerung.

Das Land, welches sich zum Weinbau eignet, kostet 20—100 Dollars der Acker, während er in Frankreich z. B. mehrere hundert Dollars kostet, doch gleicht sich dies insofern aus, als man in Europa Geld zu 5—6 Prozent geliehen erhält, wohingegen der Zinsfuß dort ca. 27 Prozent beträgt.

Der Wein kommt am besten auf sandigem, nicht feuchtem Boden fort, niemals aber in nassem Lehm oder Thon. In Californien sind fast alle Weingärten auf flachem Lande.

Die neuen Rebentriebe eines Sommers tragen schon in demselben Jahre Trauben. Alljährlich werden alle Zweige abgeschnitten, so daß nur der einfache Stock stehen bleibt. In den älteren Weingärten sind diese Stöcke 3—5 Fuß hoch. Neuerdings zieht man sie nur bis zu 15 Zoll Höhe, denn man hat wahrgenommen, je näher die Traube der Erde, desto früher reift sie und je weniger ist eine Gefahr von Frost oder Wind zu befürchten.

Der stärkste Schößling wird als neuer Stämmeling gewählt, indem man ihn an eine kleine dabei gesteckte Stange bindet, während die anderen Schößlinge abgeschnitten werden. Die hinsichtlich des Weinbaues wichtigsten Städte sind Los-Angeles, Anaheim und Sonoma.

Hauptsächlich ist es rother und weißer, leichter und schwerer, ruhiger und schäumen- der Wein, der in Californien erzielt wird. Es ist anzunehmen, daß dort in einigen Jahren so viel und so guter Wein probuzirt wird, als in irgend einem Weinlande. Für den Export des guten Weines ist bis jetzt noch nicht genügend gesorgt, da nur ein einziges Haus regelmäßig bedeutende Sendungen nach Newyork und Boston macht.

Heinrich Wimmel, der den Minen-Bergbau in Californien, die Hülfquellen und die socialen Verhältnisse genannten Landes nach dem Englischen frei bearbeitete und dieses interessante Werk bei Trömmner und Dietrich in Kassel erscheinen ließ, sagt, daß von einem Publizisten Californiens die Kaufmännische Welt und Kapitalisten darauf aufmerksam gemacht werden, daß in der Weinbranche dort noch ausgezeichnete Gelegenheiten geboten sind, ohne viel Risiko, Geld und Ehre zu erwerben; da es jetzt sicher festgestellt ist, daß die dortigen Weine sich nicht allein auf einer langen Seereise gut halten, sondern sich auch um 100 Prozent verbessern, und je länger die Reise dauert, desto besser wird der Wein in den Fässern.

Man hat früher angenommen, daß Californien ca. 40 Millionen Acker gutes Weinland hätte aber in den letzten Jahren ist durch mehrfache Versuche festgestellt daß die Hügelberge und Abhänge eigentlich das beste Weinland geben, daß die Rebe

selbst in den trockensten Jahren nicht allein gut fortkommt, sondern auch ein besseres Product liefert, wie die Weingärten in den Thälern und auf dem flachen Lande.

Dieses günstige Resultat ergibt wenigstens 50—60 Millionen Acker mehr, wie früher angenommen wurde, so daß es ohne Zweifel mindestens 100 Millionen Acker Land sind, die nur auf fleißige Hände warten, um den Unternehmer in wenigen Jahren reichlich zu entschädigen für 3—4 Jahre Ausdauer in der ersten Anpflanzung. Ein Acker eines 8—10 Jahre alten Weinbergs gibt schon 800—1000 Gallonen (ca. 3600—4500 Liter) Wein.

Der Preis von diesem zuletzt genannten Lande ist noch sehr billig, nämlich von 1 bis zu 5 Dollars per Acker, die Kosten der ersten Anpflanzung sind unbedeutend, da das herrliche Klima und der fruchtbare Boden jedes Unternehmen dieser Art kräftig unterstützt. So glaubt denn Herr Wimmel, welcher 4 Jahre in Californien lebte und mit Hülfe der Uebersetzung und seiner eigenen Reminiscenzen im oben angegebenen Werke ein wahrheitsgetreues Bild von Californien aufgerollt, seinen deutschen Landsleuten keinen besseren Dienst zu erweisen, als sie auf diesen Culturzweig aufmerksam zu machen, der in wenig Jahren eine große, sichere Zukunft haben muß und nach seiner Meinung in keinem Lande der Welt mit so soliden Erfolgen gekrönt wird, wie gerade in dem schönen Californien. W.

Die australische Kohle im Welthandel.

In Neusüdwales weiß man sehr wohl zu würdigen, welchen Schatz man an den „schwarzen Diamanten“ besitzt, und daß sie eine Handelswaare bilden, mit welcher man in der Südsee wenigstens den Wettbewerb der Kohle aus Altengland verdrängen kann. So weit das für den Schiffsverkehrsverkehr nun so ungemein wichtige Ostasien in Betracht kommt, ist das letztere für den Bezug seiner Kohlen auf England oder Neusüdwales angewiesen. Die Scheibelinie für die erfolgreiche Concurrenz liegt in einem Striche, den man von der Landenge von Suez bis zum Cap der guten Hoffnung zieht; was östlich von derselben liegt, fällt dem Wettbewerb Australiens anheim. Bis vor Kurzem holten die etwa 170 Schiffe, welche die Dampfer der Peninsular- und Oriental-Company versorgen, ihre Kohlenladungen aus Europa und schafften dieselbe um die Südspitze Afrikas herum. Die Compagnie hat ihren amtlichen Berichten zu Folge, während des letzten Jahrzehnts durchschnittlich im Jahr £ 525,000 für Kohlen verausgabte, und der Bedarf steigerte sich mit jedem Jahre. Sie hat gewöhnlich 90,000 Tons in Vorrath, wovon reichlich 80,000 Tons in der Region östlich des Caps; es werden demzufolge acht Neuntel auf der australischen Seite verbraucht; sage für 450,000 £ im Jahre. Sobald sie ihren Bedarf von Australien bezieht, kann sie ein Drittel oder doch wenigstens ein Viertel dieser Ausgabe ersparen. Es ist zudem Sache der Erfahrung, daß die Kohle in einem heißen Klima sich schneller verschlechtert, als in der gemäßigten Zone und nicht minder ist festge-

stellt worden, daß die australische Kohle sich besser hält, als die englische. Die Ingenieure der Gascompagnie in Singapore ziehen entschieden die erstere vor, weil sie weniger Schwefel enthält und sich auf Lager viel besser hält. — China hat allerdings sehr reiche Kohlenlager, aber es kann eine geraume Zeit vergehen, bis dieselben derart ausgebeutet werden, daß sie den dortigen Bedarf völlig decken. Sie und die Lager auf Sachalin werden künftig dem Norden der asiatischen Region großen Nutzen gewähren, aber was südlich und westlich von der Straße von Singapore liegt, wird von Australien versorgt werden. Dort hat man in Sydney alle Vorkehrungen getroffen, um die Kohlenlager in großem Maßstabe auszubeuten, und man baut eine Anzahl von Schiffen für den Kohlentransport. Die Fracht für die Tonne Kohlen stellt sich von New-Castle nach Hongkong auf 45—47 Schilling, von Sydney dorthin auf 33 Schilling und nach Singapore auf nur 26 Schilling. (Globus.)

Schattenseiten der Spekulation.

Die Liverpooler Handelskammer hielt dieser Tage eine außerordentliche Sitzung um die Frage zu berathen: durch welche Mittel sich die gesunkene Sittlichkeit des britischen Handelsstandes heben, und das weithin erschütterte Vertrauen in die Solidität der commerciellen und industriellen Unternehmungen Englands auf dem Weltmarkte wieder befestigen lasse. Wir erwarteten, daß die Journale der herrschenden Classe und die Organe des conservativen John-Bullthums ihrem gewöhnlichen hochmüthigen Optimismus treu bleiben, und kurzweg leugnen würden, daß die Moralität des britischen Handels und somit sein Credit auf dem Weltmarkt überhaupt gesunken sei. Dies ist jedoch nicht der Fall; alle acceptiren die Thatsache. Wohl muß die Evidenz, die das Wunder einer solchen Einstimmigkeit erzeugt, überwältigend sein! Die Times, die überhaupt kein großes Vertrauen auf die Wirkung moralischer Kräfte setzt, behandelt die Liverpooler Kaufleute als sentimentale Träumer und ihre Agitation zur Verbreitung tugendhafter Grundsätze als eine zwecklose Lächerlichkeit; denn — sagt das Cityblatt — der Schwindel und die commerciale Unsitlichkeit, die sie zu bekämpfen sich vorsetzen, sind bereits von dem alle Gesellschaftsclassen durchdringenden Mißtrauen bekämpft und besiegt worden. Das Publikum gibt kein Geld mehr her, mit dem sich Schwindel treiben ließe. Diese cynische Auffassung reicht nicht weiter als der Katzenjammer, der auf jede Handelsorgie folgt, und das ist nicht weit. Die angesehensten Kaufleute von Liverpool, die Rathbone, Haywood, Gladstone, Holland, Buswell, deren Namen in allen Weltgegenden bekannt und geachtet sind, wohin immer die britische Flagge mit den Erzeugnissen des britischen Gewerbflusses gebrungen, versammelten sich in der Handelskammer und hatten eine traurige Geschichte von der Entartung des englischen Handels im Allgemeinen und des Liverpooler im Besondern zu erzählen. Die Keime des Uebels wurden während des amerikanischen Bürgerkriegs gelegt, wo die Geschäftsverbindung mit den Rebellenstaaten, die Spekulation auf den

Blotabebuch an einem Tag große Vermögen gründete und zerstörte. Eine neue Klasse von commerciellen Abenteurern trat in den Handel ein, die alles auf einen Wurf setzten und mit dem Prinzip des „alles oder nichts!“ den altbegründeten soliden Geschäftshäusern eine gewissenlose Concurrenz machten. Für diese kühnen Abenteurer war der Handel ein Hazardspiel. Ein glücklicher Wurf machte den Bettler zum reichen Mann. Wenn er verlor, so hatte der Spieler nichts zu verlieren. Wurde er heute reich und morgen wieder arm, so schien er den Schlag des Schicksals halb zu verschmerzen; er verschwand für kurze Zeit, um im gelegenen Augenblick wieder zu erscheinen. Seine Antecedentien kamen wenig in Betracht. Solange er Geld hatte, war er wohl aufgenommen in der Welt, die zu blenden und von der sich bewundern zu lassen seinem Geschmac zu sagte. Es war der demi-monde aus dem Boudoir in das Geschäftsbureau verpflanzt. Woher und wie ein solcher Stern des kaufmännischen demi-monde sein Gold und seinen Glanz bekommen hatte, wurde keiner Untersuchung unterworfen. Die „Gesellschaft“ war sehr tolerant geworden. Er besaß Geld, und das war für die Meisten genug. Vor wenigen Wochen war er ein untergeordneter Clerk in einem Handelshaus, oder ein Commissionsagent von bescheidenen Ansprüchen; plötzlich erschien er als ein glücklicher Spekulant, der einen glücklichen Wurf gethan, strahlend am Firmament der „Gesellschaft“. Er nahm ein elegant eingerichtetes Haus und gab verschwenderische Mittagessen; er zeichnete große Summen für milthätige und religiöse Zwecke; seine Equipagen und Pferde erregten die Bewunderung der Nachbarn, die Juwelen seiner Frau den Neid der Damenwelt; sein Stil zu leben war so groß und anmaßend, als ihn Geld und Gemeinheit zu machen vermochten. Viele Leute hielten sich anfangs fern von ihm, wenige konnten sogar nie bewogen werden, den glücklichen Abenteurer als ebenbürtig anzuerkennen; aber die Masse huldigte ihm bald, als dem Millionär des Augenblicks. Er wurde eine einflußreiche Persönlichkeit, gründete Actiengesellschaften, und spielte eine Rolle in der Localpolitik; in allen Beziehungen des bürgerlichen und des commerciellen Lebens war er eine „Sensation“. Dann stürzte er plötzlich von seiner Schwindelhöhe herab, und zog viele mit sich in den Abgrund. Er hatte mit weniger als nichts begonnen, und fallirte mit einer Million. Wenn er nach dem Sturze verschwand, so wurde er bald vergessen; wenn ihm jedoch das Glück wieder lächelte, so lächelte auch die „Gesellschaft“ wieder, und die Enthüllungen seines frühern Bankrotts hinderten nicht seine Wiederaufnahme in die große Handelswelt. Solche Laufbahnen sind überhaupt in neuerer Zeit auch in andern Handelsgemeinden Englands nur zu gemein; am häufigsten jedoch scheinen sie gerade in Liverpool sich entwickelt zu haben. Die Prostitution wirkt ansteckend, und böse Beispiele verderben gute Sitten. Neuerdings sind in Liverpool Firmen zusammengebrochen, die von mehreren Generationen einen unbefleckten Namen geerbt hatten, und schließlich von der erfolgreichen Prostitution, von dem glänzenden demi-monde des Großhandels angesteckt und demoralisirt worden waren. Scandal folgte auf Scandal, Unglück auf Unglück. Dies war die traurige und gewiß nicht übertriebene Geschichte, welche die von der Fäulniß noch unberührten merchant-princes von Liverpool auf ihrem Meeting zu erzählen hatten. Aber wie da Abhilfe schaffen und die sehr nöthige Sittenreform durchsetzen? Auf dem Wege der Gesetzgebung und der staatlichen Autorität läßt sich da wenig ändern. Das erkannten auch alle Anwesenden. Nach dieser Seite hin wußten sie nichts in Vorschlag zu bringen, als eine Milderung und Verschärfung der Bankrottgesetze,

die in ihrer jetzigen Gestalt dem Schwindler das Handwerk zu sehr erleichtern. Die Heilung kann nur von dem Handelsstande selbst und durch die der „Times“ so verhassten moralischen Mittel bewirkt werden. Jene Mitglieder der Handelskammer stehen zwar selbst noch aufrecht und ungebrochen vor dem Publikum, aber sie sind deshalb nicht von aller Schuld frei. „Haben wir eine gerechte und strenge Schemelinie gezogen?“ fragte Hr. Bussell. „Haben wir den commercieellen Spieler nicht in seinem Hause besucht, seinen Wein zu einer Guinee die Flasche getrunken, seine Pferde bewundert, und einen Sitz in seiner Equipage angenommen?“ Der Geist, in welchem die Anwesenden diese Frage aufnahmen, war keine Verneinung. Sie gestanden stillschweigend zu, daß sie das Reformwerk bei sich selbst beginnen mußten. Derjenige, welcher mit der Prostitution coëttirt, ist fast so schlimm, als derjenige, der sich selbst prostituiert. Der „Star“ schließt seine Betrachtungen über diese Verhandlungen der Liverpooler Handelskammer mit den Worten: „Eine Verbesserung der Bankrottgesetze würde gut, aber die Wiederbelebung einer gesunden und anständigen öffentlichen Meinung würde besser sein.“ (Allg. Ztg.)

Die „Ostpreussische Südbahn“.

Jemehr die Erkenntniß des hohen Nutzens, welchen die Eisenbahnen dem Handel und Verkehr, wie der Landwirtschaft und Industrie leisten, sich Bahn bricht und alle Schichten der Bevölkerung auch in Deutschland immer mehr durchbringt, um so lebhafter ward und wird das Verlangen, Schienenwege zu besitzen, und um so rascher vermehren sich diese selbst. Auch in Deutschlands ferner Nordostmark, in der Provinz Preußen, ist dieses Verlangen immer lebhafter geworden, und aus ihm ist denn die „Ostpreussische Südbahn“ — nach Ueberwindung von mancherlei, ihrem Bau sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, welche zum größten Theile in dem in Ostpreußen herrschenden Capitalmangel wurzelten — hervorgegangen. Dieselbe führt von dem Ostseehafen Pillau über Königsberg (Ostpreußens merkantile wie administrative Hauptstadt), Preussisch-Eylau, Bartenstein, Rastenburg und Lötzen nach Lyda in Masuren, wo sie einen bereits gesicherten Anschluß an das große westrussische Eisenbahnnetz gewinnen, und demnach auch einen ansehnlichen Theil des Binnenhandels der russischen Gubernien Kowno und Wilna an sich ziehen wird. In Königsberg schließt sie sich an die Königl. Ostbahn an, und steht durch diese, das Herz der Monarchie mit deren Ostgrenzmark verbindende, Eisenbahn mit der Metropole Norddeutschlands, dem auch in Hinsicht auf Industrie und Verkehr immer gewaltiger sich entfaltenden Berlin, wie mit dem ganzen mitteleuropäischen Eisenbahnnetz in Verbindung.

Das Verlangen nach Eisenbahnen war und ist in der Provinz Preußen ebenso gerechtfertigt wie lebhaft. Obgleich derjenige Landestheil, welcher der Monarchie den Namen und deren Herrscherhaufe (1657) die Souveränität und (1701) die Königs-

krone gegeben, war die Provinz Preußen dennoch bisher der am stiefmütterlichsten behandelte Bestandtheil des ganzen Staates. Während am 1. Januar 1866 die Rheinprovinz, das „Enfant gâté“, der preussischen Staatslenker durch längere Zeit, auf je eine Viertelmeile ihres Flächeninhalts 0,33 Meilen Schienenwege besaß, Westphalen und Schlesien aber, die in Bezug auf den Wegebau nächst ihr am besten situirten Provinzen, deren resp. 0,27 und 0,23 Meilen zählten, kam im Stammlande der Monarchie damals auf je eine Quadratmeile Flächenraum noch keine Zehntelmeile Eisenbahn. Hier waren und sind also nicht Eisenbahnen zu bauen, welche — wie in der Rheinprovinz, Westphalen, Schlesien und den Neckar- und Maingegenden — mit schon bestehenden und dem Verkehre so ziemlich genügenden Linien in Concurrenz treten müssen, sondern Schienenwege, welche in selbstständiger Unabhängigkeit den dringenden Anforderungen des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft genügen, und deren weitere Entwicklung unterstützen resp. ermöglichen sollen. Wie sehr aber diese Factoren des Volkswohlstandes auch in der Provinz Preußen der Entwicklung fähig sind, das bezeugen recht augenfällig die Einnahmen der Königl. Ostbahn, welche sich gegen 1853, wo sie 16,253 Thaler per Meile pro anno betrugen, verdreifacht, nämlich auf 48,991 Thaler gehoben haben. Gleich günstige, wo nicht noch günstigere, Resultate lassen sich von der Ostpreussischen Südbahn erwarten. Dieselbe erschließt dem großen Verkehre einen Landestheil, welcher ungewöhnlich reich an Erzeugnissen der Land- und Forstwirthschaft ist — ein Land mit herrlichen, dicht bestandenenen Forsten, reichen Aehrenfeldern und ausgedehnten Weidgründen, denen eine blühende Rindviehzucht, wie eine Pferdezucht von europäischem Rufe ihr Dasein verdanken — und durchschneidet in ihrer ganzen Länge die Hauptrichtung des natürlichen Handelsgebietes der Provinz Preußen. Sie erhebt die zwar von 100,000 Menschen, also etwa dem Aderthalsfachen Danzigs, bevölkerte, aber an merkantiler Wichtigkeit dem Weichsel-Emporium erheblich nachstehende, Stadt Königsberg zu der durch ihre geographische Lage ihr zugewiesenen Bedeutung: der Ausfuhrhafen des ostwärts der Weichsel gelegenen Theiles von Russisch-Polen, wie eines großen Theiles des russischen Littauens zu sein.

Das natürliche Handelsgebiet Königsbergs, welches zu erschließen die Ostpreussische Südbahn bestimmt ist, besteht aus den Stromgebieten des Pregel und Niemen, hängt einerseits durch die masurenischen Seen mit dem Narew, und durch diesen wieder mit dem Bug und der Lebensader Polens und Westpreußens, der Weichsel, sowie andererseits durch Dginski-Canal mit dem nach langem Laufe in das schwarze Meer sich ergießenden mächtigen Dniepr-Strom zusammen. Es umfaßt nahezu fünftehalbtausend deutsche Viertelmeilen (also mehr als das dreifache des Flächenraumes des Königreichs Bayern), auf denen etwa sechs Millionen Menschen leben; nach deutschen Verhältnissen allerdings nur eine ziemlich geringe (circa 1330 Seelen auf die Quadratmeile), nach den Populationsverhältnissen des östlichen Europas, denen diese Gegenden ja wohl schon beizuzählen sind, eine schon recht erhebliche und von Jahr zu Jahr steigende Bevölkerung. Schon jetzt verkehren, die letzten fünf Jahre zum Grunde gelegt, trotz der so mangelhaften Communicationsmittel, alljährlich 1500 bis 1800 Seeschiffe in Königsberg und seinem Vorhafen Pillau, beträgt der überseeische Verkehr dieser beiden Plätze 9 bis 10, der Binnenverkehr (rückichtlich dessen sie ihrer Rivalin Danzig eben so viel vor-, als hinsichtlich des Seeverkehrs nachstehen), 54 bis 60, der Gesamtverkehr also 63 bis 70 Millionen Thaler Werth, Import

und Export zusammen genommen, und wie gesagt, die Ergebnisse des an merkantilen Schwankungen doch keineswegs armen Zeitraumes vom 1. Januar 1862 bis 31. Dezember 1866 zu Grunde gelegt.

Diesen so umfangreichen Handel Königsbergs mit seinen Bezugsquellen und Absatzmärkten durch den Seeweg in steter Verbindung zu erhalten und dadurch zu beleben und seiner weiteren Entwicklung beizutragen, ist der Zweck und die Aufgabe der ersten Section der Ostpreussischen Südbahn, der 6 1/2 Meilen langen Hafenbahn Pillau-Königsberg. Daß dieser Bahn Momente der Rentabilität inne wohnen, wie solche bei anderen Schienenwegen nur selten vorkommen, bedarf wohl keiner näheren Erörterung. Die ganze Sachlage, und neben ihr die günstigen Resultate, welche diese Bahnstrecke in der kurzen, seit ihrer Eröffnung erst verfloßenen Zeit (selbige erfolgte im Anfange des Jahres 1866), bereits ergeben hat, sprechen satzsam dafür. Die Rentabilität wird sich aber noch steigern, sobald der neben dem Seehafen in Angriff genommene, seiner Vollenbung entgegen gehende Ausbau eines Hirnenhafens zu Pillau die directeste Verbindung zwischen der See und der Eisenbahn hergestellt und dadurch die, gegenwärtig noch ziemlich in das Gewicht fallenden Umladekosten auf ein solches Minimum reducirt haben wird, daß die ausschließliche Benutzung der Bahn zu jeder Jahreszeit gesichert ist.

Die Strecke Pillau-Königsberg bildet nur die kleinste, wenn auch naturgemäß die wichtigste Section der ihrer Gesamtheit zweiunddreißig Meilen langen Eisenbahn. Auch die übrigen Abtheilungen derselben fehlen indessen sichere Garantien für ihre Rentabilität nicht. Für die noch im Bau begriffene Section Rastenburg-Lyd, die längste von allen vier Abtheilungen (circa elf Meilen), bildet der gesicherte, ihr Samogitien und einen beträchtlichen Theil Russisch-Lithauens und Russisch-Polens erschließende, Anschluß an das westpreussische Eisenbahnnetz eine solche Garantie von nicht leicht zu überschätzender Tragweite. Aber auch den Sectionen Königsberg-Bartenstein und Bartenstein-Rastenburg — von denen diese am 1. November 1867, jene am 24. September 1866 dem öffentlichen Verkehr übergeben wurde — fehlt es durchaus nicht an öffentlichen Momenten, welche ihnen eine nicht gewöhnliche Rentabilität, wenn auch vielleicht nicht gleich in der ersten Zeit, so doch zweifelsohne später — sichern. Solche sind für beide Strecken der Vieh-, Getreide- und Holzreichtum des eigentlichen Bahngebietes, d. h. der rechts und links von der Bahnlinie gelegenen landrätthlichen Kreise; und für die Section Bartenstein-Rastenburg, wie auch für die von letzterer Stadt über Löben nach Lyd führende Bahnabtheilung, der große Cerealien- und Viehreichtum des so fruchtbaren, wenn allerdings auch noch nicht genügend angebauten masurischen Hinterlandes. Schon jetzt bieten aus diesem, wie aus dem polnischen und lithauischen Hinterlande, die zahlreichen, südwärts von Löben belegenen, mit dem Narew und Bug zusammenhängenden Seen (die größten und für den Schiffsverkehr wichtigsten sind der Mauer-, Spirding- und Löwentiner-See), solche Productenmassen zum Transport an, daß die Chausseen, trotz der in jüngster Zeit erfahrenen Vervollkommnung, dieselben notorisch nicht zu tragen vermögen, und immer von Neuem in unfahrbarem Zustand, zum großen Schaden des Verkehrs gerathen.

Wenn auch zur Zeit noch keine Industrie — wie in Schlessien, Westphalen, Schwaben, Franken und am Rhein — diese Eisenbahnlinie unterstützt, — nur in Königsberg, und auch hier nur spärlich, finden sich Fabriken — so findet sie doch in

ihrer Verbindung mit dem Meere und in der großen Anzahl Menschen, welche nicht allein mit dem Bezuge eines großen Theiles ihrer eigenen Lebensbedürfnisse, sondern auch mit dem Absatz collossaler Massen animalischer und agrarischer Producte auf dieselbe angewiesen sind, in ihrer Gesamtheit um so werthvollere Rentabilitäts Garantien, als jene Erzeugnisse der Viehzucht, der Forstwirtschaft und des Ackerbaues weit einträglichere Transportgegenstände sind, als die der Großindustrie dienstbaren mineralischen Rohstoffe. Diese Ertragsgarantien werden aber noch vergrößert durch das verhältnißmäßig so niedrige Anlage=Capital, welches die Ostpreussische Südbahn erheischt. Bei einer Bahnlänge von zweiunddreißig preussische Meilen besteht das gesammte Capital nur aus viertelhalb Millionen Stammactien, vier Millionen fünfprocentigen Prioritätsobligationen, in Summe also aus elf Millionen Thalern. Die Bahnmeile kommt danach nur auf 342,750 Thaler zu stehen und gehört somit diese Eisenbahn zu den billigsten Preußens und Deutschlands.

Die Verzinsung des Anlagecapitals erfordert jährlich 550,000 Thaler; die Betriebskosten dürften auf 440,000 Thaler pro Jahr anzuschlagen sein. Hierzu nun noch 110,000 Thaler Rückgabe zum Erneuerungsfond, ergibt eine jährliche Totalausgabe von 1,100,000 Thalern. Um solche zu decken, würden pro Monat und Meile 2860 Thaler Einnahme erforderlich sein; also nur etwas über die Hälfte der von der Königl. Ostbahn in den letzten Jahren erzielten Einnahmen, welche ihr 429,563 Thaler pro Meile betragendes Anlagecapital dem Staate mit 6 1/2 Procent verzinst und sich dabei nicht solcher günstiger Verhältnisse zu erfreuen hat, wie die Ostpreussische Südbahn. Diese dürfte demnach, wie zu den bedeutendsten, so auch — zumal, wenn sie erst auf ihrer ganzen Länge dem öffentlichen Verkehr übergeben sein wird, was Ausgangs 1868 der Fall sein dürfte — zu den rentabelsten Eisenbahnen Preußens gehören.

G. Jaquet.

Fenilleton.

Die Eisenbahnen in Europa und den übrigen Erdtheilen.

Unser Erdtheil wird gegenwärtig von Badoz bis Nischnij-Nowgorod, d. h. vom Tajo bis zur Wolga, in einer Längenausdehnung von 850 deutschen Meilen von Schienensträngen durchzogen und diesen Weg könnte ein Reisender in beiläufig fünf Tagen durchfahren. Die Gesamtlänge der Eisenbahnen unseres Erdtheils beträgt 10,778 geographische Meilen, dann folgt Amerika mit 7865, hierauf Asien mit 794, Australien mit 131 und Afrika mit 81 Meilen, so daß die Gesamtlänge 19,639

geographische Meilen beträgt. Europa hat daher selbst dann noch eine größere Gesamtlänge der Schienenwege aufzuweisen, wenn in Nordamerika die drei großen Linien, welche den Osten mit dem Westen, den Atlantischen mit dem Stillen Ocean verbinden sollen, vollendet wären. Von diesen Linien ist aber die nördliche, die zwischen dem 45. und 46. Parallelgrade vom Obern See zum Puget-Sund gehen soll, noch nicht über das Projekt hinaus. Die mittlere, an der von den beiden Endpunkten her mit großer Anstrengung gearbeitet wird, dürfte in etwa einem halben Jahrzehnt vollendet werden. Die hauptsächlichsten Schwierig-

Leiten des Unternehmens bieten die Ueberschreitungen der Sierra Nevada und des Felsengebirges, beide in Höhen von 7000 Fuß. Die südliche Linie, von St. Louis aus gegen den Colorado, überschreitet diesen Strom bei dem Orte La Paz und endet in San Diego am stillen Weltmeere. Die ganze Länge dieser Bahn beträgt 424 deutsche Meilen, so daß man nach ihrer Fertigstellung bequem in 4 Tagen nach Californien gelangen kann, so daß ein Reisender in 3 Wochen von Petersburg aus die Küste des großen Oceans erreichen könnte. Die europäischen Eisenbahnen verwandeln jährlich eine Wassermasse in Dampf, mit der das ganze Stadtgebiet von Berlin einen Fuß hoch überschwemmt werden könnte. Sämmtliche Locomotiven durchlaufen in derselben Zeit eine Distanz von 36 Millionen Meilen, oder ungefähr die doppelte Entfernung der Erde von der Sonne. Die Summe der Entfernungen aber, die von allen Wagen sammt den Locomotiven durchlaufen werden, beträgt etwa 1000,000,000 Meilen oder wöchentlich den Weg von der Erde zur Sonne. Die Zahl der Locomotiven beträgt 18,000, wozu 40,000 Personen- und 500,000 Güterwagen gehören. Die Wagenreihe würde hinter einander gestellt die Straße von Paris bis Petersburg ausfüllen. Zum Bau dieser Bahnen wurden 150,000 Millionen oder etwa $\frac{1}{7}$ Billionen Centner Material verwendet, was ungefähr $\frac{1}{7}$ Billionstel der ganzen Erdmasse beträgt. Sämmtliche europäische Eisenbahnen führen zusammen über 65,000 größere oder kleinere Brücken und 21 deutsche Meilen weit durch unterirdische Tunnel hindurch. (Gda.)

Euphratthal-Bahn.

Am 25. November 1867 wurde zwischen der Pfortenregierung und Herrn Randolph Stewart, als Repräsentanten der betreffenden Concessionäre, ein Uebereinkommen bezüglich der Bahnlinie von Scutari bei Konstantinopel bis zum persischen Golf, mit einer Abzweigung nach Seleucia oder Alexandrette, zum Abschluß gebracht. Die Trasse dieses neuen Schienenwegs wird wahrscheinlich über Zemit, Kutahia, Aflun, Kara Hissar, Ronia, Al Serai, Jenischehr, Kaisaria, Aleppo, das Euphratthal, Bagdad und Basra gehen. Innerhalb zweier Jahre, vom Tage des Uebereinkommens anfangen, ist das Endergebnis der durch Sachmänner vorzunehmenden Studien der Pfortenregierung vorzulegen. Diese letztere verpflichtet sich innerhalb des ersten Jahres mit der Gesellschaft über Concessionirung der genannten Linie auf Grundlage einer Garantie von fünf Procent bei einer durchschnittlichen Ausgabe von 300,000 Frsch., beziehungsweise einer Einnahme von 15,000 Frsch. vom Kilometer, zu unterhandeln. Zur Bezahlung dieser Garantie soll der Ertrag von dem durch die Bahn bewerkstelligten Depeschentransport, von der Europa mit Indien verbindenden Telegraphenlinie, sowie endlich von einem Procent des Werths aller mittelst jener Bahn durch das türkische Kaiserreich transitirenden Waaren verwendet werden. Unter gegenseitiger Uebereinstimmung der contrahirenden Theile kann diese Art der Garantieleistung durch Concessionen auf Bergwerke, Wäldungen oder Ländereien ersetzt werden. Die Linie wird von der Regierung im Einverständnis mit der Gesellschaft in mehrere Sectionen getheilt. Die Concessionäre verpflichten sich innerhalb des erwähnten Jahres mit der Regierung einen endgültigen Vertrag bezüglich der in Rede stehenden Eisenbahnconcession einzugehen. Der Staat tritt das für die Arbeiten nöthige Terrain außerhalb der Städte und Dörfer entlang der ganzen Linie kostenfrei ab. Die Concessionäre sind verpflichtet, alle nöthigen Schritte zu thun, damit die englische Regierung die indische Post nur auf der Euphratthal-Bahn befördern lasse. Den zur Vornahme der Studien bestellten Ingenieuren wird die Pfortenregierung bei deren Arbeiten den nöthigen Beistand nicht versagen.

(Austria.)

Liebig's Fleischextract.

Die Compagnie, welche zu Fray Bentos in der argentinischen Republik Liebig's Fleischextract verfertigt, macht sehr ausgedehnte Geschäfte. Wir finden in Berichten aus Buenos Ayres vom 11. Oktober v. J., daß sie ihrer Fabrication eine immer größere Ausdehnung giebt. Sie hat jüngst zu den vorhandenen Maschinen noch neue aufgestellt, welche im Ankauf 45,000 Pf. Sterling kosteten, und sie wird von 1868 an jährlich mindestens eine Million Pfund Fleischextract liefern. Uebrigens geht man in den argentinischen Staaten mit dem Plane um, auch lebendiges Rindvieh nach Europa zu schaffen. Es soll zu diesem Zwecke besonders gemästet werden. Die neue Dampferlinie zwischen London und Buenos Ayres, die sogenannte Latélinie hat den Transport argentinischen Schlachtwiehes besonders in's Auge gefaßt. Ihr erster Dampfer ist im November von der Themse nach dem La Plata in See gegangen. (Globe.)

Die berühmten Quecksilbergruben

von Guancavelica sollen, einer Verfügung der peruanischen Regierung zufolge, nicht länger bearbeitet werden. Dagegen will man die neu entdeckten Goldgruben von Chanchamayo in Angriff nehmen, die angeblich mindestens so ergiebig sein sollen, wie die californischen.

Verkehr in Syrien.

Damaskus, 19. Dezember. Am 10. d. ist die große Karawane aus Bagdad angekom-

men. Sie nahm ihren Weg, unbehelligt von den Beduinenstämmen, durch die Wüste, und brachte 1800 Kameelladungen an Waaren, darunter 1000 Ladungen perfekten Tabaks, 300 Ladungen Mäntel verschiedener Arten zum Gebrauch der Araber, 300 Ladungen Datteln und 150 Ladungen Teppiche u.

Universalfleckenreinigungsnecessaire.

Hd. Grüne in Berlin (Leipzigerstraße 20, 21) hat die glückliche Idee gehabt, die wichtigsten Fleckenreinigungsmittel, in einem Kästchen vereinigt, unter Beifügung einer sachverständigen Erläuterung, als nützliches Geschenk namentlich für Hausfrauen, zu dem billigen Preis von 1 Thaler zum Verkauf auszustellen. Außer den eigentlichen Mitteln für die verschiedenartigsten Flecken sind dem Necessaire noch Silberluktur zum schnellen Versilbern von neu-silbernen oder versilberten Gegenständen, die durch den Gebrauch roth oder gelb geworden sind und Chamäleonlösung beigelegt, deren mannigfache Anwendbarkeit in der Hauswirthschaft (als Mundwasser, Desinfectionsmittel, Reinigungsmittel für Gefäße u.) in England als „Cond's Liquid“ ihr längst einen Platz in den meisten Haushaltungen verschafft hat. (Znb. Blätter.)

Moiré-Buntpapier.

Aus Belgien dürfte bald ein neues Moiré-Buntpapier zu uns in Handel kommen, das so wie die Moiréstoffe das Bild wechselt und bald kurz-, bald langstammig erscheint. Um es zu erzeugen, läßt man das Papier durch eine feingeriffelte Walze mit geraden Ringen gehen, so daß das Papier wie gefaltet aussieht; dann werden zwei derlei Papiere etwas sorgfältig aufeinander gelegt, durch die Appreturwalze gezogen und das Kunststück, das unsere Appreteure auch zu Stande gebracht hätten, wenn es verlangt worden wäre, ist fertig.

Künstliches Pergament

wird jetzt in Romsey (Hampshire) in England in großem Maßstabe nach dem patentirten Verfahren von Capitän Brown dargestellt. Es werden darnach gereinigte Lederabfälle in Wasser, dann in einer warmen alkalischen Lauge eingeweicht, darauf mechanisch gereinigt, zur Neutralisirung des Alkali mit einer Säure behandelt, zwischen cannelirten Walzen zerfeinert und in einem Kochapparate erhitzt, worauf sie wie gewöhnliches Pergamentzeng verarbeitet

worden; die Maschinen weichen nur in Specialitäten von den gewöhnlichen ab.

Eine californische Eishöhle.

Die ungeheure Menge Eis, welche man, den amerikanischen Gewohnheiten gemäß, in Californien verbraucht, rührt fast ganz aus einer Höhle her, die, der Schilderung eines in San Francisco erscheinenden Blattes zufolge, unter die Zahl der Naturwunder aufgenommen zu werden verdient. Diese Höhle, ein wahres unererschöpfliches Eismagazin, liegt am Ufer eines Wasserlaufs, welchem man den Namen der „weiße Bach“ giebt, ungefähr 30 englische Meilen vom Columbiafluß. Der Eingang in dieselbe befindet sich am Fuße des Adamsberges, unter welchem sie mehrere englische Meilen weit sich erstreckt. Das Schauspiel, das sich im Innern entfaltet, ist feenhaft und wahrhaft großartig. Man sieht darin besonders gewaltige Eissäulen, gebildet von dem Wasser, das die Höhle durchfließt und in seinem Fall gefriert. Welches auch die Ursachen dieser Naturerscheinung sein mögen, unter die man ohne Zweifel die den Adamsberg bedeckenden Schneemassen rechnen muß, — man löst von diesen Säulen Eisblöcke ab, welche man auf den Rücken von Maulthieren bis an den Columbiafluß transportirt, von wo sie dann an ihren Bestimmungsort eingeschifft werden. (Ausland.)

Zur Nachweisung der Echtheit des Kirschwassers

empfiehlt D. Desaga folgendes, einfaches Verfahren: Man giebt in ein Liqueurgläschen eine Messerspitze voll geraspeltes Guajakholz, welches in jeder Apotheke zu haben ist, und fügt demselben eine kleine Quantität des zu untersuchenden Kirschbranntweins hinzu. Ist derselbe echt, d. h. aus gegohrenen Waldkirschen durch Destillation hergestellt, so entsteht beim Schütteln fast augenblicklich eine schöne indigoblaue Farbe, welche erst nach einer Sekunde vollkommen verschwindet. War das echte Kirschwasser mit gewöhnlichem Weingeist vermischt, so zeigt sich nur eine schwach hellblaue, schneller verschwindende Färbung. War der Kirschbranntwein künstlich bereitet, z. B. durch Maceration von Weingeist mit zerstoßenen Kirschkernen, oder Versetzen des Weingeistes mit einer alkoholischen Auflösung von ätherischem Buttermandelöl u. dergl., so erzeugt das Guajakholz nur eine gelbliche Färbung. Da sehr viel nachgemachter Kirschbranntwein in den Handel kommt, so ist diese einfache und für jeden leicht ausführbare Probe von großem Nutzen.

Der jungen Kauf- und Handelsleuten wohlgemeinte Erinnerungsregeln.

Von

Dr. jur. J.

Bei meinen Studien über das Seerecht gelangte in meine Hände, unter anderen älteren Werken, auch eine jetzt seltene Schrift, betitelt: „Ein Tractat von Havereyen oder Gemeine Contributiones über Kaufmannschaften und Güter in den Schiffen, zu Abtragung und Ersetzung des Schadens, so einige Kaufleute oder Schiffer erlitten, Schiff, Leib und Guth zu salviren. Anfänglich in holländischer Sprache von Dvintin Weißen, Weyland Rath Sr. Catholisch. Majest. in dem Hoff von Holland beschrieben, und nachgehends vom Symon von Lewen mit einigen nöthigen Observationen, Ordinantien, Assecurantien, und Avereyen-Ordnungen eßlicher See-Städte vermehret. Sehr nützlich vor Kauff- und Handels-Leute in vielen zur See vorfallenden Sachen sich bedienen. — Lööbeck, Gedruckt von Christian Heinrich Willers.“ 8°. 112 S. u. 16 S. Eine Jahreszahl fehlt auf dem Titelblatt und auch in dem Text an mehreren Stellen, wo man sie erwartet hätte. Erklärlich ist dieser Mangel hier und anderswo durch den Wunsch des Verlegers, das von ihm herausgegebene Werk möglichst lange jung erscheinen zu lassen. Ein unschuldiges Verlangen, das vereint mit dem Gefühl für die Schädlichkeit einer Angabe über die Zeit des Druckes, bekanntlich zu der geistreichen Bemerkung auf einigen Titelblättern geführt hat: „Gedruckt in diesem Jahr“.

Da indessen für uns das Interesse, welches der unten mitzuthellende Abdruck aus diesem Buch bietet, besonders ein geschichtliches ist, so muß versucht werden, die Zeit, wenn dasselbe gedruckt worden, zu ermitteln. Verschiedene Anzeichen gestatten auch annähernd die Zeit des Druckes zu bestimmen.

Es ist nämlich in dem Werk unter Anderem auch enthalten eine „Ordinantz und Willführ im Puncto der Assecuranz und Ordinantz in der Stadt Rotterdam“ vom Jahre 1635. Das Werk muß also nach dieser Zeit gedruckt sein.

Ferner findet sich darin das Formular einer Seeversicherungspolice „so jezo in Hamburg gebräuchlich“. Dieses Formular ist indessen keines von denjenigen, welche die bekannte hamburgische Affecuranz- und Havarey-Ordnung vom

10. September 1731 vorschreibt, sondern ein früher übliches. Einen näheren Anhalt gibt der Schluß des Formulars. Es heißt da hinsichtlich eines Schiedsgerichtes von drei „neutralen“ Kaufleuten: „was diese oder zwei von ihnen Sententioniren, soll vor denen Partheyen in solcher Werth gehalten werden, als wenn es von dem Keyserlichen Kammer-Gerichte zu Speyer Sententioniret wäre.“ Nun ist aber das Reichs-Kammer-Gericht, nachdem die Pfalz im Jahre 1688 von den Franzosen verheert worden und Speyer in Flammen aufgegangen, im Jahre 1689 nach Weßlar verlegt worden und nicht wieder nach Speyer zurückgekehrt. Unsere Schrift muß daher vor 1689 erschienen sein.

Ein weiteres Anzeichen liegt darin, daß der Tractat oder die Abhandlung über die Havarien von Weytsen, die sich lange Zeit einer großen Autorität erfreute, nachdem sie von Simon von Leuwen zuerst mit einem Commentar versehen, später im Jahre 1672 aufs Neue erschien, von De Vicq, „latina vero toga indutus atque amplissima dote observationum adauctus.“ Die Uebersetzung indeß, welche den Hauptbestandtheil unserer Schrift ausmacht, kennt die Ausgabe von de Vicq noch nicht, sondern ist nach der Ausgabe von S. v. Leuwen angefertigt. Hiernach muß das Werk vor 1672 erschienen sein.

Das Werk wird also zwischen 1636 und 1671 gedruckt sein, gegen Ende oder bald nach dem Schluß des dreißigjährigen Krieges, demnach vor etwa zweihundert Jahren.

Der Hauptbestandtheil des Werkes ist eine deutsche Uebersetzung der zu jener Zeit sehr verbreiteten Abhandlung von Weytsen über die Havarie groffe und die gemeine Havarie; von der Havarie particulière ist nicht die Rede. Dann folgt: der Stadt Amsterdam Assecurantz- und Avey-Kammer-Ordnungen mit Nachträgen zu denselben. Es schließt sich daran Octroy und Ordinanz im Puncto der Assurantz und Ordinanz in der Stadt Rotterdam. Dann folgt Ordinanz der Stadt Middelburg in Seeland: auf das Stück von Assecurantz. Hieran fügt sich eine Anweisung, wie man sich bei der Versicherung seiner Güter kluger Weise zu verhalten habe, nebst dem Formular einer Police oder Versicherungsbriefes, wie solcher in Holland und Seeland im Gebrauch ist und das Formular einer Police, „so jezo in Hamburg gebräuchlich“.

Diesem Abschnitt über Seeverversicherung folgt einer über das Wechselwesen, der durch eine kurze Abhandlung, überschrieben „Ordnung und Gebrauch, wie man sich bei Ausgebung und Annehmung der Wechselbriefe zu verhalten hat“ eingeleitet wird.

Den Beschluß machen außer einer „Taxe der Beeydigten Räcker Cortagie, so sie von denen Contrahenten zu empfangen haben“, die wohlgemeinten Erinnerungsregeln, welche oben die Ueberschrift anzeigt und die hier folgen.

Der Leser mag sich an den Erinnerungsregeln, diesem Spiegelbild der Ansichten einer vergangenen Zeit über kaufmännische Moral und Politik, an den theils treffenden, theils wunderlichen Bildern und Ausdrücken ergötzen und lernen; manches ist auch in der Jetztzeit noch sehr beherzigenswerth. Für den Culturhistoriker sind die Regeln von besonderem Werth.

Der jungen Kauf- und Handels-Leuten**Wohlgemeinte****Erinnerungs-Regeln.**

Hier lerne, Jung und Alt, was dir gebührt zu treiben
Damit du unverfehrt im Stande mögeft bleiben.

Wie eine schöne und rühmliche Sache es ist umb einen Handelsmann, der einem recht unter Augen gehet, reblich handelt, niemand ansezt, noch sich selbst durch Trägheit oder Verschwendung in Schaden, Schand und Verderb stürzet. Also hergegen schändlich und verhasst ist bey jedermann ein muthwilliger Fallit oder Banquerottirer. Die Geistliche pflegen ihm ein solches Lob zu geben, daß er ein Unchrist, ein rechter Jude und Teuffelsgenos sey: massen er nicht allein sich selbst in Schande, sondern auch seinen Neben-Christen in Angst und Kummer, ja oft ihrer viel in große Noht und Armuth bringet. Das weltliche Recht hält ihn vor einen Dieb und Diebischer Straffe würdig: Vermög Keyser Karls des V. Const: welcher will, daß diejenigen so Banquerot machen, als öffentliche Räuber und Verderber des gemeinen Nutzens, Gewerbs und Handlungen, ohne die das gemeine Wesen nicht bestehen kan, ohn allen vorhergehenden Proceß mit dem Strange vom Leben zu Tode gebracht werden sollen. Weil auch mancher ehrlicher Mensch, wann er durch solchen Betrug wider seine Schuld in Mangel und Armuth gerathen, oft darüber in eine tieffe Melancholey, gefährliche Krankheit, ja gar wol von Kummerniß und Unmuth ins Grab fällt: Gestaltsam allerhand klägliche Exempel solches bezeugen: Als schilt der Medicus solchen Betrieger auch billig vor einen Mörder. Und ist nicht zu zweiffeln, ein jeder ehrlicher Wiedermann werde solchen Meinungen und Aussprüchen beistimmen.

Im Fall du nun vor dieses Laster und seiner Schand scheu trägest deinen ehrlichen Namen und Gewissen darmahleins damit nicht zu beflecken, sondern im gegentheil, ein behaltener aufrichtiger wohlbeglaubter und angesehener Mann zu seyn und zu verbleiben gedendest: So sey beflissen diese nachgesetzte Erinnerungen aufs beste zu beobachten:

1. Vor allen Dingen fürchte Gott und ruffe ihn an umb seinen Segen in deinem Gewerbe: Ehre die Obrigkeit, und liebe deinen Nächsten.

2. Is und trink mässig, meide vielfältige Gastereyen, und sei nicht lieber noch öfter in den Garten oder bey den lustigen Gesellschaften, weder (denn) in der Schreib-Stuben. Mit viel Spazirenfahren spazirt die Zeit und das Geld lein fein gemacht hinweg.

3. Halt dich in Kleidern sauber, doch nicht zu prächtig, noch über deinen Stand: und hüte dich vor deinem Weib, daß sie mit allzukostbarem Schmuck dich nicht verderbe.

4. Dein Weib sei im Haushalten das linde, du das rechte Auge; und verlaß dich dergestalt auf ihren Fleiß, daß du nicht unsleißig seyst. Gehorche ihr nicht, wann sie dich bereben will, zu einem Nest, welches breiter, weder (als) deine Flügel, dann dieses Pfauenstolze Vöcklein sitzt gern in schönen kostbaren Prang-Stuben, woselbst sie viel Geld verpopitzen, und sind ihrer viel gern mit Ketten behangen, wie St. Jacob mit Muscheln. Sey ja so kindisch nicht, daß

du ihr das Kindbett ihres Gefallens schmücken woltest über dem Vermögen. Laß ihr weder Hosen noch den Geldbeutel, und von dem, was sie hat, die richtige Rechnung thun.

5. Halt und versorge deine Diener und Gesinde wie sich gebühret: hab aber auch gute Acht auf sie, und gedenk allezeit, daß der Herr selber der beste und getreueste Knecht sey.

6. Gehe zu rechter Zeit schlafen, und frühe wider an dein Gewerbe.

7. Was heut immer möglich, daß spähre nicht bis auf folgenden Tag: Denn die Zeit ist köstlich, die Gelegenheit im Rachen kahl, und Morgen dürfte sich was anders finden, so zu verrichten nöthig.

8. Das nöthigste soll allezeit vorgehen dem, was noch etwas Verzug leidet: damit nichts verabsäumet werde.

9. Stelle deine Handlung oder Feilschaft zu rechter Zeit vor, und so du auf die Messen oder Märkte ziehest, trage Sorge daß du mit deinen Waaren zeitig dar bist.

10. Brauch keinen Unterschleiff, und hüte dich, bey Ansagung deiner Waaren vor Schaden und Ungelegenheit wann du den Zoll entrichtest.

11. Den Fuhrleuten, Schiffern und Arbeitern gib einen billigen Lohn: damit sie künftig desto williger und treuer zu deinem Dienste sein, wann du ihrer bedarfst.

12. Sey nicht rauh noch unbescheiden, sondern freundlich in Worten und Geberden; dann Bescheidenheit reizet den Käufer, Grobheit aber schrecket ihn ab.

13. Frag fleißig nach: glaub aber nicht alles, noch einem jeden: sonderlich den Juden nicht.

14. Fertige deine Schreiben zu rechter Zeit ab, damit die Boten nicht aufgehalten, noch die Posten veressen werden.

15. Sortiere deine Waaren fein ordentlich, und ins Auge; denn das macht dem Käufer oft eine Lust.

16. Mache vorhin einen Uberschlag und Rechnung, was du ohn deinen Schaden thun oder lassen könnest, und zwar nicht oben hin im Kopfe, sondern außs Papier; zu welchem Ende es dir dienen kan.

17. Wie auch die richtige Verzeichnüß und Buchhalterey aller deiner Ausgaben, Unfälle, Unkosten, und was dir sonst in Erhandlung der Wahren darauff gangen.

18. Beut man dir ein billiges, und gereicht zu deinem vorhabenden Ziel, so drück ab: Es ist besser zeitig verkaufft, als mit Reu behalten.

19. Dein äußerstes Wort gib aber keinem so leichtlich, sondern laß den Käufer selber herzu rücken: Es sey dann ein resoluter Mann, der außs dein Wort und Ausspruch handelt: denn dafern du einen solchen übersehest, wird er nicht allein deiner müßig gehen, sondern auch andere für dich warnen.

20. Erkundige dich fleißig, ob auch mehr deine Wahren feil haben: und halte, in Betrachtung dessen nicht zu hart und genau auf einen Pfening, auf daß man dir nicht den Rücken lehre, und wiederzukommen verheisse, welches dem Krämer Schaden bringt: Ein Verlust zu rechter Zeit ist oft großer Gewinn.

21. So du aber eine Wahr allein hast, kannst du wohl einen ehrlichen

Profit suchen, doch also, daß es Christlich sei, und dein Gewissen keinen Verlust erleide, oder du an deiner Seele Schaden nimmest.

22. Insonderheit hüte dich, daß du in denen Wahren, deren die allgemeine Nothdurft nicht entbehren kann, als Getreide und dergleichen, dir keinen Fluch an den Hals wucherst: denn wer solche einbehält oder übertheuert, ladet des ganzen Landes Seuffzen auf sich.

23. Im übrigen werde keiner unverderblichen Wahr Feind, wann sie etwa heute nicht gelten will, so gilt sie Morgen: und findet schon allezeit ihren Herren.

24. Wende keinem feinen Kunden oder Handelsmann weder Mund (mündlich) noch Schriftlich ab: und thue einem andern auch nicht, was du wilt, das dir nicht geschehe.

25. Handele kein geraubtes oder gestohlenes Gut an dich, wann es gleich Spott wolfeil: denn es ist nichts wohlfeilers weder der Fluch. Solcher Vorthell hat Adlers Federn, und dürfte wie der Krebs, unter deiner Haabe umb sich fressen, oder deine Erben davor büßen müssen.

26. Schreib ein, ehe du aus gibst, und nim ein, ehe du aufschreibst: lege dich nicht zur Ruhe, bevor du des ganzen Tages Handlung aufgezeichnet, und was du einschreibst, daß sey lauter, klar, verständlich und sauber eingetragen.

27. Schließ des Jahres einmahl einen richtigen Bilanz.

28. Laß dich nicht verdriessen, alles was du einschreibst, wiederumb noch eins zu übersehen.

29. Laß dich von niemand mit Wechsel belasten, sonst schwebt dein Credit in großer Gefahr.

30. Wird dir ein Wechsel-Brief vor Ankunft der Ordinari (Post) zeitlich präsentirt, so gedenke, daß es einen sonderlichen Zufall bedeute, darumb mit der Acceptation behutsam zu gehen.

31. Zahle keinen Wechsel vor der Zeit, daß du ihm nicht müßest noch eins zahlen, wann irgend derselbe immitteltst fallirte, an dem die Zahlung beschehen.

32. Präsentire gleichfalls den Wechsel-Brief zu rechter Zeit, nach Ordnung und Styl des Orts, da er soll bezahlt werden.

33. Wann er nicht acceptiret wird, so protestire mit Notarien und Zeugen, damit du wieder zu deinem Gelde gelangest bey deinem Aufnehmer.

34. Laß dir, dafern Protest wieder zurück kommet, den Aufnehmer nach Gelegenheit der Sachen, ohne Verzug Bürgen stellen, oder gute Wahren und Pfände liefern, damit du deines Hauptkubls, Unkosten und Schaden gesichert seyst.

35. Vor allen Dingen beleiße dich von des Aufnehmers Zustand und Credit gute Kundschafft zu haben, bevor er die Gelder von dir trassiret.

36. Deine acceptirte und bezahlte Wechsel und Obligationes fordere je ehe je lieber ein, umb Verhütung großer Ungelegenheit in Sterbensfällen.

37. Dein gutes Credit bewahre gleich dem Augapfel: strebe dahin, deine Creditoren zu rechter Zeit zu befriedigen, und halte mit jedem richtige Rechnung: dann richtige und kurze Rechnung erhält die beste Freundschaft.

38. Werde nicht leichtlich für jemand Bürge, du habest denn doppelt so viel in Händen, oder sonst genugsame Versicherung: Je kürzer die Bürgschaft benannt, je besser und vortrüglicher es dir ist, und alsdann siehe zu, daß sie recht gelilget wird.

39. Kommstu mit jemand in Streit, so gebrauche dich zum Vergleich ehrlicher und verständiger Rauffleute, die den Handel in der Güte bey legen: und siehe die Rechts-Processen als ein Ruin deiner Zeit, Handlung und Vermögens.

40. Schau wem du leihst und borgest, und gedenke, daß viel borgen macht viel sorgen.

41. Thustu Geld auf Wucher aus, so nimm keinen unbilligen Zins, daß nicht dermaleins Capital und Interesse im Stich bleiben.

42. Vertieff dich nicht im Bauwerk und Land-Gütern: dann es ist nichts mißlicher, weder das seinige auf die Wände verschmieren, oder ins Landwesen stecken, wann man sonst ehrlich auskommen kan.

43. Siehestu gleich viel Raritäten: die nichts anders als das bloße Auge contentiren, hergegen das Geld aus deinem Beutel laufen; so bilde dir nicht ein, du seyst eben der Mann, der solche haben mußte.

44. Leglich sey eingedenk den Herrn von deinem Vermögen zu ehren, und Almosen zu geben von deinem Gewinn. Rinst du dieses alles wol in Acht; so wird dich Gott vor dem Banderot, Verderben und Bettel-Stab wol bewahren.

So weit die Erinnerungsregeln. Ich schließe daran noch einige Bemerkungen zum besseren Verständniß dieser Regeln.

Unter der Bezeichnung „Muthwilliges Fallit“ ist dasselbe zu verstehen, was die hamburgische Fallitenordnung „vom Jahre 1753 einen „boshaften Falliten“ nennt. Das Wort „Muthwillig“ ist eins von den vielen plattdeutschen Wörtern, die nach der Zeit der Reformation aus der plattdeutschen Sprache in die Hochdeutsche Schriftsprache hinübergenommen wurden. Dabei verfuhr man aber, aus Unkenntniß der Sprache, oft oberflächlich und beging Irrthümer, die sich noch heute bemerkbar machen und nachweisen lassen. Während eine Uebersetzung dem Sinne nach hätte stattfinden sollen, begnügte man sich oft damit, dem plattdeutschen Wort einen hochdeutschen Laut zu geben. In solchem Fall blieb der Sinn, den das Wort in der plattdeutschen Sprache hatte, aber die späteren hochdeutschen Sprachforscher befanden sich, da sie den Ursprung des Wortes aus der plattdeutschen Sprache nicht kannten, hinsichtlich der Etymologie des Wortes in peinlicher Verlegenheit. Das hat dann zu den wunderlichen Erklärungen mancher Wörter geführt, ja es ist sogar dem Sinn des Wortes gefährlich geworden; denn nachdem man den Ursprung desselben aus der plattdeutschen Sprache nicht mehr kannte, erklärte man nach Anleitung des hochdeutschen Lautes einen ganz neuen Sinn in das Wort hinein. So auch bei dem Worte „muthwillig“. Das plattdeutsche „mot“, schwedische „mot“ hat mit dem hochdeutschen „Muth“, plattdeutschen „mod“, schwedischen „mod“ nichts gemein, sondern bedeutet „gegen“, „wider“. Daher noch heute die Bedeutung des schwedischen Wortes „motvilja“ nicht Muthwille ist, sondern „widerstrebende Gesinnung, der Widerwille“. Auch im hantischen Seerecht von 1614, welches sich auf frühere plattdeutsche Reccessen der Hanse gründet, selbst aber in ziemlich unbeholfenem Hochdeutsch abgefaßt ist, heißt es im Artikel 8 des dritten Titels: „Würde sich der Schiffkinder einer oder mehrere gegen den Schiffer muthwillig stellen oder untreu erzeigen“ u. s. w. Das Wort „muthwillig“ ist hier in dem Sinne von „widerstrebend, aufässig, böswillig“ gebraucht. Das Wort hat hier also noch den plattdeutschen Sinn,

aber schon eine hochdeutsche Form. Diese Form ist dann im Laufe der Zeit die Veranlassung gewesen, daß der ursprüngliche plattdeutsche Sinn des Wortes ganz verloren gegangen und daselbe die heutige Bedeutung von „übermüthig, spielend“ erhalten hat.

Das Wort „weder“, welches an mehreren Stellen vorkommt, hat die Bedeutung von „denn“ oder „als“.

Die Erfahrung, welche der neunten Erinnerungsregel zum Grunde liegt, es sei vortheilhaft, sich mit seinen Waaren auf der Messe zeitig einzufinden, hat bekanntlich bewirkt, daß die Messgeschäfte in der Hauptsache schon vor Beginn der eigentlichen Messzeit beendet sind.

„Vor Ankunft der Ordinari“ bedeutet vor Ankunft der gewöhnlichen Post.

Die Beziehungen zwischen Geographie und Nationalökonomie.

Nach einer Rede von Jules Duval (gehalten in der geographischen Gesellschaft in Paris am 1. Mai 1863).

Die Geographie und Nationalökonomie sind zwei Wissenschaften, welche durch enge natürliche Beziehungen zusammenhängen. Die beiden Wissenschaften beschäftigen sich, wenn auch nach verschiedener Methode und verschiedenen Gesichtspunkten mit der Erde, ihren Produkten, ihren Bewohnern, den Verhältnissen zwischen den Zonen und Climates, den Erzeugnissen der menschlichen Arbeit und den politischen Societäten: durch Mittheilung ihrer Beobachtungen würden sie sich erweitern und vervollständigen, ohne sich zu vermischen. Denen, welche die Fruchtbarkeit ihrer Untersuchungen nicht anerkennen wollten, würde die Geographie die werthvollen Aufklärungen über die Produktionskräfte der verschiedenen Länder an die Hand geben; die Nationalökonomie ihrerseits würde, indem sie ihren Gesichtskreis über die verschiedenen Gegenden der Erde ausdehnte, in ihren Theorien die unendliche Mannigfaltigkeit der ökonomischen Thatfachen zusammenfassen, während sie bis jetzt sich zu sehr auf die europäischen Staaten beschränkt hat. Wenn auch diese Bahn, welche der unerschöpflichen Wissenschaft der Beziehungen zwischen Erde und Mensch eröffnet ist, bis jetzt wenig betreten wurde, so ist sie doch nicht erst neu gebrochen. Auf dem Grunde, den Hippokrates im Alterthum, Bodin und Wafö in der neueren Zeit gelegt hatten, versuchte im 18. Jahrhundert Montesquieu die Principien und Regeln des gegenseitigen Einflusses des Menschen und des Bodens, auf dem er lebt, zu fixiren in seiner berühmten Abhandlung über die Climate, aus welchen der streng wissenschaftliche Geist unserer Zeit nur die allgemeine Idee entlehnt hat; Buffon behandelte denselben Stoff in glän-

zendem Stile. Einige Jahre darauf stellte Turgot in demselben Geiste ein Programm politischer Geographie auf, dessen weite Gesichtspunkte noch jetzt überraschen. Rabanis und alle Philosophen der sensualistischen Schule schlossen sich der Theorie Montesquieu's an, indem sie dieselbe in der Anwendung sogar noch weiter ausdehnten, jedoch mehr auf den physischen und moralischen Menschen, als auf die ökonomischen Bedingungen der menschlichen Gesellschaft. In Deutschland besonders wurde im 19. Jahrhundert die Allianz der Geographie und Nationalökonomie besiegelt, es genügt, die beiden großen Namen: Alexander v. Humboldt und Karl Ritter zu nennen. Das Zweckmäßige dieser Vereinigung ist in neuerer Zeit in Frankreich genügend anerkannt: die Rede Duvals ist ein neuer sprechender Beweis dafür. —

Die Einteilung der Erdoberfläche in zwei Continente hat auf die ökonomischen Geschicke des Menschengeschlechts den entscheidendsten Einfluß geübt. Hätte unser Planet sich zu Einer zusammenhängenden Masse gebildet statt seiner Theilung in zwei große durch den Ocean getrennte Stücke, so wäre das Leben der menschlichen Gesellschaft ein sehr verschiedenes von dem, wie es jetzt sich gestaltet hat, geworden, ebenso in commercieller wie in politischer Beziehung. Alle jene großen Handelsverbindungen, welche erst seit 4 Jahrhunderten die alte und neue Welt genähert haben, hätten 40 Jahrhunderte früher begonnen. Die europäischen Kolonien hätten sich, statt sich am Gestade des Mittelmeers zu concentriren, wie die asiatischen Colonien ihrerseits an der Küste des indischen Oceans, über andere Länder und unter andere Climate vertheilt, welche ihrerseits wieder ihre Produkte als Contingente für die allgemeine Circulation geliefert hätten. Man kann sagen, daß bis zur großen Entdeckung von Christoph Columbus Amerika für die Menschheit gar nicht existirt hat, deren Existenz insofern eine Art von Verkümmelung erlitten hatte; indem sie ein wesentliches Organ zurückgegeben hat, hat diese Entdeckung sie mit einer Fülle von Kräften begabt und mit einem Gleichgewicht von Thätigkeiten, die ihr bis dahin fehlten. Selbst die Gliederung der Continente hat einen eigenthümlichen Einfluß ausgeübt. Humboldt sagt: „Wie verschieden wäre die gegenwärtige Temperatur der Erde, der Landbau, sogar die Gesittung geworden, wenn die Achsen der alten und neuen Welt dieselbe Richtung hätten.“

Während die große Entfernung zwischen den beiden ungleichen Hälften unseres Planeten so lange ein absolutes Hinderniß für ihren gegenseitigen Verkehr gewesen ist, ist sie, seit der menschliche Geist sie zu überwinden wußte, eine Arbeits- und Machtquelle geworden: eine Arbeitsquelle durch die Schifffahrt, eine Machtquelle für die seefahrenden Nationen, nacheinander Portugal, Spanien, England, Holland und Frankreich. Seinen Wohlstand verdankt England besonders seiner Marine und seinen transatlantischen Colonien. Seine Herrschaft auf der See hat ihm lange Zeit das Handelsmonopol gesichert und seine politische Rolle garantirt. Als ein noch schnelleres Verkehrsmittel als Wind und Dampf hat sich in unseren Tagen die Electricität erwiesen, daher die Anlage des unterseeischen Kabels zwischen Europa und Amerika.

Was Masse und Volumen betrifft, so stehen die beiden Continente im Mißverhältniß; Amerika erreicht kaum die Hälfte der alten Welt nach diesen beiden Gesichtspunkten. Oceanien ist eigentlich nichts anders, als die sichtbaren Gipfel

eines dritten Continents. Merkwürdiger Weise ist auch das vegetative und animalische Leben gewissermaßen nicht so lebenskräftig, wie in der alten Welt; selbst die Eingeborenen, die Indianer, sind nicht so männlich organisiert, wie die Europäer.

Die fünf Welttheile, die man in der Regel unterscheidet, könnten auf sechs gebracht werden, indem man Nord- und Südamerika als besondere Continente betrachtet, die ja nur durch einen schmalen Isthmus zusammenhängen. Die Oberfläche dieser Welttheile — als erste geographische Eigenthümlichkeit — hat auch einen eigenthümlichen ökonomischen Charakter bedingt. Für weite Ebenen ist von jeher das Nomadenleben charakteristisch gewesen, zugleich haben sie stets Einfällen von außen freien Spielraum gelassen. Der langsame Verkehr, welcher aus diesem Mangel an Zusammengehörigkeit und Centralisation sich ergibt, wird die natürlichen Vortheile der Lage neutralisiren. Aus Mangel an guten Straßen, die nur civilisirte Völker bauen, wird der Produktaustausch nur langsam von Statten gehen. Die wenig dichte Bevölkerung und der mangelnde Wohlstand dürfte in solchen Gegenden den Bau von soliden Straßen und von Eisenbahnen wenig rentabel erscheinen lassen. Die geschilderten Züge finden wir in Central- und Nordasien, in der syrischen Ebene mit ihrer Fortsetzung in Arabien, in der Wüste Sahara; sie passen auch auf das europäische und asiatische Rußland und auf Polen, überhaupt auf alle Gegenden, welche für Wanderungen von Nomadenstämmen geeignet sind. Rußlands Schwäche insbesondere ruht in der unendlichen Ausdehnung seines Territoriums, das schlecht bevölkert und wenig cultivirt ist. Die obigen Züge finden wir in ganz Osteuropa wieder, im Gegensatz zu dem viel reicher gegliederten Westeuropa. Die reiche Gliederung und die ausgeprägte Form eines Continents übt nach Humboldt einen großen Einfluß auf die Cultur und Civilisation seiner Völker. Diese günstigen Verhältnisse im Verein mit dem dadurch bedingten Klima und der natürlichen Begabung der kaukasischen Race haben Europa trotz seiner relativen Kleinheit die Suprematie über die anderen Welttheile verschafft. Das günstige Ineinandergreifen von Land und Meer, Gebirg und Ebene, Fluß und Thal hat den Bewohnern Europa's ihre geistige Entwicklung wesentlich erleichtert. Der Mangel an Küstengliederung ist für ein Land ebenso stets nachtheilig. Den Beweis hiefür liefert Afrika: aus diesem Mangel geht hauptsächlich sein Zurückbleiben in socialer Beziehung hervor. Im Norden ist nur der Hafen von Alexandria an der Allmündung günstig. An der langgestreckten westlichen Küste münden nur drei oder vier große Flüsse, der Senegal, der Gambia, der Niger, der Congo; an der Ostküste nur ein einziger von gleicher Bedeutung, der Zambeze; nur so viele auf eine Ausdehnung von 20,000 Kilometer. Ueberdies sind die meisten Flußmündungen durch Sandbänke schwer zugänglich. Die ganze Ost-, Süd- und Westküste Afrika's ist ohne weiten, tiefen und geschützten Hafen; in Algier und am Cap hat man künstliche Häfen anlegen müssen. Wäre die Küstengliederung nicht so ungünstig, so würden die Bewohner Afrika's durch den Handel intelligenter und thätiger geworden sein; die Schwarzen würden weniger leicht durch eine Minorität von Stärkeren und Geschickteren in Sklaverei geschleppt worden sein. Wenn sie durch Ackerbau und Industrie ein großes produktives Capital repräsentirt hätten, so wären sie nicht um einen elenden Preis der gehässigen Ausbeutung im Handel ausgesetzt gewesen,

wenn sie mehr werth gewesen wären, so hätten sie nur in kleinerer Quantität ausgeführt werden können.

Derselbe Mangel an Küstengliederung, wie in Afrika, wiederholt sich in Asien in der arabischen Halbinsel, an der Westküste Australiens und an beiden Küsten Südamerikas. Welche reiche Küstengliederung dagegen in Nordamerika vom St. Lorenzfluß bis zum Golf von Mexico, ja selbst, wenn auch in geringerem Grade, auf der entgegengesetzten Küste Californien entlang! Welch blühende Colonieen, welch mächtige Union hat sich dort gegründet! In Europa ist die Küstengliederung am reichsten rings um das Mittelmeer und an der Ostküste des atlantischen Oceans; es sind hier nach einander zu nennen: Griechenland, Italien, die Pyrenenhalbinsel, Frankreich, Skandinavien und England. Eine reiche Fülle von Meerbusen, von Rheden und Häfen besitzen ja diese weltbekannten Länder. Die folgende Tabelle wird zur Genüge darthun, welch großen Einfluß die Gliederung der Küsten auf die commercielle und sociale Entwicklung der einzelnen Welttheile ausübt:

In Europa	kommt 1 Kilometer Küste auf 289 □ Kilom. Oberfläche.						
„ Nordamerika	„	1	„	„	„	407	„ „ „
„ Australien	„	1	„	„	„	534	„ „ „
„ Südamerika	„	1	„	„	„	689	„ „ „
„ Asien	„	1	„	„	„	763	„ „ „
„ Afrika	„	1	„	„	„	1420	„ „ „

Bei der Betrachtung der Umrisse der Welttheile sind besonders in Betracht zu ziehen: die Landengen, die Caps und die Halbinseln. Die Landengen für's Erste verbinden die Länder und trennen die Meere. In den Zeitaltern also, in welchen der Verkehr zu Land vorherrscht, wird man sie für nützlich erklären, während man dagegen in Zeiten, wo die Schifffahrt blüht, das Bedürfnis fühlen wird, sie durch Canäle zu durchschneiden oder mit Schienenwegen zu bedecken. Welch große Veränderung wird die Verbindung des rothen mit dem mittelländischen Meer durch die in neuester Zeit in Angriff genommene Durchführung der Landenge von Suez in den commercieellen Verhältnissen der Menschheit hervorbringen! Von ebenso weit reichenden Folgen wäre die Durchstechung der Landenge von Panama, indem man so den Umweg über das Cap Horn vermeiden würde. Die Caps, als die äußersten Spitzen der Welttheile, haben für die Entwicklung der Schifffahrt große Bedeutung gehabt. Vasco de Gama ist berühmt geworden durch die Umsegelung des Caps der guten Hoffnung, Magellan durch die des Caps Horn. Die Bedeutung der Halbinseln in culturhistorischer Beziehung hat die Geschichte Griechenlands, Italiens und Spaniens genügend dokumentirt. Bestimmung zur Herrschaft auf der See, politische Unabhängigkeit und scharf ausgeprägte Individualität sind bezeichnend nicht nur für diese Halbinseln Europas, sondern auch das asiatische Arabien war durch seine natürliche Beschaffenheit geeignet, die Wiege des Muhammedanismus zu werden.

Wie das Festland, so hat auch das Meer seine tiefe Bedeutung in nationalökonomischer Beziehung. Uncivilisirte Länder trennt es, für civilisirte Staaten ist es die größte Verkehrsstraße. Selbst der Grund des Meeres ist in neuester Zeit durch die Legung des elektrischen Kabels von Bedeutung für uns

geworden. Eine Menge von Inseln im stillen Ocean sind nichts als das Werk der stillen Arbeit von Myriaden von Korallenthieren. Die Meerengen können für den Seefahrer je nachdem hinderlich oder förderlich sein; in strategischer Beziehung sind sie von hoher Bedeutung, wie z. B. die Straße von Gibraltar. — Die Inseln üben auf ihre Bewohner einen specifischen Einfluß aus. Auf das Meer ist jeder Insulaner angewiesen: dieses ist das Feld, wo er sich durch Handel bereichern kann, das Meer ist das Pfand seiner Sicherheit. Griechenland und England sind glänzende Beispiele für den Patriotismus der Insulaner. Die Inseln sind zugleich Haltstationen für die Seefahrer, Brücken von einem Land zum andern. Die Weltumsegelungen wären ohne Inseln nahezu unmöglich.

Nachdem vom Festland und vom Meere, oder von der horizontalen Gliederung die Rede gewesen, ist nun auch die vertikale Gliederung in's Auge zu fassen, es ist von den Gebirgen, Thälern und Ebenen und ihrer national-ökonomischen Bedeutung zu reden. Nächst den Meeren sind die Gebirge die natürlichsten Grenzen der Länder. In der Gebirgsluft stählt sich mit der physischen die moralische Kraft; der Gebirgsbewohner ist unabhängig und seinem Stolze sagt die Isolation zu. Centralisation ist in Gebirgsgegenden nicht wohl möglich, Alles drängt zur Zersplitterung in Stämme oder zur republikanischen Conföderation. Griechenland und die Schweiz sind Beispiele hiefür. Die Thäler und Ebenen sind vorzugsweise der Sitz der Civilisation und der Boden für Verkehrswege aller Art, aber auch das Terrain für entscheidende Schlachten und Entwicklung bedeutender Truppenmassen. — Die Flüsse haben schon seit den ältesten Zeiten großen Einfluß auf die Civilisation geübt. Ackerbau und Industrie haben sich von jeher an ihren Ufern kräftig entwickelt. Der Nil war in Aegypten von Anfang an die Quelle alles socialen Lebens. An den Flußufern sind von jeher die Handelsstädte gegründet worden. Nicht nur die Bewässerung kommt für die Landwirthschaft in Betracht, sondern auch die Wasserkraft für die Industrie. Für den Handel haben die Flüsse nach den Meeren die größte Bedeutung. So ist denn gewiß das hydrographische System eines Landes eine der Hauptbedingungen für die Produktivität der Bevölkerung.

Die Wälder haben, wenn sie auf eine mäßige Ausdehnung reducirt sind, durch ihre Einwirkung auf die flüssigen Niederschläge, auf die Regelmäßigkeit der Quellen einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die menschliche Gesellschaft. Sind sie dagegen im Uebermaß vorhanden, so bringen sie eine ungesunde Kälte, eine feuchte, der Gesundheit nachtheilige Temperatur hervor; sind sie andererseits nicht in genügender Menge vorhanden, so steigert sich die Trockenheit und Dürre in einem für die Vegetation nachtheiligen Grade. Mit Recht hat daher die Staatsverwaltung der Bewirthschaftung der Wälder eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. — Die Steppen haben von Anfang an nur einen Spielraum für nomadische Horden bieten können, deren lüsterne Blicke auf die reichen Nachbargegenden sich wandten, welche sie oft genug räuberisch überfallen haben. — Weit mehr noch als Meere oder Gebirge trennen die Wüsten, die aber nie ganz von Vegetation entblößt, auch stets durch Oasen unterbrochen sind, die einzelnen Theile der menschlichen Gesellschaft. Die benachbarten Landstriche haben vor Allem unter dem sengenden Wüstenwind zu leiden. Karawanen durchziehen vermittelst des Kameels, „des Schiffs der Wüste“, auch diese öden Strecken.

Die größte kulturhistorische Bedeutung haben die Däsen, ist ja doch Aegypten selbst nichts anderes als eine durch den Nil geschaffene Dase zwischen der libyischen und arabisch-syrischen Wüste. — Um von dem Landgebiet wieder auf das Gebiet der See überzugehen, so sind die Meeresströmungen, unter diesen besonders der Golfstrom, von tief eingreifender Bedeutung auf die Schifffahrt: die Kenntniß derselben hat die Routen zwischen den einzelnen Welttheilen bedeutend abgekürzt; auch üben dieselben einen wohlbekannten Einfluß auf die Temperatur der Länder, welche sie berühren. — Die Temperatur hängt ihrerseits ab von Phänomenen der Atmosphäre, die ihre Wirkung auf alle organischen Wesen erstrecken. Wir unterscheiden nach klimatischen Verhältnissen bekanntermaßen die verschiedenen Zonen: die Polarzonen, die (nördlich und südlich) gemäßigten und die Tropenzone. In der Polarzone ist so gut wie kein Landbau, noch weniger Industrie möglich, da es nahezu an jeder Vegetation fehlt. Die gemäßigte Zone bietet in ihren Temperaturverhältnissen die günstigsten Verhältnisse für die menschliche Arbeit; wie die Natur ihrerseits Produkte in reicher Mannigfaltigkeit hervorbringt. In der Tropenzone ist das vegetative und animalische Leben in üppiger Fülle vertreten, so daß beinahe keine menschliche Arbeit nöthig ist, daher die Trägheit der Tropenbewohner gegenüber von der Thätigkeit der Bewohner der gemäßigten Zone. Zu den klimatischen Verhältnissen sind auch die Winde als Träger von Wärme und Kälte und als bewegende Kräfte überhaupt von Bedeutung; sie machen erst Schifffahrt und Handel möglich und haben schon die Entdeckung unbekannter Küsten bewirkt. Bekannt ist die Wirkung des Sirocco (Föhn) auf die Temperaturverhältnisse von Mitteleuropa. Der wässrige Niederschlag der Wolken bildet die Quellen, welche ihrerseits die Flüsse speisen; der Regen dient überhaupt zur Erfrischung der Vegetation. Mineral- und heiße Quellen haben für die Gesundheitsverhältnisse und für die Entwicklung des Wohlstandes gleich hohen Werth. Das Licht bedingt in seiner größeren oder geringeren Intensität die verschiedene Beleuchtung des Himmels, auf dem Magnetismus beruht der Kompaß, die Elektrizität hat durch die Erfindung des Telegraphen, welche sie ermöglichte, die Entfernungen auf das möglichst geringe Maß reducirt. Die civilisirten Völker haben in unserem Jahrhundert ein universelles Communicationsnetz um ihre Länder als internationales Band geschlossen. — Naturereignisse, wie Gewitter, Ausbrüche von Vulkanen und Erdbeben sind es, gegen welche sich die Erfindungskraft des Menschen sichern mußte. Gegen die Gewitter gewährte die Erfindung des Blitzableiters Schutz, Vulkane und Erdbeben sind Katastrophen, gegen welche bis jetzt der menschliche Geist noch keine Schutzmittel gefunden hat.

Nachdem im Vorhergehenden von den flüssigen, festen und gasartigen Massen die Rede gewesen, welche den eigentlichen Gegenstand der Geographie bilden, so bleibt jetzt noch übrig einen raschen Blick auf die großen Classen von Erzeugnissen zu werfen, welche die Geographie nach ihrer Vertheilung über die Erdoberfläche aufzählt, die Nationalökonomie dagegen nach ihrer Verwendungsart, ohne sich specieller mit ihnen zu befassen. Diese Produkte sind: die Mineralien, die Gewächse und die Thiere.

Die mineralischen Materien bieten sich der Behandlung durch den Menschen in zwei Hauptformen dar: bald sind sie mit einer mehr oder minder dichten Erd-

schichte vermengt; in diesem Fall sind sie das Object des Ackerbaus, bald sind sie auf sich selbst reducirt; dann sind sie Object der Industrie: unter beiden Formen stehen sie in engster Beziehung zur Nationalökonomie.

Die mineralischen Bestandtheile des Bodens üben in ihrer Zusammensetzung, wie in ihrer Zersetzung und Mischung eigenthümliche Einflüsse auf die Bodencultur und die Fruchtbarkeit verschiedener Landstriche. Diese Fruchtbarkeit hängt aber ab von dem Verhältniß der chemischen und physischen Elemente. Die Art der Cultur, je nachdem sie durch Klima, geologische Beschaffenheit des Bodens bestimmt ist, übt auch ihren Einfluß auf die Bevölkerung. Während die Beschäftigung mit Viehzucht die Bevölkerungen isolirt, vereint sie andererseits der Ackerbau zu Dörfern, die Industrie und der Handel zu Städten.

Bekannt genug ist die industrielle Verwendung der Mineralien. Die Nationalökonomie unterscheidet unter den Mineralien wieder zwei Classen: die edlen und die unedlen Metalle, beide von höchstem, wenn auch von verschiedenartigem Werth. Gold und Silber sind durch ihre physischen und chemischen Eigenthümlichkeiten schon seit den ältesten Zeiten in allen Ländern als Tauschmittel oder als Münze verwendet worden: in früheren Zeiten waren sie in der alten Welt im gleichen Ueberfluß vorhanden, wie jetzt in der neuen. Das Gold- und Silberfuchen wurde die erste Veranlassung zur Auswanderung, zu Seefahrten und zur Colonisation. Die Dichter verwünschten den „verfluchten Hunger nach Gold“, die Nationalökonomieen priesen ihn. Sucht nach Gold führte auch Christoph Columbus nach Amerika. Vom 15. bis 18. Jahrhundert demoralisirten die Gold- und Silberminen von Peru und Mexico die Metropolen durch einen Luxus ohne Arbeit und veränderten zugleich den Vermögensstand durch ein allgemeines Sinken des Geldwerths. In unserer Zeit haben die Goldländer Californien und Australien dieselbe Anziehungskraft ausgeübt, ohne denselben Nachtheil zu bringen, weil die Goldklumpen alsbald exportirt und in den Strom einer produktiven Circulation hineingezogen werden. Gold und Silber in rohem Zustand sind Diamanten, welche die Menschen anziehen, geprägt repräsentiren sie den Reichtum in eminentem Sinn, die Macht und den Genuß. — Unter den nichtmetallischen Mineralien üben die Edelsteine, vor allen der Diamant, einen ähnlichen Zauber auf den Menschen, wie Gold und Silber; da sie aber nur zum Schmucke dienen, so ist dadurch ihre sociale Bedeutung begrenzt. — Jede Localität, welche solche mineralischen Reichtümer besitzt, welche sich mit Nutzen ausbeuten lassen, wird alsbald mit industriellen Etablissements sich bedecken und bis zu einem gewissen Grad sich civilisiren. — Seinem Reichtum an Eisen und Kupfer verdankt England vor Allem seinen Wohlstand; aber auch die Steinkohle, welche Wärme und Gas liefert und indirekt auch Dampf und Bewegung bildet einen beneidenswerthen Reichtum industrieller Völker. Nach dem goldenen, silbernen und ehernen, ist unser Zeitalter das der Steinkohlen.

Während die Mineralien größtentheils über alle Längen- und Breitengrade gleichmäßig werthvoll sind, sind dagegen die Pflanzen nur auf bestimmte Erdgürtel beschränkt, es gibt nur sehr wenige, welche über die ganze Erde verbreitet sind. Temperatur- und Bodenverhältnisse bestimmen die Grenzen, innerhalb deren die einzelnen Pflanzenklassen vorkommen. Vom Pol zum Aequator und umgekehrt entfalten sich vor dem Reisenden stets neue Vegetationsgemälde. An den

Polen ist die Vegetation verkümmert, dem Ersterben nahe, in der Tropenzone großartig und üppig; die gemäßigte Zone enthält hauptsächlich die für die Industrie nughbaren Gewächse. — Von Nahrungspflanzen besitzt die gemäßigte Zone in erster Linie die Cerealien. Das Korn liefert als verbreitetstes Nahrungsmittel das Brod. In den Tropen vertritt der Mais und der Reis die Stelle des Kornes. — An Getränken folgen sich Bier, Most, Wein, Araf, Palmwein von Norden nach Süden. Der Zucker ist ein Erzeugniß der heißen Länder, Kaffee, Cacao ebenfalls, der Thee kommt schon in einer gemäßigten Zone fort. Mit Ausnahme des Tabaks, der seiner Verbreitung nach nahezu kosmopolitisch ist, sind die aromatischen Pflanzen und die Gewürze das Privilegium der heißesten Gegenden des Orients. Von da kommen der Pfeffer, der Zimmt, die Muskatnuß u. s. w. Doch liefern auch wohlriechende Pflanzen der gemäßigten Zone, wie die Rose, Jasmin, Geranium, Myrthe, Orangen und Citronen Wohlgerüche und wohlriechende Wasser. Von der tropischen Zone dagegen kommt der Kautschuk, das Guttapercha, der Gummi arabicum und die officinellen Pflanzen, wie Aloe, die Chinarinde. Die Rolle, welche das Opium in China spielt, ist weltbekannt. —

An die Pflanzenwelt reiht sich das Thierreich an, welches nicht, wie die erstere, ganz passiv dem Menschen zur Benützung sich darbietet, sondern ihm theilweise activen Widerstand entgegensetzt. Während die Jagd im Lauf der Zeit aus einem nothwendigen Bedürfniß mehr eine Belustigung oder eine Speculation geworden ist, so bleibt dagegen der Fischfang ein beträchtlicher Produktionszweig. Fähringe und Wallfische sind ein Hauptgegenstand desselben. Die Gefahr, welche dem Menschen von den reisenden Thieren droht, hat seine Erfindungskraft geschärft, so daß heutzutage die wilden Thiere weniger mehr angreifen, als vielmehr der verfolgte Theil sind. Löwen, Tiger, Panther werden um ihrer Felle willen gejagt, der Elephant, das Flusspferd, das Rhinoceros werden wegen des Elfenbeins verfolgt; der Strauß wegen seiner Federn und Eier. In der Polarzone sind die Pelzthiere ein gesuchter Artikel. Die sogenannten Hausthiere haben sich in der Gesellschaft des Menschen über die ganze Erde verbreitet. Die Biene, welche Wachs und Honig liefert, ist über die ganze Erde verbreitet, während die Cochenille und der Seidenwurm auf die heiße und gemäßigte Zone beschränkt sind. Die Industrie sucht nach Korallen und Schwämmen auf unterseeischen Böden, Perlen in ihren Muscheln, Aустern an den Küsten unserer Continente. Jeder Winkel der Erdkugel, auf dem Lande, wie in der See, ist somit mit irgend einem eigenthümlichen Produkte begabt. An der Spitze des Thierreichs steht der Mensch. Die Eintheilung des Menschen in verschiedene Racen gehört in das Gebiet der Ethnographie. Was die Nationalökonomie berührt, ist nur Folgendes:

Die weiße Race im Occident, die gelbe im Orient haben eine unbezweifelte Superiorität über die schwarze und rothe erlangt in allen Künsten, welche sich auf die materielle Wohlfahrt der Gesellschaft beziehen. In Ackerbau und Cultur scheint sogar die gelbe der weißen Race, wenigstens der Zeit nach, voran zu sein. Die weiße Race dagegen ist im Handel entschieden am Weitersten fortgeschritten: kosmopolitisch begabt hat sie den ganzen Erdkreis durchforscht, und statt sich in ihrem Heimathland abzuschließen, hat sie die Schifffahrt erfunden

und Verkehrsmittel aller Art geschaffen. Die Arbeit und der Handel sind die beiden Pole der menschlichen Thätigkeit. Die Geographie leistet durch das vollständige Inventar aller natürlichen Kräfte, die auszubeuten sind, und aller Produkte, die Gegenstand des Handels werden können, der Nationalökonomie werthvolle Dienste.

Die Bewegung, welche Land und Meer mit einem Netze von Handelsstraßen überzieht, vollzieht sich aber mit Hilfe von drei Medien, durch die Sprachen, um die Vertragsbestimmungen festzusetzen, durch die Münzen, das Gewicht und Maß, um konventionelle Zeichen zu haben, durch die Straßen für den Transport der Produkte, die in den Handel gelangen.

Die größere oder geringere Verschiedenheit der Sprachen erleichtert oder erschwert natürlich den Verkehr. Unter den Tauschmitteln nimmt das geprägte Metall mit konventionellem Werth als Münze die erste Stelle ein. Maß und Gewicht sind freilich in den verschiedenen Theilen der Erde noch gar sehr verschieden. Die Straßen sind nach der Physiognomie der Landstraßen, welche sie durchziehen, verschieden; die Seestraßen haben gegenüber den Straßen des Festlandes ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Auch die Behelfen modificiren sich, wie die Straßen: Karawanen, Wagen, Segelschiffe, Eisenbahnen und Dampfboote.

Eine letzte Fusion der geographischen und nationalökonomischen Interessen finden wir in den Großstädten, welche in der Regel an Knotenpunkten des Handels entstehen und gewissermaßen die Ganglien des Straßensystems sind. Die Ursachen ihres Entstehens, ihrer Entwicklung, ihres Verfalls gehören gleicherweise beiden Wissenschaften an, der Geographie als Thatfachen, der Nationalökonomie als Gesetze.

Während in dem ersten Haupttheile der Rede des Herrn Düval von den natürlichen Beziehungen zwischen den geographischen und nationalökonomischen Thatfachen die Rede war, behandelt der Redner zum Schluß die Anwendung der geographischen Kenntnisse auf die nationalökonomischen Probleme und deren Lösung.

Die Methode der Nationalökonomie muß, wie es sich für die Geographie von selbst versteht, das Ganze der Erbkugel im Auge behalten. Rossi hat gesagt: „die Nationalökonomie hat richtig aufgefaßt zu ihrem Gebiet die ganze Welt (l'univers).“ Kein nationalökonomisches Problem kann ausschließlich lokal gelöst werden. Die Einheit trotz aller Kontraste ist das Fundament der geographischen Wissenschaft; diese Einheit darf auch der Nationalökonom bei seiner Betrachtung der ökonomischen Probleme niemals aus dem Auge verlieren. Eine Solidarität der Interessen, sei es nun durch Consumtion oder Produktion, vereinigt alle Erdenbewohner.

Eine der Hauptfragen ist auf diesem Gebiete die Bevölkerungsfrage. In den ältesten Zeiten wurde die zunehmende Bevölkerung als ein Segen Gottes und eine Machterweiterung der Staaten aufgefaßt: in neuerer Zeit wurde dieselbe von Malthus als eine der größten Gefahren für die Menschheit bezeichnet. Malthus und seine Anhänger haben die Frage auf den Rahmen der Familien einer Stadt, eines Staates beschränkt, als ob nicht bei der Bevölkerungsfrage der Raum der ganzen Erde in Betracht zu ziehen wäre. Ein Beispiel wird den

Irrthum, welcher in dieser Beschränkung auf einzelne Lokalitäten liegt, darthun. Die Gesamtbevölkerung der Erde wird auf 12—1300 Millionen angenommen, nun aber hat die Erde, die unbewohnbaren Striche der Polarzonen abgerechnet, einen Flächeninhalt von 12 Milliarden Hektaren. Nach dieser Berechnung käme höchstens 1 Bewohner auf 12 Hektaren, etwas mehr als 8 auf einen Quadratkilometer, während Frankreich ein Land von mittlerer Dichtigkeit der Bevölkerung 1 Bewohner auf $1\frac{1}{2}$ Hektaren oder 67 auf einem Quadratkilometer zählt. Wäre also die Erdkugel in gleichem Maße wie Frankreich bevölkert, so würde ihre Bevölkerung 8 Mal größer sein, als die gegenwärtige; die Erde würde also eine Bevölkerung von 9000—10,000 Millionen aufweisen.

Betrachtet man die nationalökonomischen Fragen von einem zu engen Gesichtskreis aus, so hat man auch schon häufig an der Auswanderung Anstoß genommen, aber mit Unrecht. Viele Nationalökonomien beklagen nämlich die Auswanderung als ein Symptom für die Verarmung der Gesellschaft, welche die Auswanderer verlassen, und als ein trauriges Exil für die Emigranten. Die geographisch-historische Betrachtung zerstört alsbald dieses Vorurtheil: denn die jetzt auf den verschiedenen Theilen unserer Erde sesshaften Völker sind alle mehr oder minder als Einwanderer dahin gekommen. Wenn die Auswanderung zur Verarmung der Völker führen würde, so wären die civilisirtesten Nationen Europas längst ruiniert. Es ist statistisch nachgewiesen, daß England und Deutschland trotz der Auswanderung an Wohlstand nichts verloren haben. Besonders Irlands materielle Zustände haben sich eben durch die Auswanderung verbessert. Der ganze Westen Europas kennt die Auswanderung und ist reich, der Osten kennt sie nicht und ist arm, — Beweis genug gegen die obige Behauptung.

Soll die Auswanderung rationell betrieben werden, so handelt es sich in erster Linie um die Wahl der geeigneten Dertlichkeit für die Emigranten. Wir kommen hier auf die viel diskutierte Frage der Colonisirung. England steht in dieser Beziehung unbedingt als die erste Nation der Welt da. Fragt man aber, wem diese Nation ihr Colonisirungstalent zu verdanken hat, so muß man in erster Linie die allgemeine Verbreitung geographischer Kenntnisse nennen. Bei der letzten Londoner Ausstellung bewunderte man allgemein die zahlreichen und billigen geographischen Karten und Handbücher für den Elementarunterricht. Jeder Engländer wird von Kindheit auf in der Kenntniß der Erdkugel, ihrer Regionen und Produkte unterrichtet, und wird so frühzeitig vorbereitet für die Rolle des Seemanns, Kolonisten und wissenschaftlichen Reisenden, welche er als Mann meist mit so großem Erfolg spielt. Die Popularität des geographischen Unterrichts ist vorzugsweise ein Beweis für die intelligente englische Erziehung.

Der Pauperismus oder das materielle Elend einzelner Bevölkerungen, oder einzelner Classen der Gesellschaft hat seinen Grund, soweit nicht ungünstige klimatische Verhältnisse die Schuld tragen, vorzugsweise in der zu massenhaften Anhäufung von Menschen in einzelnen Großstädten, besonders auch in großen Fabrikdistrikten. Um diesem Uebel abzuhelpen, bliebe nichts anderes übrig, als eine mehr gleichmäßige Vertheilung der Hauptstädte und ihrer Bewohner über das ganze Land, wo dann die künstlichen Reizmittel aller Art, die in Großstädten ihre Rolle spielen, wegsallen würden. In den heißen und Polarzonen ist großentheils moralische Indolenz und traffe Ignoranz die Quelle des materiellen Elends.

Hiefür besteht nur das Eine Gegenmittel der geistigen und socialen Hebung der betreffenden Bevölkerung.

In der Sklavenfrage hat die Nationalökonomie von Anfang an die gute Sache verfolgt, indem sie die Freiheit aller Menschenrassen als Grundsatz aufstellt. Nach dem Berichte aller afrikanischen Reisenden, besonders nach dem Livingstone's, befinden sich alle Negerstämme Afrikas in einem ziemlich leidlichen socialen und politischen Zustand; nur da, wo der Handel mit Menschenfleisch Eingang gefunden hat, ist der Friede der Familie gestört und halten die Häuptlinge ihre Unterthanen in Gefangenschaft, um sie als Sklaven zu verkaufen. Freie Arbeit muß statt des Sklavenverhältnisses die Neger auf Grund eines Contractes zur Cultur des Landes in der Tropenzone verbinden, wenn sie beiden zu wirklichem Segen reichen soll.

Der Freihandel endlich ist eine Forderung, von welcher die Nationalökonomie nicht lassen kann. Die freie Circulation der Produkte ist ebenso nothwendig, als die der Elemente unseres Planeten. Sie ist die *conditio sine qua non* der vollen individuellen und socialen Existenz; die Regierungen können in diesem Gebiet keine künstlichen Schranken aufrichten, ohne das natürliche Gleichgewicht der ökonomischen Faktoren bedenklich zu stören. Freier, ungehemmter und rascher Verkehr ermöglicht erst die allgemeine Wohlfahrt, indem durch Import und Export die Produkte aller Länder sich gleichmäßig vertheilen.

Am Schluß seiner Rede bespricht Herr Düval die Baumwollencrisis in Folge des amerikanischen Bürgerkriegs; sie hätte nach seiner Ansicht gar nicht entstehen können, wenn die Baumwollencultur nicht zu sehr in Südamerika concentrirt, sondern gleichmäßiger über die Erde verbreitet gewesen wäre. Er stellt deshalb im Allgemeinen die Maxime auf, daß die Arbeit und Industrie nicht bloß auf einzelnen Punkten der Erde massenhaft sich anhäufen und concentriren sollte; als Ideal bezeichnet er eine gleichmäßige Vertheilung der Arbeit über unseren ganzen Planeten.

„Die Geographie“ — so spricht sich unser Redner im Schlußwort aus — „würde in der Erziehung, in den Bibliotheken und in der Presse eine viel größere Beachtung verdienen, sie sollte, statt bloß geschützt zu werden, wirkliche Popularität erlangen. Mögen die beiden Wissenschaften Geographie und Nationalökonomie sich schweesterlich die Hand reichen, statt wie zwei Fremde gesondert ihren Weg zu gehen.“

Ein besonderes Verdienst hat sich Herr Düval dadurch erworben, daß er seiner gedruckten Rede eine synoptische Tabelle des internationalen Handels auf der Erde angehängt hat. Diese Tabelle gibt mit großer Klarheit eine Uebersicht über die Naturprodukte aller Weltheile und über ihre Fabrikate. D.

Le Creusot, eine Fabrik mit 30,000 Einwohnern.

Le Creusot, eine Stadt in Frankreich und eine der merkwürdigsten Städte in Europa, mit einer Bevölkerung von nahezu 30,000 Seelen, ist der Volkszahl nach die Hauptstadt ihres Departements, thatsächlich aber das Eigenthum der Maschinenfabrik der Herren Schneider u. Comp., welche sie in 30 Jahren aus einem Dorfe von 2700 Einwohnern zu ihrer jetzigen Lage emporgehoben haben. Fügen wir diesem noch bei, daß der Fabrik die ganz besondere Ehre zu Theil wurde, auf der Pariser Weltausstellung wegen der Vortrefflichkeit ihrer socialen Organisation mit der großen goldenen Medaille belohnt zu werden, so dürfen wir wohl zuversichtlich darauf rechnen, daß die folgende gebrängte Schilderung dieses Etablissements für unsere Leser einiges Interesse haben wird.

Le Creusot liegt, ungefähr 250 englische Meilen von Paris entfernt, im Departement der Saône und Loire und an der Wasserscheide zwischen diesen Flüssen, mit welcher letzteren die Stadt durch den Centralcanal und eine Privat-eisenbahn verbunden ist.

Im Jahr 1780 war sie eine bloße Gruppe von Hütten, entlegen von irgend einer Straße, und ihre Einwohner nährten sich von dem Verkauf der Steinkohlen, die auf der unfruchtbaren Oberfläche zu Tage traten. Um diese Zeit ungefähr ward unter dem besondern Schutze Marie Antoinette's eine Zuckerraffinerie gegründet, welche bis 1832 bestand. Im Jahr 1781 errichteten Perrier, Veltanger u. Comp. eine Essengießerei, die im Jahre 1818 an die Herren Chagot und im Jahr 1826 an eine englische Gesellschaft, Manby-Wilson, überging. Diese faillirte im Jahre 1834, und Le Creusot kam 1837 in die Hände der Gebrüder Schneider u. Comp., seit welcher Zeit die industriellen Geschäfte, ohne auch nur einen Monat Unterbrechung zu erleiden, ihren Fortgang nahmen.

Die Werke nehmen jetzt einen Flächenraum von mehr als 300 Acres ein, von denen mehr als 50 Acres mit Werkstätten u. bedeckt sind. Das Etablissement umfaßt zwei Bergwerke, eine Kohlengrube, zwei Kalköfen, Backsteinfelder, 15 Gebläse-Defen, 160 Rotöfen, 150 Puddlingöfen, 30 Dampfhämmer, unzählige Maschinenräume, Zimmerplätze, Schmieden und Modellräume, außerdem zwei Kirchen, Schulen, ein Hospital und Gaswerke. Die verwendete Pferdekraft beträgt 9950, die unter ungefähr 120 besondere Dampfmaschinen vertheilt sind. Die Zahl der Arbeiter ist, durch ein sonderbares Zusammentreffen genau die gleiche — nämlich ebenfalls 9950 *) — d. h. ungefähr ein Dritteltheil der ganzen Bevölkerung der Stadt.

Diese Industriellen sind in verschiedenen Entfernungen um die Stadt zerstreut, und werden durch ein Netzwerk von Telegraphen und Eisenbahnen in einer Gesamtlänge von 44 englischen Meilen mit einander verbunden. Die letzteren

*) Bei dieser Schätzung sind 550 in Chalon-sur-Saône beschäftigte mittinbegriffen.

ihrerseits stehen mit der Lyoner Linie in Verbindung und sind nach dem Muster derselben gebaut; sie werden täglich von durchschnittlich 152 Zügen bedient, die aus 500 Wagen bestehen und von 15 Locomotiven getrieben werden. Etwa 1,410,000 französische Tonnen kommen jährlich durch die Centralstation von Le Creusot, wovon die Haupt-Items liefern: die Eisenminen von Chagne und Mazenay 300,000 Tonnen; die Kohlengrube 250,000 Tonnen; die Gebläse-Defen 130,000 Tonnen; die Schmieden 110,000 Tonnen.

Die Erzeugnisse der Maschinenwerkstätten haben einen Werth von jährlich ungefähr 560,000 Pf. St. Die erste in Frankreich gebaute Locomotive wurde im Jahre 1838 hier gefertigt, seit welcher Zeit 1100 für inländischen und ausländischen Gebrauch geliefert worden sind; während der nämlichen Periode wurden ferner 168 Seemaschinen und 630 stationäre Maschinen gebaut. In dem auf der großen Pariser Ausstellung speciell dieser Firma gewidmeten Pavillon ward eine prächtige Express-Locomotive gezeigt (Gewicht 29 Tonnen, Geschwindigkeit 56 englische Meilen in der Stunde, mit 27 daran befestigten Wagen), die für die Great Eastern Bahn in England bestimmt war; dann eine Seemaschine von nominell 950 Pferdekraften (3800 wirklichen) für das Panzerschiff „l'Océan“, die beide ohne Zweifel die Aufmerksamkeit einiger unserer wissenschaftlichen Leser auf sich gezogen haben. Der Werth des Gesamtverkehrs beläuft sich auf jährlich mehr als 2,000,000 Pf. St., und hat den Eigenthümern eine Dividende gesichert, die, selbst in den Zeiten der größten Kostenauslagen, nie weniger als 8 Prozent jährlich auf das in diesen Werken angelegte Capital betrug.

Mittlerweile sind die Löhne der Arbeiter in den letzten 16 Jahren beständig bis 30 Prozent höher geworden. Das durchschnittliche Alter der Arbeiter ist 24 Jahre (in diesem Mittel sind Jünglinge und Kinder inbegriffen), und ihre Gesamtlöhne betrugen im letzten Jahre nahezu 400,000 Pf. St., d. h. mehr als 40 Pf. St. auf den Kopf. Remunerationen werden nicht nach Tagarbeit bemessen, selten sogar nach Stückarbeit, sondern sie werden gewöhnlich nach einem eigenthümlichen und billigen System festgesetzt, das seiner Wirkung nach auf den Prozentsatz an dem Gewinn der vollbrachten Arbeit sowohl, als an dem Verbrauch von Rohmaterial hinausläuft, und Allen offen steht. Ein geschickter Arbeiter kann in den Werkstätten täglich bis zu 6 Sh. 6 Pf. (3 fl. 54 kr.), in den Schmieden 9 Sh. (5 fl. 48 kr.) verdienen; ein Kind erhält mindestens 7 1/2 Pence (22 1/2 kr.) täglich. Der Arbeitsstunden sind es 11 oder 12 im Tag; der Monat hat durchschnittlich 24 Arbeitstage; der Sonntag wird als Ruhetag streng beobachtet.

Le Creusot enthält 1870 Häuser (mit Einschluß eines geräumigen Arbeiteranwesens), die gut gebaut sind und in breiten und gesunden Straßen liegen. Die Zimmer gewähren jedem einzelnen im Durchschnitt 1100 Kubikfuß Luft. Diese Bauten werden jetzt hauptsächlich durch Privatunternehmungsgeld auf ausgwähltem vorzugsweise von der Firma gelieferten Grund errichtet. Die Herren Schneider haben ihren ursprünglichen Plan für Arbeiterwohnungen selber zu sorgen aufgegeben; dennoch erhalten aber fortwährend noch 700 Familien, die sich durch lange und treue Dienste empfohlen, Wohnungen zum halben Preis, und 700 Gärten werden fleißigen Bewerbern um einen bloß nominellen Zins überlassen.

Die Stadt ist gut gepflastert und reichlich mit Wasser versehen, auch wird sie binnen kurzem eine vollständige Gasbeleuchtung bekommen; sie besitzt treffliche Einrichtungen, nämlich einen täglichen Markt, zwei Kirchen, Haupt- und Hülfschulen, Abendclassen, eine Leihbibliothek, einen Fonds für unvorhergesehene Bedürfnisse, ein Hospital und eine Apotheke, eine mildthätige Gesellschaft, eine Depositen- und Ersparnißbank, sowie einen Unterstützungsfonds, die alle besonderer Bemerkungen werth wären, wenn der Raum es gestattete. Wir müssen uns deshalb begnügen hervorzuheben, daß sie ihr Dasein und ihre Organisation hauptsächlich der Freigebigkeit der H. H. Schneider verdanken. Sechs Geistliche, zwei Sanitätsbeamten und acht Hebammen leisten den Stadtbewohnern unentgeltlich ihre Dienste, und letztere können sich ebenso frei in gesellschaftlichen und baulichen Dingen Rathes erholen; auch erhalten sie Baumaterialien und Kohlen zu sehr vermindertem Preise.

Die merkwürdigste Einrichtung in dieser aufstrebenden Gemeinde sind aber vielleicht die Schulen. Gleich nach ihrer Ankunft im Lande machten es sich die H. H. Schneider zu einer ihrer ersten Pflichten für das sittliche und geistige Wohl der Bevölkerung zu sorgen, indem sie erkannten, daß dies die beste Vorbereitung für die wirtschaftlichen Interessen ihrer Werkstätten sei. Die Schulen, theils für Knaben, theils für Mädchen, theils frei, theils mit Schulgeldbeiträgen unterstützt, enthielten im Jahr 1866 zusammen 4065 Schüler, und es nahmen in der That kaum 30 durch ihr Alter hiezu geeignete Kinder keinen Antheil am Unterricht. Die Zahl der Knaben zwischen 7 und 16 Jahren beträgt 2259, und diejenigen, welche in der Centralschule Unterricht erhalten, sind unter zwölf Lehrern in neun Classen vertheilt. Ihre Erziehung ist speciell, und hat die Bestimmung, sie für die einzelnen Gewerbszweige tauglich zu machen; demnach ist mit den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen der Primärschulen noch Zeichnen, beschreibende Geometrie, Maschinenlehre, Physik und Chemie verbunden. Die freien Schulen sind nicht zahlreich. Befreiung von der Bezahlung des Schulgeldes wird nur in besonderen Fällen bewilligt; die Kinder der Arbeiter bezahlen $7\frac{1}{2}$ Pence ($22\frac{1}{2}$ fr.) monatlich, die von Fremden das Doppelte.

Als Beleg für den geistigen Aufschwung von Le Creusot können wir anführen, daß von den während der letzten sechs Jahre ausgehobenen, in dieser Stadt geborenen Conscriptirten das Verhältniß der Ungelesenen 9 Prozent betrug, während das entsprechende Verhältniß für das übrige Frankreich 37 Prozent war.

Der Gebrauch weißen Brodes, Fleisches und Weines ist allgemein; Heirathen sind zahlreich; der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle ist ein viermal so hoher Bruchtheil der ganzen Bevölkerung als im übrigen Frankreich. In der That erfahren wir die überraschende Wahrheit, daß im verflossenen Jahr die Geburten sich auf die Zahl von 1127 beliefen, während es nur 501 Todesfälle gab. Uneheliche Geburten kommen verhältnißmäßig wenige vor; von Trunksucht weiß man kaum etwas.

Endlich gibt es in Le Creusot keinen Friedensrichter, keine Gendarmen; der Polizeicommissär des Cantons, von zwei Agenten unterstützt, reicht zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt aus. Keine ähnliche Bevölkerung bietet ein Beispiel, das sich diesem zur Seite stellen ließe.

Die ununterbrochene gesicherte Beschäftigung hat in den Arbeitern ein Vertrauen, eine Ruhe und Liebe zu ihren Arbeitgebern und ihrer Heimath erzeugt, welche den glücklichsten Einfluß auf ihr religiöses Leben und ihre häusliche Eintracht üben, und welche überdies jenes vollkommene herzliche Einvernehmen zwischen Capital und Arbeit zu Stande brachten, das, leider, in unserem Lande der Arbeitseinstellungen und Handwerkervereine (v. h. England) nur zu sehr fehlt. Politische Veränderungen und neue Dynastien haben das übrige Frankreich in Aufregung versetzt, Le Creusot dagegen ist ungestört geblieben in seiner Treue für Arbeitgeber, welche durch ihren persönlichen und täglichen Verkehr mit ihren Leuten die Bedürfnisse derselben kennen gelernt, sich deren Achtung erworben, und fähig die Ideen des Fortschritts und der Civilisation aufgreifend für sich und die von ihnen Abhängigen eine wohlverdiente und in ihrer Art einzige Prosperität gewonnen haben. (Chambers' Journal durch das Ausland.)

Die Schweizer Geldwährung.

Von

Julius Philippson.

Schon früher wies Schreiber dieses darauf hin, daß bei dem gesteigerten Verkehr, bei dem durch Eisenbahnen und Dampfschiffahrt näher gerückten Verhältnissen aller Völker eine einheitliche Goldwährung für den Handel eine Nothwendigkeit würde. Wir bewiesen dabei, daß ein 25-Frankenstück gleich einem englischen Sovereign zum festen Werthe von 10 österreichischen Gulden oder 20 preussischen Zehnsilbergroschenstücken die beste und gangbarste Münze für Europa sein würde. Es ist auch die höchste Zeit, daß endlich dieser Noth eine Abhilfe verschafft werde, denn die Verluste des deutschen Handels bei einer Krisis sind nicht zu berechnen, wenn das Agio des Goldes steigt, da es eben keine feste Währung hat, und das Papiergeld nur mit Verlust zu begeben ist. Ob die Hansestädte die Hand zu einer Einigung bieten werden, ist noch eine unentschiedene Frage. Der Hamburger Senat hat wenigstens in seiner Majorität beschlossen, bei der Bankwährung festzuhalten, und man hat dies von manchen Seiten sehr übel aufgenommen, und den Grund des Beschlusses in der Befürchtung suchen wollen, der Profit an den Dritteln möchte dem Plage entgehen.

Wir unsererseits möchten den Hamburgern keinen Vorwurf deshalb machen.

Erstens sind wir im übrigen Deutschland trotz langen Verhandlungen noch nicht am Ziele, also hat Hamburg Zeit zum Warten.

Zweitens können wir es Hamburg, dessen Bankwährung seit 1619 die unzähligen Münzveränderungen anderer Staaten überlebt hat, nicht verargen, wenn es an seinem erprobten System fest hält.

Wir wollen beispielsweise nur anführen, daß Frankreich seit 1640 einschließlich — bis 1785 einschließlich den Gehalt seiner Goldmünzen 5 Mal, den der Silberthaler 2 Mal gewechselt hat. Daneben wurden neben gleichem Gehalte Gepräge und Benennung der Münzen öfter gewechselt; erst das Frankensystem (1794) hielt sich, wenn wir vom Uebergang der Silberwährung in die Goldwährung absehen, so ziemlich bis heute; es wurden nämlich hier und da Abweichungen vom gesetzlichen Gehalt an den 1- und 2-Frankenstücken nachgewiesen.

Ueber die Veränderungen im deutschen und englischen Münzwesen vgl. Vorwärts! Neueste Folge Bd. II. S. 500 ff.

Nur so viel sei hier gesagt. Die Drittels- und Zweidrittelsthaler der verschiedenen Reichsthalerwährungen strömten fast alle nach Hamburg, bildeten dort das Courantgeld und wurden mit mehr oder weniger Prozent-Verlust gegen Banco berechnet. Außerdem fand sich dort der Rehricht an Groschen, guten Groschen aus aller Herren Länder, wie im 30jährigen Kriege die Landsknechte zusammen, und als im Jahr 1838 ein großer Theil der norddeutschen Staaten zum 14-Thalerfuß überging, war man froh, in Hamburg eine Absatzquelle für alle überflüssigen Sorten zu finden und jetzt will man es zum Vorwurf machen, daß es uns hievon erlöst hat und noch erlöst.

So lange es noch Zweidrittelschen-, Drittelschen-, Sechstels-, Zwölftels- und Vierundzwanzigstels-Thaler gibt, welche ihren Weg nach Hamburg nehmen, wird dieser Platz auch an seiner auf Silber basirten Bankwährung beharren müssen.

Wir hegen aber die feste Ueberzeugung, daß Hamburg, so bald einmal ein einheitlicher Beschluß zu Stande kommt, die nöthigen Einleitungen zum Anschluß treffen wird, und daß die übrigen Hansestädte — Lübeck und Bremen gewiß nachfolgen werden.

Ein geregeltes einfaches Münzsystem könnte aber ehestens und bestens die Einheit des Handels fördern und erleichtern und der neue Münzvertrag zwischen Belgien, Frankreich, Italien und der Schweiz gibt uns dafür einen klaren Beleg. Dr. Bodemer in Zürich hat darüber in der Deutschen Industrie-Zeitung (Nr. 25 des vorigen Jahres) Vorzügliches berichtet, und erlauben wir uns daraus einiges zu entnehmen.

Im Jahre 1850 hatte die Schweiz den französischen Münzfuß mit Prägung gleichhaltiger 2-, 1- und $\frac{1}{2}$ -Frankenstücke, jedoch mit alleiniger Silberwährung eingeführt. Bald war man aber genöthigt, den französischen Goldstücken einen festen Cours geben zu müssen, stellte damit faktisch die Doppelwährung hin, deren nachtheilige Folgen aber bald eintraten. Das neue vollhaltige schweizerische Silbergeld verschwand, sowie es aus der Münze kam. Denn da im benachbarten Frankreich, wegen dessen Doppelwährung, meist nur abgenutzte Silbermünzen kursirten, und da stets erfahrungsmäßig beim Nebeneinanderlaufen bessern und schlechteren Geldes von gleichem Nominalwerth allemal das schlechtere die Ober-

hand gewinnt, so sah sich die Schweiz nachgerade dermaßen mit devalvirten Silbermünzen überschwemmt, daß die Anwendung einer durchgreifenden Maßregel nicht länger zu umgehen war. Daher wurde durch das Gesetz vom 31. Januar 1860 die Goldvaluta zur alleinigen Landeswährung erklärt, zugleich aber, um die fernere Ausfuhr oder Einschmelzung der Silbermünzen gründlich zu verhüten, der Feingehalt derselben von $\frac{9}{10}$ auf $\frac{8}{10}$ herabgesetzt. Außerdem wurde als Scheidemünze ein sogenanntes Billon — oder vielmehr Nickelgeld in Stücken von 20, 10 und 5 Centimes oder Rappen geprägt, und indem man zugleich den öffentlichen Kassen die Verpflichtung zum jederzeitigen Umtausch dieser Münzen gegen Gold auferlegte, ward dadurch der Besorgniß vor etwaiger Vertheuerung der täglichen Lebensbedürfnisse erfolgreich vorgebeugt. Nichtsdestoweniger hat es diesen Münzvorgängen bis zur Stunde auch nicht an Tablern gefehlt. Da die Schweiz mit ihren größten Baarzahlungen auf die deutschen Kornbauern hingewiesen sei, so wäre es unzeitig gewesen bei dem schwankenden Werthe des Goldes und bei der Ungewißheit zukünftiger Goldgewinnung den stabilen Werth des Silbers zu beseitigen. Dagegen, meinen die Gegner, sei jetzt die Schweiz in den großen Kreis des Goldumlaufs aufgenommen, ohne daß der Verkehr mit Deutschland, wo täglich die Frankennünzen laut Coursblatt abzufließen, deshalb beeinträchtigt würde; die frühere lästige Agiotage habe nunmehr aufgehört, für die fremden Touristen eine Annehmlichkeit von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Auch sei es durchaus nicht denkbar, daß bei einer etwaigen künftigen Massenvermehrung des Goldes der Werth des Silbers nicht davon betroffen würde.

Inzwischen ist das schweizerische Volk mit dem jetzigen Münzsystem sehr zufrieden; es ist von der frühern unerträglichen Geldverwirrung erlöst und kann die wohlthätige Wirkung der in der That bequemen jetzigen Münzeinheitlung ebenso wenig in Abrede stellen. Indem die Goldmünzen ihren unveränderlichen Nominalwerth beibehalten, bietet die Theilung der Münzen in 2-, 1- und $\frac{1}{2}$ -Franken, so wie ferner in 20, 10 und 5 Rappen die Annehmlichkeit, daß sich fast jede von Hand zu Hand gehende Zahlung ohne lästige Wiederherausgabe rasch und bequem bewerkstelligen läßt. Alle Preise des Klein- und Marktverkehrs sind auf den neuen Münzfuß eingerichtet, der besonders dadurch um so bequemer ist, daß er nicht auf der Decimaltheilung, sondern auf der häufig nicht hinlänglich davon unterschiedenen Centesimaltheilung beruht. Denn was man auch sagen möge — das Decimalsystem, welches das dem gemeinem Verkehre unentbehrliche glatte Viertel unzulässig macht, ist ein unpraktisches System und es hat sich daher auch nirgends in seiner Reinheit zu erhalten vermocht, wie man solches zunächst in Preußen an den üblichen Baaren und Coursnotirungen von $\frac{1}{24}$, $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{6}$ etc., sowie an den ebenso üblichen Sätzen von $2\frac{1}{2}$ und $7\frac{1}{2}$ Sgr. ersieht, und man nicht weniger auch in Sachsen an den monströsen Preisforderungen von 13, 31, 38 oder 63 Pfennigen sich erfreuen kann, deren Verständnis nur darin zu finden, daß den Münzen zwar die Zehnertheilung aufgeprägt ist, im öffentlichen Verkehr aber beharrlich nach der alten, wohl praktischeren Zwölfertheilung gerechnet wird. Es ist auch in der That ein natürliches Bedürfnis, einen getheilten Gegenstand noch einmal theilen zu wollen, daß alle etwaige Hindernisse dennoch beseitigt werden! Da nun das Decimalsystem die unent-

behrliche Vierteltheilung nicht gewährt, und da auch das Duodecimalsystem, wenngleich praktischer, doch immer wieder von dem das Decimalsystem zugleich in sich schließenden Centesimalsystem übertroffen wird, so darf man versichert sein, daß, wo dieses letztere einmal eingeführt worden, es niemals wieder verlassen werden wird.

Nichtsdestoweniger zeigten sich von anderer Seite her Anstände, welche schließlich zu einer bevorstehenden abermaligen Veränderung des schweizerischen Münzsystems geführt haben. Das neue SchweizerSilbergeld war geringer wie die gleichnamigen italienischen und französischen Franken, man sah sich daher in beiden Ländern genöthigt, deren Einströmen zu verbieten, und die Schweiz wurde am härtesten dabei betroffen, als sie im Augenblick den aus guten Gründen abgeschafften französischen Münzfuß um so weniger wieder einführen konnte, als in Frankreich selbst das dringende Bedürfnis nach einer Systemänderung vorhanden war. Da geschah es, daß das von der Doppelwährung ebenfalls heimgesuchte Belgien die Anregung zu einer Münzeinigung gab, welche Belgien, Frankreich, Italien und die Schweiz umfassen sollte. Am 23. Dezember 1865 kam der Münzvertrag zu Stande, worin die vier Staaten sich einigten ihre Silbermünzen künftig in Stücken von 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Franken im Silbergehalt von $\frac{835}{1000}$ auszuprägen und alle coursstrenden minderhaltigen Münzen bis zum 1. Januar 1869 einzuziehen; nur der Schweiz wurde gestattet ihre zahlreichen, aus Nickel gefertigten 20 Centimesstücke bis zum 1. Januar 1878 einzuziehen. Ueberdem setzt der Vertrag fest, daß keiner der Contrahenten mehr als für den Betrag von 6 Frs. Silbergeld pro Kopf der Bevölkerung in Umlauf bringen darf.

Selbst die früheren Gegner der Goldwährung müssen jetzt zugestehen, daß durch die Schöpfung der Münzeinheit in vier geographisch zusammenhängenden Ländern von mehr als 60 Millionen Menschen dem Gesamtverkehr eine große Erleichterung geworden. Es würde also eine Wohlthat sein, wenn sich diese auch auf Deutschland ausdehnte.

Das Haus Fugger in Augsburg.

Von

Carl Dizinger.

~~~~~

Der Reichthum der Fugger, der Rothschilde des Mittelalters, ist seiner Zeit weltbekannt gewesen, in Spanien ist er sogar sprichwörtlich geworden (*rico como un Fucar*). Die Geschichte des Hauses erzählen uns noch jetzt herrliche

Fresken: sie sind an der Außenseite des Fuggerpalastes nach guter alter Augsburger Sitte von der Künstlerhand Ferdinand Wagners ausgeführt. Im September 1857 sah Augsburg auf Befehl des Königs Ludwig dem Johann Jakob Fugger ein Denkmal in Erz entstehen. Das schönste Denkmal hatten die Fugger sich selbst errichtet durch die Stiftung der sogenannten Fuggerei. Es ist diese „trauliche kleine Stadt der arbeitsamen Armen innerhalb der großen Stadt“ (nach Niehl) eine wohlthätige Stiftung der drei Brüder Ulrich, Georg und Jakob Fugger. Niehl in seinen „Augsburger Studien“ zieht bei Erwähnung der Fuggerei eine interessante Parallele zwischen Einst und Jetzt. „Wollte heute auch ein Menschenfreund so großartig verfahren, wie die Brüder Ulrich, Georg und Jakob Fugger, da sie die Fuggerei erbauten, er fände höchstens noch Gefindel, aber nicht fleißige Arme, die ihm in seine Armenstadt einzögen. Denn der moderne arme Arbeiter will lieber für theuer Geld in einem Loche wohnen, als gratis in einem hübschen Häuschen, welches die Touristen angaffen als ein interessantes Armenhaus. Sein Bier würde ihm Abends sauer werden bei dem Gedanken, daß sein Nachbar auf der Bierbank im Stillen zu sich spräche: „da neben mir sitzt auch Einer, der wohnt in der Armenstadt.“ Nicht ganz so scheinen die Bewohner der *cités ouvrières* in Mühlhausen oder die der *cités Napoléon* in Paris zu denken. Die Niehl'sche Auffassung liegt allerdings im Grundcharakter des Deutschen tief begründet.

Der Älteste des Geschlechts, von dem wir geschichtliche Kunde haben, ist Johannes Fugger, seinem Gewerbe nach ein Weber. Er stammte aus dem Dorfe Graben unweit von Augsburg (so nach der Angabe Pauls von Stetten d. Ä., nach Anderen aus Göttingen.) Er war mit Anna Meisner aus Kirchheim verheirathet, dabei war er nicht ohne Grundbesitz: dieser bestand aus einigen Ländereien, besonders aus Wiesen, auf der Markung von Graben. Dieses Gutchen wurde zwar von den Söhnen des Johannes verkauft, später aber aus Pietät von der Familie wieder eingelöst, und bildet noch jetzt einen wenn auch kleinen Theil des Fugger'schen Grundbesizes.

Johanns älterer mit dem Vater gleichnamiger Sohn wanderte i. J. 1370 aus dem Dorfe in die Stadt. Durch seine Heirath mit der Augsburgerin Klara Widolf erlangte er das Bürgerrecht der Stadt. In der Stadt wurde er Mitglied der in Augsburg alt berühmten Weberzunft. Durch seine zweite Ehe mit der Tochter des Rathes Gfattermann trat er schon in den Kreis patrizischen Lebens ein; auch äußerlich stellte sich dies durch den Umzug aus der früheren Wohnung am heiligen Kreuzthor in das Haus seines Schwiegervaters am Göttinger Thor dar. Schon er legte den Grund zum nachmaligen Reichthum der Familie: er starb i. J. 1409 mit Hinterlassung des für die damalige Zeit beträchtlichen Vermögens von 3000 Gulden. Zu diesem Gewinn mag auch der Leinwandhandel beigetragen haben, den er neben der Weberei betrieb.

Die Weber waren in Augsburg die vornehmste Zunft gleich nach der der Kaufleute, und ihre Geschichte ist umspinnen von einem ganzen Kreis von Sagen; sie rühmten sich nicht bloß der „Großthaten mit dem Weberschiff, sondern auch mit dem Schwert, und haben ihr roth und goldenes Wappen auf dem Schiffsfeld gewonnen.“ (Niehl.) Schon Paul von Stetten der Jüngere erzählt in der Einleitung zu seinem culturhistorisch so interessanten Werke von

der Uebertieferung, daß in dem Jahre 955, als Kaiser Otto der Große die Hunnen auf dem Lechfelde bei Augsburg geschlagen, auch die hiesigen Weber mit ausgezogen und den Schild eines hunnischen Heerführers erbeutet, welchen ihnen der Kaiser zu ihrem Handwerkschilde gegeben; freilich erwuchs diese ganze Sage erst aus dem Bewußtsein der Bedeutung, welche diese Zunft erst Jahrhunderte später wirklich hatte; denn erst im 14. Jahrhundert mag nach Stetten's Berechnung das Gewerbe der Weber recht in Glanz gekommen sein. Doch sei dem, wie ihm wolle — die Weber Augsburgs feierten ehedem den Jahrestag der Hunnenschlacht mit einem feierlichen Zuge durch die Stadt. Niehl erzählt in den Bildern, welche er von den Zunftstuben der Reichsstadt Augsburg entwirft: „Die Weber zeigen auf ihrem Zunft Hause ein Gewebe, welches die Fugger, da sie noch Leineweber waren, gewoben haben sollen; allein es ist vielmehr die Sage, welche hier in ein Gewebe, das aus den Händen einer immer arm gebliebenen Familie Fugger hervorging, den Namen der reichen Fugger eingewoben hat.“

Von dieser Weberzunft also war Johannes Fugger einer der Zwölfer geworden. Dieser Johannes Fugger hinterließ fünf Söhne; zwei von ihnen, Andreas und Jakob, setzten das väterliche Geschäft fort. Besonders hatte Andreas bei seinen Unternehmungen einen solchen Erfolg, daß er im Volksmunde schon „der reiche Fugger“ hieß. Zur Anerkennung der Bereitwilligkeit, mit welcher ihm Andreas Geld vorgeschossen hatte, ertheilte Kaiser Friedrich III. seinen Söhnen das erste Fugger'sche Wappen, ein goldenes Reh im blauen Felde. Diese Linie der Fugger hatte jedoch im Handel Unglück, kam nach kurzem Glanze herunter und starb schon im Jahre 1583 wieder aus.

Des Andreas Bruder Jakob war von diesem, weil er nicht so schnellen Erfolg hatte, wie er selbst, über die Achsel angesehen worden, gelangte aber später ebenfalls zu großem Wohlstande und hohen Ehren. Er wurde Vorstand der Weberzunft und starb 14. März 1469, tief betrauert wegen des wohlthätigen Sinnes, den er während seines Lebens bewiesen hatte. Seine Frau, die Tochter des Münzmeisters Ulrich Bästinger, hatte ihm unter elf Kindern sechs Söhne geboren. Durch seine Bemühungen ward das Geschäft schon so ausgedehnt, daß ein Handelslager der Fugger in Venedig hatte errichtet werden können. Jakob Fugger ist der Stammvater der noch jetzt blühenden Linie der Fugger von den Lilien geworden.

In seltener Einigkeit förderten Jakobs Söhne, die drei Brüder Ulrich, Georg und Jakob, das ihnen vom Vater hinterlassene Geschäft. Ihnen wurde es bereits zu eng in den Schranken der Weberzunft bei der Vielseitigkeit ihrer Verbindungen und der großen Zahl von Waarenlagern in fremden Ländern, und sie traten aus der Zunft der Weber in die der Kaufleute über. Der eigentliche Artikel des Handelshauses waren Baumwollenzuge, besonders Barchent, zu Augsburg selbst verfertigt.

Diese Gewebe wurden nach Venedig zum Weiterverkauf en gros gebracht und dagegen Gewürze, Seidenstoffe nebst anderen ostindischen Artikeln eingekauft, um sodann über den Norden und Süden von Deutschland, über Ungarn, Polen und Holland verschlossen zu werden.

Der älteste der drei Brüder, Ulrich, geboren 9. Dezember 1441, war es

besonders, welcher der Firma Fugger dieses weit ausgedehnte Verkehrsgebiet eröffnete. Seinen Bemühungen hat das Haus Fugger die neue Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhause zu verdanken, welche so folgenreich für die Zukunft werden sollte. Als Kaiser Friedrich III. seine Rheinfahrt unternahm, um Karl dem Kühnen von Burgund die Krönungskrone zu verleihen, und dagegen für seinen Sohn die Hand von dessen Tochter Maria zu gewinnen, versah Ulrich den Kaiser und sein Gefolge mit allen nöthigen Gold-, Silber und Seidenstoffen und erhielt dagegen vom Kaiser als Lohn ein neues Wappen, das mit den goldenen und blauen Lilien (1473), und zwar sollte dieses Wappen nicht bloß ihm und seinen Brüdern, sondern auch seinen und deren Nachkommen gebühren. Diese sich damals anspinnende Geschäftsverbindung mit dem kaiserlichen Hofe wurde von großer Bedeutung für die Zukunft des Fugger'schen Kaufmannshauses, indem es für die folgenden Kaiser in ihren häufigen Finanznöthen eine Art von Tradition wurde, am liebsten mit dem Haus Fugger zu verkehren. Auch mit anderen europäischen Höfen wußten diese Banquiers des Habsburger Hauses Verbindungen anzuknüpfen, welche bedeutend zur Hebung des Geschäfts beitrugen. Durch die Verschönerung der Gemälde Albrecht Dürer's nach Italien hat sich Ulrich auch ein Verdienst um die deutsche Kunst erworben. Als Kaufmann hat er von Anfang an die Maxime befolgt, nur gute Waare um billigen Preis zu kaufen; und wirklich gelang es ihm und seinen Erben durch Festhalten an dieser Maxime immer auf schnellen Umsatz rechnen zu können. Seine Schreibstube nannte man — wegen den goldenen Leisten, mit denen sie ausgestattet war, in ganz Augsburg „die goldene Schreibstube“. Dieser äußerst thätige Mann starb in Folge einer Steinoperation 19. April 1510 und hinterließ 7 Töchter und 3 Söhne; diese Söhne Ulrichs starben jedoch ohne Erben.

Obwohl Ulrichs Bruder Georg wesentlich mit zur Förderung des Geschäfts beitrug, so sollte doch die Hauptkraft erst in seinem Bruder Jakob, geboren 6. März 1459, gewonnen werden. Dieser Jakob Fugger hatte sich ursprünglich dem geistlichen Stande gewidmet, und war schon längere Zeit im Stifte Herrieden. Da erging von seinen Brüdern an ihn der dringende Ruf, die nunmehr schon so groß gewordene Geschäftslast mit ihnen zu tragen. Großen Kampf kostete es Jakob aus seinem contemplativen Leben auf den Markt des Lebens zurückzukehren. Ein Traum gab endlich die Entscheidung. Er glaubte einen höheren Beruf in sich zu fühlen, mit der Größe seines Hauses zugleich der Menschheit zu nützen. Diesen Beruf hat er auch während seines Lebens mit seltener Treue durchgeführt. In spekulativem Schaffen überragte er noch seine Brüder; er bewies dies durch seine Thätigkeit im Fugger'schen Comptoir zu Venedig. Nach Augsburg zurückgekehrt übernahm er die Leitung des Geschäfts in einem ganz neuen Zweige. Bald nach seiner Rückkehr nach Augsburg verheirathete sich Jakob Fugger mit der durch ihre Schönheit und ihren Reichtum gleich berühmten Sibylla Arzt; aus dieser Ehe gingen aber keine Kinder hervor, so daß später die Söhne Georgs die Erben des Familienreichtums wurden. Er war derjenige von den drei Brüdern, welcher die oberste Leitung des Bergbaues in seiner Hand hatte. Unter ihm standen nicht bloß die Bergwerke in Tyrol und Kärnten, sondern auch besonders die in Ungarn. Im Jahr 1494 verpachtete nämlich der Reichsschatzmeister von Ungarn, der Bischof Sigismund Ernst, das könig-

liche Kupferregal in Neusohl; unter den holländischen Schiffen, welche die Lübecker im Jahr 1510 im Danziger Hafen wegnahmen, waren 20 Fahrzeuge mit ungarischem Kupfer für Rechnung der Fugger beladen. Nicht geringeren Gewinn warfen die Bleibergwerke in Rärnthén ab: dort hatten die Fugger in der Nähe von Villach ein Agglomerat von Schmelz- und Hüttenwerken in Besitz, nach der Sitte damaliger Zeit mit einer Burg verbunden, nach ihrem Familiennamen „Fuggerei“ genannt. In Ungarn freilich hatten die Fugger in jener Zeit nicht ihr gewohntes Glück. Sie mußten nämlich zu Anfang des Jahres 1524 zugleich mit dem Grafen Thurzo, welcher eine Tochter Ulrichs geheirathet hatte, wegen des in Ungarn eingeführten schlechten Geldes dem König Ludwig 60,000 Dukaten Strafe bezahlen. Neben dem Betrieb der Gold-, Silber- und Kupferbergwerke erhielt sich natürlich die eigentliche Handlung, besonders auch das Wechselgeschäft, im alten Flor. Auch der Seehandel wurde, da in Jakob Fugger's Zeit die Entdeckung Amerikas fiel, eine weitere Quelle, Reichthümer zu sammeln. Jakob Fugger rüstete mit den Welsern und anderen Augsburger Kaufleuten drei Schiffe aus, welche mit der portugiesischen Flotte nach Ostindien fuhren und reich beladen zurückkehrten. Sie lieferten im Jahre 1506 im Hafen von Lissabon den vierten Theil der eingehandelten Waaren anstatt der Zollabgabe an die dortige Staatskasse ab, und in Antwerpen wurde die Ladung versilbert; diese Expedition lieferte den Fuggern einen Reingewinn von 175,000 Dukaten. In die bald darauf folgende Zeit fallen große Wechseloperationen: dem Kaiser Maximilian I. stellten die Fugger für den venetianischen Krieg allein 170,000 Dukaten vor. Die Erhebung der drei Brüder in den Adelsstand wurde die Veranlassung ihres Austritts aus dem Rathe der Stadt und zum Erwerb von Grundbesitz, um sich in diesem wesentlichen Punkt dem Ritterstand gleichzustellen. So übernahm Jakob Fugger im Jahr 1507 für eine größere Geldsumme vom Kaiser die Grafschaft Kirchberg, im Jahre 1514 wurde er vom Kaiser mit der von den Pappenheim erkauften Herrschaft Biberbach belehnt. Vom Papst Leo X. kaufte er das Patronat über die St. Morizstiftskirche und wurde von demselben überhaupt hochgeehrt und von ihm zum Ritter des goldenen Sporns und zum lateranensischen Pfalzgrafen ernannt, während er zugleich kaiserlicher Rath war. Jakob Fugger starb tief betrauert 30. Dezember 1525 und wurde in dem von ihm ausgebauten Familienbegräbniß bei St. Anna feierlich beigesetzt.

Jakob Fugger war zu seinen Lebzeiten ein großer Liebhaber vom Bauen gewesen: er ließ die Fugger'schen Häuser am Weinmarkt restauriren und wesentlich verschönern. Außer seiner Begünstigung von Wissenschaft und Kunst war er ein großer Freund der Armen. Ist er ja doch sammt seinen beiden Brüdern Ulrich und Georg der Stifter der Fuggerei geworden. Paul von Stetten der Ältere berichtet uns die Stiftung mit folgenden Worten:

„Die drei Gebrüder Ulrich, Georg und Jakob Fugger aber kauften einen großen Platz in Jakobervorstadt von unterschiedlichen Personen zusammen, rissen die alte daselbst gestandenen Häuser nieder und bauten auf selbigen 106 kleine Häuser, in welche sie arme Bürger und Inwohner um einen gar geringen Hauszins aufgenommen, und daß es auch hiefür also gehalten werden sollte, verordnet. Und ist von dieser Zeit an solcher einem kleinen Städtlein nicht unähnliche Ort die Fuggerei genannt worden.“ Auch das sogenannte „Holzhaus“, ein Kranken-

haus für mit den grassirenden bösen Blättern behaftete Personen wurde auf Kosten der Fuggerei erbaut.

Der Erbe des kolossalen Vermögens Jakob Fugger's wurde sein Bruder Georg und dessen Söhne Raymund und Anton. Raymund, geb. 14. Oktober 1489 brachte die Grafschaft Kirchberg, welche vom Kaiser Max seinem Vater und seinen Oheimen nur pfandweise überlassen worden war, als Eigenthum an sich. Als Protektor der Wissenschaft erwarb er sich große Verdienste: er war im Besiz einer werthvollen Bibliothek im antiquarischen und historischen Fache, und verwandte besonders auf alte Handschriften große Summen. Philipp Melanchthon hat das Fuggerhaus in Augsburg nicht mit Unrecht mit dem der Mediceer in Florenz verglichen. Durch den geschickten Astronomen Martin Fürtenbach ließ er sich einen für die damalige Zeit höchst merkwürdigen Globus von vergoldetem Messing verfertigen. Dem Raymund Fugger widmeten Apian und Amantius, die Verfasser einer Sammlung alter Inschriften, welche in Ingolstadt im Jahre 1534 erschien, ihr Werk, und nannten ihn einen zweiten Mäcenas. Er starb auf dem Schlosse zu Michhausen, das er selbst gebaut hatte, 3. Dezember 1535.

Raymund's Bruder, Anton, geb. 10. Januar 1493, ist der unter den Fuggern, welcher nächst Jakob das Haus auf seiner Höhe repräsentirt. Kaum hatte er das Geschäft übernommen, als neue Ereignisse in Ungarn Verluste nach sich zogen. Die Gesellschaft Fugger mußte die Münze und die Bergwerke in Kremnitz abtreten. Der Grund dieser Expropriation war die schlechte Beschaffenheit des von der Gesellschaft geprägten Geldes — eine in jener Zeit auch sonst oftmals wiederkehrende Klage. Doch befriedigte die Confiskation die Erwartungen keineswegs; denn die Faktoren der Fugger hatten die kostbarsten Güter bei Zeiten von Neusohl nach Krakau flüchten lassen. Auch in Neusohl zerfiel das Geschäft, welches nur unter großen Schwierigkeiten lange Zeit hindurch hatte fortbetrieben werden können, immer mehr. Fing aber im Osten der Stern der Fugger zu erbleichen an, so stieg er um so glänzender im Westen empor. Anton Fugger war es, der mit dem Kaiser Karl eben damals in so nahe Beziehung trat, daß er bei jedem Aufenthalt in Augsburg nirgends anders als im Fuggerhaus wohnen wollte. Diesem Monarchen, in dessen Reich die Sonne niemals untergieng, fehlte es doch oft genug an Geld; die fortwährenden Kriege erforderten große Summen, während die kaiserlichen Einkünfte nur unregelmäßig flossen. Durch die wiederholten Anlehen, welche Karl V. bei dem reichen Fugger machte, wußte sich dieser dem Kaiser immer unentbehrlicher zu machen. Durch eine gut angebrachte Noblesse mochte er denselben noch mehr an sich fesseln. Um einen Besuch Kaiser Karl's anständig zu honoriren, soll dieser reiche Kaufherr — erzählt eine Anekdote — eine Verschreibung von 800,000 Gulden in die durch Zimmitholz genährte Kaminflamme geworfen haben, was natürlich tiefen Eindruck auf den gekrönten Schuldner machen mußte, der sich auch bald dankbar genug beweisen sollte. Während die Franzosen schon den Kaiser Max spöttischerweise „den Augsburger Bürgermeister“ genannt hatten, so verlieh dessen Nachfolger Karl seinem Stolz auf die Fugger durch die trockene Bemerkung beim Anblick der Schätze des Louvre Ausdruck: „zu Augsburg ist ein Leineweber, der kann das Alles mit Gold bezahlen.“ Der Kaiser Karl V.



überließ Anton den Bau von Quecksilbergruben und eines Silberbergwerks in Spanien; Anton hatte damals wohl noch keine Ahnung davon, welche Quelle neuen Reichthums sich ihm hier erschließen sollte. Auch in Tyrol wurde in seinem Auftrag im Jahre 1539 ein Bergwerk neu erschürft, welches schon im Jahr 1552 an Silber 22,913 Mark und 1565 an Kupfer 10,375 Centner 58  $\frac{1}{2}$  Pfd. lieferte. Auch die Bergwerke im Elsaß warfen den Fuggern jährlich einen Ertrag von 6—7000 Mark ab.

So waren es nun schon seit Jahrzehnten nicht bloß der Handel und das Wechselgeschäft, welche auf Rechnung der Familie im großartigsten Maßstab betrieben wurden, sondern es kam dazu als eine reich fließende Geldquelle die Ausbeutung von Bergwerken und die regste Bethelligung am Seehandel, fuhren doch Schiffe der Fugger auf allen Meeren. Daneben geht die fortdauernde Erwerbung von neuem Grundbesitz her. So kaufte Anton im Jahre 1538 Babenhausen von den Herren von Rechberg, schon früher hatte er das Burglehen von Donaumörth an sich gebracht; später kam noch dazu das von den Grafen von Montfort erkaufte Wasserburg am Bodensee.

Zu diesem Reichthum an Kapitalien und Grundbesitz kamen bald hohe Ehren, welche von Kaiser Karl V. auf den Scheitel Anton Fugger's gehäuft wurden. Nicht bloß die großen Anlehen, sondern auch das treue Beharren bei der katholischen Religion hatten die Fugger in des Kaisers Gunst so sehr steigen lassen, daß Karl V. ihnen auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 einen ungewöhnlichen Beweis seiner Gnade geben wollte. Er verlieh nämlich 1. März dieses Jahres an Raymund, Anton und Hieronymus Fugger jenes berühmte Privilegium, bei dessen Ertheilung sich der Kaiser geäußert haben soll, er habe niemals dergleichen verliehen und werde auch niemals wieder solche Vorrechte ertheilen. Um einen Begriff von dem wirklich großen Umfang der Vorrechte zu geben, welche dieser Gnadenbrief dem Hause Fugger zugestand, setze ich nach den Quellenangaben das betreffende interessante Aktenstück hier bei.

„Kraft dieses Privilegiums sollten 1) die den Fuggern vom Kaiser Maximilian gegebenen Privilegien ganz nicht vermindert, sondern bestätigt werden; 2) verlieh ihnen der Kaiser den Adels-, Ritters-, Freiherren-, Banner- und Grafenstand, desselben ist oder hernach zu ihrer Gelegenheit sich zu gebrauchen, das Recht mit rothem Wachs zu siegeln und ihre Titel und Wappen eigenen Gefallens zu vermehren, nicht minder die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über alle ihre Unterthanen; 3) würden sie und ihre Nachkommen für ihre Habe, Güter und Waaren insbesondere in kaiserlichen Schutz und Schirm genommen; 4) und 5) sollten sie an keinem Orte, wo sie sich niederlassen würden, irgend beschweret werden, auch von jeglichem Orte frei abziehen dürfen, jedoch das gewöhnliche Umgeld und die Steuern für liegende Güter ausgenommen; 6) sollten ihres Wohnortes Privilegien, insofern sie den übrigen abbrüchig, in Ansehung ihrer ungültig und aufgehoben sein; 7) sollte kein Fugger, so viel und so lange ihrer einer oder mehr zu Augsburg häuslich wohnhaft sein möchte, daselbst nicht weiter, denn einzig in Schuldsachen, die er wider dasige Bürger haben, und hinwiederum in alsolcher Bürger Schuldsforderungen gegen ihn haben und überkommen würden, vor den ordentlichen Stadtrichter, mit Vorbehaltung der Appellation, einem Gerichtszwang unterliegen; 8) in allen anderen Sachen sollte der Rath zu Augs-

burg, so wenig wie irgend eine andere Obrigkeit, über die Fugger ganz keine Jurisdiction haben, und falls die Stadt Augsburg in bürgerlichen oder peinlichen Dingen Anspruch oder Forderungen hätte, sollten sie vor Niemand als vor dem Kaiser belangt werden können; 9) sollen sie, ihre Diener, Angehörige und Verwandte vor kein fremdes, sonderlich westphälisches Gericht geladen werden dürfen. — Dabei wurde ihnen noch vergönnt, daß sie niemals gezwungen werden sollten, das Original dieses Briefes herauszugeben, sondern ein Jeder mit der vidimirten Abschrift sich begnügen müssen; und damit sie um so besser bei diesen Freiheiten beschützt und gehandhabt würden, setzte ihnen der Kaiser Conservatoren, Commissarien, Richter, Fürseher und Beschirmer, als nämlich den König Ferdinand, eine Reihe von Reichsfürsten, Bischöfen und Reichsstädten, so viel aus selbigen sie, die Fugger, erwählen und zu ihrem Beistand anrufen würden, dergestalt, daß, wo sie wider diese erlangten Freiheiten angefochten werden wollten, die genannten Reichsstände verpflichtet sein sollten, ihnen zur Handhabung derselben beihilflich zu sein, wie denn auch für die Uebertreter dieses Gnadenbriefes eine Strafe von 100 Mark Goldes angesetzt wurde.“

Um das Maß seiner Gnaden voll zu machen, ermächtigte derselbe Kaiser Karl V. durch ein zweites Privilegium, datirt von Toledo 1. März 1534: „die besagten drei Fugger und ihre ehelichen Nachkommen in ihren Herrschaften und Städten, welche sie dazu erwählen würden, eine Münzstätte aufzurichten und darin Dukaten und rheinische Gulden, auch sonst andere Münze von Silber, als Dickpfennige zu ganzen oder halben Dukaten oder rheinischen Gulden, auch zu 20, 15, 10, 8, 6, 4, 3 oder 1 Kreuzer mit den Bildnissen, Schilden und Wappen auf beiden Seiten, wie ihnen gefällig oder gelegen, auch für zierlich und gut angesehen würde, dazu auch Pfennige und Heller nach Reichsfuß münzen zu lassen.“

Die Befreiung von fremder Gerichtsbarkeit bestätigte Karl V. im Jahre 1541 und 1548 verordnete er ganz besonders zu Anton's Gunsten, daß die Güter der Familie sich nur auf den Mannsstamm vererben sollten.

Diese kaiserlichen Gnadenbriefe waren gewiß dazu geeignet, das Haus Fugger in der Meinung der damaligen Zeit so hoch, als irgend eines zu stellen. Dazu kamen noch weitere Ehrenbezeugungen von Seiten der Stadt Augsburg. Da nämlich zu dieser Zeit theils durch Aussterben, theils durch Auswanderung die alten Adelsgeschlechter auf eine kleine Zahl herabgeschmolzen waren, so wurden durch Rathschluß vom 11. Dezember 1538 39 Familien in das Patriziat aufgenommen, unter ihnen die Fugger. In Folge davon haben freilich Anton's und Raymund's Söhne auf die Privilegien des kaiserlichen Gnadenbriefes insoweit verzichtet, als sie der Stadt Augsburg nachtheilig waren. Mancherlei Zwistigkeiten und langwierige Prozesse rief jedoch die exceptionelle Stellung der Fugger in Bezug auf die Besteuerungsfrage hervor. Da die Kapitalien der Fugger beinahe über die ganze Welt zerstreut waren, verweigerten sie den gewöhnlichen Steuereid der Augsburger Bürger und kamen endlich nach langen Verhandlungen und vielfachen Deputationen zwischen Augsburg und dem Kaiser hin und her zu dem Vergleich, daß die Fugger jährlich eine festgestellte Summe statt der Steuer zahlen sollten. In einer strittigen Erbtheilungssache mit seinen Brüdern wollte sich allerdings Anton Fugger, wie Paul von Stetten, der Ältere,

berichtet, nicht weiters vor dem Rath einlassen, sondern schützte seine Privilegien vor; so wurde er dann, weil er den obrigkeitlichen Dekreten seiner Vaterstadt keine Folge leisten wollte, auf dem Rathhaus gefangen gesetzt, jedoch nachdem er sich zwei Tage hernach zum Gehorsam bequemt, gegen eine ausgestellte Urfehde wieder auf freien Fuß gesetzt. Ernstlichere Kränkungen sollte der um seine Vaterstadt hochverdiente Anton Fugger durch die Freunde der Reformation erleiden, welche wohl auch mit aus Neid ihn bei den Augsburgern verdächtigten: in Folge dessen wurde auch wirklich Anton Fugger von einer aufgeregten Volksmasse mit Steinen verfolgt und aus der Stadt vertrieben; er mußte nach Babenhausen flüchten. Schon im Jahre 1580 hatte er wegen seiner wiederholten Reibungen mit dem Rathe sein Augsburger Bürgerrecht aufgegeben.

Doch in politischer Bedrängniß wandte sich die Augsburger Bürgerschaft hilfesuchend an ihren geschmähten Mitbürger. Er wurde zurückgerufen und, den Unbath mit Großmuth lohnend, übernahm er eine Mission an den Kaiser, um Gnade für die Stadt zu erbitten; mit anderen Deputirten traf Anton Fugger in der Begleitung Peutingers den Kaiser am 27. Januar 1547 zu Ulm und that vor ihm in dem Ehingerischen Haus, als dem kaiserlichen Quartier, in Gegenwart des ganzen Hofstaates einen Fußfall. Nach ihrer Anrede stand der Kaiser vom Throne auf und nahm die Abgesandten und mit ihnen die Stadt Augsburg wieder zu Gnaden an. Die Stadt mußte 150,000 fl. und 12 Geschütze als Strafe zahlen; freilich war zur Milderung der Bedingungen schon vorher viel Geld an die kaiserlichen Minister verschenkt worden. Da die Stadt im Augenblicke die Straf gelder nicht aufbringen konnte, so ließ Anton Fugger in seinem patriotischen Sinne kraft der seiner Familie im Jahre 1534 verliehenen Münzgerechtigkeit 80,000 Goldgulden prägen. —

Doch nicht bloß in seinem öffentlichen Leben zeigte Anton Fugger großherzigen Sinn, sondern auch im Privatleben war er ein liebenswürdiger Charakter. Mit dem berühmten Erasmus von Rotterdam lebte er in vertrauter Freundschaft; dieser ist unerschöpflich im Lobe Anton's. Wir wollen unter vielen Beispielen nur eines anführen, er äußert an einer Stelle: „daß Anton in der That seines Reichthums Herr sei, als welcher ihm nach seinem Willen dienen müsse. Er besitze denselben nicht für sich, sondern für Andere; es mache ihn dieser Reichthum auch nicht stolz und übermüthig, sondern er sei so freundlich und leutselig, wie reiche Leute, wiewohl geringeren Standes und Vermögens, selten sich zu erzeigen pflegen.“

In der That ein höchst ehrenvolles Zeugniß für die Liberalität und edle Gesinnung Anton Fuggers aus der Feder des berühmten Erasmus! —

(Schluß folgt.)

## Die Insel Elba und ihre Eisenproduktion.

Mitten im toskanischen Archipel, gegenüber von Piombino, steigt eine größere Insel aus dem Meere, deren Gebirge von weitem sichtbar sind und in der Form sich wie große Pyramiden ausnehmen. Das Klima der Insel ist ein äußerst günstiges und gesundes und steht also in direktem Gegensatz zu den giftgeschwängerten Marenmen, die sich an der toskanischen Küste ausbreiten. Die Gebirge Elbas sind fortlaufende Eisenminen und fördern jährlich massenhafte Quantitäten dieses Metalls an den Tag. Schon im grauen Alterthum kannten die Etrusker diesen Reichtum Elbas und lernten hier besonders die Kunst, das Eisen zu graben. Später kam Elba natürlich unter römische Herrschaft und bis in's 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung lieferte die Insel fast alles Eisen, das man in der damaligen civilisirten Welt Europas brauchte. Die vom Norden her eingebrochenen Barbaren wußten deshalb auch den Werth dieses Landes zu schätzen, während später die Araber und die Türken in den Eisenbergwerken die gräßlichsten Verwüstungen anrichteten. Im Mittelalter stritten sich Pisa und Genua hartnäckig um den Besitz Elbas, nicht sowohl wegen des Reichtums an Eisen, als hauptsächlich deshalb, weil sie den Hauptschlüssel zum Canal von Piombino bildet, der damals für die um die ausschließliche Seeherrschaft rivalisirenden Städte die gleiche Wichtigkeit hatte, wie etwa heutzutage der Besitz von Gibraltar oder der Dardanellen. Die Mediceer, die Spanier, und später Neapel stritten sich lange mit den Fürsten von Piombino um den Besitz der Insel; stets aber verwandten die jeweiligen Besitzer die größte Sorgfalt auf die Entwicklung des Bergbaus; und wenn sie zeitweise aus dem Besitze verdrängt wurden, wie z. B. die Mediceer, so gelang es ihnen doch, manchmal die Bergwerke zu pachten und ihre Produkte so hoch als möglich zu verwerthen.

Dies ist mit wenigen Worten die Geschichte der Insel, die sich, wie man sieht, einzig und allein um ihre Eisenbergwerke dreht. Und in der That hat der Minenbau Elbas in den letzten 10 Jahren einen enormen Aufschwung genommen, der uns um so mehr in Erstaunen setzen wird, wenn man bedenkt, daß dort nicht einmal die gewöhnlichen von der Wissenschaft und von der Mechanik angegebenen Hilfsmittel zum rationelleren Betrieb des Bergbaus angewendet werden; so reichhaltig sind also die Minen! Die Eisenausfuhr hat sich seit 1858 mehr als verdoppelt und im Jahr 1863 lieferten die Eisengruben gegen 100,000 Tonnen Eisen, wovon allein  $\frac{1}{5}$  nach Frankreich exportirt wurden.

Die Insel Elba hat eine gewissermaßen elliptische Form, besonders an der westlichen Seite, während sie sich an der östlichen Seite plötzlich in zwei sehr stark hervorspringenden Caps in's Meer erstreckt; das eine nördlich gelegen ist das Cap della Vita, wo die Minen von Rio-Albano ihre äußerste Grenze finden, das andere südliche ist das Cap Calamita. Zwischen beiden, dem letztern näher,

als dem erstern, in einer tiefeinschneidenden Meeresbucht, die sich von Osten nach Westen hinzieht, ist der Golf von Porto-Longone. Derselbe wurde schon von den Spaniern sehr stark befestigt. Gleich daneben ist die Eisenmine Ferra-Nera, die Cala di Barbarosa (zur Erinnerung an den algierischen Seeräuber gleichen Namens so genannt). Wendet man sich vom Golf von Longone gegen Norden, so kommt man an den Hafen von Rio, in welcher Stadt die größte Sammlung von Eisenmineralien der ganzen Welt sich befindet, wodurch Rio eigentlich der Centralpunkt für die gesammte Montanindustrie Elbas geworden ist. Dicht dabei ist die Mine Bignerla, die ihren Namen den Weinpflanzungen, von denen sie umgeben ist, verdankt, ferner Rio-Albano, ebenfalls eine reichhaltige Mine. Passirt man endlich das Cap, so kommt man bald in den Hafen von Porto-Ferrajo, der durch seine doppelteilipische Gestalt bemerkenswerth ist. Porto-Ferrajo ist die Hauptstadt der ganzen Insel, hat einen ausgezeichneten Hafen und wurde von Napoleon I. während seines Aufenthaltes auf der Insel befestigt. Eine sehr schmale Landzunge trennt den Golf von Porto-Ferrajo von dem von Procchio, an dessen Ufer die langgedehnten Häuserreihen von Marciana einen sehr malerischen Anblick darbieten. Jetzt nimmt aber das Ufer eine ganz andere Gestalt an: Granitfelsen heben sich steil in die Höhe und geben für eine Zeit lang, bis man den Golf von Campo erreicht hat, der Insel ein ganz anderes Aussehen. Alsdann kommt man zu dem Golf von Acona und la Stella, die nur durch einige in das Meer hinausragende Felsen von einander getrennt sind. Wenn man diese vielen und großen Meeres Einschnitte betrachtet, so kommt man fast gezwungen auf den Gedanken, als ob das Meer seine Berührung mit dieser glücklichen Insel so viel als möglich verlängere und sie so lang als möglich umarmen wolle. Auf einer der höchsten Bergspitzen erhebt sich Capoliberti, der Berg der freien Männer, die älteste Stadt der ganzen Insel; am Fuße des Bergs liegt die Cala degli Znamorati, welcher Name noch aus alter Zeit stammt und dem eine Art von Hero- und Leandersage zu Grunde liegt.

Das Innere des Landes bietet ebenso viele Abwechslungen und Veränderungen dar, wie das Ufer. In den Umgegenden von Porto-Ferrajo, Marciana, Campo, Porto-Longone, Capoliberti dehnen sich sehr fleißig angebaute Kornfelder aus; Mais und Wein werden hauptsächlich gepflanzt, letzterer an den Bergabhängen; der Oliven- und Maulbeerbaum, deren Cultur übrigens sehr vernachlässigt wird, finden auf der ganzen Fläche der Insel überall einen sehr günstigen Boden; Orangen wachsen im Freien in großer Menge, ebenso Granatäpfel, Feigen und verschiedene andere südliche Pflanzen, besonders Datteln.

Nicht so reichhaltig, wie die Flora Elbas ist die Fauna desselben, indem man nur wenige größere Thiere auf derselben antrifft; sehr vertreten ist aber das Geschlecht der Taranteln, der Skorpione, Skolopendern und der Vipern. Von Vögeln trifft man fast nur Zugvögel an.

Am interessantesten sind wohl die Gipfel der Berge, auf denen das Auge des Alterthumsforschers heute noch Spuren von Befestigungen findet, die theilweise bis in die graue Vorzeit hinaufreichen, so in Volterrajo und Monte-Giove. An alle diese Punkte knüpfen sich verschiedene Sagen; an letzterem Punkt soll eine Prinzessin von Piombino, Isabella Appioni d'Arragon, ein würdiges Selten-

stück zu Margaretha von Bourgogne, ihre Liebhaber in ewiger Gefangenschaft gehalten haben.

Wollte man von der reichhaltigen natürlichen Beschaffenheit der Insel einen Schluß auf die Bewohner derselben ziehen, so würde man sich sehr täuschen. Die geschichtlichen Ereignisse haben dem Charakter derselben einen viel unersförbarern Stempel aufgedrückt, als die Natur. Die fortwährenden Einfälle barbarischer Völker in frühester Zeit, die daraus im Laufe der Zeit sich bildende Unsicherheit und Ungewißheit in Beziehung auf Leben und Besitz, ferner der Streit der italienischen Handelsstädte um den Besitz der Insel, der Kampf im Innern gegen die habgierigen Herren des Bodens — alles dies verlieh dem Charakter des Inselaners etwas Unstütes, Schweigsames, Mißtrauisches und Heimtückisches. Doch sind sie gute Seeleute und Elba liefert nebst Modena die besten Artilleristen für die italienische Armee. Uebrigens sind die verschiedenen Racen noch deutlich zu erkennen: in Porto-Ferraja, das durch Cosmo von Medici gegründet wurde, findet man das reine italienische Element, in Rio und besonders in Porto-Longone herrscht der spanische Typus vor, was sich vor Allem aus der Endung vieler Eigennamen auf *ez* schließen läßt; außerdem findet man ebendasselbst noch viele Neapolitaner, da die Bourbonen von Neapel die Insel nach den Spaniern in Besitz genommen hatten. Die Einwohner von Marciana sind als die besten und tüchtigsten Kaufleute der Insel bekannt, ebenso die von Rio, die zugleich ausgezeichnete Seeleute sind.

Alle Städte der Insel, besonders Rio und Capoliberi haben bis zum Anfang dieses Jahrhunderts sehr bedeutende Privilegien genossen. Man mußte sie nach den durch die Seeräuber bei ihnen angerichteten Verheerungen und Plünderungen nothwendigerweise entschädigen, man gewährte ihnen deshalb Steuerfreiheit und Befreiung von andern Lasten. Dies war auch das einzige Mittel, neue Bewohner herbeizuziehen, was die verschiedenen Herren der Insel sehr wohl zu ihrem eigenen Vortheil begriffen. Die ganze Insel Elba ist sozusagen ein großer Freihafen. Die Gemeinden zahlten keine andere Steuer, als die, welche sie sich selbst auflegten, sie wählten ihre Magistrate selbst, erkannten sonst keine andere direkte Gewalt an und genossen viele republikanische Einrichtungen. Dieser Zustand dauerte bis zur Ankunft Napoleons auf der Insel. Eines Tags wollte er den Bewohnern von Capoliberi eine Steuer auflegen, welche bei andern Gemeinden schon längst eingeführt war. Der Municipalrath trat zu einer Berathung zusammen, die sehr stürmisch ausfiel. „Wer ist dieser Napoleon,“ hieß es, „der uns Steuern auflegt, als ob wir eine eroberte Stadt wären? Braucht er Geld, so soll er es sagen und man wird es ihm geben, aber besteuern lassen sich die freien Männer von Capoliberi nicht!“ Napoleon, am allerwenigsten in Elba zur Nachgiebigkeit geneigt, schickte seine korsische Garde gegen die Bewohner von Capoliberi mit dem Auftrag, die Stadt entweder dem Erdboden gleich zu machen oder das verlangte Geld zu bringen. Die Einwohner rüsteten sich zur Gegenwehr und es gelang einer schönen Capolibereserin den Sinn des Kaisers zu beugen; man verständigte sich und der Municipalrath war in der Folge ein treuer Anhänger des Kaisers.

Dieser stolze Unabhängigkeitsstimm, der von jeher den Bewohner von Elba charakterisirte, ist aber heutzutage fast ganz verschwunden, nicht einmal im Liede

des Volks lebt er noch fort. Alle eigenthümlichen Volksbelustigungen haben ebenfalls aufgehört; außer einigen Sagen findet sich nichts mehr vor, was an die alte Zeit erinnern könnte. Es ist wohl selten in der Geschichte, daß ein Volk sich so schnell an die Sitten und Gebräuche seiner neuen Herren anschließt; während man in Corsica, Sardinien und selbst in Malta noch viele mit Zähigkeit festgehaltenen Erinnerungen an die frühere Zeit, sowohl in Kleidung, als in Sprache, bemerkt, trifft man auf der Insel Elba nur toskanische Gebräuche. Das einzige charakteristische Merkmal der Bevölkerung ist ihre enorme Geschicklichkeit zu den verschiedensten und mannigfaltigsten Arbeiten. Fast alle beschäftigen sich mit dem Bergbau und dem Fischfang, viele mit dem Ackerbau, der Gärtnerei und dem Weinbau. Außerdem sind fast alle Gewerbe in den Städten vertreten.

Bemerkenswerth sind ferner in der Nähe von Porto-Ferrajo die aus der Zeit der Mediceer stammenden und sehr reichen Salzbergwerke. Diese Stadt ist überhaupt gleichsam das Rendez-vous der gebildeten Klassen von ganz Elba; im Sommer sind die Bäder besetzt, Einheimische und Fremde strömen herbei und wenn man Abends durch die Straßen von Porto-Ferrajo geht, die glänzend erleuchteten Cafés und die Bazar's sieht, vor denen sich die elegantesten und schönsten Toiletten herumtreiben, so glaubt man sich in irgend eine Tropenstadt versetzt. Porto-Ferrajo war bekanntlich der Aufenthalt Napoleons und noch jetzt zeigt man die Gemächer, in denen er gewohnt hat. Alles ist noch in demselben Zustand, wie er es verlassen. Von den halbgeöffneten Fenstern aus handhabte der Kaiser sein Fernrohr, um die unaufhörlich kreuzenden Engländer zu beobachten. Obgleich sein Reich nur klein, entwickelte er doch auch hier eine rastlose Thätigkeit; der Bergbau wurde verbessert, Porto-Ferrajo befestigt, verschiedene Marmor- und Granitbrüche wieder geöffnet, die seit langer Zeit verschüttet waren, Straßen angelegt, die die Insel nach allen Richtungen hin durchschnitten. Mit Drouot und Bertrand durchstreifte er die Insel zu Pferde, oft fuhr er auf dem Wasser spazieren, denn er hatte sich eine Art Flotille erbaut, manchmal bestieg er auch einen hohen Berg, von dem aus er in sein Geburtsland Corsica hinüberblickte. Das Volk liebte ihn, weil er sehr freigebig war und viel Geld unter die Leute brachte. Freilich seine Gedanken waren ganz anderswo, als auf der Insel, und wenn er sich auch den Anschein der größten Beschäftigung gab, so geschah dies nur, um die Aufmerksamkeit Englands und der Regierung von Frankreich von ihm abzuwenden; und es gelang ihm, die Wachsamkeit beider auf eine Weise zu täuschen, daß die Welt nachher in Erstaunen gesetzt wurde.

Für den Geologen und Mineralogen bietet die Insel Elba der Merkwürdigkeiten sehr viele dar. Die Granitfelsen der ersten und zweiten Periode warfen eine Zeit lang die Theorie der modernen Geologie über den Haufen, welche wieder einen Schritt rückwärts machen mußte. Dann ist es hauptsächlich der Marmor, der noch bemerkenswerth ist.

Ein alter und zuverlässiger Cicerone, wie man deren in Italien viele findet, begleitet die Geologen gewöhnlich bei ihren Exkursionen. Ein Prachteremplar eines solchen Cicerone befindet sich jetzt noch in Porto-Ferrajo, genannt Cervoletto (sein eigentlicher Name ist Pietro Pinotti). Seit 40 Jahren ist kein Geologe, kein Ingenieur, überhaupt kein Tourist nach Porto-Ferrajo gekommen, der ihn

nicht als Führer in die Berge genommen hätte; die Studer, Tournet, Barat, Collegno, Coquand, Savi, Meneghini, Mattruci und wie die berühmten Geologen aus England, Deutschland und Amerika noch heißen, sind alle durch seine Hände gegangen und allen hat seine genaue Kenntniß der verschiedenen Gesteinsarten sehr viel genützt. Trotz seines Alters ist er noch ein rüstiger Fußgänger, der jeden Fremden gerne begleitet. Obgleich des Lesens und Schreibens unfähig, hat er sich doch von allen Reisenden, denen er Dienste geleistet, ihre Namen eigenhändig in ein besonderes Buch schreiben lassen, das er jedem Fremden gerne zeigt.

Am wichtigsten sind übrigens die Eisenbergwerke Elbas. Die zur Gewinnung und zum Transport des Eisens verwendeten Arbeiter sind fast lauter Eingeborene; sie beziehen bestimmte Arbeitslöhne und sind zufrieden, wenn sie im Tag  $1\frac{1}{2}$ —2 Franken verdienen. Sodann dienen diese Bergwerke auch zur Beschäftigung der weniger compromittirten Verbrecher. Namentlich eine Art Banditen, die sogenannten Manutengoli aus Neapel, werden zur Gewinnung des Eisens verwendet. Sie wohnen unter dem Namen *domiciliati coatti* (Internirte) besonders in Rio und leben von ihrem kärglichen Verdienst von 40 Centimes per Tag, den ihnen die Regierung ausbezahlen läßt.

Das Eisen wird entweder durch Sprengung mit Pulver oder durch Graben mit harten eisernen Werkzeugen gewonnen. Beim Pulver fliegen große Felsstücke in die Höhe, die man alsdann in kleinere Stücke schlägt. Oben sind die Regel der Berge geöffnet und bieten, wenn man sie so betrachtet, einen eigen thümlichen Anblick dar; die Farbe der Felsen ist röthlich oder schwarz und die Minenarbeiter arbeiten nun von der untersten Sohle des Bergs bis zu dessen höchster Spitze in Compagnien und besondere Abtheilungen getheilt. Schon die Alten wandten das jetzt noch gebräuchliche System der Bearbeitung an. Der Transport zum Meere ist der einfachste von der Welt: man hat besonders construirte, von den Arbeitern mit großer Geschicklichkeit gehandhabte kleinere Wagen, die das Eisen herabbringen, oder wo ein Berg ganz nahe am Meeresufer steht, läßt man große Eisenstücke einfach den Berg herabrollen; während des Laufs zerbröckeln sie und bleiben am Ufer liegen, bis man sie auf die Schiffe verlädt. Hier und da sind auch in die Berge Schienentwege eingehauen, auf denen die Wagen herabrollen; diese Arbeit ist aber sehr langwierig und kostspielig, weshalb diese Art des Transports auch sehr selten angewendet wird.

Der Hauptstapelplatz ist Rio: man sieht dort englische, französische und italienische Schiffe, mitunter sogar Dampfschiffe. Der amerikanische Krieg führte auch Schiffe der Vereinigten Staaten nach Rio, die nun aus Furcht vor den südlichen Corsaren hier liegen bleiben mußten, wie auch die preussischen Schiffe während des dänischen Kriegs hier zurückgehalten wurden, weil sie den Sund nicht mehr passieren konnten. Ebenso sieht man in Rio jetzt auch sehr viele türkische Schiffe und die Insel Elba hat einen türkischen Capitän, Namens Achmed, sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen, damit auch den in der Levante sich aufhaltenden Bewohnern von Elba dieselbe Behandlung widerfahre. Der größte Theil des Eisens wird nach Frankreich verschifft, besonders nach Marseille, wo die Gießerei von St. Louis jährlich etwa 24,000 Tonnen bedarf, ferner nach Bouc, Arles, hauptsächlich aber in das Saône- und Loiredepartement, wo



die großen Eisenwerke von Creuzot jährlich bis 30,000 Tonnen dieses Materials bedürfen. Da der Preis des Eisens in der letzten Zeit sehr wohlfeil geworden ist, so rüsteten die Werksstätten im Jura und in den Vogesen ihre besonderen Schiffe aus, um dasselbe von Elba zu holen. Ferner ist Corsica vermöge der Gießereien zu Toga, Solenzara und Ajaccio, einer der besten Absatzorte für die Insel, ebenso England, das jährlich etwa 6000 Tonnen einführt. Am meisten nach Frankreich consumirt übrigens Italien selbst; in erster Linie steht hier Toscana mit den königlichen Eisenwerken zu Balziana, Follonica und Cecina, die wegen der in den Maremmen herrschenden Fieber nur 6 Monate des Jahres im Gange sind und dennoch jährlich über 15,000 Tonnen verarbeiten; ferner eine Masse kleinerer Etablissements in Ligurien, Neapel und im Kirchenstaat. Frankreich und Corsica aber verarbeiten jährlich allein 80,000 Tonnen, d. h.  $\frac{4}{5}$  der ganzen Jahresproduktion.

Die Bevölkerung, die sich hauptsächlich mit der Verschiffung des Eisens abgibt, wohnt in Rio und Bidreggio und der Umgegend dieser Städte; die der letzteren sind namentlich als kühne Schiffer und als ausgezeichnete Matrosen bekannt. Während der Fahrt leben sie nur von Wasser und Brod, bringen aber nach der Landung das Versäumte durch reichlichen Genuß wieder herein; eine Küche ist nicht am Bord und oft zünden sie nicht einmal ein Feuer an. Sind sie aber am Lande, so wird der ganze Verdienst einer mühevollen Fahrt oft an einem Tage vergeudet, und Handel, mit Messer- und Dolchstichen begleitet, sind dann der gewöhnliche Ausgang der Fahrt, weshalb die Bidregginer auch in allen Häfen, in denen sie landen, sehr gefürchtet sind.

Der Kapitän eines Schiffes zahlt für die Verladung jeder Tonne einen Frank, und die Kohlen für die Fahrt nach Marseille oder Bouc belaufen sich für die Tonne auf  $9\frac{1}{2}$ , resp. 11 Franken. Der Staat, der seit der pisanischen Herrschaft im Besitz der Bergwerke von Elba ist, zahlt der Stadt Rio jährlich eine Summe von 5000 Fr. Die Bewohner nähren sich von ihrem Verdienste in den Minen und man darf wohl sagen, daß der ganze Küstenstrich vom Cap Calamita bis zum Cap della Vita verlassen und unbewohnt sein würde, wenn nicht die Montanindustrie den Bewohnern ihren Unterhalt bieten würde. Man kann annehmen, daß immer etwa 1000 Arbeiter in den Bergwerken beschäftigt sind, und daß etwa 10,000 Menschen diesen Küstenstrich bewohnen.

Die Insel Elba hat eine so günstige Lage, hängt mit dem Continent so eng zusammen, das Klima ist so mild und gesund, der Boden so fruchtbar, daß sie schon in frühester Zeit bevölkert worden sein mußte, und es ist sicher, daß die Etrusker gleich nach ihrer Ankunft in Toscana die Insel besuchten. Da mußte ihnen denn der Anblick der röthlichen und schwarzen Erde, das Gewicht derselben, wohl auffallen und da sie, wie man weiß, vom Bergbau schon etwas verstanden, so läßt sich wohl annehmen, daß sie sich den Eisenreichtum Elbas zu Nutzen machten. In jener Zeit also, im 7. oder 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, hatten die Griechen, welche damals schon Corsica, Sardinien, Ligurien und Süd-Gallien colonisirten, der Insel den charakteristischen Beinamen Acthalla (die Feurige) gegeben, wohl daher, weil die Insel mit ihren bei Nacht brennenden Feuern den Augen des Schiffers wie ein Leuchthurm erschien.

Als Etrurien im 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von den Römern

unterworfen wurde, kam auch Elba unter ihre Herrschaft. Die Römer verstanden es aber, die Provinzen nicht bloß zu erobern, sondern auch zu verwalten und sie richteten deshalb ihr Augenmerk sogleich auf die Minen; die metallurgische Industrie selbst verpflanzten sie, wohl wegen Mangels an genügendem Brennmaterial auf der Insel, auf das Festland. Von Populonia z. B. ließ Scipio alles Eisen, dessen er zu seiner Expedition gegen Carthago bedurfte, holen. Auch Strabo hat diese Gegenden selbst bereist.

Später, unter den Einfällen der nördlichen Barbarenhorden, zerfiel der Bergbau auf Elba vollständig, und erst als Pisa die Insel in Besitz nahm, begann er wieder zu blühen und die Handelsrepublik zog außerordentliche Gewinne aus ihr. Genua, eifersüchtig auf Pisa, zerstörte nach der Seeschlacht von Meloria im Jahre 1288 alle Werke auf der Insel; die Pisaner aber sahen den hohen Werth, den Elba für sie hatte, wohl ein; denn als sie sich nach einigen Jahren von dem Schlag wieder erholt hatten, kauften sie die Insel um den Preis von 56,000 Goldgulden oder 680,000 Fr., eine für die damalige Zeit enorme Summe, wieder zurück. Die ersten Bürger und die reichsten Kaufleute liehen der Republik das nothwendige Gold, wofür ihnen der Staat die Minen als Pfandsicherheit verschreiben ließ. Diese Kaufleute hatten ein sehr gutes Geschäft gemacht, denn die Einnahmen aus den Minen waren sehr bedeutend, und schon damals producirte man etwa 10,000 Tonnen; die Tonne kostete, im 14. Jahrhundert, 50 bis 60 Franken, also etwa das Fünffache des heutigen Preises.

Elba blieb nun ruhig im Besitz von Pisa bis zum Jahre 1400, wo Gerard Appiani seine Vaterstadt an die Visconti von Mailand verrieth. Die Appiani bedangen sich aber als Lohn die Herrschaft über Piombino und Elba aus, und bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, wo ihr Stamm dem der Ludovici-Boucompagni Platz machen mußte, übten sie die unbestrittene Herrschaft über beide Plätze aus. Nach der Reihe stellten sie sich unter den Schutz von Siena oder Florenz, auch des heiligen römischen Reichs, von welchem letzterem sie sich ihre Grafen- und Fürstentitel gekauft hatten. Unfähig, den Barbaren zu widerstehen, vertheidigten sie die Insel nur schwach, welche denn auch ganze Dörfer und Städte in Asche legten, die Männer zu Sklaven machten und mit den Weibern die Harems bevölkerten. Einige Zeit nachher, 1535, nahm Carl V. Tunis ein und befreite die Gefangenen. Im Jahr 1548 sehen wir Cosmos I. von Medicis sich Porto-Ferrajos bemächtigen und dasselbe besetzen; und bald schloß er mit den Appiani Verträge wegen des Ankaufs von Eisen ab. Seine Nachfolger behielten die gleiche Politik bei und errichteten in Toscana viele Eisenwerke. Die Spanier aber, damals noch die Herren von Neapel, sahen mit Eifersucht, wie sich die Medici auf Elba festsetzten und Philipp II. bemächtigte sich im Jahre 1596 unter dem Vorwand, die Interessen seiner Verwandten, der Grafen von Piombino, auf der Insel zu wahren, Porto-Longones und besetzte es stark; dann erwarben sie auch Rio, und dies dauerte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Im Jahre 1500 kam Elba unter die Herrschaft Frankreichs, die Minen wurden an eine Gesellschaft überlassen, die dem Staat jährlich ein gewisses Quantum Eisen liefern mußte. Die fortwährenden Kriege jedoch und die Continentsperre führten den Bankerott der Gesellschaft her-

bei und Napoleon schlug die Bergwerke zum Grundvermögen der Ehrenlegion. 1815 kam die Insel an Toscana und im Jahre 1859 wurde sie dem Königreich Italien einverleibt. Neuerdings mußte sich aber die Regierung viele Angriffe hinsichtlich der Verwaltung und der Ausnützung der Eisenminen gefallen lassen, und es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis auch dieses Monopol im neuen Italien gefallen sein wird.

Seitdem die Insel zum Königreich Italien gehört, ist für die Verbesserung des Bergbaues fast noch nichts geschehen; so wenig als unter Leopold von Toscana. Die Gewinnungsmethode des Eisens steht noch auf der primitivsten Stufe; überall, wo die heutige Entwicklung und der jetzige Standpunkt des Montanwesens die Anwendung von Maschinen verlangt, werden noch menschliche und thierische Arbeitskräfte gebraucht. „Was soll ich mit meinen vielen Eiseln anfangen?“ fragte Leopold, als ihm ein Plan vorgelegt wurde, der die Einführung von Maschinen bezweckte. In den letzten Jahren der Regierung Leopolds betrug die jährliche Produktion gegen 25,000 Tonnen, 1861 schon 56,000 und jetzt weit über 100,000. Wenn einmal in Elba die von der Montantechnik und der Mechanik gebotenen wohlfeilen Mittel angewendet werden, so wird die Produktion wohl nur noch an der Nachfrage eine Grenze finden und jährlich 1 Million Tonnen zu gewinnen, dürfte dann wohl eine Kleinigkeit sein, denn die Eisenminen Elbas sind unerschöpflich.

Dazu gehört aber, daß der Staat die Bergwerke nicht selbst bewirthschaftet, sondern sie in Privatbesitz übergehen läßt. Welcher Verlust ist es nur, daß die Hochofen von Follonica, Balpiana und Cecina sechs Monate im Jahre gehen und die übrige Zeit unbenützt bleiben; wer da weiß, wie viel es kostet, einen Hochofen glühend zu machen, kann sich einen ungefähren Begriff von dem Kostenaufwand dieser Staatsindustrie machen. Freilich hat man schon schlimme Erfahrungen hinsichtlich der Ueberlassung der Minen an Private gemacht. Im Jahr 1851 mußte Leopold II. den Oesterreichern, die ihn wieder auf den Thron gesetzt hatten, 10 Millionen Franken Entschädigung zahlen. Leopold entlehnte diese Summe bei dem toscanischen Bankhause Bascogi und gab dafür die Minen von Elba als hypothekarische Sicherheit. Die Bascogi durften die Verwaltung der Bergwerke selbst übernehmen und sie gründeten nun unter dem Namen amministrazione cointeressata eine Actiengesellschaft, die die Minen ausbeuten sollte. Die italienische Regierung, als Rechtsnachfolgerin der toscanischen, mußte natürlich den Vertrag, der noch 17 Jahre dauern sollte, aufrecht erhalten, konnte ihn also nicht einseitig auflösen. Freilich ist unter diesen Verhältnissen keine Aussicht auf Verbesserungen vorhanden; denn wem sollen sie zugemuthet werden? Das einfachste wäre wohl, wenn sich die Regierung mit den Actionären auf gutem Wege auseinandersetzen würde. Die Minen würden dann verkauft, der Staat hätte sich eine große Last vom Halse geschafft und nebenbei noch einen schönen Erlös. Dann würden sich auch die Verhältnisse der Bewohner Elbas bessern, die jetzt ziemlich trauriger Natur sind. Es ist beschämend für Italien, wenn die Panzerschiffe die gezogenen Kanonen und die Eisenbahnschienen, die der aufstrebende Staat bedarf, von englischen und französischen Fabriken geliefert werden, denen die Insel Elba den Rohstoff geliefert hat. Im Jahr 1864 mußte ein italienischer Lieferant 12,000 Tonnen Eisenbahnschienen aus Frankreich kommen

lassen, und ebenfalls aus Fabriken, die das Eisen dazu aus Elba bezogen hatten.

Italien hätte das Zeug dazu, in metallurgischer Hinsicht England, Frankreich und Deutschland ebenbürtig an die Seite treten zu können, sobald es für die naturgemäße Entwicklung der Eisenbergwerke Elbas sorgt; seine Flotte, sein Eisenbahnetz wird sich dann viel schneller vervollkommen, als wenn es nur vom Auslande abhängig ist.

(Nach einer Reiseskizze von L. Simonin.)

Lh. W.

## Nationalökonomische Betrachtungen über China.

Von

Dr. Bartholomäi.

(Fortsetzung von Band 19 Seite 37.)

### II.

#### Mönchthum, Landfreiherei, Leibeigenschaft und Kindermord. \*)

Die nationalökonomischen Zustände Chinas wurden im Laufe der Geschichte durch das Mönchthum, die Landfreiherei und die Leibeigenschaft in so interessanter

\*) Das Material, welches in den folgenden Betrachtungen verarbeitet ist, befindet sich vorzugsweise in den ausgezeichneten Werken: „Arbeiten der kaiserlich russischen Gesandtschaft zu Peking über China, sein Volk, seine Religion, seine Institutionen, socialen Verhältnisse u. d. Aus dem russischen von Dr. Carl Abel und F. A. Mecklenburg, Berlin 1858, 2 Bände.“ Insbesondere wurden die Abhandlungen: „Ueber das Grundeigenthum in China“ (I. S. 1—39) und „Historische Uebersicht der Bevölkerungsverhältnisse Chinas“ (II. 127—195) — beide von Sacharoff benutzt. Daher sollen überall, wo Sacharoff Gewährsmann ist, die Citate weggelassen werden.

Sehr störend in Schriften über China ist die sehr verschiedene Schreibweise der Eigennamen. Um sich diese anschaulich zu machen, braucht man bloß aus verschiedenen Schriftstellern eine Reihe von Namen zusammen zu stellen. So werden die Namen der Provinzen in der Geographie von Berghaus, von den Russen in dem angeführten Werke und von dem Verfasser des Aufsatzes im Magazin (V., S. 53 ff.) geschrieben, wie folgt:

Berghaus.

Tschili,  
Schantung,  
Kiangsu,  
Tscheking,  
Fukien,  
Kuangtun,  
Schansee,  
Honan,

Russen.

Tschili,  
Schandun,  
Kiangsu,  
Tschersjan,  
Fukjan,  
Kuanbun,  
Schanpi,  
Chenan,

Magazin.

Chili,  
Schantung,  
Keansoo,  
Cherkeang,  
Fokien,  
Kanton,  
Schansee,  
Honan,

und eigenthümlicher Art charakterisirt, daß die Hervorhebung der Hauptphasen dieser dreifachen Landplage, wozu noch der Kindermord kam, den Leser gewiß nicht ermüden wird.

Den ersten Ursprung des Uebels finden wir in den Jahren 255 bis 202 v. Chr. In dieser Zeit wüthete ein heftiger Kampf zwischen der Monarchie und den Lehnfürsten. Die Landwirthschaft gerieth in's Stoden, die Felder verödeten und wuchsen voll Gras, und vergebens war die Arbeit des Bauers, welcher auf seinem Felde ausharrte. Das Volk, von Hunger gequält, gab den Acker für Brod hin und verließ seinen Grund und Boden, um sich anderswo mit erlaubten und unerlaubten Mitteln Nahrung zu suchen.

Unter dem Kaiser Schi-quan-di (222 v. Chr.), welcher die große Mauer erbaute und 1,200,000 Mann Soldaten auf den Weinen hatte, wurden die Abgaben und die persönlichen Leistungen (Frohn) bedeutend erhöht; aber man gestattete, sich gegen die Einzahlung von 300 Kupfermünzen von den letzteren loszukaufen. Die natürliche Folge davon war, daß die Armen, welche diese für jene Zeit nicht unerhebliche Summe nicht erschwingen konnten, die persönlichen Lasten allein zu tragen hatten. Da selbst die Ernährung oftmals schwierig wurde, sahen sich Viele gezwungen, ihre Familien im Stiche zu lassen und sich an Reiche zu vermiethen.

Im Anfange der Dynastie Chan (202 v. Chr.) war Armuth und Dürftigkeit so allgemein, daß der erste Kaiser derselben der ärmeren Volksclasse erlaubte, ihre Kinder oder sich selbst als Sklaven zu verkaufen oder zu verpfänden, damit ihr nur irgend ein Mittel des Lebensunterhaltes geboten würde, und von dieser Zeit an datirt die noch heute in China existirende vertragmäßige Leibeigenschaft.

Später im Jahre 184 brach nach verhältnißmäßig kleineren Aufständen ein Bürgerkrieg aus, welcher beinahe 100 Jahre das Volk nicht zur Ruhe kommen ließ. Die Auführer verwüstheten die Hauptstädte, verbrannten die Paläste und zwangen den Kaiser aus einer Provinz in die andere zu flüchten. Verwüstung und Zerstörung boten überall ein entsetzliches Schauspiel: Leichname lagen unbeerdigt in großer Anzahl auf Straßen und Feldern; in der heutigen Provinz Schan-si wurden die abgeschnittenen Finger mit Besen zusammengekehrt; die Rebellen riefen benachbarte Nomadenstämme zur Hilfe, und diese mordeten und plünderten mit noch größerer Grausamkeit als die Einheimischen. Zuletzt bekämpften sich nur noch die Dynastien Li, Wei und Schu und im Jahre 280

#### Berg haud.

An hosi,  
Hu ye,  
Kiang si,  
Hu nan,  
Kui tschen,  
Kuang si,  
Schen si,  
Jün nan,  
Sse tschuan,  
Kan su.

#### Russen.

An-choi,  
Chu-bei,  
Jssan-si,  
Chu-nan,  
Dut-tschen,  
Duan-si,  
Jian-si,  
Jün-nan,  
Sut-tschen,  
Gan-su.

#### Magazin.

Gauh wug,  
Hoo-ki,  
Kiang-si,  
Hunan,  
Kwi-Choo,  
Kwang-si,  
Schen-see,  
Jün Nan,  
Sche-schuan,  
Kan suh.

Da die Russen bei ihrer Sprachfertigkeit den Klang der Chinesischen Worte wahrscheinlich am richtigsten aufgefaßt haben, so entscheide ich mich für die russische Orthographie.

gelang es dem Hause Tsin, ganz China unter seinem Scepter zu vereinigen. In dieser trüben Zeit wurde abermals der Ackerbau vernachlässigt und der Hunger nöthigte das Volk, sich, Nahrung suchend, zu zerstreuen. Die Noth wurde außerdem noch durch die unerschwinglichen Steuern gesteigert. Um diesen zu entgehen, hielt sich das Volk verborgen und schweifte ruhelos im Lande umher.

Aber auch unter den Tsin hatte die Einheit des Reiches nicht lange Bestand. Es zerfiel mehr und mehr in unabhängige Reiche, bis deren zuletzt nicht weniger als sechzehn waren. Diese wurden im Jahre 420, als das Haus Tsin der Dynastie Sun weichen mußte, auf zwei reducirt: Das Südreich unter den Sun, das Nordreich unter den Wei. In dieser langen Periode waren die Folgen der Unruhen und des Steuerdrucks wie früher. Es entwickelte sich eine Landstreicherei, wie sie früher noch nicht vorgekommen war. Die untere steuerpflichtige Volksklasse suchte ihr Leben aus den Kriegsgreueln zu retten und sich von den maßlosen drückenden Auflagen loszumachen. Sie verließ die Staatsländer, das eigene Haus, den eigenen Grund und Boden, um von Ort zu Ort zu schweifen und ihren Unterhalt durch jegliches Mittel zu suchen.

Diesen Zustand beuteten die Reichen zu ihrem Vortheile aus, indem sie für wenig Geld eine Menge Landes erwarben und dasselbe dem ausgehungerten Volke gegen die Hälfte der Kronleistungen in Pacht gaben. Viele schlossen sich auch großen Häusern als Diener an. Zu manchen Häusern gehörten auf diese Weise gegen 1000 Familien, welche, durch dieselben geschützt, den Regierungssteuern entgingen.

Anstatt nun die Steuern den reichen Häusern aufzulegen, wählte man sie auf die kleinen Besizer, welche auf ihrem Grund und Boden ausgeharrt hatten. Die nothwendige Folge dieser verkehrten Maßregel war, daß auch von diesen die Meisten wenn auch nicht land- so doch selbstflüchtig wurden.

Abermals wiederholte sich dieser Zustand noch 605, als Jan-bi aus der 581 gestifteten Dynastie Sui auf den Thron kam. Unter ihm wurde ein Feldzug gegen Cu-schenor unternommen, in welchem  $\frac{1}{40}$  der Armen umkamen. Drei Züge wurden gegen die östlichen Fremden unternommen. Die dazu verwendeten Truppen beliefen sich auf eine Million und zum Fuhrwesen wurde die doppelte Anzahl von Menschen gebraucht. Das Volk wurde durch die hierdurch verursachten Lasten in die drückendste Noth versetzt und begann zu vagabundiren. Bald lebte nach dem Ausdrücke chinesischer Schriftsteller im Reiche von zehn nur einer auf ehrliche Weise, die übrigen neun Zehntel verschafften sich den Lebensunterhalt durch Diebstahl, Plünderung und Straßenraub.

Waren bis jetzt die Kriege und die damit verbundenen schweren Staatslasten die Hauptursachen der Landstreicherei, so kam jetzt noch die Willkühr der Beamten hinzu, welche nach dem Ausdrücke der Chroniken „die Seen austrockneten, ohne zu bedenken, daß auch die Fische verschwanden“. Zum wenigsten wird dieses Uebel erst in dieser Zeit hervorgehoben. Doch bleiben die erstgenannten Ursachen, Krieg und Steuerlast durch die ganze chinesische Geschichte wirksam. Im Jahre 755 wurde durch An-lu-schan, Anführer einer gegen Kiban aufgestellten 150,000 Mann starken Armee ein Aufstand wider die Regierung erregt, und bald darauf begann ein hundertundfünfzigjähriger Krieg gegen die Tibet. Der Kriegelärm tobte bis 907. Die Staatseinnahmen reichten zur

Deckung der Ausgaben nicht hin, das Volk entzog sich der Steuerzahlung und die Landstreicherei wurde allgemeine Sitte.

In dieser Zeit waren auch die Klöster, welche von den buddhistischen Kaisern oft reich dotirt waren, beliebte Zufluchtsstätten geworden. Allein im Jahre 845 wurden 265,000 Menschen beiderlei Geschlechts aus den Klöstern verwiesen und gezwungen, in die Weltlichkeit zurückzutreten. Leider finden sich nirgends genauere Angaben über die Zahl der Klöster und der Mönche und Nonnen, so daß man nicht schätzen kann, welchen nationalökonomischen Schaden sie verursachten.

In diese Zeit fällt auch eine höchst wichtige Steuerreform und dadurch das Aufblühen des Handels. Im Jahre 780 gab nämlich die Tan-Dynastie ein Steueredict heraus, welches die Abgaben nicht mehr von der Arbeitskraft, dem Alter oder dem Grundbesitz, sondern vom Eigenthum jeder Art zu erheben befahl und deshalb die ganze Bevölkerung in neun Vermögensklassen eintheilte. Gewerbefreiheit und Freizügigkeit waren die unmittelbare Folge davon. Viele Chinesen hatten die Handelsgeschäfte schon vorher allen anderen vorgezogen; aber seitdem ihre Habe besteuert wurde, wuchs der Stand der Kaufleute und Gewerbetreibenden mit jedem Tage mehr und mehr an. Viele verkauften oder verließen ihre Felder, um im Handel und Gewerbe Brod und Beschäftigung zu finden, und zwar Anfangs so viele, daß Ueberfüllung entstand.

Ein neues Zeitalter hatte mit diesem Steueredict begonnen, aber Landstreicherei und Knechtschaft waren im Verlaufe der Jahrhunderte dem Volke zur Gewohnheit, ein Zug seines Charakters geworden. Diese Knechtschaft war das Produkt einer Geschichte voller Blut und Schmach, voller Dummheit und Bosheit, voller Nichtachtung der menschlichen Würde und hatte zuletzt dem armen Volke jede Möglichkeit, Grundeigenthum zu erwerben, genommen. Alle Maßregeln, welche die Regierung gegen das Uebel ergriff, hatten sich als unzulänglich erwiesen. Daher ist es auch nicht zu verwundern, wenn das goldene Zeitalter nicht mit einem Schläge hereinbrach, sondern noch lange auf sich warten ließ, zumal die Geschichte ihren blutigen Verlauf erst später endigte.

Nach 977 wurde den Landeshauptleuten zur Pflicht gemacht, der armen herumziehenden Classe zuzureden, daß sie in ihren zeitigen Wohnsitzen und Kreisen verharren, und Belohnung für die Erfolge ihrer Bemühungen in Aussicht stellt. Das Gesetz drohte denen, welche sich Leute zu Sklaven verschreiben ließen, Strafe an, und sicherte den Sklavenbesitzern ein Lösegeld zu. Diese Maßregeln waren gewiß sehr zweckmäßig und geeignet, das Volk einer neuen Zeit zuzuführen; aber sie scheiterten an der Schelmerlei der Sun'schen Beamten. Statt einfach die schwelvende Volksklasse zum Bleiben zu bewegen, und den Ankömmlingen Unterhalt und Ruhe zu vermitteln, waren die Beamten nur darauf bedacht, die Anzahl der Familien zu vermehren, und dafür Belohnungen zu erschnappen. Zu dem Ende wurden die Familien, welche mehrere männliche Seelen hatten, getheilt und durften zwei erwachsene Brüder nicht in einem Hause wohnen. Das Schlimmste jedoch war, daß das Reich von Feinden hart bedrängt wurde, und der Krieg wieder ausbrach. Seit 979 erschienen die Kitaner und andere Völkerschaften innerhalb der großen Mauer. Hunderttausende von Soldaten, welche gegen dieselben geführt wurden, kamen um, Niederlage folgte auf

Niederlage, und fast jeder Feldzug endigte mit der Abtretung von Provinzen, China mußte Tribut entrichten zuerst unter dem euphemistischen Namen „Geschenke“, dann aber ohne mildern den Zusatz. Zum Schlusse erschienen die Tungusen auf dem Kampfplatze, eroberten Nordchina und gründeten die Dynastie Qin oder Jsin (um 1170). In diesen Kriegen ging man im Sun-schen-Reiche auf die früher ergriffenen Maßregeln zurück; aber ohne Erfolg. Vielmehr entwickelte sich damals die Sitte des Kindermordes. Zwar verordnete die Regierung, als sie Kunde davon erhielt, daß den Armen nach der Geburt jedes Kindes 4000 Kupfermünzen ausgezahlt würden; aber dieses Geld blieb in den Händen der Verwaltungsbeamten hängen und der Kindermord wurde weiter betrieben; daß die Landstreicherei dabei in großer Blüthe stand, versteht sich von selbst.

Der Kindermord grassirte besonders seit 1195. Die Regierung selbst that alles Mögliche, um dem Uebel zu steuern. Sie befahl, die ausgesetzten Kinder zu sammeln und auf Staatskosten zu erziehen und Kronmagazine zu errichten, aus welchen besonders die Armen versorgt werden sollten; aber diese Befehle wurden nicht nur nicht ausgeführt, sondern die Beamten sorgten auch dafür, daß das Geld den Weg in ihre Taschen fand. Einigermassen günstigere Resultate wurden später erzielt, als den Armen die Kronabgaben erlassen, denen, welche ausgesetzte Kinder aufzogen, die Erhaltungskosten aus der Schatzkammer ausgezahlt und schwangere Weiber unterstützt wurden.

Während der Kämpfe der Sun-Dynastie gegen die Kidaner brach eine glückliche Zeit für das Mönchthum an. Denn die Kidaner machten als eifrige und fromme Buddhisten den Tempeln und Klöstern kostbare Geschenke von Gold und andern Gegenständen und verschrieben ihnen eine große Menge von Bauern. Manche Klöster waren im Besitze von 30,000 Seelen, und ihr Reichthum reizte eine Menge Menschen, ihre Wohnungen zu verlassen und in die Mönchsverbürungen einzutreten. Glücklicher Weise hatte die Freude bald ein Ende. Die Tungusen, welche den Kidanern das Nordreich nahmen, hielten das Mönchswesen für reine Tagedieberei und die Klöster für nationalökonomische Fehlgeburten und überwiesen das gesammte Klostersvermögen der Schatzkammer. Von dieser Maßregel blieben nur die Klöster verschont, welche Schenkungsurkunden der kidanischen Kaiser aufweisen konnten; alle Mönche, welche nicht durch ein Diplom bestätigt waren, mußten in die Weltlichkeit zurückkehren, und zugleich wurde verboten, ohne Genehmigung der Behörden in den Mönchsstand zu treten.

1207 begann die Erhebung Tschingis-Chans. 1234 war das Nordreich erobert, 1280 fiel das Südreich, und damit war China unter der Dynastie Juan nach langer Trennung wieder geeinigt. Nach dem Falle des Nordreichs führte die Sun-Dynastie ihr zweifelhaftes Dasein noch 56 Jahre fort. Die fortgesetzten Angriffe steigerten die Staatslasten bis in's Unglaubliche. Das Volk zerstreute sich, die Regierungskländeereien blieben unbebaut, und die Krondienste lasteten allein auf den Armen. Die Reichen wußten sich loszukaufen und beschäftigten sich mit Handelsunternehmungen, welche in so unglücklichen Zeiten den meisten Gewinn zu versprechen schienen. Das arme Volk vereinigte sich in Bänden und suchte seine Subsistenzmittel durch Plünderung und Straßenraub zu erwerben. Im ganzen Reiche herrschte die bitterste Armuth, zumelst aber in den heutigen Provinzen Fuzsian und Tscheschjan, wo die Bevölkerung



sehr dicht war, wo nach dem Ausdruche chineßischer Schriftsteller „Schulter an Schulter stieß, und Ärmel an Ärmel sich rieb.“

Unter der Juan-Dynastie wurden, wie schon in der I. Betrachtung erwähnt, die Wassernomaden, die ohne Vaterland und Heimath dem Staate ziemlich werthlos sind, anerkannt.

War die Sklaverei der Sun-Dynastie bei den immerwährenden Unruhen nur mit geringem Erfolge bekämpft worden, so dehnte sie sich unter der Mongolenherrschaft in's Ungemessene aus. Nach den Steppengewohnheiten schenken die Kaiser ihren Verwandten beiderlei Geschlechts, ihren Weibern, Fürsten und verdienten Personen eine Menge Volkes als Hausknechten. Im Jahre 1281 erhielten 16 Fürsten je 10,000 bis 100,000 und 36 verdiente Große je 40,000 bis 100,000 Familien für geleistete Dienste geschenkt. Wer von dieser Menge nicht zur häuslichen Dienerschaft seines Herrn gehörte, mußte eine gewisse Abgabe an denselben entrichten. Die Mächtigen eigneten sich ungestraft den Besitz der Bauern und ihrer Besitzungen an. Um der Hörigkeit zu entgehen, begaben sich Viele auf die Flucht und Andere wurden freiwillig Pächter des ihnen geraubten Landes. Die Regierung bedrohte die Flüchtigen mit harter Buße und selbst mit der Todesstrafe; aber vergebens.

Die nachfolgenden Kaiser der Juan-Dynastie sahen das Verkehrte und Schädliche der Sklaverei ein, und suchten die persönliche Freiheit wieder herzustellen. Sie verboten, die Kinder als Sklaven zu verkaufen und nahmen den Klöstern die ihnen verschriebenen Bauern wieder ab. Gegen die Mächtigen hatten sie aber einen schweren Stand; denn diese wollten sich nicht schädigen lassen, und als man endlich 1314 die Aufhebung oder Beschränkung der Sklaverei mit Waffengewalt durchsetzen wollte, entstand eine Empörung, und man mußte es beim Alten lassen.

Auch unter der Dynastie Juan vermochte das Volk nicht zur Ruhe zu kommen: das Bagabundiren behielt seinen Fortgang, die Räuberhaufen nahmen eine drohende Gestalt an und insurgirten die Provinzen Che-nan, Quan-dun und Tschü-li. Die Unruhen vermehrten sich, als 1351 große Durchbrüche des Hoang-so Ausbesserungen nöthig machten. Das aus verschiedenen Gegenden für diese Arbeiten versammelte Volk lief zum größten Theile davon und bildete entweder eigene Banden oder schloß sich schon vorhandenen an. Die Anführer dieser Schaaren hatten zuletzt ganze Armeen zur Verfügung und erklärten sich zu Fürsten und Kaisern. In dem blutigen Kampfe, welcher um die Herrschaft geführt wurde, trug zuletzt der Mönch Tschu-juan-tschan den Sieg davon, vertrieb die Mongolen und gründete (1368) die Dynastie Min.

Damit war aber die Ruhe nicht hergestellt. Die Mongolen jenseits der Großen Mauer machten zu wiederholten Malen Versuche, den Thron China's wieder zu erobern. Daher sah sich das Min'sche Haus zu großen Anstrengungen genöthigt: die Große Mauer mußte wieder hergestellt und weiter geführt werden und Millionen Hände waren dazu erforderlich, Garnisonen wurden an die Grenzen verlegt und viele Jüge in die Mongolei unternommen, 250 Jahre lang war selten Ruhe an den Grenzen, und die Einfälle der Mongolen brachten oft schreckliche Verwüstungen über die nächsten Niederlassungen.

Gleich nach der Thronbesteigung der Min-Dynastie wurden längs der ganzen

Ausdehnung der Großen Mauer Militäranstaltungen gegründet. In Friedenszeiten sollten die Soldaten zum Theil für sich, zum Theil für die Krone das Feld bestellen, im Falle eines feindlichen Angriffs aber zur Vertheidigung ausrücken und wirkliche Kriegsdienste thun. Eine solche Doppelleistung war für die Militärbauern sehr beschwerlich und wurde besonders durch die Befehlshaber unerträglich, welche, vom Hofe ernannt, meistens mit kläglichen Einsichten in das Kriegswesen und mit völliger Unkenntniß der Lokalitäten und Verhältnisse aus der Hauptstadt ankamen, und die Untergebenen mit Anordnungen belästigten, welche dem Staate und den Soldaten mehr Schaden als Nutzen brachten. Um den Plackereien zu entgehen, gaben sich die Soldaten für todt aus oder flüchteten in das Innere des Reiches, wo sie in die Klöster oder in die Dienste reicher Leute eintraten, oder lebten von Raub und Plünderung. Das Beispiel, welches die Soldaten gaben, verbunden mit den Einfällen der Mongolen, wirkte höchst verderblich. Die Landstreicherei verbreitete sich wie unter den früheren Dynastien durch das ganze Reich. Hunderttausende wurden in ihre frühere Heimath zurückgeführt oder in andere ständige Wohnsitze angewiesen. Der Statthalter von Che-nan machte auf einmal mehr als 10,000 Familien ansäßig, und im Jahre 1471 wurden mit einem Male 1,400,000 Flüchtlinge in ihre Heimath dirigirt, wovon  $\frac{1}{10}$  auf der Reise zu Grunde gingen.

Auch die Min-Dynastie ging, wie die vorige, hauptsächlich durch die Landstreicherei zu Grunde. Diese verwandelte sich in einen Aufstand, welcher 1644 der Dynastie ein Ende machte und den Man-tschuren Gelegenheit gab, sich des Throns zu bemächtigen.

Die Man-tschu-Dynastie hatte ebenfalls in zwei Perioden mit der Landstreicherei zu kämpfen. Da dieselbe vorzugsweise stattfand, weil sich das Volk den Abgaben zu entziehen pflegte, so suchte man die Steuern minder drückend zu machen. Zu dem Ende erschien 1712 ein Gesetz, nach welchem die Zahl der Steuerpflichtigen von jetzt an constant sein sollte. Durch dieses Gesetz wurden in der That die Ursachen beseitigt, welche das Volk unter den früheren Dynastien veranlaßten, von Ort zu Ort zu schweifen und sich vor den Revisionsbeamten zu verbergen, zumal da das Volk die Freiheit erhielt, sich nach Belieben mit einem Gewerbe zu beschäftigen, welches gänzlich steuerfrei war. Außerdem haben sich unter der gegenwärtigen Dynastie Gewerthätigkeit und Handel in hohem Maße entwickelt und gewähren Millionen Menschen Unterhalt. Wir dürfen daher annehmen, daß die Landstreicherei im Ganzen ihr Ende erreicht hat. Leider ist dies nicht bei der Sklaverei und dem Mönchthum der Fall.

Diese kurze Uebersicht zeigt, daß die Sklaverei und die Landstreicherei, zum Theil auch das Mönchthum aus denselben Quellen entsprangen. Als Hauptursache erscheint fast immer der Krieg, und es ist fast zu verwundern, daß das Volk unter den oft wiederkehrenden kriegerischen Unruhen nicht zu Grunde gegangen, sondern vielmehr bedeutend angewachsen ist. Die Kriege erforderten drückende Abgaben und schädigten auch sonst das Volk an seinem Eigenthume; Verarmung war die nothwendige Folge. \*) Das Uebel wurde vermehrt durch

\*) Man denke nur an den dreißigjährigen Krieg! Die Chinesen sind, so zu sagen, fast gar nicht aus den Zuständen, wie sie dieser Krieg darbot, herausgekommen.

Bevorzugung des Reichen vor dem Armen, durch die Anhäufung des Grundbesitzes in einzelnen Händen, durch die Willkür, das Ungeschick und die Schlechtigkeit der Beamten und durch den Despotismus fremder Eroberer.

Die Landstreicherei hat gewissermaßen eine Entwicklung durchgemacht. Anfangs zerstreute sich das Volk, bettelte und stahl, plünderte und raubte; später vereinigte es sich zu Banden, welche diese Geschäfte gemeinschaftlich betrieben, endlich griff es zu den Waffen, um die Dynastie zu stürzen.

Die Folgen dieser geschichtlichen Entwicklung sind noch jetzt vorhanden und werden von Neuem zu Ursachen, um voraussichtlich noch auf Jahrhunderte, ja Jahrtausende wirksam zu sein. Mönchsthum, Bagabundenthum und Sklaverei bestehen noch heute. Die Landstreicherei zwar hat aufgehört, aber die Wasserstreicherei ist geblieben, und die Räuber- und Auführerbanden, welche seit etwa 1848 den Anstrengungen der Regierung zur Bekämpfung des Aufstandes spotten, zeigen nur zu deutlich, daß ein Rückfall in die Zeiten stattgefunden hat, in welchen die Dynastien Juan und Min gestürzt wurden. Die Sklaverei scheint, da sie in das Familienleben sich eingenistet, fast unverilgbar. Der Vater hat nach dem Gesetz eine unbefchränkte und willkürliche Gewalt über die Kinder und kann sie als Sklaven verkaufen. Und doch wird von den Kindern nicht nur der unbedingteste Gehorsam, sondern auch grenzenlose Aufopferung gefordert. Das chineesische Gebot lautet nicht: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest auf Erden, sondern: du sollst für deinen Vater und deine Mutter arbeiten, so lange sie leben; du sollst dich, wenn es nöthig ist, in beständige Dienstbarkeit verkaufen, um sie zu unterhalten und sollst wissen, daß dein ganzes Dasein ihnen gewidmet sein muß. Die Ausdehnung dieser Vorschrift auf die Mutter ist die einzige Entschädigung für die unterthänige Stellung, welche sie dem Manne gegenüber einnimmt.\*)

Von den schlimmen Charakterzügen der Chinesen mögen die Ehrlosigkeit, die Feigheit und Grausamkeit der geschichtlichen Entwicklung, ihre Entstehung oder wenigstens Befestigung verdanken. Die Unehrlichkeit des chineesischen Kauf- und Handelsmannes ist bekannt. Er ist ein geliebener Spitzbube, dem jedes Schamgefühl abgeht, dem der Betrug mit zum Gewerbe gehört; seine Fertigkeit, den Fremden zu belügen und zu betrügen ist unglaublich, er macht sich nicht nur kein Gewissen daraus, andere zu übervorthellen, sondern er rechnet sich's sogar zur Ehre an, wenn er als ein recht abgefelmter Schelm gilt. Seine Betrügereien gelingen ihm um so leichter, als er sie durch Höflichkeit und Zuvorkommenheit zu verdecken versteht, und sich kein Gewissen daraus macht, jeden Augenblick mit der größten Dreistigkeit die größte Lüge vorzubringen, wenn sie seinem Vortheile entspricht. Wortbrüchigkeit und Betrügerei bringen ihn nicht in die Hölle, sondern er wartet ruhig ab, bis er Gleiches mit Gleichem vergelten oder auch sich an Andern schadlos halten kann.\*\*)

Daß der persönliche Muth den Chinesen abhanden gekommen ist, beweist die Geschichte und wird von allen Reisenden bestätigt. Das Zeigen eines Degens oder das Hinhalten einer Pistole ist hinreichend, um einen gemeinen Chinesen

\*) Küßb, Länder- und Völkertunde, Berlin 1850. III. S. 382.

\*\*) a. a. O. S. 373, 374. — Heine, Reise um die Erde. Leipzig 1856. I. S. 125.

bis zu Krämpfen zu erschrecken. Daher ist der Selbstmord sehr häufig. Selbst ganze Armeen — zu zwei Malen mehr als hunderttausend Mann — gaben sich selbst den Tod, um nicht kämpfen zu müssen. Wie hätten auch Mongolen und Mantschuren das Land erobern können, wenn ihnen nicht die Feigheit der Bewohner zu Hilfe gekommen wäre!

Grausamkeit ist ein vorherrschender Grundzug im Charakter der Chinesen. — „Ich habe — schreibt Heine \*) — chinesische Väter ihren Herren Kindern Beweise ihrer väterlichen Liebe geben sehen, indem sie deren Glasköpfe so unbarmherzig mit Knütteln bearbeiteten, daß das Blut herabließ. Beiläufig bemerkt, scheint mir bei ihnen der Kopf eine Lieblingsgegend zu sein, um Hiebe an die richtige Adresse gelangen zu lassen, denn, zumal unter den niederen Ständen, habe ich wenige gesehen, deren kahle Schädel nicht dicht mit Narben gezeichnet waren, was zugleich als Beweis gelten kann, was diese Leutchen für harte Köpfe haben.“ Ferner schreibt Tatarinoff: \*\*) „Der Arme findet in ganz China für seine Krankheit keinen Zufluchtsort, keine Hilfe. Eine Ausnahme macht nur Peking, in dessen nordwestlicher und südwestlicher Vorstadt sich Zufluchtsstätten für Greise und unmündige Kinder befinden; allein dieselben bieten nur eine kurze Zuflucht und gleichen mit ihrer Unreinlichkeit und Armseligkeit vielmehr einem Conflure alles Widerwärtigen, als wohlthätigen Instituten. In China ist Vieles vortrefflich und in seiner Idee der Nachahmung werth, in seiner Ausführung dagegen abscheulich, und besonders sind es die Wohlthätigkeitsanstalten, welche dieses schlagend beweisen; denn von allen heilsamen und menschenfreundlichen Anordnungen, welche für dieselben (hinsichtlich der Bekleidung, Beföstigung, ärztlichen Behandlung) getroffen sind, wird nichts oder nur der geringste Theil erfüllt, und in dem Zufluchts Hause der Unmündigen hat sich geradezu eine Art Menschenhandel gebildet.“ Nimmt man zu diesen beiden Angaben noch die bereits erwähnte Sitte des Kindermordes, so wird man nicht mehr zu zweifeln haben, daß die Grausamkeit ein chinesischer Charakterzug ist.

Der Kindermord in China ist nach der Darstellung Sacharoff's ursprünglich ein Produkt der Noth. Daß diese auch jetzt noch die wirksamste Ursache sei, wird von den meisten behauptet, aber auch bestritten, jedenfalls jedoch setzt der Kindermord und die Gleichgiltigkeit des Volkes eine ziemliche Rohheit des Herzens voraus. Zwar ist der Kindermord in China nicht erlaubt, wie man sonst glaubte und vielleicht noch glaubt, sondern er wird durch das Gesetz verboten und mit Strafe bedroht; \*\*\*) aber er ist sehr leicht zu verheimlichen und scheint in den Augen des Volkes nicht schimpflich zu sein.

Der Umstand, daß besonders Mädchen ermordet und ausgesetzt werden, hat Maron †) zu einer, wenn auch nicht bewiesenen, so doch bemerkenswerthen Meinung geführt. „Ich sehe — sagt er — in dem vom christlichen Standpunkte aus so verdammlichen Morde der weiblichen Kinder in China doch einen tiefen

\*) a. a. D. S. 146.

\*\*) Die chinesische Medizin in „Arbeiten der russischen Gesandtschaft“. II. S. 449.

\*\*) Tatarinoff a. a. D. S. 451.

†) Bevölkerung und Grundeigenthum in China in „Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft und Culturgeschichte von Julius Faucher“. Jahrg. 1863. B. I. S. 37.

correctiven Naturinstinkt, der eine Race vom Untergange rettet; es ist der Selbsterhaltungstrieb, der nicht nur im Individuum, sondern auch in der Gattung als solcher ruht; es ist ein Läuterungsprozeß, der die Fehler der socialen und ökonomischen Institutionen auszugleichen sucht. Wir finden überall im Osten die Polygamie. Ist sie zufällig entstanden, ist sie die willkürliche Institution eines Propheten oder Despoten? Gewiß nicht. Sie ist vielmehr ganz sicher das Resultat eines physiologischen Entwicklungsganges einer Gattung, der dahin führte, daß die weiblichen Geburten die männlichen allmählich überwogen. Es kamen der Zahl nach mehr als eine Frau auf jeden Mann, und doch hatte jede Frau denselben Drang nach Liebe und die gleiche Bestimmung von der Natur, zu gebären.

„So entstand wahrscheinlich auf ganz natürlichem Wege die Polygamie. Leicht verständlich wird nun schon der weitere physiologische Prozeß. Die im weiteren Umfange beanspruchte Manneskraft leidet durch die Zerspaltung und nimmt ab; ihre allmählich zunehmende Schwäche spiegelt sich in dem Charakter der nachfolgenden Generationen ab; das Weibliche wird darin überwiegend, sei es nun, daß weibliche Geburten verhältnismäßig noch zahlreicher werden, oder daß es in der Form des Weiblichen oder in zunehmender Schwäche der Gesamtgattung auftritt. In der That haben wir alle Völker, die der Polygamie huldigen, nach und nach verfallen sehen, und die noch bestehenden degeneriren sichtlich vor unseren Augen. Gegen diesen Verfall gibt es nur eine Rettung, nämlich die, das natürliche Verhältniß (von 1:1) zwischen Männern und Frauen wieder herzustellen. Bei aufstrebenden Volksstämmen überwiegen die Männer, und ich darf dafür Nordamerika \*) in Erinnerung bringen, wo das entgegengesetzte Mißverhältniß eine Generation von ganzen Männern, wie ich denke, hervorgerufen hat.“

Vielleicht kann man noch bestimmter die Genügsamkeit und eigenthümliche Schlaueit der Chinesen aus dem mitgetheilten Gange ihrer historischen Entwicklung ableiten. Ein Volk, das oft Jahrhunderte lang schmale Wissen zu fauen hatte, sich durch allerlei Listen und Schliche den Nachstellungen der Regierung entziehen mußte, machte gewiß eine gute Schule in den genannten Fertigkeiten durch. Es hat hierin Aehnlichkeit mit dem jüdischen Volke, welches dieselben Eigenschaften sich ebenfalls erst unter der fortwährenden Verfolgung von Jahrhunderten aneignete. Vom Chinesen unterscheidet sich aber der Jude dadurch, daß ihm die rücksichtslose Bosheit von jenem fehlt, daß er mehr Gewissen hat und weicherziger ist.

Eine Folge der Genügsamkeit des chinesischen Volkes ist nun, daß der Arbeitslohn wohl nirgends billiger ist, als in China, daß der Chinese zu den niedrigsten Diensten bereit ist und selbst manche Arbeiten billiger verrichtet, als das Thier. Dahin gehört z. B. das Tragen von Menschen, Waaren und anderen Lasten.\*\*) Daher sind die Produkte der chinesischen Fabrikation so beispiellos billig, daß Europäer schwerlich mit ihnen concurriren können. Große, schwerseidene Taschentücher kosten z. B. in Canton  $\frac{1}{4}$  Dollar.\*\*\*)

\*) Nordamerika dürfte in so fern nichts beweisen, als sich hier noch eine Menge anderer Einflüsse geltend machen, welche ein mannhaftes Geschlecht heranbilden müssen.

\*\*) Goshewitschi. „Arbeiten u.“ I. S. 251.

\*\*\*) Seine a. a. D. I. S. 125.

„In Folge seiner Schlaueit würde der Chinese ein ausgezeichnete Kaufmann geworden sein, wenn er nicht durch den Gang der Geschichte den Ueberblick über das Ganze verloren hätte. Er hat entschieden Anlage zu einem geschickten Kaufmann. Er ist scharfsinnig, thätig und ausdauernd, erträgt Mühseligkeiten, als wären sie leichtes Unwetter, spürt den guten Markt aus auf hundert Meilen weit, und kommt gleich her sich dort niederzulassen. Die Ansiedelungen der Chinesen vermehren sich mit jedem Jahre an allen Küsten des indischen und stillen Oceans, wo Geld zu gewinnen ist. Im ganzen indischen Archipel ist der Chinese eigentlich Alles: Kaufmann, Mäkler, Handwerker, Landbauer und in jedem Geschäft erfinderisch und arbeitsam vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Denkt der Europäer irgendwo ein Geschäft allein zu haben, gleich ist der unermüdlische, umfichtige, glattzüngige Chinese da und bemächtigt sich tausend kleiner Vortheile.“ \*) Aber weil ihm eine höhere Weltanschauung abgeht, ist er bloß Krämer geblieben. Hier jedoch ist er Meister. „Nicht selten — heißt es bei Berghaus \*\*) — daß ein Klein Krämer nur einen Thaler zum Handelscapitale hat, und doch ernährt er sich, sein Weib und seine zwei oder drei Kinder von dem Gewinn, schafft sich noch seidene Kleider zu Feiertagen an und erweitert seine kleine Handlung. Einer von diesen kleinen Kaufleuten zum Beispiel, der nur 25 Sgr. im Vermögen hat, kauft Zucker, Mehl und Reis und macht kleine Kuchen, die er eine oder zwei Stunden vor Tage bäckt, um damit, wie er sich ausdrückt, die Herzen der Reisenden zu erquicken. Kaum hat er seinen Laden geöffnet, so ist er alle seine Waaren an das Landvolk, das jeden Morgen haufenweise in die Städte strömt, ingleichen an die Träger, Arbeitsleute, die Kinder oder Nachbarschaft u. loß geworden u.“

## Populäre Darstellung wirklicher Fälle aus dem Handelsgerichtsleben.

**Einrede des Betrugs aus dem Wechselprozeß, zum besondern Verfahren verwiesen. Widerklage.**

Stuttgart. Im Oktober d. J. hatte D. Sch. in Mannheim gegen den Schuhmacher M. hier einen Wechsel über 190 fl. eingeklagt und vom Handelsgericht ein verurtheilendes Erkenntniß ausgewirkt, in welchem jedoch der Beklagte mit seiner

\*) Vöher, Land und Leute in der alten und neuen Welt. Göttingen 1838. 3. Bd. S. 13.

\*\*) Grundriß der Geographie. Breslau 1843. S. 1015.

Einrede des Betrugs im Betrag von 75 fl. in die Widerklage verwiesen wurde, weil er diese Einrede im Wechselverfahren nicht sofort liquidiren konnte. Der Betrag von 75 fl. wurde zunächst beim Handelsgericht deponirt, gegen Bürgschaft aber später dem D. Sch. ausgefolgt, dagegen war im Erkenntniß zugleich Vorsorge getroffen, daß die bestellte Sicherheit wieder aufzuheben habe, wenn nicht der Beklagte binnen 10 Tagen sich über Anstellung der Widerklage beim zuständigen Gerichte ausgewiesen haben würde. — Rechtzeitig erhob nun der Schuhmacher M. die Widerklage wieder beim Handelsgericht und machte geltend, der eingeklagt gewesene Wechsel über 190 fl. sei von D. Sch. erklichen, d. h. von M. nur deshalb acceptirt worden, weil ihm D. Sch. vorgespiegelt hatte, die Frau M. schade ihn und lasse ihm sagen, er soll für gelieferte Waaren den Betrag von 190 fl. in einem Wechsel acceptiren. Diese Waarenschuld habe aber 75 fl. weniger betragen, sofern die Frau M., welche den kaufmännischen Theil, d. h. den Ein- und Verkauf des von demselben betriebenen Schuhhandels besorge, einen Theil der gelieferten Waare im Werth von 75 fl. zurückgeschickt gehabt habe, weil derselbe nicht bestellt gewesen sei. Die Widerklage geht dahin zu erkennen, daß die dem Beklagten ausgefolgten 75 fl. an M. zurückzugeben und vom Beklagten alle Kosten dieses Prozesses zu ersetzen seien. Das Handelsgericht erkannte auf einen Eid des D. Sch. dahin, es sei nicht wahr, daß er im Juni d. J. dem M. den Wechsel über 190 fl. zur Acceptation mit der Erklärung vorgelegt habe, seine Rechnung vom März betrage 140 fl. und seine (des M.) Frau lasse ihm sagen, er solle hiefür einen Wechsel acceptiren, und daß hierauf M. den Wechsel über 190 fl. acceptirt habe. Schwört D. Sch. diesen Eid, so ist die Klage abgewiesen. Schwört er aber nicht, so ist er schuldig, dem M. 75 fl. zurückzuzahlen und die Kosten dieses Streits zu ersetzen. — Hierbei kam eine wichtige proceßualische Frage zur Entscheidung, indem vom klagenden Anwalt geltend gemacht wurde, daß in diesem Prozeß nichts vorgebracht werden dürfe, was nicht schon im Wechselprozeß einredeweise vorgetragen und in die Widerklage verwiesen worden sei. Wir heben daher aus den Entscheidungsgründen das Wesentlichste im Folgenden aus. Dieselben besagen: Ob Kläger nur die Betrugsklage oder auch die *condictio sine causa*, sei es nun im engeren oder im weiteren Sinne, angestellt hat, mag dahin gestellt bleiben; er kann jedenfalls nur die Betrugsklage anstellen, weil ihm nur diese im Wechselverfahren als Einrede vorbehalten und dort in die Widerklage verwiesen worden ist. Mit allen sonstigen Einreden, welche ihm unmittelbar gegen den damaligen Wechselkläger, jetzigen Beklagten zuständen (Wechselordnung Art. 82) — und zu diesen würde das Rechtsmittel *condictio sine causa* gehören — ist er durch das Wechselurtheil ausgeschlossen und kann er sie daher auch nicht mehr als Klage geltend machen. Es ist somit nur zu prüfen, ob die Betrugsklage begründet, beziehungsweise erwiesen ist oder nicht. Kläger verlangt mit der erhobenen Klage Aufhebung des Acceptationsantrags, welchen er mit dem Beklagten eingegangen hat und folgeweise Zurückstattung dessen, was er auf Grund seines Accepts hat bezahlen müssen, soweit nicht Kläger selbst auf Rückforderung einestheils verzichtet, weil er in diesen Theil für Waaren schuldig zu sein zugibt. Dieses Verlangen ist rechtlich statthaft, vorausgesetzt, daß Kläger durch Betrug des Beklagten zum Accept bewogen wurde. Denn es ist anerkanntes Recht, daß Rechtsgeschäfte von einem Contrahenten angefochten und ihre Aufhebung verlangt werden kann, wenn ihn ein Betrug des andern Contrahenten zur Eingehung des Rechtsgeschäfts bewogen hat, gleichviel, ob die Täuschung eine vermeidbare gewesen ist

oder nicht, und die Folge der Aufhebung ist die Rückgängigmachung aller Folgen des Rechtsgeschäfts, insbesondere also Zurückgabe alles dessen, was in Folge davon geleistet worden ist. Erheblich ist nun in dieser Beziehung im vorliegenden Fall nur, ob Beklagter jene Aeußerung gethan (nämlich daß die Frau des M. ihm sagen lasse, er soll für die Waaren vom März einen Wechsel über 190 fl. acceptiren), sobald, ob sie eine wirklich unwahre gewesen und ob Kläger hiedurch zur Acceptation des Wechsels bewogen worden ist; unerheblich ist dagegen, ob Beklagter für die Waaren so viel als die Wechselsumme beträgt, an den Kläger zu fordern hatte oder nicht, denn sollte die Forderung des Beklagten auch so viel betragen haben, so ist er eben, weil er das Wechselversprechen des Klägers betrüglisch erschlichen hat, schuldig, demselben dasjenige zurückzugeben, was Kläger in Folge des Wechselantrags, welcher aufgehoben wird, gezahlt hat, und bleibt alsdann dem Beklagten überlassen, seine Waarenforderung auf die ihm gutdünkende Weise gegen den Kläger geltend zu machen, eine Geltendmachung, die er schon im gegenwärtigen Prozeß in Form der Compensationseinrede hätte vornehmen können, aber nicht vorgenommen hat. Den Beweis anlangend, so hat der Beklagte nicht widersprochen, daß die Frau M. ihrem Mann nicht durch ihn hat sagen lassen, er solle den Wechsel acceptiren. Es kann dies daher als vom Beklagten zugestanden werden. Auch kann es nicht zweifelhaft sein, daß, wenn trotzdem Sch. dem Kläger mitgetheilt hat, seine Frau lasse ihm dies sagen, Sch. sich der Unwahrheit seines Vorgebens bewußt sein mußte. Was aber den ursächlichen Zusammenhang zwischen diesem angeblichen unwahren Vorgeben des Sch. und der Entschliebung des Klägers, den Wechsel zu acceptiren, betrifft, so kann derselbe als etwas rein Innerliches nicht unmittelbar dargethan werden; es genügt aber, wenn Kläger nachweist, daß das falsche Vorgeben nach den Umständen des concreten Falls seinen Entschluß hervorrufen konnte, und bleibt dem Beklagten der Gegenbeweis überlassen, daß auch ohne sein falsches Vorbringen der Kläger den Wechsel unterzeichnet hätte, Wächter, W.-P.-R. Bb. II. S. 758., ein Gegenbeweis, den Beklagter gar nicht angetreten hat. Daß aber das Hinterbringen eines Auftrags der Frau den Kläger habe bestimmen können, folgt aus dem unbestrittenen Umstand, daß die Frau es war, welche sich der Angelegenheit wegen der Waaren angenommen hat. Dazu kommt, daß die Unterzeichnung des Wechsels unmittelbar an jene Mittheilung des Sch. sich angereicht haben soll. Es fragt sich daher nur noch, ob Beklagter die fragliche Aeußerung gegenüber vom Kläger gethan hat. Zum Beweis hiefür hat aber dem Beklagten den Eid zugeschoben und dieser ihn angenommen. Der Zulässigkeit des Eides steht nichts im Wege und ist daher hierauf zu erkennen.“

Dr. Schmidlin.



## Miscellen aus der Kaufmannswelt.

**Ueber die Fabrikation unschädlicher Perlmutter- oder Eispapiere (papiers de nacre), und über Anfertigung unnachahmbarer Papiere für Banknoten, Staatspapiere u.; von C. Puschner in Nürnberg.**

Im vorigen Jahre veröffentlichte ich (polytechnisches Journal, Band CLXXXIII S. 475) ein Verfahren zur Anfertigung des zuerst von Richter in Paris fabricirten Perlmutter- und Eispapieres. Die Verwendung des giftigen Bleizuckers dazu ließ wenig Hoffnung für seine Anwendung in der Industrie zu. Dennoch hat dasselbe durch sein schönes Aeußere sich Eingang zu verschaffen gewußt und namentlich werden jetzt Visitenkarten daraus gefertigt, welche in den Händen von Kindern, da der Bleizucker bekanntlich süß schmeckt, leicht Veranlassung zu gefährlichen Erkrankungen geben können.

Um diese Papiere weniger gefährlich und haltbarer an der Luft zu machen, hat der Fabrikant Herr Conrad Müller hier dieselben mit einem Lacke nach meiner Angabe überzogen. Allein sollte dabei der schöne Seidenglanz dieser Papiere nicht verloren gehen, so mußte die Bleizuckerlösung sehr dick aufgetragen werden; dadurch wurden die Papiere aber sehr spröde und die Krystalle bröckelten sich beim Wiegen desselben ab; hierdurch war die Gefährlichkeit solches Papieres als Kinderspielzeug nicht beseitigt.

Es ist mir nun gelungen, ein anderes unschädliches Salz dem Bleizucker zu substituiren, welches die ausgebreitetste Verwendung dieses herrlichen Papieres zuläßt.

Man löst 6 Loth Bittersalz in 6 Loth Wasser und 6 Loth Dextringummischleim, dem noch ein Quentchen Glycerin zugesetzt ist, durch einmaliges Aufkochen auf. Man entfernt sofort die klare Lösung vom Feuer und läßt sie etwas erkalten. Nun bestreicht man mit dieser Lösung mittelst eines Haarpinsels vorher mit dünner Leim- oder Gelatinelösung überzogene trockene Papiere ganz gleichmäßig, so daß der Ueberzug einem glänzenden Lackenstriche gleicht und breitet dieselben in einem warmen Zimmer auf einer Tischplatte aus. Nach 10—15 Minuten sind die Papiere mit einer schönen gleichmäßigen Krystallbede überzogen, deren Krystalle größer oder kleiner sind, je nachdem man die Krystallisationsflüssigkeit dünner oder dicker, warm oder kalt aufgetragen und die Papiere nachher verschiedenen Temperaturen ausgesetzt hat.

Zur Fabrication von farbigen Perlmutterpapieren eignen sich die Lösungen von verschiedenen Anilinfarben ganz vortrefflich. Man überzieht damit die mit halb Eiweiß, halb Wasser vorher grundbirten Papiere, welche dann nach dem Trocknen mit erwähnter Krystallisationsflüssigkeit überstrichen werden.

Um den Papieren noch mehr Glanz zu geben, damit man gut mit Tinte darauf schreiben kann, müssen dieselben zwischen Walzen oder in einer Presse geglättet werden.

Die auf diese Weise hergestellten Eispapiere besitzen nicht den hohen Glanz,

wie die mit Bleizucker bereiteten, dennoch sind sie in der Praxis viel verwendbarer, weil sie sich biegen und falzen lassen, ohne daß dadurch ihre Krystallisation leidet. Auch zeichnen sie sich vor den Bleizuckerpapieren durch ihre Haltbarkeit an der Luft und in Schwefelwasserstoffdämpfen, ihre höchst billige und leichte Bereitungsweise und ihre Unschädlichkeit aus. Der Gehalt an Glycerin läßt die Papiere nie ganz austrocknen und ist die Ursache, daß sie ohne vorheriges Anfeuchten leicht lithographischen, Bronze- und Buchdruck annehmen.

Durch eine Anzahl weißer und anilinfarbiger Muster von Eisapapieren, sowie durch Vorlegen solcher Papiere mit Stein-, Bronze- und Buchdruckerarbeiten bestätigte der Verfasser seine obigen Mittheilungen im Nürnberger Gewerbeverein.

Eine vorzügliche Verwendung dieser herrlichen Erscheinung dürfte für Briefcouvertes, Preiscourante, Speise-, Muster- und Visitenkarten, beim Einband von Büchern, zum Ueberziehen von Cartons für Spiele, zu Etiquetten aller Art, namentlich für Wein (da dieselben wohl schwerlich im Keller wegen ihres großen Salzgehaltes schimmeln werden) 2c. gemacht werden können.

Läßt man auf frisch farbig grundirte Papiere mittelst einer dazu geeigneten Vorrichtung Tropfen obiger Bittersalzlösung fallen, so zertheilen sich dieselben und nehmen nach dem Trocknen die Gestalt eines Schneeflockens an.

Wird der Bittersalzlösung nur ein Drittel des vorgeschriebenen Gummischleims ohne Glycerinzusatz zugegeben, so erhält man durch Auftragen derselben auf einem Lithographiestein eine kräftigere normale Krystallisation. Diese kann man leicht nach lithographischer Manier auf einen anderen Stein übertragen, von welchem Muttersteine man dann noch 2 bis 3 Arbeitssteine fertigt, mit welchen man im Stande ist, viele Tausende von Krystallabdrücken zu erzeugen. Der Verfasser zeigte solche in gelbem Farbendruck ausgeführte Abdrücke vor, die als unnaahmbares Papier für Documente, Banknoten, Staatspapiere 2c. sich vortrefflich eignen würden. Da niemals sich eine gleiche Krystallisation erzeugen läßt, so ist eine genaue Nachahmung dieser Papiere unmöglich. Der gelbe Farbendruck schützt sie gegen photographischen Nachdruck und auch der Kupferstecher würde sich vergeblich bemühen, sie nachzusteichen, da der Druck dieser Papiere aus lauter kleinen Punkten besteht, wovon man sich leicht durch die Loupe überzeugen kann. Vor ähnlichen Fabrikaten schützt die vieltausendfache Controle, der sie als Werthpapiere im Verkehr beständig ausgesetzt sind, da sie Jeder leicht durch irgend einen an einer bestimmten Stelle befindlichen Krystallabdruck, als Kennzeichen ihrer Echtheit, zu prüfen vermag. Auch durch das Buchdruckerverfahren lassen sich gleiche Fabrikate herstellen, wenn man sich von dem erwähnten Krystallisationssteine mittelst einer Masse aus Wachs, Terpentin, Stearin und Graphit einen Abdruck macht und sich damit auf galvanoplastischem Wege eine Kupferdruckplatte fertigt, mit welcher dann beliebige Mengen von Abdrücken hergestellt werden können.

Der erwähnte Dextringummischleim wird bereitet, indem man 4 Loth Dextringummi mit 12 Loth kaltem Wasser übergießt, durch Umrühren die Auflösung befördert und das im kauslichen Dextrin stets vorhandene unlösliche Stärklegummi sich absetzen läßt, oder die Lösung durch Flanell filtrirt und nur die klare Flüssigkeit verwendet.

(Dr. W. Dingler's Polytechnisches Journal.)

## Der Suezcanal und das Rothe Meer.

Es scheint, als ob die Arbeiten an dem noch lange nicht zur Hälfte vollendeten Suezcanal ins Stocken gerathen seien. Nachdem die Compagnie schon viel mehr verausgabt hatte als das veranschlagte Baukapital bestimmte, schrieb sie im vorigen Jahre eine Anleihe von weiteren 100 Millionen Francs aus, für die sich jedoch nur wenige Abnehmer gemeldet haben. Gerade jetzt aber, wo es sich darum handelt, die wichtigsten Arbeiten sowohl am Canalbette selber wie an den beiden Endhäfen vorzunehmen, um dieselben für große Seeschiffe fahrbar zu machen, steht sich die Compagnie außer Stande, große Mittel aufzuwenden. Wenn man bisher Zweifel in Betreff des Suezcanals erhob, wenn man behauptete, daß derselbe von Segelschiffen aus den Küstenländern des atlantischen Meeres schwerlich benutzt werden würde, daß dieselben schon der Transitabgabe wegen den ohnehin zu allen Zeiten des Jahres sicherern Weg um das Cap der guten Hoffnung dem Canal vorziehen werden, wenn man überhaupt irgend ein Bedenken erhob, — dann wurde das Alles für unstatthaft erachtet. Der „Gloбус“ ist solcher Erörterungen halber mehrfach angefeindet worden, und in Frankreich gar galt es für eine Art von Hochverrath, an dem glänzenden Gelingen des Unternehmens und der Rentabilität desselben zu zweifeln. Seit einiger Zeit ist man aber dort etwas kleinlaut geworden, ja es erheben sich Stimmen, welche der Sache die nüchterne praktische Seite abzugewinnen suchen. Zu diesen gehört jene des Ingenieurs L. Simonin, der jüngst ein Werk über seine Reisen in Californien, Mauritius, Madagascar und im rothen Meere veröffentlicht hat. Die „Annales des voyages“ (November 1867) geben eine Analyse derselben, und in dieser finden wir folgende Bemerkungen, die genau dem entsprechen, was wir oftmals und zu verschiednen Zeiten in unserm Blatt erörtert haben.

„Nur allein die Erfahrung kann den Beweis liefern, ob die Durchstichung der Landenge auf allen Punkten ausführbar ist oder nicht (— in der Art, daß die großen Seeschiffe allezeit genügendes Tiefwasser haben und ungehindert fahren können —) und ob sie den Weg durch den Canal jenem um das Cap vorziehen werden. Uebrigens konnte man von vornherein mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß die Eröffnung des Canals nicht unter die Unmöglichkeiten gehöre, eben so, daß Häfen am rothen Meer und am Mittelmeer herzustellen seien. Man wird diesen Bau zu Ende führen, wie man ja schon den Canal gegraben hat (— aber noch nicht so tief, daß auch nur Schiffe von mittlerem Tiefgang ihn benutzen können —). Unsere Zeit verrichtet ja in technischen Dingen wahre Wunder. Aber soviel ist keinem Zweifel unterworfen, daß auch nach Vollendung des Canals viele Segelschiffe den alten Weg um das Cap vorziehen werden. Für sie ist die Straße von Gibraltar nicht in jeder Zeit zugänglich; im Mittelmeere, das oft schwierig zu befahren ist, herrschen veränderliche Winde und es bietet nicht so großen Raum dar, daß ein Schiff sich dort so frei bewegen könnte, wie auf dem Ocean. Das rothe Meer ist noch viel unbequemer, sehr schmal, so voll von Klippen und Strömungen, daß selbst die Dampfer große Mühe haben und viele Vorsicht gebrauchen müssen, um ungeschädigt hindurch zu kommen. Eine Zeit im Jahre waltet der Nordwind, in einer andern der Südwind derart vor, daß

dadurch die Hin- oder Rückfahrt für Segelschiffe gehindert ist. Dazu kommt, daß im Sommer die Hitze geradezu unerträglich wird. Die enge Meeresmulde ist auf beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen, welche eine geradezu feurige Hitze auf daselbe herabreflectiren. Nicht selten fallen an Bord der Dampfer Passagiere um, als wären sie vom Blitze getroffen worden. Viele Reisende aus Indien und alle Creolen aus Mauritius und Réunion vermeiden die Fahrt auf dem rothen Meere in den Monaten Juni bis Oktober, obwohl die Fahrt von Aden bis Suez nur 5 bis 6 Tage in Anspruch nimmt. Was würde erst ein Segelschiff auszuhalten haben! Wahrscheinlich werden vorzugsweise nur Dampfer aus Häfen des Mittelmeeres den Canal benutzen; im rothen Meere haben sie große Vortheile anzuwenden. Obendrein sind die Canalgebühren so hoch, daß man sie für die Fahrt auf dem Süßwassercanal schon mit 20 bis 25 Francs für die Tonne (20 Centner) berechnet.“ — Wir finden alle diese Bemerkungen Simonins vollkommen richtig. (Globe.)

### Werth der classischen Bildung.

Die außerordentliche Beilage der Augsb. Allg. Zeitung Nr. 53 b. J. enthält einen Correspondenzartikel aus London, dessen Ueberschrift günstige und ungünstige Politiker gewiß nicht darauf schließen läßt, daß derselbe viel Brauchbares auch für den Kaufmann enthält.

Der Artikel spricht vorerst im Allgemeinen von dem Glauben hochgestellter Beamten an ihre Unfehlbarkeit, ihr Herabsehen auf die Laien — das sind diejenigen, welche nicht auf Universitäten irgend ein Fachstudium getrieben haben und welche namentlich als Vertreter des Volkes in den Kammern nicht befähigt sein sollen über Dinge zu urtheilen, welche ihrem speziellen Beruf fremd seien.

Anders sei es in England, wo für die speziellen Verwaltungszweige Fachkenntniß gerade als Nebensache behandelt werde.

Derselbe führt nun mehrere spezielle Beispiele an, welche, wenn gleich die Befähigung zur Politik der Hauptgegenstand bleibt, doch klar zeigen, welchen unterschiedenen Gewinn auch für's praktische Leben ein allgemein und namentlich classischer Bildungsgang mit sich bringt, und welche daher auch für den Kaufmann beherzigenswerth sind.

Wir lassen die betreffenden Stellen folgen:

„Der Marineminister ist nie ein Admiral, der Kriegsminister nur in seltenen Ausnahmefällen ein Soldat. Der gegenwärtige erste Lord der Admiraltät, Herr Corry, ist ein irischer Landbesitzer, der die Züchtung des Rindviehs als Specialität betreibt, und hierin schon manchen landwirthschaftlichen Preis davongetragen hat, und der Staatssekretär für den Krieg, Sir John Pakington, ist ein reicher Gutsbesitzer von Devonshire, der gewiß ganz gut mit Jagdflinten umzugehen weiß,

aber schwerlich je eine Musquete in die Hand bekommen hat, und dessen unmilitärische Haltung jedem norddeutschen Unteroffizier ein Greuel sein würde. Früher war derselbe Sir John Marineminister, und noch früher Unterstaatssekretär für die Colonien. Der Kriegsminister, der während des Krimkriegs die britische Armee aus der verzweifelten Lage retten mußte, in die sie durch die Fehler zünftiger Fachsoldaten gerathen war, und wirklich rettete, war ein feingebildeter Salonmensch, daneben ein Schulfuchs erster Größe, der die elegantesten lateinischen und griechischen Verse zu machen verstand, ein Dilettant der vielseitigsten Art, ein Kunstenthusiast, der Gründer der *Saturday Review* — Sidney Herbert. Ist deshalb die englische Flotte schlechter als die anderer Staaten? Muß deshalb die englische Armee beschämt vor andern Armeen zurückstehen? Eine Antwort auf die erste Frage würde ganz überflüssig sein, und was die zweite betrifft, so könnten wir kein Land nennen, das aus seiner Armee weniger Schaden und mehr Nutzen gezogen hätte als England. Die Armeen von Frankreich und von Preußen haben glänzende Thaten verrichtet, und sich mit Ruhm bedeckt; ob aber eine von ihnen zu leisten vermöchte, was die britische in Indien geleistet hat und leistet, läßt die Erfahrung noch unentschieden, und darf daher einstweilen bezweifelt werden. Lord Stanley hat sich mit vielen Dingen beschäftigt und viel studirt; aber wir erinnern uns nicht, daß er im Unterhaus je an einer Debatte über auswärtige Angelegenheiten thätigen Antheil genommen, ehe die Verlegenheiten des Torycabinet ihn an die Spitze des Ministeriums des Innern brachten. Dieser Verwaltungszweig war ihm fremder als alle anderen, und entsprach am wenigsten seinen Studien und Neigungen — gleichwohl ist er ein ganz guter Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Der gegenwärtige Handelsminister ist ein Herzog, der von den Einzelheiten des Handels nicht mehr versteht, als sein Standesgenosse und College der Postminister von der Technik seines Departements, und doch sind die Postverwaltung und die Handelspolitik Englands bis jetzt noch unerreichte Muster für alle Staaten der Welt.

Alle großen brittischen Staatsmänner von Lord Bacon an bis auf Herrn Gladstone waren keine Politiker von Handwerk; aber sie waren Gelehrte, vielseitig gebildete Männer, deren Specialität gewöhnlich von dem politischen „Fachstudium“, wie es heute verstanden wird, weit ablag, sie waren namentlich gute Griechen und Lateiner, mit all der Pedanterie, die hier nur zu oft dem Studium der klassischen Philologie anhebt und dasselbe erschwert; sie wurden große Staatsmänner, nicht obgleich, sondern weil sie viel gelernt hatten, was scheinbar nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit der Fachwissenschaft stand. Wir brauchen nicht in die Vergangenheit zurückzugreifen, um diese lehrerische, und leider unpopuläre, Behauptung durch Beispiele zu belegen. Die Gegenwart bietet uns eine Fülle davon. Lord Derbys *Ilias*-Uebersetzung, das Product seines von den heftigsten politischen Kämpfen bewegten und verbitterten Alters, hat in zwei Jahren sechs Auflagen erlebt, und man versichert, daß der greise leidende Premier stolzer auf diesen literarischen Erfolg sei als auf die Reformbill, den großen und glänzenden Erfolg seiner Staatsmannschaft, und daß die Sehnsucht nach seinen klassischen Dichtern nicht ohne Einfluß sei auf seinen Wunsch sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Da ist ferner Disraeli, der eigentliche Gründer und intellec-

tuelle Leiter, der „Erzieher“ der heutigen conservativen Partei, der es mit Sir Robert Peel aufgenommen hat, und es mit dem größten Debater des modernen Englands, Herrn Gladstone, heute noch aufnimmt. Er machte seine staatsmännischen Studien als Romanschreiber, und sprang mit gleichen Füßen aus der idealen Welt der Dichtung in die politische Praxis über. In gleicher Weise machte Lord Lytton seine Vorstudien für seine politische Laufbahn, nur war die Romanschreiberei und der poetische Idealismus bei diesem noch stärker ausgebildet als bei jenem. Der Poet Bulwer wurde ein sehr geschäftskundiger Colonialminister (gleich nach dem Falle seines Cabinets veröffentlichte er einen Band lyrischer Gedichte) und ein mächtiger Parlamentsredner, den die Tories noch bei allen großen Gelegenheiten paradien. Der Poet Disraeli hat vollends Erfolge der praktischen Staatsmannschaft aufzuweisen, die ihm und der britischen Nation kein Reider mehr verkümmern kann. Ob es verdienstvoller und stattsmännischer war, die Reformacte von 1867 durchzusetzen, oder die Schlacht von Sadowa zuwege zu bringen, wird der Geschichtschreiber der Zukunft nach den Resultaten zu beurtheilen haben; aber wir glauben nicht, daß das Urtheil gegen den Romanschreiber Benjamin Disraeli ausfallen werde. Freilich waren beide nicht bloß Romanschreiber, sie waren Männer, die am Studium der classischen Sprachen das Denken gelernt, sich an der Literatur des Alterthums zu hohen Gesichtspunkten erhoben, und von diesen aus weite Gebiete des modernen Wissens übersehen und durchdrungen hatten.“

### Ueber sogenannte Walbwolle und daraus gewonnene Fabrikate.

Wenn man die frischen, zähen Nadeln des Kieferbaumes zerquetscht und in Wasser kocht, so entweicht der aromatische, flüchtige Theil der Nadeln, welcher fast nur aus Terpentinöl besteht, und in dem Wasser löst sich ein bitterlich schmeckender, zusammenziehender Stoff auf, der im Wesentlichen Gerbsäure ist. Der von diesen Stoffen befreite unlösliche Rest, aus feineren und gröberen Fasern bestehend, stellt die sogenannte Walbwolle dar. Diese Fasern sind in chemischer Hinsicht derselbe Körper, wie der Flachs und die Baumwolle. Von beiden unterscheiden sie sich darin, daß sie viel gröber sind; von ersterem noch dadurch, daß sie ganz kurz, und von letzterem, daß sie nicht gekräuselt sind. Einen Faden und ein Gewebe von Walbwolle herzustellen, erscheint hiernach unmöglich; was uns unter diesem Namen vor Augen gekommen, war entweder gewöhnliches Baumwoll- und Wollfabrikat, in welches etwas Kiefernabelfaser eingemengt war, wodurch der Stoff aber nur eine grobe und raue Fläche erhielt; oder es bestand ausschließlich aus Baumwolle und Wolle in einem dichten filzigen Gewebe sowie als Watte, gefärbt durch die sogenannten Extractivstoffe der Nadeln, d. h. die im Wasser gelöste Gerbsäure, gelb bis braun. Im frischen Zustande besitzen die Fabrikate einen ätherischen, nadelartigen Geruch, der wahrscheinlich vom Benetzen derselben mit dem beim Kochen der Nadeln verjagten und in be-

sonderen Verdichtungsgefäßen wieder aufgefundenen Terpentinöl herrührte. Beim Liegen der Waare an der Luft geht der Geruch bald fort.

Dem so präparirten Stoff wird von den Fabrikanten, unterstützt durch zahlreiche ärztliche und andere Atteste, eine heilsame Wirkung bei Gicht und Rheumatismus zugeschrieben. Wenn dies der Fall ist — was übrigens außerordentlich schwer zu beweisen —, so ist jedenfalls die Walbwolle, mit deren Namen eine so starke Reclame getrieben wird, unschuldig dabei und nur das Terpentinöl kommt in Betracht. Dann kann man sich aber selbst jeden Wollstoff in wirksamer Weise präpariren, ohne das doppelte und dreifache Geld dafür hinauswerfen zu müssen. Auch lautet gerade die Vorschrift der Fabrikanten dahin, daß man den Walbwollstoff, wenn er seinen Geruch verloren, mit etwas Walbwollöl tränke. Es ist übrigens durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die angeblich Schmerzen lindernde Eigenschaft der Walbwollstoffe nur von ihrem dichten, warmhaltenden Gefüge herrührt; und daß jedes andere Fabrikat von ähnlich gearteter Beschaffenheit die gleichen Dienste leistet. Man hat die reine Walbwolle auch als Polsterstoff für Möbel empfohlen; eben so gut könnte man die Gerberlöse, nachdem sie aus den Gruben gekommen und getrocknet, verwenden, denn in ihren elastischen Eigenschaften stehen sich beide Stoffe sehr nahe. Das Seegras hat in dieser Hinsicht einen weit höheren Werth. — Die Walbwolle ist bis jetzt vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, in einem kleinen Dörfchen Thüringens, Namens Remba, von zwei Firmen: H. Schmidt und L. und E. Lairitz fabricirt worden; dieselben stritten sich, gleich den Eilner-Wasser-Fabrikanten, jahrelang in den Blättern um die Ehre, wer der allein echte und wahre Verfertiger sei. Die Geschichte von der Walbwolle spielt seit etwa 10 Jahren; in weiteren zehn wird sie wohl begraben und vergessen sein.

(Badiſche Gewerbezeitung. 1867. S. 200.)

## Arithmetische Miscellen.

**Prozentrechnung.** 1. Ein Handlungshaus hat für seine verschiedenen Unternehmungen besondere Conti eröffnet und findet bei den Abrechnungen den Stand, wie folgt:

a. eine gemeinschaftliche Unternehmung mit einem andern Hause.

Sein Antheil am Aufwande 3. März fr. 6782. 75 c.

Antheil am Ertrag 4. März

fr. 4915. 85 c.

29. April

3408. 80.

b. eine desgl.

Antheil am Aufwande 6. März fr. 7317. 80 c.

29. März 3418. 85.

Antheil am Ertrag 8. März

6413. 15.

1. Mai

5628. 35.

a. eine beagl.

|                  |           |           |
|------------------|-----------|-----------|
| Aufwand 10. März | 9326. 17. |           |
| Ertrag 12. März  |           | 6114. 20. |
| 20. April        |           | 5317. 15. |

d. eine Consignation für eigene Rechnung.

|                  |            |           |
|------------------|------------|-----------|
| Aufwand 14. März | 15837. 25. |           |
| Ertrag 16. März  |            | 10000. —  |
| 15. Juni         |            | 8319. 55. |

e. eine beagl.

|                  |            |           |
|------------------|------------|-----------|
| Aufwand 18. März | 15938. 75. |           |
| Ertrag 20. März  |            | 8240. 65. |
| 15. Mai          |            | 4682. 35. |
| 15. Juni         |            | 1412. 60. |

Wie viel % hat dem Hause jede dieser Unternehmungen eingebracht, wie viel alle zusammen im Durchschnitt? Die Zinsen vom Aufwande sind bis zum Eingang der Gelder à  $4\frac{1}{2}\%$  zu rechnen. 1 Monat à 30 Tage angenommen.

2. Ein Bankhaus hat folgende Depositen in seinem Geschäft benutzt:

östr. fl. 25,637. 36. 7 Monate à  $3\frac{1}{2}\%$  durchschnittlich per Jahr.

|   |             |                |   |                  |   |   |   |
|---|-------------|----------------|---|------------------|---|---|---|
| " | 34,894. 12. | 4              | " | $3\frac{3}{4}\%$ | " | " | " |
| " | 19,388. 48. | 9              | " | 4                | " | " | " |
| " | 46,439. 97. | 8              | " | $4\frac{1}{4}\%$ | " | " | " |
| " | 43,447. 89. | $6\frac{1}{2}$ | " | $4\frac{1}{2}\%$ | " | " | " |
| " | 89,433. 49. | $4\frac{1}{2}$ | " | $4\frac{3}{8}\%$ | " | " | " |
| " | 94,758. 69. | 3              | " | $4\frac{5}{8}\%$ | " | " | " |

Auf wie viel % per Jahr ist demselben das fremde Capital zu stehen gekommen?

3. Dagegen hat das nämliche Haus im Disconto und Contocorrentgeschäft folgende Summen umgelegt:

|           |              |                |            |                |
|-----------|--------------|----------------|------------|----------------|
| östr. fl. | 176,592. 67. | 3              | Monate à 4 | %.             |
| "         | 180,487. 33. | 3              | "          | 4              |
| "         | 153,812. 15. | $4\frac{1}{2}$ | "          | $5\frac{1}{4}$ |
| "         | 163,887. 45. | 4              | "          | 5              |
| "         | 146,942. 35. | $2\frac{1}{2}$ | "          | $5\frac{1}{2}$ |
| "         | 198,437. 45. | 3              | "          | $5\frac{3}{4}$ |
| "         | 58,382. 65.  | $2\frac{3}{4}$ | "          | $4\frac{3}{4}$ |
| "         | 83,628. 95.  | 4              | "          | 4              |
| "         | 77,829. —    | 3              | "          | $5\frac{1}{2}$ |

wie viel hat es per Jahr durchschnittlich gewonnen?

Wenn die in der vorigen Aufgabe enthaltenen Beträge den ganzen Jahresumsatz des Hauses vorstellen, zu wie viel % hat sich das Capital verzinst?

4. Jemand hatte seinen Abnehmern 25% Rabatt vom angesetzten Preis zu gewähren, um diesen Rabatt nicht zu verlieren, erhöhte er den calculirten Verkaufspreis um den vierten Theil. War das Verfahren richtig?

5. Wenn die österreichische Währung um  $16\frac{2}{3}\%$  besser ist, als die süddeutsche, um wie viel % ist die süddeutsche geringer als die österreichische?

6. Jemand hat seither 20% Rabatt auf Hundert gewährt und will denselben jetzt in einen Rabatt von Hundert verwandeln; wie viel kann er gewähren?



7. Wenn in Frankfurt a. M. der Cours für nordamerik. Bonds mit 78 und in New-York mit 108 notirt ist, wie viel beträgt das Gold-Agio?

8. Ein Geschäft, das bisher nach Bestreitung aller Unkosten, Haushaltung mitbegriffen, einen reinen Ueberschuß von fl. 5000 — gewährt hat, soll verkauft werden, wie muß der Besitzer den Preis stellen, wenn er aus dem Erlöse eine à 4% berechnete jährliche Rente von fl. 5000 beziehen will?

9. Es hat Jemand in einer glücklichen Waarenspeculation fl. 30,000 gewonnen und will solche zu einer Speculation in Werthpapieren anlegen. Er kauft um fl. 30,000 württemb. 4½% Obligationen à 92.

Hievon deponirt er fl. 15,000 — als Faustpfand und erhält gegen 5% Verzinsung und ¼jährige Provision von ½% 70 Prozent des Rennwerthes.

Von dem erhaltenen Gelde kauft er Doll. 5600 — 6% Nordamerikanische Bonds à 75.

Diese deponirt er wieder und kauft aus dem Erlöse Doll. 3600, — von den nehmlichen Papieren und so nach und nach Doll. 2400, — Doll. 1800, — Doll. 1200, — Doll. 800, — Doll. 600, — Doll. 300, — Doll. 200, — alle à 75.

Wir nehmen der Kürze halber an, daß dies je bei verschiedenen Häusern an einem Tage geschehen ist, und daß sämtliche Coupons 3 Monate abgelaufen waren.

Auf die amerikanischen Papiere erhält er wie oben à 5% und ½% Provision 50% des Rennwerthes. 1 Dollar = fl. 2½.

Nach 3 Monaten schlägt er los, er löst nämlich sämtliche Faustpfänder ein und begiebt die württemb. à 93½ und die amerikanischen à 77½.

Wie viel Prozent hat er gewonnen?

## Feuilleton.

### Künstliches Gold.

Die diesen Namen tragende Legirung hat kürzlich einige Aufmerksamkeit in England erregt, weil man vermuthete, daß die Verwendung derselben den Zinn- und Kupferarbeitern wahrscheinlich von Nutzen sein könne. Ein Sachkundiger gibt nun folgenden Bericht darüber: Sie besteht aus reinem Kupfer (100 Theilen), reinem Zinn (17 Theilen), Magnesia (6 Theilen), Handelsweinstein — tartar of commerce (9 Theilen), Ammoniaksalz (3,6 Theilen) und ungelöschtem Kalk (1,6 Theil). Das Kupfer wird zuerst geschmolzen, dann werden der Kalk, die Magnesia, das Ammoniaksalz und der Weinstein beigelegt, aber nur wenig auf einmal, und hierauf wird das Ganze ungefähr

eine halbe Stunde lang lebhaft umgerührt, so daß eine vollständige Mischung entsteht, worauf man das Zinn in kleinen Körnern auf die Oberfläche wirft und umrührt, bis es gänzlich geschmolzen ist. Der Schmelztiegel wird nun zugebedt und die Schmelzung etwa 25 Minuten lang unterhalten, worauf der Auswurf abgeschäumt wird und die Legirung zum Gebrauch fertig ist. Sie ist ganz schmiedbar und dehnbar, und kann gezogen, gestampft, getrieben, in Pulver oder in Blätter geschlagen werden, wie Goldblatt. In allen diesen Zuständen ist sie selbst durch gute Kenner vom Golde nicht zu unterscheiden, außer durch ihre geringere Schwere. Diese Legirung wird in den Vereinigten Staaten bereits vielfach angewendet. (Engineer.)

## Die Mineralschätze des westlichen Nordamerika.

Herr J. Ross Brown wurde vom Finanzminister der Vereinigten Staaten im vorigen Sommer beauftragt, die westlichen Mineralländer der Union zu bereisen und genaue Data über die Ausbeute an Mineralschätzen zu sammeln. Derselbe hat so eben seinen Bericht nach Washington geschickt, dem wir folgende Zahlen entnehmen. Es lieferten an Gold und Silber im Jahre 1866:

|             |                     |
|-------------|---------------------|
| Californien | 25,000,000 Dollars, |
| Montana     | 18,000,000 "        |
| Idaho       | 17,000,000 "        |
| Colorado    | 17,000,000 "        |
| Nevada      | 16,000,000 "        |
| Oregon      | 8,000,000 "         |
| andere Orte | 5,000,000 "         |

Summe 106,000,000 Dollars.

Graß Valley in Nevada County, Californien, ist der ergiebigste Goldbistritz der Welt, denn die jährliche Ausbeute eines Bezirks, dessen Radius nur vier englische Meilen ist, beträgt 3,500,000 Dollars, was einem mittleren Durchschnitt von 1700 Dollars für den Kopf der Minenarbeiter gleichkommt. Der reichste Silberbistritz der Welt ist Washoe in Nevada. Dort producirt der Comstock-Gang, 600 Yards weit und 3 englische Meilen lang, im vorigen Jahre 16,500,000 Dollars.

Die Kupferausbeute Californiens wächst enorm. Aus San Francisco wurden Kupfererze ausgeführt:

|      |               |
|------|---------------|
| 1862 | 3,660 Tonnen, |
| 1863 | 5,553 "       |
| 1864 | 10,234 "      |
| 1865 | 17,785 "      |
| 1866 | 21,476 "      |

Quecksilber wurde aus Californien exportirt:

|      |                 |
|------|-----------------|
| 1859 | 3,999 Flaschen, |
| 1860 | 9,448 "         |
| 1861 | 35,995 "        |
| 1862 | 33,747 "        |
| 1863 | 26,014 "        |
| 1864 | 36,918 "        |
| 1865 | 41,800 "        |
| 1866 | 45,900 "        |

In einem californischen See werden täglich 2 Tonnen roher kryallisirter Borax gewonnen. (Petermann's Mitth.)

## Entstehung mächtiger Steinsalzlager.

Neuerdings ist auf folgende interessante geologische Thatsache hingewiesen. Der gestreckte Caspische See hat an seiner Ostseite den Kara Bogas, einen mehr gerundeten Nachbarsee oder eine Nebenabtheilung, welche durch Hauptungen sowohl von dem Hauptgewässer abgeschnitten ist, daß nur ein Verbindungs-

canal von ein paar 100 Fuß Breite und 5 Fuß Tiefe übrig bleibt.

Der Kara Bogas ist den austrocknenden Nord- und Ostwinden besonders ausgesetzt, sein Wasser verdunstet daher rasch, wird aber in demselben Maße aus dem Caspische immer wieder ergänzt und es geht die Verdunstung und der Wiederersatz so rasch, daß in dem Canal immer eine bedeutende Strömung herrscht. Nach der übergehenden Wassermenge, welche  $3\frac{1}{2}$  Prozent Salz in Lösung hält, hat man nun geschätzt, daß täglich 60,000 Centner neues Salz nach der großen Abdampfschanne hinüberbefördert werden; dies macht im Jahre 22,000,000 Centner. Bei solcher Zufuhr muß sich schließlich die ganze Vertiefung mit ausgetrocknetem festen Salze ausfüllen, das schon jetzt in unbekannter Mächtigkeit den Boden des Kara Bogas bildet, während die ganze Umgebung so versalzen ist, daß keine Spur von Thier- und Pflanzenleben dort bestehen kann. Liegt die Salzschanne einmal trocken, so werden die Winde auch nach und nach für eine Sand- und Erdbedeckung sorgen, bis vielleicht in ferner Zukunft diese Sparrammer der Natur den Menschen ebenso wohl zu Statten kommen wird, als der Gegenwart der große Fund in Staffurt. (Europa.)

## Wohlfeilheit der Brillengläser.

Die Anwendung von Maschinen zum Schleifen von Glas hat der englischen Firma Morey, Baillet u. Comp. es möglich gemacht, auf der letzten Pariser Ausstellung mit Brillengläsern aufzutreten, von denen das Duzend Paar mit dem zugehörigen Stahlgestell 2 Sh. 6 P. (25 Sgr., 1 fl. 30 fr.) kostet, so daß die einzelne Brille, Gestell und zwei Gläser, auf wenig mehr als 2 Sgr. oder  $7\frac{1}{2}$  fr. zu stehen kommt.

## Das Brangelland, eine neue Entdeckung im Nordpolarkreise.

Im Jahr 1849 entdeckte der Franklinsucher, Capitän Kellett, im Nordosten die Beringsstraße lat.  $71^{\circ} 18'$  long.  $175^{\circ} 24'$  Westl. Gr. die Heraldinsel, hinter welcher noch höheres Land gesehen wurde. 1855 befand sich auf dem nämlichen Raume die amerikanische Forschungsexpedition unter Ringgold und Rodgers, sah die Heraldinsel, nicht aber das hohe Land, welches vielmehr von ihr in den Grund gehöhrt wurde, d. h. sie segelte über die Stelle, welche ihm auf der Landkarte gegeben worden war. Nun hat aber im vorigen Jahre der amerikanische Capitän Long vom Walfischfahrer Nile, als er sich lat.  $73^{\circ} 30'$  N. long.  $180^{\circ}$  Gr. befand, ein ausgebreitetes Land mit flachen-

förmig hintereinander aufsteigenden Bergklämen und einem dem Anschein nach vulkanischen Gipfel von etwa 3000 Fuß Erhebung wahrgenommen und es zu Ehren des Polarreisenden Ferd. v. Wrangel das Wrangelland geheissen. Höchst überraschend ist es, daß er das Land eisfrei und bedeckt mit einem ansehnlichen Pflanzenwuchs sah. Die mathematische Lage paßt genau zu der hypothetischen Verlängerung Grönlands auf Petermanns Nordpolarkarte (Geogr. Mittheilungen 1865. Tafel 5). Würde sich die Gegenwart von Pflanzenwuchs bestätigen, wie wir nicht bezweifeln, so könnte sie nur dadurch erklärt werden, daß sich wirklich der Golfstrom, wie es Petermann dargestellt hat, bis zum 180. Meridian im Norden Asiens verliere.

### Die Steinkohlenerzeugung Großbritanniens

ist im Jahre 1866 auf die gerabezu ungeheure Menge von 101,630,544 Tons gestiegen; bis zu 100 Millionen war sie bisher noch nicht gekommen. Von jener ersten Ziffer kommen auf Schottland nur 12,625,000, auf Irland nur 123,750 Tons, das übrige entfällt auf England, wo die Countin Durham und Nordhumberland allein mehr als 25 Millionen Tons lieferten und auf Wales, welches mehr als 11 Millionen fürdert.

### Steuern in Californien. Verkehr.

In Californien ist man längst unzufrieden mit dem schweren Steuerdruck, welcher durch die radical-republikanische Partei dem Lande aufgebürdet worden ist. In den ersten 9 Monaten des Jahres 1867 wurden allein im Bezirk San Francisco an inländischen Steuern 3,691,487 Dollars erhoben. In derselben Zeit, sagt der „San Francisco Demant“ importirten wir für etwa 12 Millionen Dollars Waaren, worauf wir nahezu 6 Millionen Dollars Eingangsteuer und 5,280,000 Dollars Fracht zahlten. Wir verschifften für 16,201,000 Dollars Producte aller Art, darunter für 9,347,200 Dollars Wehl und Weizen. An Contanten führten wir aus 31,227,000 gegen 41 Millionen Dollars, welche wir aus dem Inlande von andern Plätzen besamen. Es kamen etwa 27,000 Passagiere an und 14,000 gingen fort. 25 hier incorporirte Compagnieen zahlten 5,224,000 Dollars Dividende; Grundbesitz hat im Werth 13 Millionen Dollars die Eigenthümer gewechselt. Unter den Einfuhrartikeln finden wir 56,900 Rissen Stiefel und Schuhe und 160,000 Fässer Nügel verzeichnet.

### Die Panamabahn

macht vortrefliche Geschäfte auch mit den Güterfrachten. Im November (1867) kamen in Panama zwei vollbeladene Wallfischfahrer an und verladen ihren Thran auf die Schienen; in Aspinwall an der atlantischen Seite ist derselbe dann an Bord eines nach Newyork bestimmten Schiffes übernommen worden. Trotz der hohen Frachtsätze empfiehlt sich diese Art des Transportes, weil die Wallfischfahrer in der Südsee bleiben können und nicht nöthig haben ihre Ladungen um Cap Horn oder um Südafrika herum nach Hause zu bringen.

### Consum von Eiern in England.

Im Jahre 1866 wurden nach England 438,878,880 Stück Eier eingeführt und zwar zum größten Theil aus Frankreich und Belgien. Der Werth der im Jahre 1866 aus Frankreich eingeführten Eier betrug gegen 42,334,000 Franken.

### Association.

Herr Wilhelm Borchert jr., Besitzer einer Messingfabrik in Berlin, offerirt seinen Arbeitern die Theilnahme an dem Geschäft, dessen Werth er zu 300,000 Thlr. berechnet und gestattet ihnen die allmähliche Erwerbung der zu 50 Thlr. berechneten 6000 Antheilscheine.

### Das bayerische Eisenbahnnetz

sieht einer bedeutenden Erweiterung entgegen; es sollen demnächst nicht weniger als 7 Linien in einem Gesamtkostenbetrage von ca. 61 Millionen Gulden in Angriff genommen werden.

### Weltausstellung.

Staatsrath und Senator Le Play, der Oberregisseur der Weltausstellung von 1867, hat, wie die France meldet, in Verbindung mit einer Anzahl fremder Ausstellungscommissäre eine Gesellschaft gegründet, deren hauptsächlichster Zweck ist, das Institut der Weltausstellungen zu entwickeln und überhaupt die Interessen der internationalen Industrie zu fördern. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Paris und ihr Verwaltungsrath ist in folgender Art zusammengesetzt: erster Vicepräsident Hr. Le Play (der Präsident soll in der ersten Generalversammlung gewählt werden); Vicepräsidenten: die H. G. Du Pres (Belgien) und Frhr. v. Schwarz (Oesterreich); Generalsecretär Herr Donnat und Schatzmeister Bankier Häfner (Preußen).

# Geschichte der Englisch-Ostindischen Compagnie.

Von

Prof. Dr. Wächter.

Es gibt wenige Schöpfungen von Menschenwerk in der Geschichte, welche von so geringem Anfang ausgegangen und mit der Zeit zu so riesigen Dimensionen angewachsen sind, wie das himmelanstrebende Gebäude irdischer Macht, welches die Englisch-Ostindische Compagnie auf dem fabelhaften Boden Indiens im Laufe der Jahrhunderte aufgethürmt hat. Ein Duzend Kaufleute, eine Handvoll Geld und ein paar Schiffe: — das sind die Elemente, auf denen die Grundlage zu einer Macht errichtet wurde, welche allmählich die reichsten und blühendsten Länder Asiens sich zinsbar machte und ihren Einfluß über den ganzen Osten der alten Welt erstreckte. Und dies Fundament wurde unter Umständen gelegt, welche einem Gelingen des Unternehmens nichts weniger als günstig waren; auf dem Boden eines Reiches, wo despotische Laune und Willkür für jede noch so geringe Errungenschaft für den nächsten Augenblick in Frage stellte, und inmitten eifersüchtiger Nebenbuhler, welche jeden Schritt mit mißtrauischem Auge bewachten und in gemeinsamem Hass sich zu grimmer Verfolgung die Hand boten.

Indien war seit den Tagen Alexanders des Großen in fast ununterbrochener Verbindung mit den Griechen und durch sie mehr oder minder mit dem europäischen Abendlande geblieben. Erst als die Araber im 8. Jahrhundert sich über Asien verbreiteten und sogar einen Theil Vorderindiens eroberten, wurde jener Verbindung insofern ein Ziel gesetzt, als diese nunmehr die Vermittlerrolle zwischen dem Osten und Westen an sich rissen. Aber gleichzeitig wurde der Muhammedanismus, welcher fast in allen ihm zugewendeten Völkern eine fanatische Kriegeslust entzündete, für Indien selbst verderblich, indem ein Eroberer nach dem andern über das Land hereinbrach, von Raubgier und blindem Religionshaß getrieben, die Blüthe desselben zerstörte, die Unabhängigkeit der einheimischen Staaten bis nach dem unzugänglichen Dekan hinab vernichtete und in das politische, wie religiöse und sociale Leben eine Menge heterogener Elemente hereinverpflanzte.

So begegnen wir seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts einer Reihe muhammedanischer Reiche in Indien unter den Dynastien der Ghaznaviden,

welche mit Mahmud (+ 1030) ihre größte Macht erreichten, der Ghuriden und mehrerer afghanischer Häuptlinge, bis der Mongole Timur, nachdem er Persien und das ganze Mittelasien von der chinesischen Mauer bis nach Moskau siegreich durchzogen, 1398 auch Hindostan von dem Indus bis zur Mündung des Ganges seinem Scepter unterwarf; endlich dessen Urenkel Babur, nachdem er, aus seinem eigenen Erbe vertrieben, unter mancherlei Gefahren, mit List und Kühnheit der Gebiete von Kaschgar, Kandahar, Kabul u. s. w. sich bemächtigt und den Weg nach Indien eröffnet hatte, 1525 den Indus überschritt, auf der Ebene von Pannibet unweit Delhi seinen ihm an Heeresmacht weit überlegenen Gegner, den Sultan Ibrahim in einer entscheidenden Schlacht besiegte, die Hauptstadt desselben Delhi, bald darauf auch Agra eroberte, die benachbarten Provinzen bis auf Dekan, Guzerate und Bengalen mit Waffengewalt bezwang und somit sich zum Gründer des Großmogulischen Reichs machte. Ihm folgte Humayun, der älteste seiner vier Söhne, mußte aber vor den Nachstellungen seiner verrätherischen Brüder und vor den Aufständen rebellischer Afghanen-Häuptlinge, welche sich in seinem Lande festsetzten, bei dem Perserkönig Schutz suchen, und erst nach sechszehnjähriger Verbannung gelang es ihm, von diesem unterstützt, den Thron von Delhi wieder einzunehmen. Doch schon das Jahr darauf (1556) ereilte ihn der Tod, indem er von einer Marmortreppe, auf der er sein Abendgebet verrichtet hatte, ausgleitend, sich so gefährlich verletzte, daß er nach wenigen Tagen den Geist aufgab.

Unter seinem Sohn und Nachfolger Akbar (1556—1605) gelangte das Reich zu seiner größten Blüthe. Es erstreckte sich von Chittagong jenseits der Mündung des Ganges und dem Brahmaputra im Osten bis zum Saume der Wüste Chorasans im Westen, vom Hindufusß und den Süabhängen des Himalaya bis herab zu den Mündungen des Indus und dem Meere und war in 18 Kreise mit 105 Distrikten und 2737 Bezirken eingetheilt. Ueber jeden Kreis war ein Statthalter gesetzt, welcher die Civil- und Militärgewalt in seiner Person vereinigte und seine Befehle unmittelbar von dem Fürsten empfing. Ihm waren eigene Beamte für das Kommando der Söldner und Lehenstruppen, für die Leitung des Gerichts- und Steuerwesens, für die Polizeidirektion u. s. w. untergeordnet. Alle gehässigen und beschwerlichen Abgaben wurden aufgehoben und an deren Stelle eine Grundsteuer gesetzt, welche freilich hoch genug — bis auf ein Drittel des rohen Ertrags stieg. Zu diesem Zweck wurde das Land vermessend, seine Ertragsfähigkeit nach drei Klassen berechnet und das Drittel desselben als Produkt eines jeden Tagwerks angenommen. Diese Naturalabgaben wurden sofort nach dem Durchschnitt der letzten 19 Jahre in Geld verwandelt und später, um der immer wiederkehrenden, zeitraubenden Schätzung vorzubeugen, die Steuer ein für allemal auf 10 Jahre festgesetzt. Indessen blieb es jedem frei gestellt, seine Abgabe in Rohstoffen selbst einzuliefern, und wenn er sich zu hoch angesetzt glaubte, bei der Behörde zu remonstriren. Diese war angewiesen, die Beschwerde genau zu untersuchen und in besonderen Fällen den Bauern Geldvorschüsse zu leisten. Nicht mindere Sorgfalt wurde auf Hebung der Industrie und des Handels, auf Pflege der Künste und Wissenschaften verwendet; die schönsten Bauwerke wurden errichtet, neue Städte gegründet, wüste Ländereien urbar gemacht, neue edle Gewächse angepflanzt, Straßen angelegt u. s. w. Die

religiöse Duldsamkeit Akbars ging so weit, daß er alle Glaubensbekenntnisse, die der Christen, Muhammedaner, Juden und Hindus zu vereinen und ein auf reine Gottesverehrung und Menschenliebe begründetes Religionsystem einzuführen wünschte. Unter der märchenhaften Pracht des Hofes blieb er ein einfacher und edelgefunter Mensch. „Er vereinigte,“ wie Jouvency, der Geschichtsschreiber der Jesuiten selbst sagt, \*) „zwei dem Anschein nach entgegengesetzte Eigenschaften, die stolze Festigkeit des Tataren und die liebliche Milde des Hindu. Mit dieser gewinnt er die Liebe des Volks, mit jener erhält er den Gehorsam der Großen. Zwei Mal des Tags gestattet er auch dem Geringsten seiner Unterthanen freien Zutritt und hört stehend, ohne Langeweile und Ungebuld zu verrathen, die geringfügigsten Gegenstände an; er ist gerecht gegen Alle, gegen Fremde, wie Einheimische. Damit Niemand der Weg zu ihm versperrt werde, reicht eine goldene Kugel von der Straße in sein Cabinet, die zu ziehen einem Jeden gestattet ist. Den geringsten Dingen des Hauswesens widmet er seine Aufmerksamkeit und kennt die Eigenschaften und Anlagen aller Beamten der Kreise, Distrikte, Bezirke, Städte und Meierhöfe. Den Schlaf, so wie Essen und Trinken hat er sich höchst karglich zugemessen. Die Mußestunden sind nicht den Lustbarkeiten, sondern einer aufmerksamen Lektüre der Dichter und Geschichtsschreiber gewidmet.“ Als er die Annäherung seines Todes fühlte, empfahl er in eindringlichen Worten seinem Sohn und Nachfolger Selim (Dschihanghir 1605—27) alle seine Freunde und Angehörigen, sprach dann mit lauter, deutlicher Stimme das Glaubensbekenntniß der Moslem und verschied, ohne einen Laut der Klage oder des Schmerzes auszustößen. Sein Leichnam wurde zu Agra begraben, wo ihm der erwähnte Selim ein Mausoleum errichten ließ, das nach unserem Gelde über 5 Mill. Gulden kostete.

Mittlerweile hatten die Portugiesen in Ostindien festen Fuß gefaßt und ihre Herrschaft von dem Golf von Cambaya bis zum Cap Komorin ausgedehnt. Albuquerque hatte sich 1510 des festen Goa bemächtigt und es zur Hauptstadt des Vicekönigreichs der portugiesischen Krone in Ostindien erhoben. Auch Koromandel, Orissa, Bengalen und Chittagong wurden theilweise ihrem Scepter unterworfen; Ormus und Aden, Malakka und die Molukken erobert und die Niederlassungen bis nach China und Japan ausgedehnt. Allein an die Stelle der Begeisterung für den Nationalruhm, welche bei den ersten portugiesischen Entdeckungen und Colonialanlagen zwar nicht die einzige, aber doch hauptsächlichste Triebfeder bildete, trat in Kurzem engherziger Kaufmannsgeist; Eigennutz und Willkür gewannen in der Verwaltung die Oberhand, und die Herrschaft artete in drückenden Despotismus aus. Die Geistlichkeit erlaubte sich die grausamsten Mittel zur Befehrung der Eingeborenen und legte dadurch den Grund zur bittersten Feindschaft gegen die Portugiesen. Als das Mutterland 1580 von Spanien in Besitz genommen wurde und dieses 1587 den ausschließlichen Verkehr mit Ostindien gegen eine jährliche Summe einer portugiesisch-ostindischen Handelsgesellschaft überließ, die dortigen Beamten nunmehr um so zügelloser schalteten und walteten, — da war es um die Macht Portugals geschehen, und Holland trat ohne Schwierigkeit das sehr geschmälerte Erbe an.

\*) *Historiae Societatis Jesu, Auctore Josepho Juvencio, Romae 1710.*

Als Philipp II. von Spanien den Niederländern den Hafen von Lissabon, den einzigen Stapelplatz aller ostindischen Waaren, verschloß, faßten sie den Entschluß, an Ort und Stelle zu holen, was Spanien ihnen vorenthielt. Der Zufall wollte, daß ein Landsmann, Corn. Houtman, der die überseeischen Reisen im Solbe Portugals mehrmals gemacht und bezüglich des indischen Handels die nöthigen Erfahrungen gesammelt hatte, dem Vaterland seine Dienste anbot. Es galt vorerst, ihn aus der Haft zu Lissabon, wo er Schulden halber saß, auszulösen. Ein Verein von Kaufleuten (die Gesellschaft entfernter Länder genannt) übernahm seine Befreiung und schickte ihn 1595 mit vier Schiffen nach Indien unter der Weisung, die dortigen Länder sammt deren Erzeugnissen genau zu erforschen, Handelsgelegenheiten auszuspiiren, dabei aber so viel möglich den Portugiesen aus dem Wege zu gehen. Nachdem Houtman längere Zeit in Madagaskar verweilt hatte, landete er 1596 in Bantam, auf der Nordküste Javas, und besuchte dann Jakatra (das nachherige Batavia), Surabaya und die Inseln Madura und Bali. Doch da er überall Gefechte mit den Eingeborenen zu bestehen hatte, entschloß er sich zur Rückkehr und kam am 4. August 1597 im Terel an, nachdem er zwei Schiffe und den größeren Theil der Mannschaft verloren hatte. So unbedeutend der Gewinn der Reise war, so erschien er doch groß genug, um zu weiteren Versuchen aufzumuntern. Der Anfang war gemacht, die Entfernung und die Gefahren des Meers lösten keine Furcht mehr ein, und bei allen anscheinend feindseligen Gesinnungen der Eingebornen hatten sich für eine direkte Anknüpfung des Handels dennoch günstige Aussichten eröffnet. Im Jahre 1598 ging eine stärkere Expedition ab, und diese kehrte zwei Jahre darauf mit Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnüssen u. a. m. wohlbehalten nach Amsterdam zurück. Dieser Erfolg reizte zu größeren Unternehmungen, und es bildeten sich mancherlei kleinere Gesellschaften zu ähnlichen Speculationen. Sollte indessen bei den Feindseligkeiten der Spanier und der voraussichtlichen Concurrenz anderer Völker der Handel nicht jeden Augenblick Hemmung und Stillstand erleiden, so mußte man auf mächtige Niederlassungen daselbst Bedacht nehmen. Dazu reichten natürlich die Kräfte vereinzelter Kaufleute nicht aus, und so entstand den 20. März 1602 die Holländisch-Ostindische Compagnie mit einem Fonds von 6½ Mill. Gulden und dem Rechte, jenseits des Caps der guten Hoffnung, so wie der Magellansstraße ausschließlich Handel zu treiben, im Namen der Generalstaaten Bündnisse und Verträge zu schließen, Festungen anzulegen, Gouverneure, Beamte anzustellen, Kriegsvolk zu halten und die ganze innere Organisation selbst festzustellen. Der Zweck der neuen Compagnie wurde glänzend erreicht. In kurzer Zeit erlangten die Holländer das Uebergewicht über alle Nebenbuhler und brachten ihren Handel auf eine nie geahnte Höhe.

Wie den Holländern, so hatte Philipp II. auch den Engländern den Hafen und Markt von Lissabon verschlossen und zwang sie damit, an die Quelle selbst zu gehen. Anfangs hofften sie zu Land nach Indien zu gelangen. Die Reise des Faktors der Englisch-russischen Gesellschaft, Anthony Jenkinson, über das kaspische Meer bis nach Buchara (1558), so wie eine Expedition mehrerer Mitglieder der türkischen Gesellschaft von Aleppo aus über Bagdad und nach dem persischen Meerbusen, von wo aus viele Häfen und Handelsplätze in Indien besucht wurden (1591) waren hierauf berechnet. Doch sah man bald ein, daß

Hiermit ebenso wenig gebient sei, als mit der Auffuchung einer nordwestlichen Durchfahrt; daß nur auf dem Seeweg, den die Holländer mit glücklichem Erfolg betraten, das Ziel erreicht werden könnte.

Auf einem Zuge gegen Cadix und Lifabon hatte Francis Drake (1587) unfern der Azoren ein reiches, von Indien kommendes Fahrzeug genommen, aus dessen Tagebüchern und Karten man über die Fahrt um das Vorgebirge, so wie über den großen Ertrag des asiatischen Handelsverkehrs genau unterrichtet wurde. Einzelne englische Schiffe hatten bereits als Kaper das Vorgebirge passiert und die Spanier bis in die indischen Gewässer verfolgt. Die Fahrt war also gekannt; es bedurfte nur, sie zum regelmäßigen Betrieb eines direkten Handels einzurichten. Der Reichtum der gemachten Prisen reizte zur Gewinnsucht, und die Schiffspapiere lehrten, wo und wie man die Ladung erlangt hatte.

Im Herbst 1599 bildete sich eine Gesellschaft von Londoner Kaufherren, mit einem Fonds von 30,000 Pf. St. für den ostindischen Handel und ging die Königin um ein Privilegium an. Da die Regierung gerade in Friedensunterhandlungen mit Spanien begriffen war, so fürchtete man durch eine solche Concession dem dortigen Hofe Anlaß zu neuen Klagen zu geben, und begnügte sich damit, eine Gesandtschaft an den Großmogul Albar abzuordnen und um Schutz für die britischen Unterthanen bei ihm anzusuchen. Diese hatte jedoch wenig Erfolg, da die portugiesischen Agenten die Absicht der Engländer zu verdächtigen mußten. So erfolgte denn im nächsten Jahre die königl. Zustimmung, und am 31. Dezember 1600 ließ Elisabeth einen Freibrief ergehen, wodurch sie „zur Ehre der Nation, zur Bereicherung des Volks, zur Ermunterung ihrer unternehmenden Unterthanen, wie zur Vermehrung der Schifffahrt und des gesetzlischen Handels“ die Bittsteller zu einer Corporation unter dem Namen „The Governor and Company of Merchants of London, trading to the East Indies“ erhob.

Die Gesellschaft erhielt auf fünfzehn Jahre das ausschließliche Privilegium für den Handel nach allen, außerhalb des Besizes christlicher Fürsten gelegenen Ländern östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zur Magellansstraße. Allen andern Unterthanen der Königin wurde nach dem Geiste der Zeit, welcher die gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe zu Besonderrechten machte, der Verkehr mit jenen Regionen, wenn die Compagnie sie nicht ausdrücklich hiezu bevollmächtigte, verboten. Der Gesellschaft wurde zugleich unter anderm ein eigenes Siegel, die Wahl von einem Gouverneur und zwanzig Direktoren, der Erlaß von Corporationsgesetzen (Rye-Laws) und das Recht, Länder und anderes Besitzthum zu erwerben, eingeräumt. Merkwürdiger Weise findet sich die Klausel angehängt, daß die Gesellschaft jährlich 30,000 Pf. St. edler Metalle, das hauptsächlichste Tauschmittel im indischen Handel, ausführen dürfe, jedoch gehalten sei, sechs Monate nach zurückgelegter Reise die gleiche Summe wieder einzubringen. Man wußte damals noch nicht, daß das für Handelszwecke exportirte Geld auf verschiedenen, wenn auch langen Umwegen, mit entsprechendem Gewinn wieder in's Land zurückkehrt.

Die erste Expedition erfolgte mit fünf Schiffen (1500 Tonnen Gehalt, 500 Mann) im Jahre 1601 unter dem Oberbefehl von James Lancaster, der schon früher einen Freibeuterzug um das Cap der guten Hoffnung mitgemacht hatte, war jedoch nicht zunächst nach Indien, sondern nach dem hinterindischen Archipel



gerichtet. Achin, die Hauptstadt eines gleichnamigen Reiches auf der Nordwestküste Sumatras, war damals der Markt aller kostbaren Erzeugnisse jener Regionen. Hier landete er den 5. Juni 1602 und fand bei dem Fürsten auf die Versicherung, daß die Engländer Feinde der Portugiesen seien, günstige Aufnahme; ebenso in Bantam auf Java. Von hier schickte Lancaster ein Schiff nach den Molukken, welches bald mit einer reichen Ladung Gewürze sich wieder einstellte. Ein Handelsvertrag wurde zu Achin abgeschlossen, welcher den Engländern zollfreie Ein- und Ausfuhr, sowie die Errichtung einer Faktorei gestattete. „In eigenen Angelegenheiten,“ lautete ein Artikel desselben, „mögen die Fremden nach den Gesetzen und Gewohnheiten der Heimath leben und ungehindert ihre Religion ausüben; im Verkehr mit den Eingeborenen müssen sie sich nach den Landesgebräuchen und Gesetzen richten. Die fremden Kaufleute haben das Recht, bei Todesfällen und andern Gelegenheiten über ihr Besitzthum frei zu verfügen.“ — Dieser erste Vertrag zwischen der Ostindischen Compagnie und einem asiatischen Fürsten diente später zum Musterbilde für alle Länder und Inseln, wo Engländer Faktoreien errichteten.

Nach dritthalbjähriger Abwesenheit traf Lancaster mit einer sehr reichen Ladung indischer Produkte im Vaterlande wieder ein. Der Erfolg erwies sich so günstig, daß schon 1604 eine zweite, wenige Jahre darauf eine dritte Expedition abging und nicht minder vortheilhafte Resultate erzielte. Schon im Mai 1609 wurde der Freibrief der Compagnie erneuert. In demselben Jahre bestand Sir Hugh Middleton mit einer kriegsgerüsteten Flottille auf der Höhe von Surate ein siegreiches Gefecht mit den Portugiesen; bald darauf erhobte ein zweiter Sieg den Ruhm der englischen Handelsmarine, was mit Wohlgefallen am Hofe zu Delhi vernommen wurde. Dort sah man sich dadurch in dem Plane, die Portugiesen und Spanier zu vertreiben, bestärkt; der Großmogul und die Fürsten von Dekan vereinigten zu diesem Zweck ihre Streitkräfte, und als 1613 abermals vier englische Schiffe unter Capitän Doweton anlangten, erging an ihn die Aufforderung, sie hiebei zu unterstützen. Dies wurde zwar abgelehnt; als jedoch kurz nach Eröffnung der Handelsgeschäfte das kleine englische Geschwader von den Portugiesen mit weit überlegener Streitmacht angegriffen wurde, galt es der Vertheidigung der eigenen und unmittelbaren Interessen, und Doweton erfocht einen glänzenden Sieg. Die hiedurch erzeugte günstige Stimmung zu benutzen, wurde Sir Thomas Roe (1614) als Gesandter nach Delhi abgeordnet. Zwar hatten die Engländer schon einige Jahre zuvor durch kaiserlichen Ferman das Recht der Niederlassung erhalten, allein durch Intriguen brachten die Portugiesen es dahin, daß ihnen die Ausübung dieses Rechtes zu einer Unmöglichkeit wurde. Nunmehr gelang es Sir Thomas, der mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde, durch Vertrag mit dem Großmogul, das ganze Reich desselben dem englischen Handel zu eröffnen. Der Anlegung der Faktorei zu Surate am Ausfluß des Tapti in der Provinz Guzerate, welche schon 1612 auf der Küste von Malabar entstanden war, folgten bald die zu Ahmedabad, Cambaya, Gogo, und ihnen schlossen sich ähnliche in Siam, zu Cambello auf Amboina, wo die Agenten der Compagnie durch die Holländer (27. Februar 1623) barbarisch niedergemetzelt wurden, und selbst zu Firando auf japanesischem Gebiete an, während gleichzeitig — mit den Dänen zu Tanjore, und mit der

Französisch-Ostindischen Compagnie neue Rivalen den bestrittenen Boden betraten. Der Handel der Zeit trug den Charakter eines kriegerischen Unternehmens; man mußte gegen seine Concurrenten oder Nebenbuhler gerüstet sein und durch feste Punkte sich decken, denn die einheimischen Fürsten konnten, da sie keine Kriegsmarine besaßen, von einer Ausübung der Polizei zur See somit keine Rede war, weder hier noch daheim den erforderlichen Schuß gewähren, sondern überließen es den Ungläubigen, ihre Streitigkeiten selbst auszusechten, und neigten sich stets auf die Seite desjenigen, welcher ihnen bei den größten Vortheilen die geringsten Schwierigkeiten bereitete.

Ursprünglich wurden die Handelsgeschäfte von den einzelnen, mehr oder minder theilhabenden Genossen auf eigene Rechnung geführt; jeder konnte beischließen, so viel er wollte, und bezog darnach seinen verhältnißmäßigen Gewinn. Dies führte indeß zu wiederholten Reibungen innerhalb des Vereins. Um solchem Uebelstande vorzubeugen, wurde 1613, indem an die Stelle der Gilde oder Innung eine Aktiengesellschaft trat, ein gemeinschaftliches Capital von 418,690 Pf. St. in gleichen Raten eingezahlt. So konnten, da Vortheil und Nachtheil auch gemeinschaftlich war, alle Unternehmungen nach einer Richtung gewendet und mit größerem Nachdruck ausgeführt werden.

Indessen hatte die Compagnie in den ersten Decennien ihres Daseins nicht nur in Indien mit mancherlei Gefahren und Schwierigkeiten zu kämpfen, sondern auch den bedenklichsten Intriguen und Angriffen im Vaterlande zu begegnen. Sie erlitt von ihren Gegnern vielerlei Anfechtungen bezüglich der ihr verliehenen Befugniß, 30,000 Pf. St. baaren Geldes auszuführen, indem man ihr Schuld gab, daß sie der Bedingung, ebenso viel wieder einzuführen, nicht Genüge leistete. Wider die geheiligte Lehre von den Ausfuhrverboten edler Metalle durfte sie nicht auftreten; ebenso wenig wagte sie, selbst wenn ihr die Idee dazu gekommen wäre, sich darauf zu berufen, daß die Ausfuhr von Geld nach Indien aus dem einfachen Grunde vortheilhafter wäre, weil die dafür gekauften Waaren ungleich größern Werth in England hätten; vielmehr stützte sie sich auf die Behauptung, die Ausfuhr sei deshalb lufrativer, weil die von dort eingehenden Handelsartikel nach andern Ländern exportirt würden, und somit von dorthier viel mehr Geld einbrächten, als zu deren Ankauf in Indien erforderlich gewesen. \*) Noch schlimmer war es, daß Carl I. in seiner Erbitterung wider die Compagnie, welche sich gegenüber von der allseitig angefochtenen Majestät des Königs an die stets anwachsende Macht des Parlaments anzulehnen für gut fand, 1635 einen neuen Verein, an dessen Spitze Sir William Courten, sein Kammerherr stand, die Erlaubniß ertheilte, Schiffe und Waaren nach Indien zu senden. Um diesen förmlichen Bruch des Freibriefs zu beschönigen, wurde der Compagnie Schuld gegeben, sie achte mehr auf ihren eigenen Vortheil, als auf die Interessen der Krone, gewähre den englischen Unterthanen in Indien nicht den gehörigen Schuß und komme auch ihren sonstigen Verpflichtungen nur in ungenügender Weise nach. Entstand in dem Verein immerhin ein gefährlicher Gegner, so mußte sich fünf

\*) Der Werth der Ausfuhr nach Indien belief sich bis 1620 auf 340,376 Pf. St.; der Kaufpreis der Retouren von dort auf 356,288 Pf. St., und diese wurden für 1,914,800 Pf. St. verkauft. Das Capital der Gesellschaft in Schiffen, Grundbesitz u. c. betrug 400,000 Pf. St.

Jahre später die Compagnie noch gefallen lassen, daß der König ihr gegen Schuldscheine alle Pfeffervorräthe abhandelte, um durch deren wohlfeilen Verkauf sich baares Geld zu verschaffen, und hernach den größten Theil der Pfandscheine unbezahlt ließ. Endlich nahm der indische Handel, so gewinnreich er auch war, zur Gründung und Erhaltung von Faktoreien und Forts beträchtliche Geldmittel in Anspruch; man bedurfte stets neuer Kapitalien, welche nur vermittelt hoher Zinsen und unter Verheißung goldener Berge aufgebracht werden konnten; auf der andern Seite richtete man, was keineswegs zur Befestigung des Credits diente, an Krone und Parlament klägliche Berichte von Verlusten und Drangsalen aller Art, vornehmlich um sich im Besitz der alten Privilegien zu behaupten und zur Erreichung neuer, welche sich immer wünschenswerther herausstellten, die erforderliche Zustimmung zu erhalten.

So ist es nicht zu verwundern, daß in Folge dieser ungünstigen Verhältnisse und unter fortwährenden Reibungen mit den Holländern, welche von der Regierung des Mutterlandes kräftiger unterstützt wurden, die Stocß der Compagnie auf 80 Prozent und tiefer sanken. Gleichwohl faßte dieselbe, wenn auch langsam ihr Ziel verfolgend, auf der Küste von Koromandel festen Fuß; zu Armegum bei Mellon wurde ein Stück Land gekauft und 1626 eine Faktorei gebaut. Der König von Golconda verließ ihr Privilegien und 1630 erhielt sie die Erlaubniß, zu Piplej in Orissa Handel zu treiben; elf Jahre später nahm das Fort St. Georg (Madras) die Stelle von Armegum ein, und von Surate aus gestaltete sich der Handel mit Persien immer lebhafter. Schah Abbas, der weise und kriegerische Herrscher aus dem Hause der Soffis, schlug, empört über die Gewaltthaten der Portugiesen, welche den Handel an ihre Magazine zu Ormus fesseln wollten, den Engländern von Surate ein Bündniß zur Vertreibung jener vor. Man schickte eine Flottenabtheilung und die Stadt mußte sich bald (1622) ergeben. Eine reiche Beute lohnte die Sieger, vor allem aber wurde Handel und Schifffahrt auf dem persischen Meerbusen wieder frei. An die Stelle von Ormus trat Bender Abbas, früher ein elender Fischerort. Man bewilligte den Engländern daselbst Abgabensfreiheit und die Hälfte der sonst eingehenden Zolleinnahmen, unter der Bedingung, zum Schutz gegen etwaige Angriffe der Portugiesen wenigstens zwei Kriegsschiffe im Golf zu unterhalten. Nun brachten diese Gewürze, Pfeffer, Zucker von den indischen Märkten, Eisen, Blei, Tücher von den europäischen Häfen hieher und erzielten großen Gewinn. Zu gleicher Zeit bemächtigten sie sich des Vertriebs der Baumwollenstoffe. Sie kauften die Baumwolle in Indien und vertheilten sie unter die Spinner und Weber. So entstand das Fabrikat unter ihren Augen; dann schickten sie es über Bender Abbas nach Jessapan, und von da über alle Provinzen des Reichs, in die türkischen Lande, selbst bis nach Europa, wo man es Persisch nannte, obwohl es nirgends anders, als auf der Küste Koromandel entstanden war. Zum Tausch dafür gab Persien die gesuchte Seide, nächstdem Wolle, Ziegenhaare, Teppiche, Goldbrokat, Maroquin, Rosenwasser, Medicinalien, Pferde u. s. w.

Die Gesellschaft Courten machte zwar keine sonderlichen Geschäfte, war aber der alten Compagnie doch ein Dorn im Auge. Der Staatsrath, an welchen sich diese nach Constituirung der Republik deshalb wandte, weigerte sich zwischen den widerstrebenden Forderungen und Ansprüchen der beiden Gesellschaften den

Schiedsrichter zu machen, und begnügte sich damit, ihnen eine freundschaftliche Ausgleichung und Vereinigung anzuempfehlen. Diese erfolgte 1650; das Vermögen beider wurde zusammengeschossen und alsbald eine bedeutende Summe zum Ankauf von Waaren nach Indien gesandt.

Raum war aber die Eintracht hergestellt, als ein neues Ungewitter am politischen Horizont aufzog. Es geschah dies nach dem holländischen Kriege in den Jahren 1654—56. Der indische Handel wurde freigegeben und der Privatthätigkeit und Speculation jedes Engländers eröffnet. Die Compagnie konnte ihren Freibrief als verfassungsmäßig nicht geltend machen, und die öffentliche Meinung war seiner Erneuerung nicht geneigt. Denn es zeigte sich bereits, daß bei ungehemmter Concurrenz die allgemeinen Interessen sich besser stellten. Die indischen Einfuhren wurden sowohl größer im Betrag, als auch ungleich wohlfeiler im Preise, und der Umstand, daß selbst Amsterdam die Folgen verspürte und die holländische Compagnie um ihr Monopol sehr besorgt war, sprach deutlich genug in der Sache. Es ist nicht bekannt, durch welche Mittel die Londoner Compagnie den Sturm wieder zu beschwören mußte. Indessen hatte sie dem Protektor von der ihr für erlittene Verluste zu Theil gewordenen holländischen Entschädigung (85,000 Pf. St.) bedeutende Summen geliehen; so mag sie auch jetzt durch allerlei Geschenke ihren Zweck erreicht haben. Unter dem Vorgeben, daß die vereinigten Kräfte nöthig seien, um neben dem Handel in Indien auch eine politische Macht zu bilden, und sich für Kriegsführung bereit zu halten, wurde der Compagnie im Oktober 1657 ihr alter Freibrief erneuert und nach der Restauration von Carl II. (1661) unter Hinzuthat neuer Vergünstigungen, wie das Recht zur Anlegung fester Plätze, Krieg- und Friedensgewalt, Kriminal- und Civilgerichtsbarkeit bestätigt. Da indeß auch dieser Freibrief der parlamentarischen Zustimmung entbehrte, so fehlte es nicht an Privaten, welche innerhalb des Gebiets der Gesellschaft selbst eine Art von Schleichhandel trieben. Die Energie der persönlichen Speculation erspähte sich ihre Beute mit Adlersaugen und bildete Vereine selbst auf die Gefahr hin, dem Gesetz zu verfallen; um so mehr, als auf der See die Fahrzeuge sicher waren, weil der Compagnie nur die Berechtigung zustand, gegen den offen auf der That ertappten Privathandel einzuschreiten. Somit war ihr Monopol noch keineswegs vollständig und wurde es erst nach der Revolution von 1688 durch Erlass einer Parlamentsakte. Mittlerweile war aber in einem neuen Freibriefe von 1699 die Befugniß: in Bombay und an andern Orten Geld zu prägen, in einem vom Jahre 1683: alle Fahrzeuge, welche ihr Handelsinteresse beeinträchtigten, wegzunehmen, in den Besatzungsorten die Kriegsgerichtsbarkeit auszuüben, Gerichtshöfe für Verbrechen zur See einzusetzen u. s. w. erworben worden.

In Folge einer glücklichen Kur hatte ein englischer Arzt, Boughten, von seinem Patienten, dem Nabob von Bengalen für die Compagnie die Erlaubniß ausgewirkt, in ganz Bengalen freien Handel zu treiben, und diese sofort an dem Ufer des Hugli, in geringer Entfernung von der Stelle, wo jetzt Calcutta liegt, eine regelmäßige Faktorei erbaut, und bis 1660 wurden die Engländer in der Ausübung ihres Rechts nicht gestört, mußten sich aber von da an manche Plackereien, gegen welche sie vergeblich zu Delhi Klage führten, gefallen lassen. Im Jahre 1654 wurde Fort St. Georg zur Präsidentschaft im Osten

erhoben, eine geordnete Regierung eingesetzt und von derselben, außer der eben genannten Niederlassung, die Faktoreien auf Koromandel und in Bengalen abhängig gemacht. Diese hatten sich aber bereits in's Innere des Landes bis nach Balasore und Cossimbazar verbreitet. Bombay \*) kam als Mitgift für die Gemahlin Karls II. in englische Hände, und von diesem, nach einigen Gefechten mit den Portugiesen, 1668 gegen eine Rente von 10 Pf. St. in den Besitz der Compagnie und wurde 1686 anstatt Surates zum Regierungssitz nicht nur für die westlichen Territorien, sondern zum Hauptort des englischen Gesamtgebietes und Gesamthandels in Ostindien erhoben.

Im Jahre 1680 erlaubten sich die Holländer eine neue Gewaltthat, indem sie alle Engländer aus Bantam vertrieben. Die Compagnie war entschlossen, diesen Schimpf zu rächen, und ließ eine ansehnliche Flotte ausrüsten. Aber Carl II., der immer Geld brauchte, verkaufte die Nationalehre um 2,500,000 Fr. an die erschrockenen Holländer und untersagte die Expedition. Die Compagnie, erschöpft von den zwecklosen Kosten der Rüstung, schickte die Schiffe in Ballast nach Indien, mit dem Auftrag, Retouren auf Credit einzunehmen. Da sie bisher ihre Verbindlichkeiten gewissenhaft erfüllt hatte, erhielt sie ohne Mühe Waaren im Betrag von nahe acht Millionen Franks. Allein sie sollte das bewiesene Vertrauen schändlich täuschen. Die beiden Brüder Child, der eine Direktor in London, der andere Gouverneur in Bombay, hatten mit einander verabredet, die indischen Gläubiger auf die unverschämteste Weise zu hintergehen. Sie erhoben gegen die Indier durchaus unbegründete, aus der Luft gegriffene Forderungen, und die vorausgesehene Abweisung derselben gab den willkommenen Vorwand, alle indischen Schiffe, deren man habhaft werden konnte, ohne Rücksicht auf deren hohe oder geringe Eigenthümer, wegzunehmen. Die Botschaft von einem so beisspiellofen Raube verbreitete durch ganz Indien die größte Aufregung und entzündete einen allgemeinen Haß gegen den englischen Namen. Gleichzeitig trat bei der Compagnie das Herrschergelüste immer deutlicher hervor. „Ohne Herrschaft über Land und Leute,“ hieß es, „ohne eine ehrfurchtgebietende Stellung, sind wir bloß eine Gesellschaft Abenteurer, denen jede Macht den Handel niederlegen kann.“ Man will durch Wassengewalt neue Rechte und Freiheiten erzwingen, man legt, um seine Pläne zu beschönigen, den einheimischen Beamten alle möglichen Beeinträchtigungen zur Last, man begehrt Genugthuung dafür, man sucht sich Chittagongs, einer Stadt mit einem vortrefflichen Hafen am Fluß Karmaghull zu bemächtigen, Dacca, 20 geographische Meilen oberhalb der Gangesmündung, trefflich gelegen zum Binnenverkehr, an sich zu bringen; man schließt geheime Verträge mit Hindufürsten, namentlich den Mahratten, gegen den Großmogul, bedroht andere mit Krieg u. s. w. Allein die Umstände gestalteten sich wider Erwarten höchst ungünstig. Die Streitigkeiten gegen den Nabob von Bengalen endigten damit, daß derselbe sich der Faktorei zu Patna bemächtigte, und die Engländer nöthigte, Hugli, wo sie sich nicht mehr sicher fühlten, zu verlassen und nach dem Dorfe Putamuttie, nahe dem heutigen Calcutta, überzusiedeln. Es kommt zwar zu einem Waffenstillstand, aber doch vergehen mehrere Jahre, bis Job Charnok (1692) zur Anlage neuer Faktoreien

\*) Von den Portugiesen wegen seines guten Hafens Bombahia (gute Bucht) genannt.

einen bewaldeten Landstrich am Hugli auswählen kann, worauf später Fort William errichtet wurde. Durch Ankauf des Dorfes Calcutta sollte sich dieser Besitz ansehnlich vergrößern. — Der Großmogul Aurengzeb (1656—1707) entriß den Engländern gleichfalls mehrere Faktoreien, wie Surate, Masulipatam, Vizagapatam, belagerte Bombay, und nur unter der erniedrigendsten Demüthigung der Gesandten, die mit gebundenen Händen vor seinem Throne Buße thaten, der Zahlung von 150,000 Rupien — als Schadenersatz, dem Versprechen, die weggenommenen Kaufmannsgüter zu erstatten, und Gelöbniß, „von ihrer schamlosen Weise abzulassen,“ nahm er sie wieder zu Gnaden an, gestattete ihnen, „in seiner unerhöplichen Barmherzigkeit ihren Geschäften wie ehemals nachzugehen“ und die Faktorei zu Surate und andern Orten wieder herzustellen.

Die Leiter der Gesellschaft ließen nunmehr, durch Schaden gewarnt, keine Gelegenheit vorübergehen, um sowohl durch zweckmäßige Anordnungen innerhalb ihres Gebiets, wie durch Unternehmungen nach allen Ländern und Inseln Asiens die bereits errungene und durch Anwerbung einheimischer Truppen verstärkte Macht fester zu begründen und neue Quellen des Reichthums zu eröffnen. Die Besitzungen im Archipel waren niemals von großer Bedeutung und wurden bald gänzlich aufgegeben; ebenso wenig gelang es trotz wiederholter Versuche, mit Sunkin, mit Cochinchina bleibenden Verkehr einzuleiten. Glücklicher war man in China; zu Macao, Kanton, zu Amoy, Kingpo und Tschusan wurde von Zeit zu Zeit ein einträglicher Handel betrieben.

Um jene Zeit, d. h. in den ersten Jahren nach der Thronbesteigung Karls II. ließen die Direktoren einigen Thee aus China kommen, um ihn dem König zu überreichen, welcher ohne Zweifel durch seine Gemahlin, eine portugiesische Prinzessin, mit diesem Getränke bekannt gemacht worden war. \*)

Die leidenschaftlichsten Widersacher hatte die Compagnie fortwährend im eigenen Lande. Die einheimische Industrie — die Manufakturisten im westlichen England, die damals aufkommenden Leineweber in Irland und Schottland schrien gegen die Einfuhr indischer Baumwollenzuge und wollten sie verboten wissen. Auch die russische und die Levante-Compagnie vermeinten sich in ihren Rechten verletzt und beklagten sich über Schmälerung ihres Handels. Mißgriffe in der Verwaltung der ostindischen Gesellschaft boten den Angriffen eine breite Seite, und die im Osten unbestreitbare Ueberlegenheit der Holländer beleidigte das Nationalgefühl. Der Freiheitsinn, den die Revolution von 1688 gebor, richtete sich überhaupt gegen jede Beschränkung zu Nutzen einzelner und wollte ebenso wenig ein Monopol der Compagnie als der Krone anerkennen.

Andererseits hatte auch die Compagnie ihre Partei und machte eifrige Anstrengungen, um sich gegen die Opposition zu behaupten. Wo die reichsten Kaufleute der City die Hand im Spiele hatten, fehlte es nicht an wirksamen Mitteln der Bestechung und man gebrauchte sie in großem Maßstabe. \*\*) So

\*) Die trefflichste Königin, das trefflichste Thee, der Muse Freund, der die Phantasie besüßelt, verdanken wir jenem kühnen Volke, welches uns den Weg zeigte nach dem herrlichen Lande im Sonnenaufgang, so singt der Dichter Walter in einer Ode zu dem Geburtsfest der Königin.

\*\*) In einem Jahre weisen die Bücher 100,000 Pf. St. als Ausgabe für Gratifikationen nach.

gelang es bei einem wegen Privathandels nach Indien eingeleiteten Prozesse die richterliche Entscheidung für das exclusive Recht der Gesellschaft (1693) zu gewinnen. Allein da die ganze Angelegenheit das Jahr darauf vor das Parlament kam, so gab dasselbe dem allgemeinen Verlangen nach und erklärte den Handel nach Ostindien frei für alle englischen Unterthanen, jedoch unter Fortbestand der Compagnie. So blieben die Dinge bis 1698. Nun suchte die Regierung, welche sich gerade in Geldverlegenheit befand, bei der Compagnie um ein Anlehen nach. Diese zeigte sich etwas schwierig, um so bereitwilliger aber eine Anzahl Kaufleute, die sich privatim zur Betreibung des indischen Handels vereinigt hatten. Sie verlangten dagegen nichts anderes, als die Befugniß zur Errichtung einer neuen ausschließlichen Gesellschaft. Zwar widerlegten sich die Freihändler, allein das dringende Interesse der Regierung überwog alle Bedenken. Die neue Gesellschaft wurde durch einen Akt der Gesetzgebung privilegiert, und da der Freibrief der alten noch nicht erloschen war, so sah man das Schauspiel zweier gesetzlich constituirter Körper, von welchen jeder das ausschließliche Recht auf dieselben Nachvollkommenheiten begehrte. Anfangs befehden sich die beiden Compagnien voll Haß und Handelsneid. Allein da sie bald erkannten, daß sie auf die Dauer damit nur ihren gemeinsamen Untergang herbeiführen und den Freihändlern den Sieg vorbereiten würden, so beschloßen sie (1702) ihre Streitigkeiten auszugleichen und sich zu einer Gesellschaft, „United Company of Merchants of England trading to the East Indies“ zu verschmelzen. Dieselbe mußte sich für die Verlängerung ihrer Sonderrechte auf 14½ Jahre \*) noch zu neuen Vorschüssen von 1,200,000 Pf. St. ohne irgend eine Mehrung der Interessen verstehen, so daß die Regierung ihr von da an im Ganzen 3,200,000 Pf. St. schuldete, wofür sie 5 Prozent, d. h. 160,000 Pf. St. Zinsen erhob.

Die Compagnie erhielt von da an die Gestalt, in welcher sie der Hauptsache nach bis in die neueste Zeit bestand. Eine Aktie von 500 Pf. St. gab dem Inhaber ein Stimmrecht in der Generalversammlung; aus den Besitzern von vier solcher Aktien wurden die vierundzwanzig Direktoren gewählt, in deren Händen die Leitung des unermesslichen Geschäfts lag. Für die einzelnen Zweige desselben wurden Ausschüsse eingesetzt, welche dem versammelten Hofe der Direktoren Bericht erstatteten; sie vermehrten sich mit der wachsenden Macht der Compagnie. Die Vorstehenden im Direktorium führten die Verhandlungen mit andern Körperschaften und dem Staate; sie bildeten gleichsam die ausübende Macht und repräsentirten die Compagnie nach außen.

\*) D. h. bis 1729. Im Jahre 1712 wurde ihr Privilegium bis 1736, und 1730 gegen Nachlaß von 1 Prozent der Interessen ihres Guthabens und Bezahlung von 20.000 Pf. St. bis 1769, endlich 1748 auf Vorschuß einer Million zu 3 Prozent bis 1783 verlängert.

(Fortsetzung folgt.)

## Kaufmännische Briefe.

Von

C. Croß.

### Sechszwanzigster Brief.

Wir haben heute noch über einige andere Methoden zu sprechen, welche beim Subtrahiren gebrochener Zahlen in Anwendung kommen können und im Allgemeinen eine größere Beachtung verdienen.

Freilich beanspruchen dieselben mehr als nur Fertigkeit im Gebrauche des großen und kleinen Ein mal Eins. Man muß auch etwas nachdenken dabei. Man muß an einen schnellen Ueberblick der Aufgabe gewöhnt sein und dieselbe ein wenig mehr anschauen, als es sonst üblich ist.

Aber das Legtere wünsche ich gerade von Ihnen.

Ich kämpfe — wie sie wissen — gegen alle Oberflächlichkeit und ich gedenke Ihnen den Unterschied zwischen einem gedankenlosen Formularritter und einem denkenden Mitarbeiter, auch durch meine heutigen Mittheilungen wieder zu Ihrem Nutzen zu kennzeichnen.

Wer mit Ueberlegung rechnet, hat auch beim Subtrahiren gebrochener Zahlen mancherlei zu bedenken.

Für ihn macht die Frage: welcher der beiden Brüche der Größere ist, bekanntlich den Anfang.

Ist dieselbe aber erledigt — und das muß sie jedesmal sein, ehe man weiter rechnen kann — dann beginnt die Beobachtung, in welchen Verhältnissen und Beziehungen die Zähler und Nenner der Aufgabe zu einander stehen.

Es wird namentlich beachtet, welche Aehnlichkeiten der Minuendus mit dem Subtrahendus hat, welche mehr oder minder gleichmäßige Entfernungen zwischen dem Zähler und dem Nenner der Brüche vorliegen und welche Parallelen sich daraus ziehen lassen.

Vielleicht sind die Zähler der beiden Brüche gleich ( $\frac{4}{6} - \frac{4}{12}$ ;  $\frac{5}{6} - \frac{5}{12}$ ); oder es ergibt die Addition des Zählers und Nenners im Minuendus ebenso viel, als Zähler und Nenner des Subtrahendus zusammen genommen (z. B.  $\frac{7}{6} - \frac{7}{10}$  geben 13, und  $\frac{11}{12} - \frac{11}{36}$  geben 46 auf beiden Seiten).

Oder vielleicht sind die Zähler beider Brüche nur gleichweit von ihren Nennern entfernt, ohne daß die vorstehend erwähnte Summation eines jeden Bruchs (zwischen seinem Zähler und Nenner) ein und dasselbe Resultat liefert (z. B. bei  $\frac{13}{23} - \frac{7}{11}$ ;  $\frac{6}{9} - \frac{3}{7}$  sind die Zähler stets um 4 Einheiten von ihren Nennern entfernt, die Summen ergeben aber: 42. 18. 14. 10); und endlich ist's vielleicht auch



nützlich, sich derjenigen Vortheile zu erinnern, welche ich Ihnen über den Gebrauch des  $+$  und  $-$ : bei der Subtraction ganzer Zahlen, in meinem zwanzigsten Briefe mitgetheilt habe.

Das Alles sind Fragen, welche dem tüchtigen und gewandten Rechner durch den Kopf gleiten, sowie er nur eine Subtractionsaufgabe hört. Und die Beantwortung dieser Fragen ist wahrlich nicht nutzlos; aber die schnelle Beantwortung erfordert Übung.

Wir wollen jetzt zunächst sehen, welches Verfahren eintritt, wenn die zu subtrahirenden Brüche gleiche Zähler haben.

Sie wissen aus meinem vierundzwanzigsten Briefe, daß ein Bruch um so größer ist, je kleiner sein Nenner gewählt wird. Bei Brüchen mit gleichen Zählern ist's also auch natürlich, daß derjenige unter ihnen, welcher den kleinsten Nenner hat, gewiß der größte Bruch sein muß.

Man braucht bei ihnen also auch nur auf die Nenner zu blicken, um zu erkennen, ob wirklich der Minuendus größer ist, als der Subtrahendus, ob der Bruch des Minuendus ausreicht, um den des Subtrahendus von ihm abzugiehen.

Ist das Letztere der Fall, so sucht man die Differenz zwischen den beiden Nennern und multiplicirt dieselbe mit einem der Zähler.

Das auf diese Weise gefundene Resultat liefert den Zähler des gesuchten Product's, dessen Nenner dann noch aus der Multiplication der beiden Nenner zu erheben oder festzustellen ist.

Um aber von  $+$  oder  $-$ : beim Subtrahiren den richtigen Gebrauch machen und die streng wissenschaftliche Begründung der sich bietenden Vortheile augenscheinlich darstellen zu können, ist es nöthig, Sie mit der Bedeutung der positiven und negativen Zahlen, so wie mit der Natur der durch Klammern eingeschlossenen Zahlen bekannt zu machen.

Man kann sich jede Zahl als durch Addition zu 0 oder durch Subtraction von 0 entstanden denken; die auf die erste Weise entstandenen Zahlen, welche das Zeichen  $+$  vor sich haben, nennt man positiv, die durch Subtraction entstandenen Zahlen erhalten das Zeichen  $-$ : und heißen negativ. Es ist übrigens gebräuchlich, bei allein stehenden positiven Zahlen das Zeichen  $+$  wegzulassen.

8 ohne Zeichen ist daher positiv,  $- 8$  ist negativ.

8 ist nach unserer Erklärung  $= 0 + 8$ ;  $- 8$  dagegen  $= 0 - 8$ .

Negative Zahlen müssen immer entstehen, wenn eine größere Zahl von einer kleinern abgezogen werden soll; bei  $6 - 8$  fehlen noch 2 zu 6 um 8 abziehen zu können, der Minuendus ist um 2 zu klein, daher der Rest 2 weniger als nichts  $= 0 - 2$ .

Die gemischten Zahlen  $7\frac{1}{2}$  und  $5\frac{3}{4}$  können auch durch  $8 - \frac{1}{2}$  und  $6 - \frac{1}{4}$  ausgedrückt werden. Soll  $6 - \frac{3}{4}$  von  $8 - \frac{1}{4}$  abgezogen werden, so heißt das so viel als, von 8 soll vorerst  $\frac{1}{4}$ , dann vom Reste  $\frac{1}{4}$  weniger als 6 abgezogen werden. Werden daher dennoch 6 voll abgezogen, so müssen nachher wieder  $\frac{1}{4}$  zum Reste addirt werden.

Würde man die Aufgabe schreiben:

$8 - \frac{1}{4} - 6 - \frac{3}{4}$ , so wären von 8 die 2 Brüche  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{3}{4}$  und die ganze Zahl 6 abzugiehen; wir müssen daher schreiben:

$$8 - \frac{1}{6} - (6 - \frac{5}{6}) = 8 - \frac{1}{6} - 6 + \frac{5}{6};$$

$$= 8 + \frac{5}{6} - \frac{1}{6} - 6 = 8 + \frac{4}{6} - \frac{4}{24} - 6 = 2 \frac{11}{24}$$

Kehten wir jetzt wieder zu unserem Gegenstand zurück. Ich habe die Fälle angenommen:

1. Die Zähler sind gleich, die Nenner sind ungleich, z. B.  $\frac{2}{6} - \frac{2}{12}$ .
2. Die Zähler und die Nenner der beiden Brüche haben gleiche Differenzen, so daß Zähler und Nenner des Bruches gleiche Summen geben:  $\frac{3}{8} - \frac{2}{10}$ .
3. Die Differenzen zwischen Zähler und Nenner sind gleich:  $\frac{10}{23} - \frac{7}{11}$ .
4. Endlich die Anwendung von + und -.

Die in den ersten 3 Fällen anwendbaren Vortheile gründen sich zunächst darauf, daß man die Nenner als gleich behandelt, und dann die Ausgleichung vornimmt.

Das vierte Beispiel in meinem vorigen Brief war

$$\frac{2}{6} - \frac{2}{12} \text{ (nicht wie S. 373 steht } \frac{2}{6} - \frac{2}{12} \text{).}$$

Ziehe ich  $\frac{2}{6}$  von  $\frac{2}{6}$  ab, so bleibt 0; ich habe aber zu viel abgezogen.

Die Differenz zwischen  $\frac{2}{6}$  und  $\frac{2}{12}$  ist  $\frac{28}{60} = \frac{(12 - 5) \times 4}{12 \times 5}$ .

Hieraus folgt die Regel.

Der Nenner ist das Produkt beider Nenner, der Zähler ist das Produkt der Differenz zwischen den Nennern mit einem der Zähler und die schriftliche Darstellung ist  $\frac{2}{6} - (\frac{2}{6} - \frac{7}{15}) = \frac{2}{6} - \frac{4}{5} + \frac{7}{15} = \frac{7}{15}$ .

Zweiter Fall.  $\frac{5}{8} - \frac{3}{10} = \frac{5}{8} - (\frac{3}{8} - \frac{6}{80}) = \frac{50}{80} \times \frac{6}{8} - \frac{30}{80} = \frac{26}{80} = \frac{13}{40}$ , woraus folgt: Man multiplicirt die Summe des einen Bruchs mit der Differenz zwischen den Zählern und gibt dem Produkt das Produkt der beiden Nenner zum Nenner.

Oder  $\frac{7}{8} - \frac{4}{11} = \frac{7}{8} - (\frac{4}{8} - \frac{12}{88}) = \frac{7}{8} + \frac{12}{88} - \frac{4}{8} = \frac{89}{88} - \frac{44}{88} = \frac{45}{88}$  (Differenz zwischen den Zählern 3, Summe von Zähler und Nenner 15, also  $\frac{45}{11 \times 8}$ ).

Dritter Fall.  $\frac{10}{23} - \frac{7}{11}$ ; das Verfahren ist: man multiplicirt die Differenz zwischen Zähler und Nenner mit der Differenz der beiden Nenner; das Produkt ist der Zähler des Restes, also  $4 \times 12 = 48$ . Der Nenner gibt das Produkt der beiden Nenner; dasselbe beruht darauf, daß man beide Zahlen vorerst als ganze nimmt, und das Zuviel nachher ausgleicht.

$$\frac{10}{23} - \frac{7}{11} = \frac{23}{23} - \frac{4}{23} - (\frac{11}{11} - \frac{4}{11}), \text{ daher } 1 - 1 + \frac{4}{11} - \frac{4}{23}$$

wodurch ein Bruch ganz dem im ersten Fall, folglich auch mit gleicher Behandlung entsteht.  $\frac{2}{11} - \frac{2}{23} = \frac{48}{253}$

oder

$$13\frac{1}{7} - 9 = \frac{4 \times 8}{17 \times 9} = \frac{32}{153}.$$

Gehen wir jetzt zur Subtraction gemischter Zahlen mit gemischten Zahlen über. Nach dem bisher Gesagten können dieselben wenig Schwierigkeiten darbieten.

Außer den bei den eben behandelten reinen Brüchen vorkommenden Fällen, können noch die beiden weiteren Fälle eintreten, daß der mit der ganzen Zahl des Minuenden verbundene Bruch entweder größer oder kleiner ist, als der mit der ganzen Zahl des Subtrahenden.

Ich wähle folgende Beispiele:

$$9\frac{3}{4} - 6\frac{3}{8}; 11\frac{4}{7} - 7\frac{2}{9}; 5\frac{4}{9} - 3\frac{2}{7}; 8\frac{7}{8} - 7\frac{4}{5}; 10\frac{3}{4} - 6\frac{5}{9}.$$

$$1) 9\frac{3}{4} - 6\frac{3}{8} = 9 - 6 + \frac{3}{4} - \frac{3}{8} = 3\frac{12}{32} - 3\frac{3}{8}.$$

$$2) 11\frac{4}{7} - 7\frac{2}{9}; 11 - 7 = 4 \text{ und } \frac{4}{7} - \frac{2}{9} = \frac{22}{63}, \text{ also } 4\frac{22}{63}.$$

$$3) 5\frac{4}{9} - 3\frac{2}{7}; 5 - 3 = 2 \text{ und } \frac{4}{9} - \frac{2}{7} = \frac{10}{63}, \text{ daher } 2\frac{10}{63}.$$

$$4) 8\frac{7}{8} - 7\frac{4}{5} = 1 + \frac{7}{8} - \frac{4}{5} = 1\frac{3}{40}.$$

$$5) 10\frac{3}{4} - 6\frac{5}{9}; \text{ hier ist der Bruch im Subtrahenden größer als der im Minuenden.}$$

Wir haben daher entweder vom Minuendus 1 Ganzes mit dem Bruche zu einem unächten Bruch zu verbinden, also  $9\frac{3}{4} - 6\frac{5}{9}$  oder wir ziehen 6 von 10 ab und vom Rest noch die Differenz der beiden Brüche; welche wirklich nach meiner früheren Erklärung eine negative Zahl ist.

$$\frac{3}{4} - \frac{5}{9} = \frac{27}{36} - \frac{32}{36} \text{ gibt } -\frac{5}{36}, \text{ welche nun von } 10 - 6 \text{ noch abziehen sind, daher } 10\frac{3}{4} - 6\frac{5}{9} = 3\frac{1}{36}.$$

Die Anwendung + und - kommt vor, wenn man den aus gemischten Zahlen bestehenden Minuend und Subtrahend auf ganze Zahlen ergänzt und die Ergänzung nachher bereinigt, wie dies oben schon bei einem aus reinen Brüchen bestehenden Beispiel geschehen ist; wo wir  $19\frac{1}{23} - 7\frac{1}{11} = 1 - \frac{4}{23} - (1 - \frac{4}{11})$  genommen haben.

$$5\frac{3}{4} - 4\frac{7}{8} = 6 - \frac{1}{4} - (5 - \frac{1}{8}) = 6 + \frac{1}{8} - \frac{1}{4} - 5 = \frac{7}{8}.$$

$$6\frac{3}{4} - 4\frac{5}{8} = 7 - \frac{1}{4} - (5 - \frac{3}{8}) = 7 + \frac{3}{8} - \frac{1}{4} - 5 = 2\frac{1}{8}.$$

Wir wollen jetzt zur weiteren Übung noch eine Anzahl Beispiele durchnehmen und die dabei sich bietenden Vortheile andeuten.

$$1) \frac{5}{8} - \frac{1}{9} = \frac{5}{8} + \frac{1}{72} = \frac{37}{72};$$

$$2) \frac{8}{11} - \frac{1}{10} = \frac{8}{11} - \frac{1}{11} - \frac{5}{110} = \frac{47}{110};$$

$$3) \frac{1}{8} - \frac{1}{12} = \frac{4}{96} = \frac{1}{24};$$

$$4) 17\frac{1}{10} - 13\frac{1}{15} = 1 - \frac{2}{10} - (1 - \frac{2}{15}) = 1\frac{2}{15} - 1\frac{2}{10} = \frac{2}{15} - \frac{2}{10} = \frac{4}{30} - \frac{4}{30} = 0;$$

$$5) \frac{1}{7} - \frac{1}{12} = \frac{5}{84};$$

$$6) \frac{3}{8} - \frac{3}{14} = \frac{18}{112} = \frac{9}{56};$$

$$\text{Differenz } 14 - 8 = 6 \text{ und } 6 \times 3 = 18;$$

$$7) \frac{8}{9} - \frac{5}{6} = \frac{3}{54} = \frac{1}{18};$$

$$8) \frac{7}{9} - \frac{5}{7} = \frac{4}{63}; 9 - 7 \text{ und } 7 - 5 = 2; 7 \times 9 = 63,$$

$$\text{also } \frac{2 \times 2}{7 \times 9} = \frac{4}{63};$$

$$9) \frac{9}{10} - \frac{8}{11} = \frac{1}{110};$$

$$10) \frac{8}{9} - \frac{5}{12} = \frac{51}{108} = \frac{17}{36};$$

$$11) \frac{19}{24} - \frac{7}{11} = 1 - \frac{5}{24} - (1 - \frac{4}{11}) = 1 + \frac{4}{11} - 1 -$$

$$\frac{5}{24} = \frac{4}{11} - \frac{5}{24} = \frac{41}{264};$$

$$12) 55\frac{5}{8} - 3\frac{2}{9} = 56 - \frac{1}{8} - (4 - \frac{7}{9}) = 56 + \frac{7}{9} - \frac{1}{8} - 4 = 52\frac{59}{72};$$

$$13) 17\frac{9}{10} - (2 - \frac{1}{110}) = 17\frac{9}{10} + \frac{1}{110} - 2 = 15\frac{102}{110} = 15\frac{51}{55};$$

$$14) 94\frac{3}{8} - 12\frac{9}{11} = 95 - \frac{5}{8} - (12 + \frac{9}{11}) = 95 - \frac{5}{8} - 12 - \frac{9}{11} = 81\frac{49}{88}.$$

Sie werden mich in Gedanken fragen, warum ich die Lehre von den sogenannten gewöhnlichen Brüchen so gar weilkäufig behandle, da diese Brüche im praktischen Leben doch so selten vorkommen, daß man die gezeigten Vortheile wieder vergessen hat, bis einmal ein Fall vorkommt, bei dem einer derselben anwendbar ist.

Sie haben Recht; bei weitem der größte Theil von Bruchrechnungen, welche Ihnen begegnen werden, wird in der Reduction eines Divisionsrestes in einen gegebenen Nenner bestehen, und diese Nenner bestehen fast alle aus der Zahl der Unterabtheilungen von Münz- oder Masseinheiten, häufig mit Anwendung von Decimalbrüchen, wie Sie wohl schon erfahren haben werden. Ein weiterer Theil der Bruchrechnungen besteht in der Multiplication der Brüche; da der Kaufmann vermöge seines praktischen Sinnes bei Feststellung von Coursen und Preisen unbequeme Nenner vermeidet, so wird auch hier die Operation erleichtert; also noch einmal, werden Sie fragen, für was diese Weilkäufigkeit?

Die Antwort werden Sie finden, wenn Sie das, was ich Ihnen in meinem neunzehnten Brief über das Schulrechnen gesagt habe, lesen.

Wenn aber auch die Schule eine praktische, auf's künftige Berufsleben hini zielende Richtung beim Rechenunterricht befolgen würde, so müßte sie, wenigstens in den unteren Classen, wo gerade die Elemente — die vier Spezies in ganzen und gebrochenen Zahlen behandelt werden, darauf verzichten, eine Zahl nach allen Seiten so betrachten zu lehren, dieselbe in ihre Bestandtheile zu zerlegen und hieraus die etwa anwendbaren Vortheile abzuleiten. Dies ginge über die Denkkraft der Schüler hinaus.

Wenn auch in den oberen Classen mit Hilfe der allgemeinen Arithmetik und der Gleichungen, das was dort übergangen werden mußte, nachgeholt wird, so haben diejenigen Schüler, welche mit dem 14. Jahre, wie dies gewöhnlich der Fall ist, die Schule verlassen, nichts davon.

Diese Verläumdnisse nachzuholen, ist wie schon gesagt, der Zweck meiner Briefe über die Arithmetik. Sie sollen denken lernen und hiezu bietet gerade

die Bruchrechnung in der Weise, wie ich Ihnen dieselbe dargestellt habe, das beste Material.

An den Alltagsrechnungen, die Sie mechanisch besorgen, lernen Sie nicht denken. Wenn Sie aber das bisher über die Brüche Gesagte und das was ich Ihnen in den folgenden Briefen noch sagen werde, nicht bloß oberflächlich überlesen, sondern oft und gründlich studiren, so wird Ihnen manche Abkürzung — nicht bloß im Gedächtniß — sondern so fest im Gedächtniß und Verstande zugleich haften, daß sie finden werden, daß sich auch im Alltagsrechnen oft ein Vortheil anwenden läßt, wo man es am wenigsten vermuthet hatte, und Sie werden es bald dahin bringen, nicht bloß die Ihnen in den Briefen gezeigten Vortheile stets bei der Hand zu haben, sondern mit der Natur und den Eigenschaften der Zahlen so vertraut werden, daß es Ihnen leicht wird, selbst neue Vortheile zu finden und am rechten Orte anzuwenden.

### Siebenundzwanzigster Brief.

Wir beschäftigten uns zuletzt mit dem Subtrahiren gebrochener Zahlen und haben jetzt noch die Multiplication und Division derselben zu betrachten. Da es mir indessen vorthellhaft scheint, diese beiden Rechnungsarten als naturgemäß zusammengehörig aufzufassen, so wollen wir dieselben nicht getrennt, sondern im Zusammenhange betrachten.

Wir werden dadurch sowohl die Aehnlichkeiten, als auch die Abweichungen zwischen diesen beiden Abschnitten der Rechenkunst leichter mit einander zu vergleichen vermögen.

Zunächst erinnere ich Sie daran, daß nur ächte und unächte Brüche und gemischte Zahlen zum Multipliciren und Dividiren geeignet sind. Zusammengesetzte und mittelbare Brüche müssen natürlich vorher auf ihren einfachsten Ausdruck gebracht werden.

Unsere vorliegende Aufgabe, Multiplication und Division der Brüche hat folgende Fragen zu beantworten:

1. a) Wie multiplicirt man ächte Brüche mit ganzen Zahlen, oder, da man die Factoren verwechseln kann, ganze Zahlen mit ächten Brüchen?

b) Wie werden ächte Brüche durch ganze Zahlen oder ganze Zahlen durch ächte Brüche dividirt?

2. a) Wie werden gemischte Zahlen mit ganzen oder umgekehrt multiplicirt?

b) Wie dividirt man gemischte Zahlen durch ächte Brüche und ächte Brüche durch gemischte Zahlen?

3. a) Wie sind ächte Brüche mit ächten zu multipliciren?

b) Wie sind ächte Brüche durch ächte zu dividiren?

4. a) Wie multiplicirt man gemischte Zahlen mit gemischten?

b) Wie dividirt man gemischte Zahlen durch gemischte?

5. a) Wie werden gemischte Zahlen mit ächten Brüchen multiplicirt?

b) Wie werden gemischte Zahlen durch ächte und ächte Brüche durch gemischte Zahlen dividirt?

Ich beginne mit der ersten Frage. — Um Beispiele zur Erklärung derselben können wir nicht verlegen sein. Die Ladenstrasse bietet deren genug. Es heißt dort z. B.

|     |                                     |                   |
|-----|-------------------------------------|-------------------|
| 1.  | $\frac{1}{2}$ Pfund bittere Mandeln | à 46 fr.          |
| 2.  | $\frac{1}{2}$ " Pfeffer             | à 32 fr.          |
| 3.  | $\frac{1}{4}$ Centner Glätte        | à fl. 20. — fr.   |
| 4.  | $\frac{1}{8}$ " Gelbholz            | à fl. 7. — fr.    |
| 5.  | 3 Pfund Moccatffee                  | à 54 fr.          |
| 6.  | $\frac{1}{4}$ " weißen Candis       | à 8 Sgr.          |
| 7.  | $\frac{1}{8}$ " Piment              | à 9 Sgr.          |
| 8.  | $\frac{1}{10}$ Ristchen Cigarren    | à Thlr. 6. — Sgr. |
| 9.  | $\frac{7}{8}$ Pfund Traubenrosinen  | à 10 Sgr.         |
| 10. | 6 " Javaffee                        | à 14 Sgr.         |

Das Alles sind Beispiele für die Multiplication ganzer Zahlen mit ächten Brüchen oder ächter Brüche mit ganzen Zahlen, bei denen die Factoren, wie es die Aufgabe gerade mit sich bringt, verwechselt werden können. Wir haben nun für:

$$1. \frac{1}{2} \times 46 \text{ fr.} = 23 \text{ fr.}$$

$$2. \frac{1}{2} \times 32 \text{ fr.} = 16 \text{ fr.}$$

$$3. \frac{1}{4} \times 20 \text{ fl.} = 5 \text{ fl. —}$$

$$6. \frac{1}{4} \times 8 \text{ Sgr.} = 2 \text{ Sgr.}$$

$$7. \frac{1}{8} \times 9 \text{ Sgr.} = 2\frac{1}{8} \text{ Sgr.} = 2 \text{ Sgr. } 1\frac{1}{2} \text{ Pf. Preuß.} = 1\frac{1}{4} \text{ Pf. Sächf.}$$

$$8. \frac{1}{10} \times 6 \text{ Thlr.} = 18 \text{ Sgr.}$$

$$9. \frac{7}{8} \times 10 \text{ Sgr.} = 8\frac{7}{8} \text{ Sgr.}$$

Bei Nr. 4 ist es zweckm., die Aufgabe zu zerlegen in  $\frac{1}{4} \times 7 = \text{fl. } 1.45.$

$$+ \frac{1}{8} \times 7 = \frac{52\frac{1}{2}}{2} = \text{fl. } 2.37\frac{1}{2}.$$

$$\text{Nr. 5. } 54 \text{ fr.} = \frac{3}{10} \text{ fl. und } 3 + \frac{3}{10} = 3\frac{3}{10} = \text{fl. } 2.42.$$

Nr. 10. kann einfach nach folgendem Raisonnement gerechnet werden: Wenn 1 Pfund 14 Sgr. kostet, so kosten 30 Pfund 14 Thlr. 6 Pfund sind der fünfte Theil von 30 Pfund, daher  $\frac{1}{5} \times 14 \text{ Thlr.} = 2\frac{2}{5} \text{ Thlr.} = \text{Thlr. } 2.24 \text{ Sgr.}$  Ein geübter Rechner wird aber nicht so viele Umstände machen, sondern im Kopfe  $6 \times 14 = 84 = \text{Thlr. } 2.24.$  rechnen.

Das zweckmäßigste Verfahren (die sogenannte Regel) bei der Multiplication der ächten Brüche mit ganzen Zahlen besteht also darin, daß die ganze Zahl zum Multiplicator gewählt und mit derselben der Zähler des Bruches multiplicirt wird. Das Produkt wird nun entweder ein ächter Bruch sein,  $\frac{1}{8} \times 2 = \frac{2}{8}$  oder eine gemischte Zahl  $\frac{1}{4} \times 3 = \frac{3}{4} = 1\frac{1}{4}$ . Es ist also der Zähler des Produktes, so bald er größer ist, als der Nenner, durch leptern zu dividiren.

Dies Alles ist so einfach, daß weitere Worte unnütz wären, wenn sich nicht hier und da einige Vortheile anwenden ließen.

Es sei gegeben  $\frac{7}{8} \times 68$ . In diesem Falle kann der schwächere Rechner den Stül gerade umkehren, den Multiplicanden zum Multiplicator nehmen und obendrein, wie er es einem Kunden auf dem Ladentisch vorrechnet, verfahren; nämlich

$$\begin{array}{r} \frac{1}{2} \times 68 = 34 \\ + \frac{1}{4} \times 68 = 17 \\ + \frac{1}{8} \times 68 = 8\frac{1}{2} \\ \hline \frac{7}{8} \times 68 = 59\frac{1}{2}. \end{array}$$

Der geübtere Rechner wird aber sagen:  $\frac{7}{8} \times 68 = 68$

$$\begin{array}{r} - \frac{1}{8} \times 68 = 8\frac{1}{2} \\ \hline \frac{7}{8} \times 68 = 59\frac{1}{2}. \end{array}$$

Eine Fertigkeit im schnellen Ueberblick der gegebenen Factoren ist nothwendig und diesen gewinnen Sie, wenn Sie in stillen Stunden ihre Strazze vornehmen und Posten für Posten auf verschiedene Art — immer mit Bedacht auf die anwendbaren Vortheile durchrechnen.

Wir wollen jetzt die obengenannten Zahlen wieder bei Seite lassen und mit einander auffuchen, welche Abkürzungen bei der Multiplication ganzer Zahlen mit achten Brüchen stattfinden können. Immer werden solche Abkürzungen möglich sein, a) wenn der aus der ganzen Zahl bestehende Factor dem Nenner des gebrochenen Factors gleich ist, oder b) wenn der Nenner in der ganzen Zahl oder umgekehrt diese im Nenner ohne Rest enthalten ist, oder endlich c) wenn diese beiden Nenner und die ganze Zahl ein gemeinschaftliches Maß haben, d. h. sich durch eine und dieselbe Zahl ohne Rest theilen lassen. 3. B.

$$a) \frac{1}{8} \times 8 = 1; \quad \frac{1}{4} \times 4 = 1; \quad \frac{1}{3} \times 3 = 1.$$

Es sind nämlich

$$\frac{1}{8} \times 8 = \frac{1}{8} = 1; \quad \frac{1}{4} \times 4 = \frac{1}{4} = 1; \quad \frac{1}{3} \times 3 = \frac{1}{3} = 1.$$

$$b) \frac{1}{8} \times 24 = \frac{3 \times 24}{8} = \frac{3 \times 3 \times 8}{8} = 3 \times 3 = 9.$$

$$\frac{1}{4} \times 8 = \frac{3 \times 8}{24} = \frac{3 \times 8}{3 \times 8} = 1.$$

$$c) \frac{5}{6} \times 24 = \frac{5 \times 24}{6} = \frac{5 \times 4 \times 6}{6} = 5 \times 4 = 20.$$

$$\frac{5}{12} \times 170 = \frac{5 \times 170}{12} = \frac{5 \times 85}{6} = \frac{425}{6} = 70\frac{5}{6}.$$

Hat man es mit solch einfachen Zahlen zu thun, deren gemeinschaftliches Maß leicht zu erkennen ist, so ist natürlich auch die Ausführung leicht und kann häufig im Kopfe bewerkstelligt werden.

Sobald aber größere Factoren gegeben sind, wird das Einmaleins, auf welches ich schon in der Einleitung zu den Briefen über Arithmetik hingewiesen habe, gute Dienste leisten.

Bei Factoren, welche über das große Einmaleins hinausgehen, ist die Kenntniß der äußeren Merkmale der Theilbarkeit der Zahlen nothwendig, über welche von mir oder von einem andern Mitarbeiter dieser Zeitschrift ein Artikel erscheinen wird.

Grenzt der Bruch ganz nahe an die Einheit, so benützt man diesen Vortheil ähnlich wie bei der Subtraction der Brüche, wo die Nenner vorerst als gleich behandelt und die Differenz nachher ausgeglichen wurde.

$\frac{7}{8} \times 54$  z. B. würde man daher gewiß nicht, wie kürzlich in einer „neuen Schnellrechnenmethode“ empfohlen wurde, wie folgt behandeln:

$$\frac{7 \times 54}{8} = \frac{7 \times 27}{4} = \frac{189}{4} = 47\frac{1}{4}$$

sondern einfach im Kopfe sagen  $\frac{8}{8} \times 54 = 54$

$$\begin{aligned} & - \frac{1}{8} \times 54 = \frac{6\frac{3}{4}}{1} \\ & \frac{7}{8} \times 54 = 47\frac{1}{4} \end{aligned}$$

In jener angepriesenen Schnellrechnenmethode begegnet man noch mehr solcher Stücker. Der Verfasser scheint von der Ansicht durchdrungen zu sein, wo der Verstand oder die Lust zum Nachdenken nicht hinreicht, um die einfachsten Abkürzungen zu fassen oder fassen zu wollen, bleibt man in Gottesnamen dabei, wie man es vor Zeiten in der Schule gelernt hat.

Folgende wenige Beispiele enthalten aus mehreren Factoren bestehende Zahlen.

$$\frac{6}{7} \times 385 = \frac{6 \times 77}{7} = 66.$$

$$\frac{667}{19635} \times 11565015 = 392863.$$

Derartige Aufgaben, wie die so eben gegebene, werden wohl selten vorkommen. Indessen wollen wir versuchen, den Nenner und den Multiplikator in seine Factoren aufzulösen. Beiden sieht man an, daß sie sich durch 5 und durch 3 theilen lassen; hiedurch erhalten wir  $\frac{667 \times 771001}{1309}$ . Weitere Merkmale weisen auf die Theilbarkeit durch 7 hin, dies gibt 187 und 110143  

|    |    |       |
|----|----|-------|
| 11 | 17 | 10013 |
|    | —  | 589   |

versuchen wir noch mit 17.

Die Aufgabe heißt jetzt einfach  $667 \times 589 = 392863$ .



## Die internationale Arbeiter-Association.

Von

Adolph v. Carnap,

Commerciendrath in Düsseldorf.

Am 28. September 1864 fand in London ein großes Arbeitermeeting statt, welches die Gründung einer internationalen Arbeiter-Association zum Zwecke der politischen und ökonomischen Emancipation der Arbeiterklassen beschloß. Es wurde sofort ein Manifest an die Arbeiter Europas erlassen, dessen Verfasser Carl Marx war. Nach einem historischen Rückblick auf die Arbeiterbewegungen vor und nach dem Jahre 1848, einer ergreifenden Schilderung des Zustandes der Arbeiterklassen, namentlich in England, berührt das Manifest den nach dreißigjährigem Kampfe von den englischen Arbeiterklassen erfochtenen Sieg durch Erreichung der Zehnstundenbill, sowie der von Robert Owen angeregten Cooperativbewegung, nämlich das Bestreben, die Lohnarbeit durch associirte Arbeit zu verdrängen. Das Manifest weist nach, wie dieses Cooperativsystem, beschränkt auf den engen Kreis gelegentlicher Versuche vereinzelter Arbeiter, unfähig war, das Wachsthum des Monopols in geometrischer Progression aufzuhalten, die Massen zu befreien, ja die Wucht ihres Elends auch nur merklich zu erleichtern.

Um die arbeitenden Classen zu befreien, bedurfte das Cooperativsystem der Entwicklung auf nationaler Stufenleiter und der Förderung durch nationale Mittel. Politische Macht zu erobern sei die große Pflicht der Arbeiterklassen. Die Arbeiterpartei besitze ein Element des Erfolges, die Zahl. Aber Zahlen fallen nur in die Waagschale, wenn Combination sie vereine und Kenntniß sie leite. Dieses Bewußtsein habe die Arbeiter verschiedener Länder versammelt am 28. September 1864 in dem öffentlichen Meeting zu St. Martinshall in London, angespornt zur Stiftung der internationalen Association.

Diesem Manifeste schließen sich provisorische Bestimmungen mit Erwägungen an; deren Hauptzüge ich hier zusammenfasse, da sie an der Spitze der definitiven angenommenen Statuten stehen.

In Erwägung, daß die Emancipation der Arbeiterklassen durch die Arbeiterklasse selbst erobert werden muß.

Daß der Kampf für diese Emancipation kein Kampf für Classenprivilegien und Monopole, sondern für gleiche Rechte und Pflichten und die Abschaffung aller Classenherrschaft ist.

Daß die Unterjochung des Arbeiters unter das Capital die Quelle aller politischen, moralischen, materiellen Knechtung ist.

Daß alle Strebungen nach der ökonomischen Emancipation der Arbeiter-

classen an dem Mangel der Solidarität zwischen den mannigfachen Zweigen der Arbeit in jedem Lande und an der Abwesenheit eines brüderlichen Bandes zwischen den Arbeiterclassen der verschiedenen Länder gescheitert sind.

Daß die Emancipation weder ein lokales noch ein nationales, sondern ein sociales Problem ist.

Daß das gegenwärtige, gleichzeitige Wiederaufleben der Arbeiterbewegung in den industriellen Ländern Europas Hoffnungen erweckt, und zur sofortigen Combination der bisher zusammenhanglosen Bewegung aufruft.

Aus diesen Gründen wurde die internationale Arbeiter-Association gegründet, um den Arbeitergesellschaften einen neutralen Mittelpunkt der Mittheilung und Mitwirkung zu bieten. Es sollte demnach ein allgemeiner Arbeitercongreß in Brüssel im Jahre 1865 stattfinden, der wegen des neuen Fremdengesetzes in Belgien auf den 3. September 1866 nach Genf verlegt wurde. Das provisorische Comité sollte den Generalrath bilden, dieser in London seinen Sitz haben, zusammengesetzt sein aus Arbeitern, angehörig den verschiedenen, in der internationalen Association repräsentirten Ländern, mit den Arbeitergesellschaften verschiedener Länder sich in Verbindung setzen, die vorbereitenden Schritte zur Zusammenberufung des allgemeinen Congresses thun und die Hauptfragen, die dem Congresse vorgelegt werden sollen, mit den nationalen oder lokalen Arbeitergesellschaften besprechen.

Schon im Oktober 1864 wurden in Paris, Lyon, Genf und anderen Orten Sectionen errichtet. Am 5. Februar 1865 erließ das provisorische Comité der gemischten Section Genf einen Aufruf zum Anschlusse. Der Aufruf hatte jedoch nur in Genf selbst einigen Erfolg. Die Genfer Section theilte sich der Sprache wegen in eine französische und deutsche Abtheilung. Das Comité der letztern wurde vom Generalrath in London provisorisch mit den Befugnissen eines Centralcomités der Arbeiter deutscher Sprache betraut und richtete am 1. November 1865 ein Rundschreiben an die Arbeiter und Arbeitervereine in Deutschland und der Schweiz zur Theilnahme an der in Form und Wirksamkeit zeitgemäß verjüngten Freimaurerei der Arbeiterclassen. In Folge dieses Aufrufes waren in Deutschland und der Schweiz viele Sectionen entstanden, mehrere Sectionen des Größt und deutscher Arbeiterbildungsvereine hatten als cooperirende Gesellschaften ihren Beitritt erklärt. Freilich gerieth die Theilnahme in beiden Ländern bald in's Stocken und nur einige Tausend sind eingetreten, während die Association in England und Frankreich schon über 100,000 Bundesgenossen zählt.

Auf dem Programm des Congresses in Genf standen folgende Fragen:

- 1) Welches ist der Zweck der internationalen Association? Welches sind die Mittel, sich thätig zu erweisen?
- 2) Die Arbeit, ihre gesundheitlichen und moralischen Folgen, die Verpflichtung eines Jeden zur Arbeit.
- 3) Die Arbeit der Frauen (Mütter) und Kinder in den Fabriken vom Standpunkte der Gesundheit und Moral.
- 4) Die Arbeitslosigkeit und die Mittel, ihr abzuhelpen.
- 5) Die Arbeitseinstellungen und ihre Folgen.
- 6) Die Association, ihr Prinzip, ihre Anwendung, gegenwärtiger Stand und Zukunft.

- 7) Das Volksschulwesen in Verbindung mit Gewerbeunterricht.
- 8) Die Wechselbeziehungen zwischen Capital und Arbeit.
- 9) Fremde Concurrency, Handelsverträge.
- 10) Die stehenden Heere und ihr Einfluß auf die Production.
- 11) Unterscheidet sich die Moral von der Religion?
- 12) Anträge der Section Genf, die Einführung gegenseitiger Hilfeleistung innerhalb der internationalen Arbeiter-Association, betreffend: a) Unterstützung im Krankheitsfalle; b) Aufnahme der Frauen und Kinder in solche Unterstützungsanstalten; c) Unterstützung durchreisender Associations-Mitglieder durch rückzahlenden Vorschuß; d) moralischer und materieller Beistand für die Waisenkinder der Associations-Mitglieder.
- 13) Direkte und indirekte Steuern.
- 14) Die Nothwendigkeit der Beseitigung des imperialistischen Einflusses Rußlands in Europa durch Aufrechterhaltung des Prinzips der Selbstbestimmung der Völker und die Herstellung eines social-demokratischen Polens.

Die Hauptpunkte der Vereinsstatuten sind folgende:

Als Einleitung dienen die Erwägungen, deren wir schon gedacht haben. Die internationale Association soll als Mittelpunkt der Vereinigung und Mitwirkung zwischen den Arbeitern aus verschiedenen Ländern dienen, welche nach demselben Ziele streben, nämlich nach gegenseitiger Unterstützung, dem Fortschritt und der völligen Befreiung des Arbeiterstandes. Der Generalrath besteht aus Vertretern der verschiedenen Nationen, welche der Association sich anschließen. Der Congress versammelt sich jährlich, um den Sitz des Centralrathes zu bezeichnen, seine Mitglieder zu ernennen und den nächsten Vereinigungspunkt zu wählen. Die Delegirten versammeln sich zur bestimmten Zeit und an dem bezeichneten Orte ohne specielle Einberufung. Der Centralrath kann in Nothfällen den Vereinigungsort abändern. Der Generalrath knüpft Verbindungen mit den verschiedenen Arbeitervereinen an, so daß die Arbeiter in den einzelnen Ländern fortwährend mit den Bewegungen ihres Standes in allen Ländern vertraut sind. Es soll eine Untersuchung über die socialen Verhältnisse gleichzeitig und in gleichem Geiste angestellt werden. Die von einer einzelnen Genossenschaft vorgeschlagenen Fragen von allgemeinem Interesse sollen von sämmtlichen anderen untersucht werden, so daß, wenn eine praktische Idee oder eine internationale Schwierigkeit das Einschreiten der Association fordert, letztere auf gleichmäßige Weise vorgehen kann. Die Mitglieder der Association sollen alle Kräfte aufbieten, um die bestehenden Vereine ihrer Heimath zu einer nationalen Association zu vereinigen. Selbstverständlich hängt die Ausführung dieses Artikels von den besonderen Gesetzen ab, welche jede Nation regieren.

Alein abgesehen von gesetzlichen Hindernissen, ist kein lokaler Verein der direkten Beziehungen zum Generalrath in London überhoben.

Jedes Mitglied der Association findet, wenn es seinen Wohnsitz ändert, brüderlichen Schutz und hat kraft desselben Anrecht: 1) auf jegliche Auskunft betreffs seiner Profession, 2) auf Credit unter den vom Reglement seiner Section bestimmten Bedingungen und unter der Garantie derselben. Jeder, der die Grundsätze der Association annimmt und versichert, kann als Mitglied aufgenommen werden, jedoch unter der Verantwortlichkeit der betreffenden Section. Jede

Section ist souverän in Ernennung ihrer Correspondenten. Obgleich durch ein brüderliches Band der Solidarität und Cooperation verknüpft, bestehen die Arbeitervereine auf der ihr eigenthümlichen Grundlage fort.

Die Statuten sind durch ein Reglement ergänzt, dessen Hauptzüge in Folgendem bestehen: daß die einzelnen Sectionen verpflichtet sind, monatlich einmal Bericht an den Centralrath zu erstatten, daß dieser hinwiederum ein Bulletin zu verfassen und an sämmtliche Mitglieder unentgeltlich zu versenden hat, vorerst, so oft es der Stand der Kasse erlaubt, daß sodann zu Bestreitung der hieraus erwachsenden Kosten jedes Mitglied für das Jahr 1866—67 einen Beitrag von 30 Centimes zu entrichten hat; daß jede Section berechtigt und verpflichtet ist, einen Delegirten zum Congresse abzuschicken, sich dagegen in bestimmten Fällen mit anderen Sectionen zu einer Gruppe vereinigen kann, endlich, daß jede Section, die mehr als 500 Mitglieder zählt, für jedes weitere Fünfhundert einen Delegirten absenden darf. Der Generalrath hat seinen Sitz in London und die bisher fungirenden provisorischen Glieder wurden definitiv bestätigt.

Der Congreß wurde in Genf am 3. September um 9 Uhr Vormittags eröffnet. Ein Zug von 1000 bis 1500 Mann begab sich von der Promenade, neben dem Theater, durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem ziemlich entfernten Treiber'schen Brauereigebäude, in dessen unteren Räumen der Congreß abgehalten werden sollte. Zahlreiche Arbeitervereine von Genf nahmen theils in corpore, theils durch Delegirte an dem Festzuge Theil. Die Versammlung wurde durch drei Reden eröffnet.

Buchbinder Duplex, Präsident der Genfer Section, bestieg zuerst die Tribüne, um die Gäste willkommen zu heißen. „Nur zu lange,“ rief er aus, „haben wir unter der Isolirung und Zersplitterung unserer Kräfte gelitten; die Association, welche wir gegründet, wird uns die nöthige Macht geben, die Arbeiterverhältnisse zu bessern, und nach dem Vorbilde des großen Bürgers Lincoln, welcher die Sklaverei der Neger vernichtet, auf dem alten Continent und in der ganzen Welt die Sklaverei der Weißen zu vertilgen. Den Arbeitern wurde bisher nur Elend und Mühsal zu Theil, weil sie in der Unwissenheit staken, weil sie es Anderen überlassen haben, über ihre Interessen zu discutiren und zu entscheiden, und sich nicht selbst darum bekümmerten. Der 3. September wird in der Geschichte Epoche machen. Ich bin glücklich, den Arbeitertag auf freiem Grund und Boden eröffnen zu können, wo wir sagen dürfen, was wir wollen, aber wo wir, treu dem Wahlspruch unserer Association: „Keine Pflichten ohne Rechte, keine Rechte ohne Pflichten,“ das freie Land, das uns aufnimmt, achten und demselben jede Rede ersparen werden, die ihm Unannehmlichkeiten bereiten könnte.“

Johann Philipp Becker, der Vertreter der deutschen Sectionen, spricht in deutscher Sprache: „Alle Arbeiter geben sich hier die Hand, um die Freiheit und die Wahrheit zu ehren. Die Geschichte muß das alte Geleise des Krieges verlassen und den Weg des Friedens betreten; die dominirende Classe hat ihren moralischen Einfluß eingebüßt, indem sie denselben mit Geldinteressen vertauschte. Die Wiedergeburt muß von unten kommen, von dem Proletariat, dem so oft und so lange bespotteten Pöbel.

„Die Association will den Genuß der Wohlthaten der Natur allen Indivi-

duen auf die gleichmäßigste Weise verschaffen. Jeder Mensch, der mit dem Kopfe oder mit der Hand arbeitet, ist Arbeiter, und jeder Arbeiter, jeder Producent, jeder Handwerker, der irgend etwas producirt, hat Anrecht auf eine billige Belohnung seiner Arbeit. Die Arbeiterklasse hat bisher der Aristokratie und dann der Bourgeoisie als Sclavin, als Fußschemel gedient, sie muß aus dieser Lage heraus, und das kann sie nur, wenn sie alle Arbeiter in einen Bund zusammenfaßt."

Der Redner erinnert an die drei Männer vom Grütli und knüpft daran die Hoffnung, daß es den Arbeitern gelingen werde, das dreifache Joch des Eisens, des Goldes und der Vorurtheile zu brechen. Wie der Zweck rein sei, so müßten auch die Mittel rein sein. Keine Compromiß, keine Concessionen. Man muß dem Volke die Gründe und Ursachen der Lage, in der es sich befindet, sagen und es jene großen philosophischen Wahrheiten lehren, die es zu lange nicht gekannt hat. Wir haben nur einen Gott, unsere Vernunft, nur einen Richter, unser Gewissen, nur einen Glauben, an die produktive Macht des Menschen. Wenn wir diese drei Dinge auf's praktische Leben anwenden, so werden wir frei sein.

Coullery, Delegirter der Section von Chaux de Fonds behauptet, man gebrauche den Arbeiter oft zu einem politischen Zwecke oder zu einem Zwecke persönlichen Ehrgeizes, weil der Arbeiter unwissend sei und der Unterricht, welchen er in den Schulen erhalte, seine Begriffe vom Guten, Gerechten und vom Rechte, statt sich zu entwickeln, fälsche. In diesen Schulen, wo man uns allezeit von unseren Pflichten vorschwäze und nie von unseren Rechten, wo man uns die Unterwerfung unter alle festgesetzten Gewalten lehre, von einem Gott der Schlachten rede, dort schöpfe der Arbeiter jenes falsche Wissen, das bestimmt sei, ihn unter dem Joch zu halten. Die Association werde die rechte Schule sein. Wenn einmal die Tyrannei der falschen Ideen ausgerottet sei, so gebe es auch keine Tyrannen mehr.

In der Dienstagsitzung wurden die verschiedenen Denkschriften über die im Programm enthaltenen Fragen in englischer, französischer und deutscher Sprache verlesen. Der englische Bericht behandelte mehr die Fortschritte der Association in England. Sie zählt in diesem Lande nach dreijähriger Gründung mehr als 45,000 Mitglieder. Die Gesamtzahl der wirklichen Mitglieder der Association in den verschiedenen Ländern beträgt 60,000. Die Londoner Section war die einzige Gesellschaft, welche von „Lincoln“ eine eigenhändige Antwort auf das Beglückwünschungsschreiben wegen Abschaffung der Slaverie erhielt.

Neuerdings hat die Association in England lebhaften Antheil an der Wahlbewegung genommen; die meisten Mitglieder gehören zur Partei der Reform League und hoffen, die Anstrengungen der Arbeiter werden mit dem besten Erfolge gekrönt werden.

England zähle täglich neue Cooperativgesellschaften für Produktion, Consum und gegenseitigen Credit. Manchester habe sich bis jetzt allein feindselig gegen die Association gezeigt. Es ist letzterer mehrfach bei Arbeitslosigkeit und Arbeitseinstellung gelungen, entscheidend ein- und durchzugreifen.

Während die Engländer mehr die rein praktische Seite der Frage in's Auge faßten (das „Journal de Genève“ behauptet zwar, es sei denselben schließlich nur

darum zu thun, bei neuen Arbeitseinstellungen einen tüchtigen Rückhalt auf dem Continent zu haben), philosophirten die Franzosen in gewohnter Weise über alles, was auf der Erde, unter der Erde und im Himmel ist. Diese Theorien oft in glänzenden Schmuck der Rede gekleidet, bald an das Cabinet des Denkers, bald an den Salon der Schönredner, oft geradezu an die Phrase der Barrikade erinnernd, haben etwas Befriedigendes, sind aber selten stichhaltig und leiden meist an dem bekannten logischen Fehler: „Wer zuviel beweist, beweist nichts.“ Diese Mängel stellten sich übrigens mehr bei der Debatte, als in der Denkschrift selbst heraus.

Die englische Denkschrift läßt die religiöse Frage bei Seite und beschränkt sich bei der politischen auf den Ausdruck des Bedauerns und des Mitgeföhls bei dem Leiden Polens.

Der deutsche Bericht stimmt im wesentlichen Punkte mit der englischen und französischen Anschauung überein, fügt jedoch ein neues wesentliches Element hinzu; nämlich das politisch-revolutionäre. Ausgangspunkt und Haupttendenz der deutschen Anschauung ist der dem Capital erklärte Krieg. Es heißt darin unter Anderem wie folgt.

„Der Arbeit, die denkt und den Gedanken verwirklicht, gehört die Wissenschaft und die Kunst, das Brod und der Wein, das Haus und das Kleid. Die Arbeit ist nicht bloß Mittel zum Zweck, sie ist auch Selbstzweck, schafft nicht bloß Genuß, ist selbst Selbstgenuß. Die Arbeit, im Alterthum Sklavin, im Mittelalter Leibeigene, ist in der modernen Zeit der Capitalmacht auf Gnade und Ungnade überliefert, im Namen der Freiheit und Gleichheit gesetzlich zur unterthänigen Lohndienerin gemacht. Die moderne Arbeit schmiebet täglich ein neues Glied ihrer Sklavenkette, denn je mehr Privatcapital sie erzeugt, je mehr Reichthümer sie für Andere aufhäufen hilft, desto schwerer wird ihr Joch, und desto größer ihr Elend. Die Arbeit, die berufen ist, jede Noth zu vertilgen, die Menschheit zum Lichte der Wahrheit, zur höchsten Stufe der Sittlichkeit zu heben, die Erde zum Paradiese umzuschaffen, ist bisher zum Fluche des Fleißes der Arbeiterklasse und zum Segen des Müßigganges bevorzugter Stände ausgefallen und sie wird dies bleiben, so lange nicht an die Stelle des Arbeiterlohnes der Arbeitsertrag, an die Stelle der Capitalmacht, die Arbeitskraft getreten sein wird, so lange sie sich nicht selbst gehört und stets auch Unternehmerin ist. Mit dem Lohndienste der Arbeit wird die letzte Form menschlicher Sklaverei abgeschafft und werden die Symbole der Arbeit auch die Symbole aller Moral sein. Sorgt dafür, daß für ererbtes, erschundenes und erschwindetes Geld nicht nur nicht mehr Alles, sondern nichts mehr feil ist, sondern daß es immer und überall nur für Geld Arbeit und für Arbeit Geld und Lebensgenuß gibt. Die Frage der Emancipation des weiblichen Geschlechts und der Jugendberziehung löst sich nur völlig und vernünftig durch die Frage der Emancipation der gesammten Arbeiterklasse — die Herstellung des freien Volksstaates.

„An die Stelle der freien Concurrency des Capitals muß die freie Concurrency der Befähigung und Arbeitskraft, an die Stelle des Privatunternehmens die genossenschaftliche und gemeinschaftliche Arbeit als Unternehmerin treten.“

Sehr eingehend bespricht die Denkschrift die Arbeitseinstellungen und ihre Folgen. Sie weist nach, wie gerade die kleinen Arbeitgeber am meisten dar-

unter leiden, daß selbst bei einer denkbaren allgemeinen Strike die Preise der Lebensbedürfnisse steigen, dagegen die Arbeitslöhne durch Spekulation u. dgl. bald wieder sinken würden. Die Arbeitseinstellungen, dem kleinen Capital schadend, dem großen nützend, können im günstigen Falle der Nothdürftigkeit nur eine Galgenfrist gewinnen. Die erste Forderung ist eine Verkürzung der Arbeitszeit. Sobald nach dem Beispiele der Arbeiter Australiens und Nordamerikas auch durch ganz Europa und zur gleichen Stunde der Ruf erschallen wird: „Acht Stunden frohmüthiger Arbeit, acht Stunden geistiger und gemüthlicher Erfrischung und Erquickung und acht Stunden erkräftigenden Schlafes,“ so wird er sicherlich erhört werden müssen.

Nach einigen eclatanten Rechenexempeln, welche von der unaussbleiblichen Selbstüberstürzung der Privatcapitalherrschaft überzeugen sollten, geht nun die Denkschrift auf Prüfung der vorgeschlagenen Mittel zur Abhilfe über, und hier liegt nun der Hauptzweck, in welchem sich die deutsche Anschauung namentlich von der englischen unterscheidet; sie sagt: „Während die Bourgeoisie von dem Irrthum des „rothen Gespenstes“ den jähen Abgrund ihres Verhängnisses nicht erblickt, findet sich auch ein Theil der Arbeiterklasse von einem zwar lieblicheren, mit Sirenenfange begleiteten Gespenste, wie es die phantasmagorischen Tischklopper und Tanzerei kaum verrückter erzeugen konnte, als Erlösungsfee umgankelt. Ja wohl, es geht jetzt durch Arbeiterkreise die Zauberformel: „Der Arbeiter wird durch Cooperativ-Associationen zugleich Capitalist sein und den Antagonismus zwischen Arbeit und Capital überwinden,“ von Munde zu Munde.“

Der Irrthum dieses Sages kann für die Arbeiterklasse gefährlicher werden, als alle Nachfülle und Gewaltgeschosse ihrer Gegner. Wenn die Arbeiterklasse zum Mittel der Association nicht mit dem Bewußtsein greift, daß auch der heutigen Grundlage unserer ökonomischen und politischen Zustände — der Capitalmacht — keine Reform, sondern nur, obwohl allmählich, völlige Umwälzung der Errettung möglich und nöthig ist, so wird sie durch den Verlust der süßen Illusion, der sachgemäß eintreten muß, entnervter Blasketheit, stumpfsinniger Verzweiflung anheimfallen und dadurch die letzte ihr noch allein innewohnende Regenerationskraft der Culturgeschichte ersticken. Nur wenn sich rechtzeitig zu der einseitig materiellen Strebmweise der Cooperativ-Association der logisch den Thatfachen erwachsende Idealismus, das die Geschichte umfassende revolutionäre Bewußtsein zugesellt, kann unserer Zukunft Errettung und Erlösung zu Theil werden. So lange das große Capital Privateigenthum bleibt, wird auch der Gegensatz zwischen Capital und Arbeit bestehen. So lange die Arbeiterklasse nicht der Herr der Zustände, nicht Meister über Krieg und Frieden, Soll und Haben des Staates ist, wird sie vom Spekulationschwindel in die Noth geschleudert, von der Produktionsanarchie in das Elend gestürzt, und von der Concurrenzzagd zur Verzweiflung getrieben werden. Der Arbeit muß der Staat und dem Staate das Capital gehören, und es muß das Volk der Staat und der Staat in Wahrheit ein einheitliches, organisch gegliedertes Gemeinwesen in Leib und Seele sein. Daher muß die Arbeiterklasse, die socialdemokratische Partei, vor allen Dingen die politische Gewalt erobern. Ohne allgemeine Volksbewaffnung ist das allgemeine Wahlrecht ein Hammer ohne Stiel, ein Schwert ohne Klinge. Da nur allseitig sein kann, was allvernünftig ist, nur allvernünftig sein kann, was all-

gerecht ist, und nur allgerecht sein kann, was Jedem nützt und Keinem schadet, so kann das, was man positive Religion nennt, einer gesunden Entwicklung des Gemeinlebens nur hinderlich sein und mit der öffentlichen Moral eines freien Volksstaates nie etwas gemein haben. Immer und immer sollte der verebelte gemeinschaftliche Genuß der Lebensgüter der einzige und höchste Cultus der Gesellschaft sein. Nach der ausführlichen Entwicklung solcher Grundsätze kann es nicht auffallen, daß aller Verkehr mit dem in London sitzenden Generalrath des internationalen Arbeitervereins unter strengster Aufsicht der französischen Polizei steht und von ihr bei jeder Gelegenheit aufgefangen, unterschlagen und confiscirt wird.

Wir betrachten diese Verhandlungen der internationalen Arbeiter-Association in Genf als bedeutsame Symptome für die inneren Zustände und Stimmungen im Herzen und in den Eingeweiden der europäischen Gesellschaft — mit anderen Worten — als Winke für die innere Zeitgeschichte, mithin so wohl für die deutsche Presse, wie für die deutschen Behörden.

## Die Rechte-Oderuferbahn.

Von

Eustas Jaquet.



Ein neues großartiges Eisenbahnunternehmen, welches näher bekannt und besprochen zu werden verdient, ist gegenwärtig an der Ostgrenze Deutschlands in der Vorbereitung, ja theilweis schon in der Ausführung begriffen: das der „Rechten-Oderuferbahn“; für einen großen Theil Schlesiens ein Unternehmen von höchster Bedeutung, und dennoch außerhalb dieser Provinz noch verhältnismäßig wenig bekannt.

Der ostwärts der Oder gelegene Theil Oberschlesiens ist allerdings kein Eldorado, vielmehr entbehrt er nicht nur des großartigen landwirtschaftlichen Charakters des westlichen, sondern steht ihm auch an Fruchtbarkeit nach. Gleichwohl aber ist auch das östliche Oberschlesien kein armes, vielmehr ein recht ergiebiges Land; denn nicht nur enthält auch sein Boden reiche mineralische Schätze, sondern es hat sich auch hier im Laufe des gegenwärtigen Säculums, und namentlich der leztverfloffenen drei oder vier Decennien, ein überaus reger, viele tausend Hände beschäftigender Bergwerks- und Hüttenverkehr entwickelt. Es ist dies zum guten Theil ein Verdienst der dortigen hohen Aristokratie. Auf den ausgedehnten Grundherrschaften der oberschlesischen Magnaten geht die bergmänn-



nische Industrie mit der Landwirthschaft Hand in Hand, reihen Hüttenwerke und Fabriken sich an einander. Und noch immer ist dieser industrielle, und der aus ihm resultirende merkantile Flor im Steigen. Er war es denn auch, welcher die „Oberschlesische Eisenbahn“ in's Leben rief und durch den sie prosperirt. Aber das Bedürfnis einer zweiten Eisenbahnlinie zwischen der Hauptstadt Schlesiens, die ja auch zugleich ihr merkantiler Mittelpunkt ist, und dem ober-schlesischen Bergwerks- und Hüttenrevier ist schon seit Jahren allseitig empfunden worden. Den gewaltig gesteigerten Verkehr zu bewältigen und mit der Entwicklung der Kohlen- und Hüttenproduktion in der Beförderung der gewonnenen Produkte gleichen Schritt zu halten, ist die „Oberschlesische Eisenbahn“, obgleich sie ihre Betriebsmittel wiederholt und erheblich vermehrt hat, allein nicht mehr im Stande; die Anlage einer zweiten, diesen Verkehr vermittelnden und bewältigenden, Bahn ist also zum Bedürfnis geworden. Ebenso hat es sich aber auch als höchst wünschenswerth herausgestellt, daß auch der östliche, am rechten Oderufer gelegene Theil Schlesiens durch einen Schienenweg die Verbindung einerseits mit der Provinzialhauptstadt, andererseits mit jenem Bergwerks- und Hüttenbezirke erlange. Diesem doppelten Bedürfnisse Rechnung zu tragen, hat die Verwaltung der schlesischen Eisenbahn „Doppeln-Tarnowitz“ — welche Bahn bisher mit ihren beiden Endpunkten in die „Oberschlesische Eisenbahn“ mündete und durch deren Tarif ausschließlich auf den Lokalverkehr angewiesen war — eine Erweiterung ihres Unternehmens beschlossen. Sie hat nämlich auf ihr Ansuchen von der preussischen Regierung die Concession erhalten, unter Annahme der Firma:

### „Rechte-Oderuferbahngesellschaft“

einen zweifachen Ausbau ihrer Linie vornehmen zu dürfen. Einerseits zum direkten Anschluß nach Breslau, andererseits mitten durch den ober-schlesischen Bergwerksbezirk, zum Behufe des Anschlusses an die Eisenbahn „Warschau-Wien“, an die „Wilhelmsbahn“ und an die „Kaiser-Ferdinands-Nordbahn“. Darnach umfassen die genehmigten, von der Gesellschaft auszuführenden Eisenbahnlinien folgende drei Gruppen:

A. Von der Station Kolonowska, der bisherigen Eisenbahn „Doppeln-Tarnowitz“, über Kreuzburg, Ramsau und Dels nach Breslau; 17½ Meilen lang.

B. Vom Bahnhof zu Tarnowitz über Beuthen und Lauenhütte einerseits nach der polnischen Grenzstation Sosnowice, zum Anschluß an die „Warschau-Wienerbahn“; andererseits über Wilhelminenhütte nach Emanuels-Seegen, Behufe Verkehrs mit dieser reichen Steinkohlengrube, wie zum Anschluß an die Zweigbahn „Rattowitz-Hohenloher-Hütte, und an die Lokalbahn nach der Louisenglückshütte; zusammen 6½ Meilen.

C. Von Emanuels-Seegen über Paprozen und Pleß nach Dzieditz, zum Anschlüsse an die „Kaiser-Ferdinands-Nordbahn“, mit einer Zweigbahn von Paprozan nach Mittel-Lazisek, zum Anschluß an die „Wilhelmsbahn“; = 6½ Meilen Länge.

Die „Rechte-Oderuferbahn“ wird hiernach ein Unternehmen sein, welches in seiner Verbindung mit anderen Eisenbahnen, und in Doppeln und Breslau mit

der Oder, die vollste Unabhängigkeit von der „Oberschlesischen Eisenbahn“ erlangt, und welches den Gruben und Hüttenwerken des östlichen Oberschlesiens die vortheilhaftesten Anschlüsse bieten und ihnen, in Breslau unmittelbar an der Oder mündend, die Mittel gewähren wird, in wesentlich höherem Maße als bisher die Schifffahrt für den Versand ihrer Erzeugnisse benutzen zu können.

Die mineralische Opulenz und die Bergwerksproduktion in Oberschlesien steht derjenigen Westphalens nur wenig nach und überragt die des Ruhrgebietes in der Rheinprovinz. Es betrug nämlich laut amtlichen Angaben die bergmännische Produktion des preussischen Oberschlesiens in den letzten Jahren durchschnittlich: 1) Der Bergwerke: a) an Steinkohlen 86,093,000 Centner, b) an Eisenerzen 7,917,000 Centner, c) an Zinkerzen 5,375,000 Centner, d) an Blei-erzen 173,000 Centner; 2) der Hüttenwerke: a) an Roheisen 3,096,000 Centner, b) an Zink 704,000 und c) an Blei 109,000 Centner. Bei so riesigen Produktionsverhältnissen kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß in Oberschlesien zwei Eisenbahngesellschaften — indem eben der „Oberschlesischen“ jetzt die „Rechte-Oderuferbahn“ als Concurrentin hinzutritt — für ihren lokalen und direkten Verkehr ausreichend Massentransporte zu befördern haben werden. Existiren doch nicht bloß, sondern rentiren sogar in dem minder opulenten Ruhrgebiete drei concurrirende Eisenbahnen neben einander: die „Rheinische“, die „Bergisch-Märkische“ und die „Köln-Mindener“!

Die Rechte-Oderuferbahn“ wird neben dem schwungreichen direkten, auch beinahe in allen ihren Theilen einen guten Lokalverkehr für sich haben. Namentlich wird dies auf den Strecken zwischen Tarnowitz, Deuthen, Laurahütte, Wilhelminenhütte, Emanuels-Seegen und den Zweigbahnen der Fall sein; denn hier durchschneidet die Bahn die Eisenerzfelder, die Galmelager und die reichen Steinkohlenfelder von Deuthen, Rattowitz und Pleß; hier berührt sie auch die größten staatlichen und privatlichen Hochofen, Eisen- und Zinkhüttenetablissements. Die Transporte von Erzen und Steinkohlen zu diesen Etablissements, wie die Abfuhr der aus ihnen gewonnenen Produkte, können nach den oben angeführten Daten der Bergwerksproduktion bemessen werden. Neben dem mineralischen ist in dem nahezu 20 Geviertmeilen umfassenden Kreise Pleß auch noch der Holzreichtum ein ganz ungewöhnlich großer. Der Kreis (der südöstlichste Schlesiens) enthält nämlich an königlichen, landesherrlichen und privatlichen Forsten nicht weniger als 128,500 Morgen. Es wird somit auch mit Sicherheit auf einen bedeutenden Holzexport zu rechnen sein. Raum geringer aber, als auf diesen Strecken im südöstlichen Schlesien, dürfte der Lokalverkehr auf einem großen Theile der Bahnsection Oppeln-Breslau sein. Zwischen Breslau und den Städten Dels, Ramslau und Kreuzburg ist, nach den ermittelten Daten der Personen- und Güterverkehr ein sehr reger; was übrigens auch nicht zu verwundern, da einmal Breslau ja, als Hauptemporium Schlesiens, eine Menge Rohprodukte der Nachbarschaft an sich zieht und eine Menge verarbeiteter Artikel in diese entsendet; und sodann, weil die Volksdichtigkeit auf diesem Gebiete, ganz abgesehen von dem über 170,000 Einwohner zählenden Breslau, 5700 Seelen auf die Geviertmeile beträgt.

So viel über die Anlage und die Aussichten des neuen Unternehmens. Die finanzielle Lage desselben ist folgende. Die „Oppeln-Tarnowitzer-Eisen-

bahngesellschaft" — deren Firma-Aenderung in „Rechte-Oderuferbahngesellschaft“ nach Eröffnung der Strecke Kolonowska-Breslau erfolgt — hat ein Anlagecapital von . . . . . 2,500,000 Thaler;  
 sie vergrößert dasselbe durch Emission von 25,000 Stammactien à 200 Thaler um . . . . . 5,000,000 „  
 Es betragen demnach die Stammactien . . . . . 7,500,000 Thaler,  
 Sie emittirt ferner in 5 % Stammprioritätsactien (richtiger Obligationen) . . . . . 7,500,000 „  
 und beträgt somit das ganze Actien- und Anlagecapital . 15,000,000 Thaler.

Abzüglich des Anlagecapital's der Section Oppeln-Tarnowitz von 2,500,000 Thalern und 500,000 Thaler vorweg zur Bildung eines Reserve- und Erneuerungsfonds zu entnehmender Stammactien, verbleiben als Baucapital und zur Beschaffung der Waggons und sonstigen Betriebsmitteln 12 Millionen Thaler. Die Begebung der Actien ist in der Weise geschehen, daß dieselben vollständig, theils von den Adjacenten und sonstigen Interessenten der Bahn, namentlich den fürstlichen und sonstigen großen Bergwerksbesitzern Oberschlesiens, theils von den Bauunternehmern al pari gezeichnet worden sind. Die Direction der „Oppeln-Tarnowitzer Eisenbahn“ hat nämlich, um die Sicherheit zu gewinnen, daß das Unternehmen auch wirklich mit den festgesetzten Mitteln zu Ende geführt und keinerlei Ueberschreitungen vorkommen können, die ganze bauliche Ausführung, mit Ausnahme einiger besonders wichtiger Objecte (wie z. B. die große Oberbrücke in Breslau), desgleichen die Beschaffung der Betriebsmittel, mit den Bauunternehmern resp. Lieferanten derart contrahirt, daß dieselben die Eingänge der disponiblen Stamm- und Prioritätsstammactien für die Gesamtausführung erhalten, während die Erwerbung des Grund und Bodens von der Direction selbst in die Hand genommen wird. Als Basis der resp. Ausführungscontracte sind die genauesten Anschläge über die auszuführenden Ober- und Unterbauten, Gebäude, Magazine u. angefertigt, und die zu liefernden Betriebsmittel an Locomotiven, Draßinen, Personen-, Güter- und Kohlenwagen genau bezeichnet und bedungen worden. Die Schienen werden im sogenannten „Oberschlesischen Profil Lit. B.“ (5" hoch, 23 Pfund pro laufenden Fuß schwer) unter dreijähriger Hüttengarantie geliefert. Nur entsprechend den von den Unternehmern und Lieferanten effectuirten Leistungen sind Lieferungen erfolgt deren Befriedigung, und haben dieselben überdies mehr oder minder namhafte Cautionen für die prompte Innehaltung der übernommenen Verpflichtungen stellen müssen.

So ist denn einerseits die reelle und prompte Ausführung aller Bauten und Lieferungen garantirt, und andererseits die Sicherheit gewonnen, daß nur so viel Actien der „Rechten-Oderuferbahn“ ausgegeben werden, resp. sich im Umlauf befinden können, als Gegenwerthe und Leistungen in den Besitz der Gesellschaft übergegangen sind; was auf den Cours derselben gewiß nur von Vortheil sein wird.

Einschließlich der schon vorhandenen Section Oppeln-Tarnowitz wird das ganze Bahnnetz der „Rechten-Oderuferbahn“ ca. 370,000 Thaler (incl. Reservefonds) per Meile kosten, also den billigsten Bahnen des preussischen Staates angehören. Im gleichen Maße wird sie auch voraussichtlich rentabel sein. Die „Oberschlesische Bahn“, mit welcher zu concurriren sie bestimmt ist, hatte in den

|                                                                                     |               |
|-------------------------------------------------------------------------------------|---------------|
| letzten Jahren per Meile durchschnittlich eine Bruttoeinnahme von                   | 134,774 Thlr. |
| davon ab die Betriebsauslagen mit . . . . .                                         | 42,038 "      |
| blieb Nettoeinnahme . . . . .                                                       | 92,736 Thlr.  |
| Rechnet man hiervon noch ab 10% des Bruttoertrags mit . .                           | 13,477 "      |
| zum Reserve und Erneuerungsfonds, so blieben zur Verzinsung<br>der Actien . . . . . | 79,259 Thlr.  |
| übrig.                                                                              |               |

Berechnet man nun — und es dürfte dies der Wirklichkeit ziemlich genau entsprechen — die Brutto-Einnahme der „Rechts-Oberufsbahn“ in den ersten Jahren nach ihrer Herstellung auf nur 40,000 Thlr., und den Nettoertrag, abzüglich des Reservefonds, auf nur 24,800 Thlr., so würde dies doch, so niedrig auch die Bruttoeinnahme immerhin veranschlagt ist, für die ganze, 40%, Meilen lange, Bahn einen Ueberschuß von etwas über 750,000 Thlr. ergeben; somit das Anlagecapital sich schon in den ersten Betriebsjahren mit fünf Procent verzinsen, später jedenfalls erheblich höher.

## Das Haus Fugger in Augsburg.

Von  
Carl Dizingr.

(Schluß.)

Anton Fugger war überhaupt nicht bloß ein Protektor der Wissenschaft, sondern auch ein feiner Kunstkenner. Seine Bibliothek war eine der größten, welche in Deutschland damals existirten. Paul von Stetten, der Jüngere, sagt über dieselbe Folgendes:

„Peutingers Büchervorrath war groß, aber kein Vergleich gegen die Büchersäle der Fugger, deren ausnehmende Liebe zu den Wissenschaften durch große Reichthümer unterstützt wurde. Ihr größter Bücherschatz wurde schon von dem reichen Jakob Fugger gegründet, seine Vetter aber, Raymond und Anton, vermehrten ihn dergestalt, daß noch wenige königliche damit verglichen werden konnten, und durch Johann Jakobs und Philipp Eduards Vorsorge kam so viel hinzu, daß er auf 15,000 Bände anwuchs. In diesem herrlichen Büchersaale waren die kostbarsten Handschriften griechischer und lateinischer Schriftsteller, und Bücher aller Arten von Wissenschaften. Ihr Sachwalter am kaiserlichen Hofe und im Orient, Johannes Dornschwan, gab sich erstaunliche Mühe, ihnen die trefflichsten Codices zu verschaffen, dazu sie alle Kosten mit Freuden darreichten. Sie hielten und besoldeten dazu Gelehrte, welche nicht nur darauf Acht hatten, sondern sie auch im Druck herausgaben. Vergleichen war Hieronymus Wolf,

welcher hernach Rektor des Gymnasiums bei St. Anna wurde; bei seinen Bibliothekarsdiensten unterstützte ihn Jeremias Martius, ein nachher berühmter augsbургischer Medicus. Auch andere Gelehrte machten sich diesen Schatz zu Nutzen und erhielten von dessen Besitzern Erlaubniß, nicht nur der gedruckten Bücher sich zu bedienen und in denselben nachzuschlagen, sondern auch die vortrefflichen Manuscripte herauszugeben.“

Diese einstmals so berühmte Fugger'sche Bibliothek mußte in späterer Zeit wegen der Schuldenlast des letzten Besitzers, Graf Friedrich Fugger, verkauft werden und kam so vollständig, nebst allen dazu gehörigen Seltenheiten, im Jahre 1655 in den Besitz von Kaiser Ferdinand III. Wie die Wissenschaften, so unterstützten Anton Fugger und seine Vorfahren auch die Künste freigebiger, als manche Fürsten. Er besaß reiche Sammlungen von Alterthümern, Gemälden und anderen Kunstarbeiten. Er verschrieb Künstler aus Italien und aus Holland, die in seinem Auftrage arbeiteten, auch hielt er eigene Tonkünstler und Kapellen. — Wie Paul von Stetten der Jüngere ausdrücklich versichert, so durfte jeder Mann von Gentle der Gunst der Fugger versichert sein und diese bewog manchen Fremden, sich in Augsburg niederzulassen und spornete ihn an, sich hervor zu thun. Die Maler Burkmaler und Amborger, so wie Julius Picinius, der jüngere Bordenone genannt, der letztere aus Italien, wurden von ihnen mit Arbeiten beauftragt. Die ursprüngliche Härte und Steifheit der Augsburger Maler wich durch die Reisen junger Künstler nach Italien und die Nachahmung der dortigen Meister. Hans Burkmaler versah die Fugger'schen Häuser auf dem Weinmarkt mit Freskogemälden; für Baukunst und monumentale Malerei thaten die Fugger überhaupt außerordentlich viel, waren ja doch fürstliche Besuche in ihrem Hause nichts Seltenes (so wurde nach Angabe einer Augsburger Chronik im Jahre 1562 eigens ein Gang von dem Fugger'schen Hause bis in die St. Katharinenkirche eingerichtet, damit sich die Königin auf dem Weg zum Gottesdienste desselben bedienen könne). Ihre hohen Häuser waren mit Kupfer gedeckt; die Gemälde freilich, womit ihre Außenseite geziert war, widerstanden der Zeit und Witterung nicht.

Die Fuggerischen Gärten besonders waren weit berühmt. Es befanden sich in ihnen exotische Pflanzen und Lusthäuser. Sie waren mit ehernen Götterbildern geziert, worunter sich wohl auch Antiken befunden haben mögen, da wir wissen, daß Raymund und Anton Fugger auch für die Skulptur sich interessirten. Bratus Rhenanus zieht die Fuggerischen Gärten sogar den Gartenanlagen der französischen Könige in Tours und Blois vor. In dem großen, von der Stadt erkauften Zwinger pflegte die Familie die Rebekultur mit gutem Erfolg. Der 30jährige Krieg zerstörte freilich auch diese Gartenanlagen mit ihrem einst so lieblichen Blumenflor.

Auch der Mechanik, der Mathematik und den Naturwissenschaften widmete besonders Raymund Fugger seine Aufmerksamkeit; so baute Eusebius Ammerbach auf Jakob Fuggers Kosten die Orgel in den Kapellen bei St. Ulrich; Martin Fürtenbach von Füßen verfertigte im Jahre 1535 für Raymund Fugger eine sehr schöne und große Sphäre von stark vergoldetem Messing, von der schon oben die Rede war. Sie stellte das ptolemäische System des Weltgebäudes, das zu seiner Zeit bekannt und angenommen war, auf das Genaueste und Künst-

lichste vor. Raymunds Sohn Georg war ein Freund des berühmten Mathematikers zu Ingolstadt, Peter Arianus.

Wie die Fugger überhaupt für die Kirche viel thaten, so auch namentlich für die Dekoration der einzelnen kirchlichen Gebäude. Im Fuggerischen Chor in der St. Annenkirche befanden sich viele erhabene Arbeiten von weißem Marmor, so wie auch viele feine Holzschnitzereien. Nach den Berichten des Bratus Rhenanus mögen auch die Münzsammlungen, welche von den Fuggern angelegt und bereichert wurden, bedeutend genug gewesen sein.

Endlich hatte diese wirklich kunstbegabte und kunstsinige Familie auch Wohlgefallen an der Tonkunst. In dem Dienste der Fugger standen stets geschickte Musiker, welche sich mit den besten Virtuosen der damaligen Zeit messen konnten. Gregor Aichinger und Johann Leo Hasler waren Komponisten in Fuggerischen Diensten.

Um von dieser Abschweifung, welche aber nothwendig war, um ein annäherndes Bild von den wahrhaft kulturhistorischen Verdiensten eines Anton, aber auch anderer Glieder dieser berühmten Fuggerischen Familie zu geben, zu den Lebensumständen Anton Fuggers zurückzukehren, so erkrankte er am 27. Aug. 1560 an gefährlichen Steinschmerzen und obwohl er reiche Spenden an die Kranken der Hospitäler und an die Armen der Stadt vertheilen ließ, um durch ihr Gebet Genesung zu erlangen, endete doch seine Krankheit mit dem Tode am 14. September desselben Jahres. Als Wohltäter der Armen wurde er tief betrauert, als genialer Direktor des Geschäfts konnte er nicht ersetzt werden. Mit kaufmännischem Speculationsgeist hatte er aber patriotischen Sinn, wissenschaftliches Streben und reges Kunstinteresse verbunden. Freilich stand er auch vom ersten Fürsten der damaligen Welt hochgeschätzt als der geehrteste Kaufherr seines Jahrhunderts unübertroffen und einzig da. Sein Leichnam wurde in Babenhäusen beigesetzt. Anton's Nachlaß wurde auf 6 Millionen Goldkronen baares Geld geschätzt, die Juwelen und Kostbarkeiten aller Art nicht mitgerechnet und abgesehen von einer Reihe Besitzungen in Deutschland, Europa, ja Ost- und Westindien. Testamentarisch bestimmte er, daß nicht das kleinste der liegenden Güter von seinen Söhnen oder Enkeln sollte veräußert werden dürfen.

Wir müssen nun auf die Söhne Raymunds, des Bruders des im Jahre 1560 verstorbenen Anton zurückgreifen. Unter ihnen hat, dem am 20. April 1526 geborenen Ulrich, Pierre Bayle in seinem *Dictionnaire historique-critique* einen eigenen Artikel gewidmet. Die Einleitungsworte Bayle's sind:

„Huldric Fugger né à Augsburg d'une famille considérable par son ancienneté et par ses richesses mérite ici une place à cause de l'inclination qu'il témoigna pour les sciences et pour les savants.“ Er bekleidete zuerst eine geistliche Würde am Hofe des Papstes Paul's III., trat aber später zur protestantischen Kirche über. Als ein großer Freund der klassischen Literatur verwandte er bedeutende Summen auf den Ankauf von alten Handschriften. Seine Brüder jedoch waren wenig erbaut über seinen Aufwand, ließen ihn für einen Verschwender erklären und nahmen ihm die Verwaltung seines Vermögens ab; längere Zeit wurde ihm nur ein kleiner Jahresgehalt gelassen, nach Jahren jedoch kam er wieder in den Besitz seines Vermögens. In seiner Isolirtheit und lange dauerndem gedrückten Gemüthszustande fand er den einzigen Trost in seiner

Bibliothek, welche er besonders durch den Ankauf des Bücherschatzes eines Arztes Achilles Gasser bereicherte. Er starb in Heidelberg 55 Jahre alt im Juni 1584, hinterließ dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz seine Bibliothek und stiftete Stipendien für Studierende; auch Stiftungen für Arme enthielt sein Testament.

Johann Jakob, ein weiterer Sohn Raymunds, geboren 23. Dezember 1516, erwarb sich als Verfasser des „Ehrenspiegels des kaiserlichen Hauses Habsburg“ schriftstellerischen Ruhm. Das Werk kam mit sehr zahlreichen Abbildungen, Wappen und Siegeln ausgestattet zu Nürnberg im Jahre 1668 heraus.

Aus der Georg'schen oder Kirchberg-Weissenhorn'schen Linie ist Philipp Eduard deshalb zu nennen, weil er, wie Paul von Stetten der Ältere erzählt, dem Jesuitenorden, welcher schon seit geraumer Zeit getrachtet, einen sicheren und festen Wohnsitz zu Augsburg zu bekommen, seinen Lieblingswunsch erfüllte. Nachdem nämlich die Jesuiten erfahren, daß Christoph Fugger ein ansehnliches Kapital zu einer milden Stiftung ausgeworfen, baten sie, zur Errichtung eines Collegiums, einer Kirche und Schule dieses Legat für sie zu verwenden und ihnen die Christoph Fugger'schen Häuser in der Rolergasse oder sogenannten Unser Frauen Graben zu überlassen, und die der katholischen Religion überhaupt gewogene Familie Fugger gewährte das Gesuch der Jesuiten mit Freuden. Doch wurden sie von dem Rathe angewiesen, ihre Kirche nicht auf dem Stadtgraben zu bauen, sondern sich auf Christoph Fugger'schen Grund und Boden zu beschränken.

Anton Fugger selbst hinterließ aus seiner Ehe mit Anna Nechlinger von Horgau, welche er im Jahre 1527 geschlossen hatte, 5 Söhne und 6 Töchter. Die 3 Söhne Markus, Johann und Jakob sind die Stammväter der 3 Linien von Norndorf, Kirchheim und Wellenburg geworden. Markus, geboren 14. Februar 1529, unterlag trotz seiner sonstigen Gelehrsamkeit der Schwäche, dem Aberglauben seiner Zeit einen Tribut zu bezahlen. Paul von Stetten der Jüngere berichtet uns nämlich in seinem Artikel über Alchymie, daß ein Arzt, Daniel Keller, das Geheimniß Gold zu machen, um 400,000 fl. zum Verkauf anbot. Marr trat wirklich mit Keller in Verbindung, dieser versprach ihm gegen Ueberlassung des vierten Theils des Gewinns und gegen Herbeischaffung der Unkosten das Silber dreifach zu vermehren und aus jeder Mark Silber eine Unze Gold zu ziehen. Marr trug auch wirklich zu seinem Schaden die Kosten der Operation.

Des Marr zweiter Sohn, Anton, geboren 1. April 1563, gerieth durch zu glänzende Lebensweise in große Schulden und es kam so weit, daß in dem Hause eines Fugger durch den Stadtvogt die Inventur und Obsequation im Jahre 1594 vorgenommen wurde. Nach längerer Haft verglich er sich endlich mit seinen Gläubigern.

Während die Fugger der Norndorfer Linie hohe Staats- und Kirchenämter bekleideten, besonders auch als Generale sich auszeichneten, so erwachte dagegen, was hier besonders hervorgehoben werden muß, in zwei Brüdern der Kirchheimer Linie noch einmal der alte Unternehmungs- und Spekulationsgeist der Familie.

Marr und Christoph waren es, an welche König Philipp III., da der spanische Hof den Fuggern große Summen schuldig war, das Bergwerk zu Almaden verpachtete gegen eine jährliche Abgabe von 4500 Centnern. Auch auf den Betrieb des Silberbergwerks zu Guadalupe verwendeten sie große Summen. Viele Stollen waren getrieben worden, bis sie 1635 auf Wasser stießen; deshalb kündigten die Söhne des Marr und Christoph den Pachtvertrag. Nur der Name einer Straße in Madrid und eine unermessliche Forderung an die Staatskasse mochte in Zukunft noch die Spanier an die Fugger erinnern.

Dem 1577 geborenen Georg Fugger gelang es, durch seine Beziehungen zu dem Kaiserhofe einen Gnadenbrief vom Kaiser Ferdinand II., datirt vom 10. November 1629, zu erlangen. Es enthält derselbe nebst der Bestätigung aller vorher erlangten Freiheiten das sogenannte große Komitiv mit allen dessen Rechten für die beiden Ältesten der Familie, die Bestätigung und Erweiterung der Freiheit von bürgerlichen Beschwerden, der Befreiung von fremden Gerichten, der Freiheit wider die Juden (laut eines 1566 erteilten Privilegiums), der Freiheit ihrer Länder und Güter, Titel, Stand und Wappen zu führen und der Freiheit goldene und silberne Münzen prägen zu lassen. Hierzu kam noch die Freiheit, in ihren Herrschaften Bergwerke anlegen zu dürfen, Jahr- und Wochenmärkte aufzurichten, Asyle und Freiungen zu eröffnen, Lehen und Afterlehen zu verleihen, das Vermögen ihrer Untertanen, die ohne Erben gestorben, einzuziehen, daß die von Reichswegen confiscirten Güter eines ihrer Untertanen ihnen zufallen sollen, die Freiheit zu jagen und zu fischen, ingleichen Mühlen anzulegen, die Freiheit Umgeld zu nehmen und Schenkstätten anzurichten, Auf-, Ein- und Abzuggeld zu fordern, das Einstandrecht auf ihrer Untertanen verkäufliche Güter zu üben, hohe und niedere Obrigkeit zu exerciren, Sitze und Schlösser zu bauen, Privilegien und andere Dokumente zu transsumiren und zu viduiren, nebst der beständigen Sawa Guardia und Bestätigung der schon in dem karolinischen Freiheitsbrief vom Jahr 1530 ernannten Konservatoren.

Die letzte und höchste Ehre von kaiserlicher Seite wurde Anselm Maria Fugger, dem Inhaber des Majorats Babenhausen, zu Theil. Er wurde 1. August 1803 von Kaiser Franz II., nebst seiner männlichen Descendenz, nach dem Rechte der Erstgeburt in des heiligen römischen Reichs Fürstenstand erhoben und zugleich das Reichsfürstenthum Babenhausen begründet. Doch schon nach kaum dreijährigem Bestande unterwarf das Haus Fugger sein Fürstenthum in Folge der Ereignisse von 1805 der Souveränität Bayerns. Von der Auflösung des deutschen Reichs an wurden die Fuggerischen Besitzungen bloße Rittergüter, wie so manche andere früher reichsunmittelbare Besitzungen. Die Fürsten von Babenhausen sind heutzutage noch die Hauptträger des Familienglanzes.

Eine Gallerie ihrer bedeutendsten Glieder hat die Familie Fugger schon sehr frühe herstellen lassen. Dominikus Kustos aus Antwerpen wurde zuerst beauftragt, die Bilder der männlichen und weiblichen Glieder der Familie in Kupfer zu stechen. Die Porträtessammlung erschien unter dem Titel *Pinacotheca Fuggerorum et Fuggerarum* zu Augsburg im Jahre 1593. Die zweite Ausgabe bereicherten die Augsburger Künstler Lukas und Wolfgang Kilian mit einer Genealogie der Familie. Die Reihe der Bilder beginnt mit Jakob Fugger dem Alten, † 14. Mai 1469.



Als eine Eigenthümlichkeit der Familie Fugger ist die Fruchtbarkeit der innerhalb derselben geschlossenen Ehen hervorzuheben.

„Es ist diese Familie jederzeit sehr zahlreich gewesen, indem es in derselben viele Eltern gegeben, die zu 18 und 21 Kinder gehabt, wie man dann im Jahr 1619 in derselben 47 Grafen und Herren und ebenso viel Frauenspersonen, jung und alt, bei Leben gezählet.“

Bayle hat die richtige Bemerkung gemacht, daß zum Glanze des Hauses Fugger die ehelichen Verbindungen mit den besten adeligen und gräflichen Familien Deutschlands mit beigetragen haben. So vermählte sich die Tochter Anton Fuggers, Katharina, mit einem Grafen von Montfort, Marr Fugger heirathete Sibylla, eine Gräfin von Eberstein, Philipp Eduard Fugger eine Maria Magdalena von Königssee, Graf Anton Fugger verband sich mit der Gräfin Barbara von Helfenstein; ein ungarischer Graf Nikolaus Palfy vermählte sich 14. Juni 1583 mit einer Maria Fugger, 13. Februar 1589 Marr Fugger mit der Gräfin Anna Maria von Hohenzollern, dessen Bruder Christoph mit Anna Maria Gräfin von Schwarzenberg, Heinrich Fugger 29. Oktober 1612 mit Anna von Pappenheim. —

Diese Vermählungen alle wurden natürlich den Reichthümern und dem Range der Familien entsprechend glänzend gefeiert. Bei einer Doppelhochzeit innerhalb der Familie z. B. „hielten 23. November 1579 nicht nur beide Bräutigame in Begleitung von 548 Gästen und Bedienten einen sehenswürdigen Eintritt, sondern sie bewirtheten auch ihre Gäste vier Tage lang, an deren jedem 200 Speisen aufgetragen wurden, auf das Herrlichste.“

Eine noch glänzendere Hochzeitsfeier berichtet uns Paul von Stetten in seiner Geschichte Augsburgs:

„Den 24. Februar 1590 holte Anton Fugger, Marr Fuggers Sohn, seine verlobte Braut Barbara, eine Gräfin von Montfort, mit mehr als 700 Pferden und eilichen sechsspännigen Kutschen ein. Den folgenden Tag begab er sich mit derselben in die St. Moritzkirche, bis zu welcher die Straße von seinem Haus an bis zu dem Ende mit Brettern bedeckt worden, unter Begleitung seiner Hochzeitsgäste zu Fuß und Rosß und ließ sich daselbst einsegnen. Und hierauf erfolgte ein kostbares Hochzeitsmahl. Auf den 26. Januar wurden auf dem Weinmarke, auf welchem deswegen Schranken zugerichtet und der Boden mit Sand bestreuet worden, Ritterspiele zu Pferd und zu Fuß angestellt. Den 27. ließ Christoph Fugger dem Hochzeitspaar zu Ehren einen von Leinwand zugerichteten ziemlich hohen Berg, so den Parnassus vorgestellt, und auf welchem Musikanten waren, durch besondere Materien auf dem Weinmarkt herumführen. So wurde auch ebendasselbst ein Schloß von Brettern aufgeführt, von selbigem aus kleinen Stücken Freudenschüsse gethan und endlich das Schloß angezündet. Den 28. Februar wurde abermal ein Ritterspiel gehalten und also diese Hochzeitlustbarkeiten, nachdem alle diese Tage hindurch kostbare Mahlzeiten gehalten und auf dem Tanzhaus getanzt worden, beschlossen.“

Eine Anekdote, welche uns Niehl in seinen Augsburger Studien (S. 297) erzählt, bezeugt uns die Lebenslust der Fugger zur Genüge:

„Als einst (im Jahre 1553) ein Fugger von dem Rathe der Stadt begehrt, er möge ihm ein Haus im Sankt Annenhofe zu einer Reitschule gewäh-

ren, entgegnete der Rath: es schide sich nicht dort, als neben einer Schule der Wissenschaft, Pferde abzurichten, vielmehr sei der Rath gesonnen, eine Bibliothek in dieses Haus zu stellen. Und doch mag dieser pferdeliebende Fugger ein echtes Kind seiner Zeit gewesen sein, einer Zeit, die ebenso derb und dazu prunk- und genussliebend und vollsaftig im sinnlichen Leben war, als ruhelos zur Tiefe strebend im Geisterkampfe.

---

Eine reiche und glänzende Geschichte hat das Geschlecht der Fugger hinter sich; wenn wir die einzelnen Blätter derselben von dem armen Weber aus Graben bis zu den gegenwärtigen Fürsten von Babenhausen durchblättern, so erkennen wir, daß der allerdings auch vom Glück getragenen Intelligenz und Thätigkeit dieser wahrhaft „königlichen“ Kaufherren das Höchste auf dem Gebiet des Handels und im socialen Leben zu erreichen nicht schwer wurde. Noch über die commerciellen Erfolge, welche mit dem 30jährigen Kriege ihre frühere Grösartigkeit verloren, sind die culturhistorischen Verdienste des Geschlechts zu stellen, welche den Fuggern in der Geschichte der wissenschaftlichen und künstlerischen Entwicklung Deutschlands für immer einen ehrenvollen Platz gesichert haben.

---

## Niederländisch Indien.

Staatsrechtliche Verhältnisse, Einkünfte, Produkte und Handel.

Von

Prof. Dr. A. v. Schwarzkopf.

---

### II.

#### Java und Madura.

Der Name Java, Jawa oder richtiger Djawa ist nicht bestimmt herzuleiten; früher hieß die Insel in der Sprache der Eingeborenen Nussa Rendang, oder Insel der großen Bergketten; jetzt heißt sie in der Volkssprache: Lannah Djowo oder Land Java, und auch Pulo Djowo oder Insel Java; in der Hofsprache Nussa Djawi oder Insel Djawi.

Der Flächenraum Javas beträgt 2347,3 □ M., erstreckt sich, im Allgemeinen ein längliches Viereck, in seiner Längenrichtung von  $122^{\circ} 51' - 132^{\circ} 13'$  ö. L., etwa 150 Meilen lang von Westen gegen Osten, während es bei unregelmäßiger Gestalt der Nordküste sich in einer geringsten Breite von  $11\frac{1}{4}$ , und in einer größten von  $26\frac{1}{4}$  Meile zwischen  $5^{\circ} 52'$  und  $8^{\circ} 46'$  n. B. ausdehnt. Im Norden wird die Insel vom Javasee, im Nordosten von der Madurastraße, im Osten von der Straße von Bali, im Süden und Westen vom Indischen Meer, im Nordwesten von der Sundastrasse begrenzt. —

Die Bevölkerung Javas belief sich 1857 auf 11,200,553 Seelen; darunter befanden sich: 19,431 Europäer, meistens Beamte, pensionirte Militärs, und zum geringen Theil Kaufleute; 135,649 Chinesen, Händler, Handwerker oder Steuerpächter, der letzteren 3357; 24,903 Araber und andere Asiaten; 5188 Sklaven. Die übrige Zahl, 10,711,853 bestand aus angestammten Eingeborenen.

Die Oberfläche und geognostische Beschaffenheit der Insel, ihre Mineralschätze, Mineralquellen, ihre Gewässer u. übergehend, da diese in allen Lehrbüchern der Geographie nachgelesen werden können, führen wir nur an, daß das Klima Javas im Allgemeinen in Betreff der Witterung unter den Bedingungen des tropischen und des Monsungebietes steht. In Betreff der Wärme jedoch tritt je nach der tieferen oder höheren Lage eines Gebietes ein sehr merklicher Unterschied ein.

Im nördlichen Tieflande, zu Batavia und Samarang, wird die mittlere Mittagshöhe zu  $21$  und  $24^{\circ}$  angegeben, während die niedrigste Wärme Morgens und Abends  $18$  und  $22^{\circ}$  beträgt. Java bietet daher in den heißen Gebieten in Folge der Hitze-Entragung Stiehwurden hinlängliche Genesungsgebiete, und es wird nur darauf ankommen, daß von Seite der Regierung für Beamte, wie für das Heer geeigneten Ortes die zweckdienlichen Vorkehrungen getroffen werden.

In Betreff des Monsun, so behauptet dieser seine Geltung nur bis in die Höhe von circa 5000 Fuß, damit freilich im Allgemeinen auf den gesammten Hochflächen. Oberhalb dieser Höhe geht der Luftzug immer mehr oder weniger aus Südosten; der Monsun, oder West- oder Nordwestwind bringt Regen; die trodene und nasse Jahreszeit hat aber nicht so ausgeprägte Wechselpunkte auf Java, als anderswo. Jedoch Dezember, Januar bis März sind die regnerischsten und Juni bis September die trockensten Monate; in den letzteren werden die unteren Luftschichten nur von den, je nach Tag und Nacht, regelmäßig abwechselnden Land- und Seewinden bewegt, die sich etwa bis zur Höhe von 2500 Fuß geltend machen.

Ueber die niedrig liegenden Flächen oder flachen Bergsättel zwischen den hohen vulkanischen Kegeln in Ostjava weht, besonders in den trodenen Monaten des Jahres, vom Vormittag bis spät in den Abend ein starker Wind, den man am besten Südseewind nennen kann; seine Begründung findet er in der größern Wärme über dem untiefen Java Meer.

„Bei der heitersten und trockensten Witterung,“ sagt Brauer, „besitzt die Luft auf Java gerade den geringsten Grad der Durchsichtigkeit. Obgleich dann weder Wolken, noch Nebel sichtbar sind, erscheinen die untersten Schichten des

Luftkreises doch weißlich, wolkenartig getrübt, und alle entfernteren Gegenstände scheinen nur schwach durch diesen unsichtbaren Dampf hindurch, etwa so, als wenn ein sehr feiner Flor von bläulich-weißer Farbe davor gespannt wäre.“ — „Auf dem Gipfel des in seinen höheren Gebieten ganz kahlen Gunung-Semeru fand Junghuhn die Luft so trocken, daß keine Cigarre Rauch geben wollte, und daß er und seine Begleiter, trotz der Kälte, von heftigem Durste geplagt wurden. Gewöhnliche java'sche Tikare, sehr geschmeidige Matten, waren nach einigen Stunden so spröde wie Glas, und ließen sich in der Hand so fein wie Mehl zerreiben.

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen über das Klima wollen wir auf den wichtigeren, für den Kaufmann interessanten Theil unserer Arbeit, auf den Bodenanbau, Gewerbesleiß und den damit verbundenen Handel u. übergehen, diesem aber eine kurze Beschreibung der Pflanzen- und Thierwelt Javas voraus schicken.

**Pflanzenwelt.** Mit wenigen Ausnahmen ist die ganze Oberfläche von Java, vom Strande bis zu den höchsten Gipfeln, mit dem reichsten und mannigfaltigsten Pflanzenwuchs bekleidet.

Die Nordküste ist mit Rhizophoren, die Südküste mit Pandanusarten umsäumt, welche letztere sich auch an dem felsigen, mehr aus Kalkstein bestehenden, Ufer erheben. An hoher Küste findet sich Waldung von Sträuchern aus der Familie der Goodeniaceen, von *Dodonaea*, *Elimacandra* und *Fagraea*, und dahinter von Fächerpalmen. Der Fruchtboden ist reich an Nähr- und Delppflanzen, an Baumwolle, einer Fülle von Fruchtbäumen, würzigen und duftigen Pflanzen, Ruz- und Farbehölzern. Die stehenden Gewässer, Gräben und Sümpfe sind reich an *Nymphaea*-Arten, im Schlamm Boden an Gräsern und Cyperaceen, auf weiten Strecken breitet sich das 3—4 Fuß hohe Alang-Alanggras, *Saccharum Koenigii* Reiz, aus; in diesen Graswüsten erheben sich inselartig dicht verflochtene, von Schlingpflanzen durchwebte, schwer durchdringliche, oft stachelige Strauch-Wildnisse, ebenso als Gürtel zwischen bebaueten Gegenden und eigentlicher Umwaldung. Hier und da zeigen sich trockene, mit kurzem Grase bewachsene Ebenen und sonst geneigte Bergabhänge, so wie auf dem Hügellande abwechselnd aus Sträuchern und Bäumen zusammengesetzte Waldgruppen, welche wenig Schatten bieten; die kahlen Wände der sich steil erhebenden Kalksteinbänke und thurmartig erhebenden Kalkfelsen sind mit den holzigen Stengeln der Piperaceen umrankt; die vollkommenen, ohne alle Dammerde vorhandenen Kalkfelsen sind von den riesenhaftesten Feigenbäumen dicht bewachsen; alle höheren und von Umfang größeren Kalkfelsen sind auf ihrem Scheitel mit den üppigsten Waldbäumen bedeckt, und die steilen Wände, an welchen kein Mensch hinauf zu klettern vermag, prangen doch mit so dichtem Baumbauch-Grün, daß kaum etwas von ihrer Weise durchschimmert; besonders sind es *Ficus*, die hier üppig wuchern. Diese *Ficus* mit *Akazien*, *Djatti*, *Tectona grandis* u. bilden den Hochwald des Urwaldes, bis zur Höhe von 2000 Fuß über dem Meere, in welcher letzterem der Boden dicht mit Gesträuch überwachsen ist, und es von Planen und Schmarogerpflanzen in reichster Fülle wimmelt.

Die Pflangstaude, *Musa paradisiaca*; die Arengpalme, *Arenga saccharifera*, gedeiht noch zwischen 2 und 3000 Fuß, während zwischen 3 und 4000

Fuß Thee und Kaffee den günstigsten Boden und die gedehlichste Witterung finden. In der Hochwaldung findet sich der bis gegen 100 Fuß hohe Rosamalebäum, welcher an sich weder Planen, noch Schmaroger duldet, während sich in der übrigen Waldung an die Bäume und Zweige, Farrenkräuter, Pilze und Orchideen anheften und der Boden mit Farrenkräutern und Pilzen bedeckt ist.

Anderß steht der Wald zwischen 4500—7000' Höhe aus; dort herrschen *Botocarpus*-Arten, Eichen und Laurineen vor. „Während die Bäume“, sagt Brauer, „in diesen Gebieten der in's Auge fallenden Blüthen ermangeln, prängen die Orchideen hier um so prachtvoller und ist das Unterholz um so schöner geschmückt. In diesen feuchtesten aller Wälder findet sich die Mehrzahl der 86 Gattungen in 292 Arten auf Java bekannten Orchideen. Dem mittleren und östlichen Java sind in diesem Gebiete zwei gesellige, heerdenweise bei einander wachsende Bäume eigenthümlich: der Anggring, *Parasponia parviflora*, ein Baumchen aus der Familie der Urticeen, und der Tjemoro, *Casuarina Junghuniana* von bisher streitiger Familie, die beide, mit Ausschließung anderer Baumarten, einen Wald für sich selbst zusammen setzen.“

Die Bebauung des Bodens hört durchschnittlich zwischen 4 und 5000 Fuß Höhe auf; eine Ausnahme davon machen der Gunong-Di'eng und der Gunong-Tengger, auf denen sich, durch örtliche Verhältnisse begünstigt, ein kleiner Theil der Bevölkerung über 5000' hinaus angesiedelt hat, und in einer Höhe zwischen 4500—6457' noch Felder bebaut und Reis, Kartoffeln, Knoblauch, Kohl und andere europäische Gartengemüse, so wie einen besonders geschätzten Tabak erzieht. Ueber diese Höhe hinaus hört alle Bodencultur auf, wenn man den Versuch ausnimmt, auf dem Gunong-Mandala-wangi, in der Höhe von 9145 bis 9326 Fuß, europäische Obstdäume zu ziehen. Sonst gibt es über 7000 Fuß hinaus nur Urwald.

Die Thierwelt ist auf Java sowohl im Hause und in dessen nächster Umgebung, als auch im Walde reich vertreten.

Als Hausthiere der Javanen bemerken wir den Karbau, *Bos bubalus*, zum Aekern der sumpfigen Reisfelder dienlich, daneben das kleine javanische Pferd; Kühe halten bloß Europäer; im Hause ist der Hund und die Katze; Hühner, Enten, Ziegen gehören unter das auf Pfählen erbaute Haus. Auch finden sich Turteltauben in Käfigen, und Stöcke zur Aufnahme kleiner stachelloser Bienen, der Salemprang.

Zwischen den Cocospalmen, in der Umgebung der Häuser, bewegt sich das kleine Eichhörnchen, *Sciurus Platani*, sowie der fliegende Bilox, *Pteromys sagitta*; bei Tage hängt, wie ein großer Fruchtklumpen, der fliegende Hund (*Kalong*), *Pteropus edulis*, an den Bäumen, welcher sich des Abends aufmacht, um Obst- und Fruchtbäume zu plündern, und gegen Morgen wieder in sein Dorfgehölz zurückgekehrt den Tag über, mit dem Kopf nach unten hängend, zu verbringen. Giftige wie ungiftige Schlangenarten finden sich in Gärten und Feldern.

Vom Strande bis in den obersten Hochwald hinein ist die Familie der Affen stark vertreten, darunter besonders der graue Monjet, der einsam lebende Surili, *Semnopithecus mitratus*; der schwarze Lutung, *S. maurus*, der langarmige Uwa-Uwa und in O.-Java der rothbraune Kowi. — Die

Familie der Fledermäuse ist nicht allein im Kalong sehr reichlich vertreten, sondern es hängen Schaaren anderer Arten bei Tage an den Decken der Höhlen und liefern in ihrem Unrath den Eingebornen Stoff zur Bereitung von Salpeter. — Der kleine Dachs Biul und der Segung finden sich bis zu 7500 Fuß; unter die Marder sind zu zählen der Matjang Tjongkok und der Musang. Neben dem oben erwähnten Haushunde streift der wilde Hund, *Canis rutilans*, in Truppen von 20—50 Stück, größer als ein Fuchs, umher, und fällt am Strande die großen Seeschildkröten bei deren nächtlicher Wanderung, theils Ziegen, ja sogar Pferde, welche Nachts auf der Weide gelassen wurden, an. — Höher hinauf findet sich die wilde Katze, mit pantherartig geflecktem Fell; außerdem gibt es hier viele Panther und Tiger, und ist besonders der Königs-Tiger, *Felis tigris*, auf Java in furchtbarer Menge vorhanden und gefährdet Flur und Wald, Strand und Hochland. — Ein Stachelschwein (*Landak*), gilt seines weißen, zarten Fleisches wegen für einen Leckerbissen bei den Eingeborenen; ein Schuppenthier, *Manis jav.*, lebt vorzüglich von der Fülle der Termiten und räumt unter diesen Zerstörern der Wohnungen von Holz und Bambu auf. — Sehr häufig ist das Rhinoceros, neben welchem wilde Schweine und Hirsche in großen Rudeln den reichhaltigsten Theil der Thierwelt bilden; nicht in Rudeln vorkommend ist das Reh und der furchtsame, kleine, zierliche Hirsch (*Kantjil*), *Moschus jav.*, welche beide leicht zu zählen sind. Daneben ist in der Höhe von 2—7000 Fuß der wilde Stier (*Banting*), *Bos sundi*, durch den größten Theil der Insel verbreitet. — Außer Eidechsen, Schildkröten, Schlangen sind noch Kaimann und Leguane vorhanden. — Von den Vögeln erwähnen wir den Begleiter des Tigers, den Pfau; außer diesem finden sich Turteltauben, Papageien, Eulen, insbesondere der wilde Hahn, *Gallus fuscatus*, ein Ziegenmelker, der Reisdieb, der ausgezeichnete Singvogel *Manuk Kaso*, *Muscicapa cantatrix*, der Nashornvogel, die Schwalbe, welche in den Höhlen am Meere ihre essbaren Nester anklebt. — Von Insekten wimmelt es, im Boden wie in der Luft. — In den feuchten Wäldungen bildet der Springblutigel *Padjet*, *Hir. zeylanica*, eine große Plage.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Hypothekenversicherung.

Von

G. Cress.

(Schluß.)

Auch die Hypothekenversicherung hat diesem Faktor und seinen Einflüssen ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Sie hat ihr Unternehmen auch für diejenigen Kreise berechnet, welche bisher unsere Sparkassenverwaltungen warm zu machen pflegten. Die Aufgabe war allerdings schwierig. Sie durfte sich dabei nicht denselben Alternativen aussetzen, welche den Sparkassen zuletzt übrig geblieben waren.

Es kam nicht nur darauf an, die Ersparnisse des kleinen Bürgers in andere Bahnen zu lenken und etwa der Hypothekenversicherung zuzuführen. Es handelte sich auch darum, dieselben mobil zu erhalten und ihnen kursfähige Eigenschaften zu verleihen. Es mußten kursfähige mit Zinscoupons versehene Schuldbriefe an die Stelle der nicht Umlauf habenden, nicht Börse fähigen Sparkassenbücher treten. Ersparnisse vom geringsten Werthe — selbst unter 5 Thalern — mußten durch Gewährung eines besseren Zinsfußes an längere Kündigungsfristen gewöhnt werden. Vor allen Dingen aber mußte in den weiteren Kreisen des Publikums, also im größeren Verkehr, Vertrauen zu den kleinen Schuldverschreibungen der Hypothekenversicherungsgesellschaft errungen werden, um den Umlauf derselben zu befördern und die Kündigungen solcher Ersparnisse möglichst zu vermeiden.

Zur Erreichung dieser Zwecke hat die preussische Hypothekenversicherungs-Aktiengesellschaft außer den bereits genannten Hypothekenantheilcertifikaten, noch eine andere Art Effekten freirt, welche vielseitige Verwendung finden können.

Sie gibt nämlich:

- 1) cedirbare mit Zinscoupons versehene Depositenscheine für kleine Kapitaleinlagen von mindestens 25 Thalern, welche bei ihr auf 5 Jahre fest, mit sechsmonatlicher Kündigung deponirt werden zu 4 % Zinsen per annum;
- 2) verzinsliche aber nicht cedirbare Depositenuittungen für Ersparnisse, welche kürzere Kündigungsstermine (von einem Jahre bis zu acht Tagen abwärts) vorziehen und sich dagegen mit Zinserträgen von 2, 2½, 3, 3½ und 4 % (je nach der Kündigungsfrist) begnügen;
- 3) Sparscheine über einbezahlte Summen und Erübrigungen des Wenigerbemittelten, welche längere Zeit — mindestens 5 Jahre — entbehrt werden können und verzinst diese Einlagen mit 4 % Zins auf Zins gerechnet.

Alle diese Depositenscheine sind ebenso wie die Hypothekenantheilcertifikate durch versicherte Hypotheken garantirt.

Ueber den Verkehr in denselben geben die Rechnungsabschlüsse der Gesellschaft folgende Notizen. Von den Depositenscheinen und Depositenquittungen waren

| zu Anf. d. Jahres in Cours auszufertigen | 1863.             | 1864.          | 1865.           | 1866.            |
|------------------------------------------|-------------------|----------------|-----------------|------------------|
|                                          | —                 | 120 148,474 25 | 264 97,197 23   | 360 85,365 13    |
|                                          | 414 Rg 311,866 25 | 278 361,855 17 | 231 229,203 —   | 6 206 126,900 6  |
| Zusammen                                 | 414 Rg 311,866 25 | 398 510,330 12 | 495 326,400 29  | 566 212,265 20   |
| wieder eingelöst.                        | 294 " 163,392 —   | 134 413,133 9  | 135 241,034 19  | 187 106,020 9    |
| am Jahreschluß in Umlauf                 | 120 Rg 148,474 25 | 264 97,197 2   | 3 360 85,365 13 | 6 379 106,245 10 |

Wie aus diesen Aufzeichnungen ersichtlich ist, hatte die Zahl der am Jahreschlusse umlaufenden Stücke sich von 120 auf 379 erhöht, innerhalb drei sehr bewegter Jahre.

Dagegen war der Durchschnittswerth der Stücke gefallen. Er wird noch mehr fallen müssen, je mehr die Hypothekenversicherung mit diesem Zweige ihrer Thätigkeit durchdringt, je mehr sie in denjenigen Kreisen der Gesellschaft Eingang findet, deren geringe Ersparnisse jetzt andere Sammelplätze suchen und mit ihrem Einfluß auf die Bewegungen des Realcredits meistens unterstützt zu werden pflegen.

Von den Sparscheinen waren ultimo 1863 = 620 Stück im Betrage von Thlr. 19,577. und ultimo 1866 = 979 Stück mit Thlr. 43,858. auszufertigt.

Die praktische Thätigkeit der Hypothekenversicherung ist indessen nicht nur dem Kapital, nicht nur dem Hypothekengläubiger zugewendet, sondern namentlich auch dem Hypothekenschuldner. Leider ist es noch zu wenig bekannt, was sie dem Letzteren, also dem Grundbesitzer, zu bieten vermag. Oft erwartet man in dieser Beziehung zu viel, oft zu wenig von dem neuen Unternehmen.

Da können dann die Täuschungen natürlich nicht ausbleiben.

Mancher hält die Hypothekenversicherung mit ihren Vertretern schlechthin für ein Wohlthätigkeitsinstitut, welches die Absicht hat, dem Grundbesitzer alle Hypothekenkapitalien zu verschaffen, die ihm gekündigt werden, oder mit denen er sein Besitzthum nach Belieben zu belasten gedenkt.

Andere sind der Meinung, sie sei die Schleifmühle, in der verrosteter Kredit wieder zu altem Glanze aufpolirt werden könne gegen eine mäßige Vergütung, etwa so wie mancher Personalkredit durch ein Freundschaftsattest erhöht, mancher Schwindel durch Wechselreiterei gehalten wird.

Beide Voraussetzungen beruhen auf einem Irrthum.

Für verschwendungsfüchtige Glücksjäger, für leichtsinnige Schuldenmacher oder für spekulative Zwischenkäufer und Grundstückszertrümmerer ist die Hypothekenversicherung nicht berechnet. Weber diese Leute, noch auch alle Commissionsäre und Geldmäkler mit unerfättlichem Eigennuz und dem Grundsatz: „Das Geld riecht nicht“ haben von ihr etwas Gutes zu erwarten.

Ihnen schneidet sie vielmehr nach und nach die bequeme und einträgliche Existenz ab, je mehr sie den berechtigten Realcredit wieder zur Geltung bringt.



Das muß man festhalten.

Anders ist dagegen ihre Stellung zu dem soliden und intelligenten Grundbesitzer.

Ihm will sie sein Eigenthum erhalten. Ihm will sie nützlich werden und sowohl Verlegenheiten als Verluste ersparen. Aber sie macht den ihm zu gewährenden Kredit, die ihm zu leistende Garantie trotzdem nicht von seiner Person allein abhängig. Sie gründet vielmehr Beide außerdem noch auf die durchgreifend gerechtfertigte und allgemein bekannte Gewißheit, daß er seinen Grund und Boden auch ökonomisch richtig ausnützt und ordnungsmäßig verwaltet.

Gerade diesem letzteren Umstande widmet sie die meiste Aufmerksamkeit.

Seiner Ermittlung opfert sie viel Zeit und viel Arbeit.

Und von dieser Ermittlung macht sie die praktischen Vortheile abhängig, welche sie dem Grundbesitz gewährt.

Diese Vortheile aber bestehen zunächst:

- 1) in einer verantwortlichen Prüfung der angebotenen hypothekarischen Sicherheit, über deren Ergebnis dem Grundbesitzer ein Prüfungscertifikat ausgestellt wird, wenn er es wünschen sollte;
- 2) in der Versicherung hypothekarischer Forderungen — auf Grund der vorgenannten Prüfung — gegen Verluste an Kapital, Zinsen und Kosten, welche dem Hypothekengläubiger entweder durch ein Sanktionsverfahren erwachsen könnten oder die ihn treffen möchten, wenn der Grundbesitzer die — sei es nun mit oder ohne Klage — erfolgte Kapitalkündigung nicht respektiren oder erfüllen kann;
- 3) in der Vermittlung hypothekarischer Darlehen oder in dem Ankauf und in der Beleihung versicherter hypothekarischer Forderungen;
- 4) in der Eröffnung einer Hypothekentilgungskasse, welche dem Grundbesitzer die Abtragung seiner Hypothekenschulden erleichtern soll.

Die ad 1) beregte Prüfung der hypothekarischen Sicherheiten hat vor allen Dingen den Zweck, die Sicherheit des von einem Grundbesitzer gebotenen Pfandes, dem Kapitaldarleiher glaubhaft nachzuweisen und letzterem gleichzeitig alle Mühwaltungen zu ersparen, welche mit einer genauen Werthsermittlung des Pfandobjekts und mit der Prüfung der formellen Richtigkeit seiner Verschreibungen verbunden zu sein pflegen.

Daß sie, schon in Rücksicht auf eine eventuelle Versicherung (ad 2), mit der größten Sorgfalt ausgeführt werden muß, liegt in der Natur der Sache. Traurig stehts indessen mit den bisherigen Anhaltspunkten zu dieser Prüfung. Unsere gebräuchlichen Abschätzungen genügen dabei keineswegs, weil man weiß, wie bei denselben verfahren wird.

Sehr oft fragen die Bauverständigen oder Abschätzungscommissäre zuerst nach dem Zwecke der Taxation und machen dann ihre Schätzungen. Wenn drei verschiedene Baumeister ein und dasselbe Haus taxiren sollen, bringt sicherlich jeder eine andere — oft sehr abweichende — Summe heraus. Und die gerichtlichen Taxen? Nun auch sie leiden an denselben Schwächen und sind höchstens nur als Unterlagen zu betrachten, nach denen Behörden und öffentliche Institute

ihre Kapitalien auszuleihen pflegen. Selbst landwirthschaftliche Abschätzungen und Grundsteuertarationen bieten keinen sicheren Maßstab.

Erstere ruhen in vielen Orten noch auf längst veralteten Anschauungen und Preisen und tragen weder den dazwischen liegenden Veränderungen in klimatischer und commerzieller Beziehung, noch den zeitgemäßen Fortschritten im industriellen und merkantilen Leben, Rechnung. Letztere aber sind mit Rücksicht auf ihren Besteuerungszweck von den Betheiligten meistens so niedrig als möglich angelegt und geben ebenso wenig einen richtigen Maßstab für den wirklichen Ertragswerth des Grundstücks.

Da nun aber gerade dieser letztere Werth von der Hypothekenversicherung auf mehrere Jahre gewissermaßen garantirt werden soll, so ist's natürlich, daß dieselbe zunächst über die Schwierigkeiten seiner Ermittlung hinauskommen muß und daß jeder Grundbesitzer, welcher die Garantie der Hypothekenversicherungsgesellschaft für sein Eigenthum erstrebt, schon in seinem eigenen Interesse wohl thun wird, alle Unklarheiten aus dem Wege zu räumen und alle vortheilhaften Einflüsse und Umstände anzuregen, welche auf die Prüfung seines Antrages und der durch denselben angebotenen hypothekarischen Sicherheiten einwirken können.

Wer das nicht kann oder nicht will, für den wird's besser sein, wenn er von der Hypothekenversicherung lieber ganz fern bleibt. Dann erspart er wenigstens die Prüfungsgebühren.

So wichtig nun aber auch ein Prüfungscertifikat in den Händen des Grundbesitzers sein mag, so bildet dasselbe doch eigentlich nur die Grundlage für den weitaus wichtigeren Zweck, welchen die ad 2) beregte Versicherung einer hypothekarischen Forderung erfüllen soll.

Ueber den Vortheil der Letzteren für den Grundbesitzer kann man nicht mehr im Zweifel sein, wenn man der früher erwähnten Garantien gedenkt, welche dem Kapitaldarleiher — dem Hypothekengläubiger — durch die Versicherung geboten werden.

Dieselben sind so ausgedehnt und umfangreich, daß sie auch selbst notorisch ängstliche Naturen zufriedenstellen und von einer voreiligen Kapitalkündigung abhalten müssen.

Sobald aber die Kündigungen der Hypothekengläubiger sich vermindern, so vermindern sich auch die Verlegenheiten und Verluste der Hypothekenschuldner, das ist handgreiflich.

Gesetzt den Fall, es träte aber dennoch eine Kündigung ein, welche dem Grundbesitzer zur ungelegenen Zeit käme und Unbequemlichkeiten oder Sorgen brächte?

Nun, dann wird ja die Hypothekenversicherungsgesellschaft von derselben unzweifelhaft in Mitleidenschaft gezogen und muß bei versicherten Forderungen oder wegen derselben direkt auf die Seite des Grundbesitzers treten, ja sogar sein Interesse theilen, wenn sie nicht aus eigenem Säckel Geld zulegen oder das Pfandobject übernehmen will.

Schon diese beiden Folgen einer Versicherung rechtfertigen die Ansicht: daß es eine Wohlthat für den Grundbesitz wäre, wenn die Kapitalisten nur in versicherten Hypotheken ihre Gelder anlegen würden.

Alein die vollzogene Versicherung bietet dem Grundbesitzer durch die ad 3) beregte Vermittlung von Kapitalien u. s. w. noch einen weiteren direkten Vortheil.

Dadurch, daß aufgeklärte Verwaltungen den Vorzug versicherter Hypotheken erkannt haben und sich bei Bedarf von Hypotheken an die Hypothekenversicherungsgesellschaft wenden; dadurch, daß die Letztere nicht nur ihre eigenen Kapitalien, sondern auch alle anderweit ihr zufließenden baaren Mittel dem Erwerb von Hypotheken zuwendet, ja sogar zuwenden muß — wie ich oben es andeutete bei der Begründung ihrer Stellung zum größeren und kleineren Kapital — ist sie in der Lage, dem bei ihr versicherten Grundbesitzer eine billigere Kapitalvermittlung zu eröffnen.

Doch nicht nur eine billigere, auch eine reellere Vermittlung bietet sie ihm. Und darin liegt die Hauptsache. Sie schützt ihn vor den Opfern, welche bisher in die Hände eigennütziger Commissionäre und Geldmäkler zu legen waren. Ein halbes Prozent ist die ganze Revenue, welche die Gesellschaft bei dem Abschluß eines Vermittlungsgeschäftes für ihre Mühe in Anspruch nimmt. Ihre Darlehen, oder die durch sie vermittelten, stammen nicht von Speculanten, welche kurze Kündigungsfristen bieten und gerne Subhastationen erstreben, um billig in den Besitz des verpfändeten Eigenthums zu gelangen.

Sie theilt auch nach dieser Seite das Interesse des Grundbesitzers und der aufgeklärte Mann wird gerade durch diese gemeinsamen Bestrebungen sein Besitzrecht oder die Erhaltung seines Eigenthums thatsächlich versichert sehen.

Ueber die Höhe der von der preussischen Hypothekenversicherungsgesellschaft garantirten hypothekarischen Forderungen, am Schlusse des vorigen Jahres, machte ich schon oben einige Andeutungen. Ueber die Bewegungen in diesem Versicherungsverkehr lasse ich hier noch einige Angaben folgen:

|                                             | 1863. |            | 1864. |            | 1865. |            | 1866. |            |
|---------------------------------------------|-------|------------|-------|------------|-------|------------|-------|------------|
|                                             | Pol.  | Thaler.    | Pol.  | Thaler.    | Pol.  | Thaler.    | Pol.  | Thaler.    |
| Beim Beginn des Jahres versichert           | —     | —          | 572   | 6,863,879  | 698   | 8,677,815  | 862   | 10,059,185 |
| Angemeldet wurden im Laufe des Jahres       | 1699  | 33,524,821 | 428   | 9,429,065  | 474   | 11,035,396 | 450   | 11,646,948 |
| Total                                       | 1699  | 33,524,821 | 1000  | 16,292,944 | 1172  | 19,713,211 | 1312  | 21,706,133 |
| Abgelehnt wurden davon                      | 901   | 24,075,516 | 205   | 6,613,459  | 216   | 7,635,295  | 237   | 9,161,632  |
| Zur Versicherung gelangten also             | 798   | 9,449,305  | 795   | 9,679,485  | 956   | 12,077,916 | 1075  | 12,544,501 |
| (davon wurden rüfornirt *)                  | 226   | 2,585,426  | 97    | 1,001,670  | 94    | 2,018,731  | 98    | 1,327,700  |
| Mitthin blieben versichert am Jahreschlusse | 572   | 6,863,879  | 698   | 8,677,815  | 862   | 10,059,185 | 977   | 11,216,801 |

Die Gesellschaft hat also während ihres Bestehens, d. h. im Verlauf von 4½ Jahren im Ganzen an Versicherungen abgeschlossen:

\*) Aufgehoben wegen Todesfall, Verkauf, Veränderung der Objecte und nicht gezahlten Prämie.

|                  |     |              |           |         |
|------------------|-----|--------------|-----------|---------|
| im Jahre 1862—63 | 798 | Policen über | 9,449,305 | Thaler, |
| " " 1864         | 223 | " "          | 2,815,606 | "       |
| " " 1865         | 258 | " "          | 3,400,101 | "       |
| " " 1866         | 213 | " "          | 2,485,316 | "       |

Total 1492 Policen über 18,150,328 Thaler,

und das ist ein Resultat, welches im Versicherungsweisen bisher noch nicht erzielt wurde.

Die während desselben Zeitraums zur Prüfung geeignet befundenen Versicherungsanträge erreichten die Höhe von 3051 Stück mit 65,636,230 Thalern.

Vergleicht man die beantragten, mit den effektiv versicherten Summen; beachtet man, daß etwa die Hälfte der Anträge abgelehnt werden mußte und nur circa  $\frac{3}{11}$  der offerirten Hypothekenbeträge zur Versicherung gelangten, so kommt man zu dem Schlusse, wie groß das Bedürfnis, wie selten die Qualification zur Versicherung ist. — Auch über die Betheiligung der einzelnen Gegenden finden sich Aufschlüsse.

Von den am Jahreschlusse 1866 versicherten Beträgen waren nämlich untergebracht:

|                |     |                        |           |          |
|----------------|-----|------------------------|-----------|----------|
| in Berlin      | 347 | Policen im Betrage von | 4,495,365 | Thalern, |
| " Rheinprovinz | 136 | " " " "                | 459,365   | "        |
| " Brandenburg  | 110 | " " " "                | 1,373,974 | "        |
| " Schlesien    | 109 | " " " "                | 934,183   | "        |
| " Sachsen      | 107 | " " " "                | 1,390,064 | "        |
| " Ostpreußen   | 50  | " " " "                | 874,970   | "        |
| " Pommern      | 39  | " " " "                | 629,760   | "        |
| " Westpreußen  | 33  | " " " "                | 542,545   | "        |
| " Posen        | 19  | " " " "                | 251,896   | "        |
| " Ausland      | 16  | " " " "                | 144,389   | "        |
| " Westphalen   | 11  | " " " "                | 165,290   | "        |

Diese Ziffern kennzeichnen das Feld der Thätigkeit, sowie Intelligenz und Qualification der einzelnen Provinzen.

In Folge der geschlossenen Versicherungen sah sich die Gesellschaft während  $4\frac{1}{2}$  Jahren bei folgenden Subhastationen betheiligt und zwar im Laufe des Jahres:

|                          |         | Thlr.                     | Thlr.   |
|--------------------------|---------|---------------------------|---------|
| 1862—63 bei 6 Fällen mit | 77,780  | Versicherungssumme, gegen | 162,900 |
| 1864 " 7 " "             | 38,898  | " " "                     | 75,738  |
| 1865 " 30 " "            | 609,413 | " " "                     | 681,288 |
| 1866 " 35 " "            | 329,383 | " " "                     | 534,397 |

Zusammen 78 Fälle mit 1,055,474 versichert, gegen 1,454,323 Lare.

Der ganze Verlust, welchen sie bei diesen Subhastationen erlitt, erreichte aber nur die Höhe von 6742 Thlr. 13 Sgr. 2 Pf. Allein es wurde außerdem für die noch schwebenden Vergantungen 23,000 Thlr. zur Schadenreserve genommen, aus dem Gewinne des Jahres 1866. Ob dieselben indessen zur Deckung der aus dem vorigen Jahre noch schwebenden Regulirungen nöthig gewesen sein werden, darüber bringt der diesjährige Abschluß erst die näheren Mittheilungen.

Die Gesellschaft hat indessen mehrere der subhastirten Grundstücke an sich

bringen, also selbst übernehmen müssen. Einzelne davon mußte sie sogar erst ausbauen lassen. Im Jahre 1866 gab sie für Meliorationen, Bauten, Inventar u. s. w. circa 12,606 Thlr. aus. Allein sie verkaufte auch in demselben Jahre alle diese Grundstücke wieder bis auf zwei, und deckte nicht nur durch den Verkauf derselben ihre sämmtlichen Auslagen und Vorschüsse, sondern erübrigte auch noch einen Gewinn von 13,192 Thlr., welcher im vorigen Jahre an die Actionäre vertheilt wurde.

Die in  $4\frac{1}{2}$  Jahren verloren gegangenen 6742 Thlr. 13 Sgr. 2 Pf. wurden also durch den Verkauf der übernommenen Grundstücke in einem Jahre fast doppelt wieder eingebracht und darin liegt eben der originelle Vorzug, welchen die Hypothekenversicherung gegenüber anderen Versicherungsgeschäften hat, und den ich in der Theorie bereits berührte.

Ueber Kauf, Verleihung und Vermittlung hypothekarischer Forderungen sind folgende Resultate erwähnenswerth.

An versicherten Hypotheken kaufte und erwarb die preussische Hypothekenversicherungsgesellschaft:

|           |         |           |             |
|-----------|---------|-----------|-------------|
| im Jahre  | 1862—63 | 2,042,915 | Thaler,     |
| "         | "       | 1864      | 901,237 "   |
| "         | "       | 1865      | 1,231,660 " |
| "         | "       | 1866      | 1,056,555 " |
| im Ganzen |         | 5,232,367 | Thaler.     |

An Vorschüssen gewährte sie auf versicherte Hypotheken:

|           |         |         |           |
|-----------|---------|---------|-----------|
| im Jahre  | 1862—63 | 388,433 | Thaler,   |
| "         | "       | 1864    | 74,492 "  |
| "         | "       | 1865    | 198,310 " |
| "         | "       | 1866    | 112,239 " |
| im Ganzen |         | 773,474 | Thaler.   |

Vermittelt hat sie aber alljährlich zwischen 3 bis 4 Millionen Kapital, auf versicherte Hypotheken. Nur im vorigen Jahre mußte dieser Verkehr leiden, weil die Käufer, in Folge des großen Hypothekenangebots, größtentheils so niedrige Limitums machten, daß viele Verkaufsaufträge unausgeführt blieben. Trotzdem wechselten fast 2 Millionen Thaler Hypothekencapitalien die Hände, durch Vermittlung der Gesellschaft.

Wenn aber ein Unternehmen, welches unter so äußerst schwierigen Zeitumständen geboren ist, und gleich mit drückenden Zeitverhältnissen zu kämpfen hat, schon in den ersten Jahren seiner Existenz Resultate liefert und Ausdehnungen gewinnt wie die sämmtlichen, bis hierher angeführten Zahlen es nachweisen, dann muß es zeit- und zweckgemäß sein. Solche Ergebnisse dürften auch selbst den Ungläubigsten überzeugen, daß sich's hier nicht um Phrasen, sondern um Thatfachen handelt, deren Veröffentlichung in weiteren Kreisen des Publikums sich wohl rechtfertigen möchte.

Ich habe endlich noch des letzten, ad 4 oben erwähnten Vortheils zu gedenken, den die Versicherung hypothekarischer Forderung gewährt, und der in der Eröffnung einer Hypothekentilgungskasse besteht.

Wer dieser Kasse beitrith, muß sich nämlich verpflichten, alljährlich einen bestimmten Prozentsatz seiner Hypothekenschulden an die Gesellschaft zu bezahlen,

wogegen dieselbe ihrerseits die Tilgung dieser Schulden übernimmt. Die einzuzahlenden Prozentsätze sind sehr verschieden. Sie beginnen mit  $\frac{1}{2}$  % und steigen bis zu 10 % per annum, je nach der Wahl des Grundbesizers. Es richtet sich nach ihnen aber der Tilgungstermin der Hypothek. Je mehr der Grundbesitzer jährlich zurücklegt in die Tilgungskasse, desto früher löst die Gesellschaft seine Hypothek ein.

Tritt ein versicherter Grundbesitzer auch der Tilgungskasse bei, so gewährt die Gesellschaft ihm noch besondere Begünstigungen bezüglich der sonst üblichen Versicherungsprämie.

Will Jemand wieder von der Tilgungskasse zurücktreten, so ist auch dieses gestattet, und es werden ihm 1 Jahr nach der Austrittserklärung, die einbezahlten Beiträge mit 4 % Zinsen wieder zurückerstattet.

Die Tilgungskasse setzt also jeden Grundbesitzer in die Lage, seine Hypothekenschulden gewissermaßen durch Annuitäten abzutragen, mit dem Unterschiede, daß sie es gestattet, die auf diese Weise geleisteten Zahlungen auch als noch flüssige Ersparnisse zu betrachten und wieder zurück zu verlangen, während bezahlte Annuitäten bedingungslos und unwiederbringlich in die Hände des Gläubigers wandern.

Am Schlusse des Jahres 1866 waren bei der preussischen Hypothekenversicherungsactiengesellschaft:

227 Tilgungskassenscheine mit einem Betrage von 1,615,612 Thln. in Kraft. Für die meisten von ihnen wurden  $\frac{1}{2}$ , 1 oder 2 % jährlich zur Kasse gezahlt. Nur 10 Scheine waren unter ihnen, welche die Tilgung in  $8\frac{1}{2}$  Jahren garantiren, also mit Tilgungsraten von 10 % jährlich ausgesetzt sind.

Soviel über die Hypothekenversicherung und ihren Einfluß auf den Realcredit.

Auch sie beweist es, daß der Credit nicht durch Gesetze, Staatsbanken, Zwangscourse u. s. w. reparirt werden kann, sondern daß er sich erhebt und erhält, sowie die Gewißheit über die Berechtigung des ihm zu Grunde liegenden Vertrauens wiederkehrt, und so wie alle schwerfälligen Prozeßformen, alle nichts sagenden, nutzlosen Gebräuche weggeräumt sind, welche bisher entweder den Mißbrauch des Vertrauens begünstigten, oder die vorausgesetzte Berechtigung desselben illusorisch machten.

Staat und Staatsbürger haben hiebei ihre je besonderen Aufgaben zu erfüllen.

Wer nun aber den Staat und seinen Credit als die einzig rationelle Hilfe für den gesunkenen Realcredit mit seinen Schwächen empfiehlt, erinnert mich immer an einen lustigen Weinhändler, der auch ein Universalmittel für seine bankerotten Berufsgeoffen empfahl.

„Was braucht ein bankerottirter Weinhändler am nöthigsten, wenn er sich wieder aufhelfen will“, war damals die Frage.

Und der Schalk antwortete: Einen Jäger — der ihm was vorschleift, und  
Einen Schuster — der ihm den Absatz bezweckt.

## Miscellen aus der Kaufmannswelt.

### Vorkommen und Produktion des Bernsteins an den preussischen Küsten.

Von

Jakob Röggerath.

Oberberggrath Runge hatte von der königlich preussischen Staatsregierung den Auftrag erhalten, zu untersuchen, ob die bergmännische Gewinnung des Bernsteins im Samlande ausführbar und zweckmäßig sei. Geheimer Rath Professor Göppert begleitete ihn bei der bezüglichen Reise. Beide hielten am 8. August 1867 über ihre Beobachtungen Vorträge in der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Breslau, aus welchen wir auszugsweise die interessantesten Ergebnisse mittheilen.

Außer dem bekannten Vorkommen des Bernsteins in den Lehm- und Sandschichten des norddeutschen Diluviums besprach Runge besonders dasjenige jener Substanz in der charakteristischen sogenannten blauen Erde des Samlandes. Jenen Namen führt eine an Bernstein besonders reiche, 4—20 Fuß mächtige Schicht, welche aus Quarzsand und Thon besteht und viel Glimmer, kohlige Theile und grüne Glauconitkörnchen enthält. Sie gehört der dortigen 70 Fuß mächtigen sogenannten Glauconitformation an, welche in den letzten Jahren durch die ausgezeichneten Arbeiten des Professors Zaddach näher bekannt geworden ist. Nicht ganz sicher und zweifellos ist bis jetzt das geognostische Alter dieser Schicht. Einzelne Versteinerungen, welche darin gefunden worden sind, könnten auf obere Kreide deuten, indeß könnten sie schon als Geschiebe in die marinen Sandablagerungen gekommen sein. Andere Geschiebe in derselben, welche silurischen Gesteinen entsprechen, die an der Nordküste des finnischen Meerbusens und auf der Insel Oesel anstehen, weisen nach Zaddach auf die Localität des untergegangenen Bernsteinwalbes hin, welcher seit vielen Jahren bei den Geologen die verschiedensten Hypothesen hervorgerufen hatte. Die Glauconitformation ist bis jetzt in einer Fläche von etwa vier Quadratmeilen an der Nord- und Westküste des Samlandes nachgewiesen.

Die verschiedenen Gewinnungsarten des Bernsteins bestehen bisher in Ausschöpfen am Strande, Stechen auf Booten in dem Meere, Baggern und in Gräberei. Sehr groß sind die Productionen an Bernstein, welche bei günstigen Windrichtungen durch das Baggern gewonnen werden. Die Firma Becker und Stantien in Memel arbeitet zur Zeit mit 12 Dampfbaggern und 3 Handbaggern und gewinnen jährlich 70,000 Pfund Bernstein. Die ganze Production des Samlandes ist auf ungefähr 200,000 Pfund zu schätzen, wovon ungefähr 100,000 Pfund auf das Ausschöpfen und Stechen, 30,000 Pfund auf den Gräbereibetrieb in den Strandbergen des Samlandes und 70,000 Pfund auf die Baggerei fallen.

Der Bernsteingehalt der eigentlichen Bernsteinschicht, der blauen Erde, schwankt zwischen  $\frac{1}{100}$  und  $\frac{1}{4}$  Pfund im Cubikfuß. Runge bemerkte, daß der Bergbau in der

blauen Erde sehr bedeutenden, nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten begegnen würde, daß diese Schwierigkeiten doch nicht von der Art wären, um von einem energischen Versuch abzuschrecken. Der Bergbau würde in dem sehr ausgedehnten Terrain eine sehr bedeutende Production ermöglichen.

Der Werth des Bernsteins ist sehr verschieden und schwankt zwischen 3 Silbergroschen und mehreren 100 Thalern per Pfund, indem er in den einzelnen Stücken durch Farbe, Größe und Form bestimmt wird. Nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil desselben eignet sich zur Herstellung von Cigarrenspitzen und Brochen, Livorneser Olivenperlen und sonstigen Luxus- und Kunstgegenständen, der bei weitem größere Theil, sowohl der durchsichtige als undurchsichtige, wird zu Perlen, sogenannten Korallen, d. h. nur roh bearbeiteten rundern, durchbohrten und auf Schnüre gereihten Stücken von der verschiedensten Größe verwendet, welche bei den Negerstämmen Afrika's und den Bewohnern Ostasiens gute Abnahme finden, und häufig gegen Naturproducte jener Gegenden sehr hoch verwerthet werden. Man kann auf diese Korallenproduction wenigstens 50 Procent des ganzen Quantum rechnen; das Absatzgebiet für diese Hauptmasse ist daher ein sehr ausgedehntes, da sich der Bernstein seit den Zeiten von Herobot im Geschmaek jener Völker erhalten hat. Etwa 40 Procent des gewonnenen Bernsteins wird wegen Undurchsichtigkeit und Verunreinigung durch pflanzliche und thierische Stoffe, theils auch wegen Kleinheit der Stücke, als ungeeignet zur Herstellung selbst von kleinen Perlen, nur noch als Räucherungsmaterial für verschiedene religiöse Culten und zur Darstellung von Bernstein säure, Bernsteinöl und Bernsteincolophonium, resp. Bernsteinlack, verwendet. Dieses Quantum beträgt jährlich an 80,000 Pfund. Die Bernsteinsäure und das Bernsteinöl wird hauptsächlich in den Apotheken zur Darstellung des bernsteinsäuren Ammonials verwendet; es soll die Bernsteinsäure aber auch in der Färberei und neuerlich ebenfalls in der Photographie (der sogenannte Schaufische Entwickler) Anwendung gefunden haben. Der Bernsteinlack eignet sich ganz ausgezeichnet zum Anstrich von eisernen Röhren, Maschinentheilen, Gußwaaren 2c., da er ihnen eine tiefschwarze Farbe von schönem Aussehen verleiht. Es widersteht dieser Lack den Säuren und Salzen und Temperaturen bis zu 250 Grad C. Runge sah ihn auf Dampfsschiffen bei den eisernen Maschinentheilen vielfach angewendet, und wird diese Verwendung in der Industrie weitere Ausdehnung finden, wenn er erst mehr bekannt ist und schon in der Vergleichung mit den Surrogaten und Fälsificationen als vorzüglich erwiesen wird. Der Apotheker E. Pfannenschmidt in Elbing stellt diesen Lack seit einiger Zeit fabrikmäßig dar.

Professor Göppert brachte die früheren naturwissenschaftlichen Arbeiten über den Bernstein, insbesondere aber über die reiche in und bei demselben vorkommende Flora und Fauna in Erinnerung. Als Mutterpflanzen des Bernsteins hatte derselbe die Hölzer in der Begleitung des Bernsteins nach ihrer Structur als Coniferen erkannt, eine Art derselben unzweifelhaft begründet und mit dem Namen *Pinites succinifer* belegt. Menge beschrieb später einen zweiten Bernsteinbaum. Göppert hielt früher den Bernstein für jünger, als er jetzt anerkennt, jedoch nahm er schon an, daß die gegenwärtige Hauptfundstätte nicht die primäre, sondern nur eine secundäre sei, jetzt aber spricht er sich für ein höheres Alter des Bernsteins in seiner ursprünglichen Ablagerung bestimmt aus, nämlich für dasjenige der älteren Braunkohlenformation Deutschlands. Den bisher bekannt gewordenen Reichthum der Bernsteinflora gibt er auf etwa 163 Arten an. „Vor allem war ich bemüht,“ so heißt es ferner in seinem



Vortrage, „so viel als möglich noch mehr Material zur näheren Kenntniß der Bernsteinbäume selbst zu erhalten, welches viel häufiger ist, als man gewöhnlich annimmt, aber, viel weniger beachtet und anerkannt, alljährig in zahllosen Exemplaren verloren geht. Die Hauptfundstätte ist nämlich in dem sogenannten schwarzen Firniß zu suchen, unter welchem Namen man bekanntlich den nur zu Salzen, Del und Firnißbereitung verwendeten Bernstein von schwärzlicher Farbe versteht, welcher aber diese Farbe größtentheils nur Holz- und Rindenresten verdankt. Die ersteren gehören fast durchgängig, wie die mikroskopische Untersuchung zeigt, den Bernsteinbäumen selbst an und haben, abgesehen von Nachweisung etwaiger specifischer Verschiedenheiten, auch ein gewisses statistisches Interesse, indem sie uns Winke über das quantitative Verhältniß der einzelnen Arten liefern. Die Rindenreste zeigen auf ihrer Oberfläche zuweilen noch die Narben der abgefallenen Blattnadeln, aus welchen man auf ihre Beschaffenheit schließen und somit die vielen einzelnen in Bernstein vorkommenden Blätter auf ihre Stammarten zurückzuführen vermag. Auf diese Weise gelingt es, den Bernsteinbäumen auch ihren Blätterschmuck zu verleihen, von denen wir schon wissen, daß sie hinsichtlich ihrer anatomischen Structur, ihrer Ast- und Jahresringbildung unsern jetztweltlichen Nadelhölzern am nächsten stehen, an Harzreichtum sie aber übertrafen. Auf ihrer Rinde wucherten einst zahlreiche, oft von den gegenwärtigen nicht verschiedene Pilze, Flechten, Laub- und Lebermoose, unter ihrem Schutze sproßten mannigfaltige Cupressineen, Ericineen, welche dem Bernsteinwalde ein gewisses nordisches Aeußere verliehen, dem es aber doch auch durch die Beimischung von immergrünen Eichen und anderen subtropischen und neuholländischen Formen an Abwechslung nicht fehlte.“

Göppert schließt seinen Vortrag mit dem Versprechen, weitere Arbeiten über die Bernsteinflora zu liefern, und richtet deshalb an die Bewohner Preußens die Bitte, seine Notizen beachten und durch Bewahrung der oben erwähnten, stets und überall vorkommenden Exemplare auch ihrerseits zur weiteren Illustration eines Products beitragen zu wollen, dessen Ruf sich weit über die Grenzen unserer Geschichte erstreckt; er bittet, daß man das Gesammelte ihm zur wissenschaftlichen Benutzung anvertrauen möge. Wer irgend den großen wissenschaftlichen Werth der vortrefflichen Göppert'schen Arbeiten im Gebiete der fossilen Botanik kennt, wird gewiß die Verwirklichung seiner Bitte thünlich zu unterstützen suchen. (Westermanns Monatshefte.)

### Ein neuer Marktverkehr (Hypothekenmarkt).

Die Provinz Preußen (Ost- und Westpreußen) ist, wie die räumlich größte unter den nunmehr elf Provinzen des preussischen Staates, so auch diejenige, deren Boden sie zum Getreidebau, deren weite, wohlbewässerte Wiesenflächen sie zum Betriebe der Viehzucht am geeignetsten machen. Trotz dieser natürlichen Ressourcen ihres Bodens ist sie aber gleichwohl diejenige, in welcher die Lage des Realcredits die trüb-

seligste — trübseliger wohl, wie in irgend einem andern Theile Deutschlands — ist; Gläubiger und Schuldner, Finanzmänner und Männer der Wissenschaft klagen gleichmäßig darüber. Freilich steht die genannte Provinz mit dieser Calamität nicht allein da; der Bodencredit ist seit Jahren überall gesunken, in ihr aber gerade, trotz mancher zu seiner Hebung vorhandenen Factoren, am meisten. Seit Jahren schon beschäftigen sich scharfsinnige Köpfe und gewandte Federn damit, die mancherlei Schäden der preussischen Hypothekengesetzgebung aufzudecken und zu beleuchten. Aber so einstimmig auch die gegenwärtig gültige Lehre vom „dinglichen Rechte“, die gegenwärtige Einrichtung der preussischen und überhaupt der deutschen Hypothekengerichte (sie stimmen ja, bis auf einzelne unwesentliche Punkte, alle so ziemlich überein) und Hypothekenordnungen, die Form der Grundbücher und das Verfahren bei Sequestration und Subhastation von allen Sachkundigen verurtheilt wird: so wenig Einverständnis herrscht unter ihnen hinsichtlich der Vorschläge zu gründlicher Abhilfe und Umgestaltung. So werden wir denn wohl noch manches Jahr auf übersichtliche Creditbriefe mit Blancoceffion, auf selbstständige, nach Art der rheinischen Handelsgerichte eingerichtete Hypothekenbehörden, und auf ein vereinfachtes, dem in Wechselprocessen beobachteten sich annäherndes, Gerichtsverfahren zu warten haben.

Aber abgesehen und zum Theil unabhängig von diesen Fundamentalgebrechen, hat der Hypothekenverkehr, dieser so wichtige aber gegenwärtig noch unterschätzte Zweig des allgemeinen Geldverkehrs, noch mit gewissen praktischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht selten hängt der Werth eines Grundstückes von mancherlei concurrirenden Factoren ab, deren Schätzung nicht immer leicht und deren Darlegung nur zu oft lediglich dem guten Willen des Darlehenssuchers überlassen bleibt. Ferner pflegen jetzt die Hypotheken sozusagen nur sporadisch im Verkehre zu erscheinen. Nachfrage und Angebot treten ohne gegenseitige Rücksicht und ohne Ordnung auf, und begegnen sich fast nur zufällig. Für den Capitalisten folgt daraus manche Unbequemlichkeit. Sein Geld liegt zeitweise ungenützt und nur zu oft ist er, um einem solchen unbefriedigten Zustande der Unproductivität ein Ende zu machen, schließlich sich mit einer Waare — denn Waaren sind die Hypotheken ja auch — zu begnügen genöthigt, welche ihm eigentlich nicht zusagt und die er bei vorhandener Auswahl, bei geregelterm Angebot und Nachfrage, nicht acquirirt haben würde. Dies schreckt denn manchen Capitalisten zurück, und läßt ihn statt der Hypotheken lieber Staatspapiere, landschaftliche Pfandbriefe oder Industripapiere erwerben, unter denen er in unserem vielgestaltigen Deutschland ja eine reiche Auswahl hat. Der Darlehenssucher wieder irrt hierhin und dorthin, wo er Capital vermuthet; sieht sich zu demüthigenden Bitten und zuletzt nicht selten zu harten Bedingungen genöthigt. So kommt es, daß der Hypothekenverkehr mit großer Beschränkung und mit einer gewissen Verschämtheit betrieben wird; daß eine Vereinzelung der Geschäfte stattfindet, welche den Umsatz beeinträchtigt; daß unsaubere Elemente sich hineinmischen, welche dem Ganzen einen Makel anheften und dem Darlehenssucher Opfer abdrängen, von denen ein guter Theil in ihre Tasche fällt und dem Darlehensgeber eben so wie dem Darlehensnehmer verloren geht.

Diese und noch andere Uebelstände, welche besonders stark in der Provinz Preußen auftreten, haben eine Anzahl von Capitalisten derselben — darunter mehrere größere Handelshäuser in den beiden Hauptstädten der Provinz, in Königsberg und Danzig — auf den gewiß productiven Gedanken gebracht, die Hypotheken als eine Waare

zum Gegenstande eines neu zu etablirenden Marktverkehrs zu machen. Sie haben also die Gründung eines geordneten, zu bestimmten Perioden sich wiederholenden **Hypothekemarktes** in Königsberg beschlossen. Leitende Idee ist: Nachfrage und Angebot regelmäßiger zu ordnen, da solches die Grundbedingung eines jeden gesunden Geschäftsverkehrs ist; Darlehensgeber und Darlehensfucher in unmittelbare persönliche Verbindung mit einander zu bringen; die Beschaffung der unerläßlichen Unterlagen für eine Verständigung zwischen beiden zu erleichtern; durch einen solchen unmittelbaren persönlichen Verkehr die unsauberen Elemente möglichst fern zu halten; den Zufluß und den Umsatz des Capitals zu fördern; endlich auch die Kosten wesentlich zu verringern; also nach den verschiedensten Seiten hin Nutzen zu stiften.

Aus dem eben Gesagten folgen von selbst die Hauptbedingungen der Einrichtung: Gleichmäßige Benutzung für städtische wie für ländliche Grundstücke aller Art; Auswahl eines namhafte Capitalisten in seinen Mauern vereinigenden und möglichst im Mittelpunkte der Provinz gelegenen großen Platzes (Königsberg) als Marktort; Festsetzung zweier dem Capitalisten und dem Grundbesitzer gleich genehmer jährlicher Termine (nach Johannis und nach Weihnachten); unbeschränkte Zulassung aller Interessenten, sei es in Person, sei es durch von ihnen Beauftragte; ein besonderer Versammlungsort, geeignet zu Besprechungen, welche in mehr oder minder engem Zusammenhang mit dem Hypothekenverkehr sicher nicht ausbleiben und auf denselben gewiß nur fördernd einwirken werden; Bereitwilligkeit anerkannt solider Geschäftsleute, Auskunft zu erteilen und nöthigenfalls auch ihre Vermittlung eintreten zu lassen; dagegen durch den Marktvorstand Fernhaltung solcher Personen, welche aus der Geschäftsvermittlung ein Gewerbe machen (sogenannter „Güteragenten“ und „Geschäftscommissionen“), sofern sie sich nicht durch einen speciellen Auftrag zu legitimiren vermögen oder ihnen der Ruf besonderer Solidität beiwohnt.

Der nächste Hypothekemarkt für Ost- und Westpreußen wird in den Tagen von Sonnabend den 27. Juni bis Sonntag den 5. Juli 1868 in der administrativen Hauptstadt Altpreußens abgehalten werden. Es steht zu erwarten, daß den Capitalisten ein Markt willkommen sein wird, wo sie sich ihre Waare aussuchen und die Darlehensnehmer von Person kennen lernen können. Das auswärtige Capital (man reflectirt hierbei wohl besonders stark auf ansehnliche Danziger Capitale, welche zur Zeit dem Hypothekenverkehr entfremdet und in ausländischen Staatspapieren in einer für die Provinz unproductiven Weise angelegt sind) wird Vertrauen gewinnen, wenn es eine zuverlässige, Vertrauen einflößende Basis für seine Anlegung findet. Darleiber wie Darlehensfucher werden ihre Anträge schon vor dem Termin bei ihren Vertrauensmännern anmelden und die Darlehensfucher, falls ein Geschäftsabfluß auf dem Markte mit Sicherheit in Aussicht steht, auch vorher schon auf einstweilige Hilfe von Finanzmännern, wenn sie derselben bedürfen, rechnen können; was manchem Grundbesitzer sehr willkommen sein dürfte. Endlich aber verfolgt der neue Markt neben dem Hauptzwecke, den wir im Vorstehenden satzsam detaillirt und besprochen haben, auch noch einen zweiten, die Capitalisten angehenden. Es sollen nämlich auf ihn auch Capitalien veräußert, umgetauscht und verpfändet werden; etwas, das auch wieder manchem Capitalisten ganz erwünscht sein wird. Auch der Wohlhabendste kommt ja zuweilen in den Fall, für eine extraordinäre Ausgabe, auf die er nicht gerechnet hat, Geld zu bedürfen: und dieses wird er sicher sofort mit Leichtigkeit und zu liberalen Bedingungen erhalten, wenn er eine gute Hypothek als Unterpfand dafür

zu geben vermag. Häufiger noch sind die Fälle, wo man aus irgend einem Grunde eine Hypothek los zu sein wünscht; sei es auf dem Wege der Veräußerung, sei es auf dem des Umtausches gegen eine andere Hypothek. Zu Weidern bietet der neue Markt Gelegenheit. So kann derselbe denn nach allen Seiten hin fördernd und nutzbringend wirken. Freilich darf man auf die Verwirklichung glänzender Hoffnungen nicht schon beim ersten Anfange rechnen. Noch manches Hinderniß wird hinwegzuräumen, manches Mißtrauen zu zerstreuen, manches Vorurtheil zu besiegen sein. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß auf dem ersten altpreussischen Hypothekenmarkte, ja vielleicht auch noch auf dem ihm zunächstfolgenden, die Nachfrage nach Capital das Angebot erheblich übersteigen wird. Doch darf dies nicht zurückschrecken; Beharrlichkeit wird, wie ja so oft im Leben, so auch hier zum Ziele führen.

Die Namen der Gründer der Hypothekenmärkte — es sind angesehenen, mit Recht in weiten Kreisen geachtete Finanzmänner und Grundbesitzer der Provinz — bieten eine Gewähr dafür, daß es sich bei ihnen nicht um leichtfertigen Humbug, sondern um ernste gemeinnützige Bestrebung handelt. Man sage auch nicht, daß eine bessere Gestaltung unserer Hypothekengesetzgebung diese Märkte überflüssig machen werde; im Gegentheil: den künftigen Creditbriefen wird der schon vorhandene Markt eine vortheilhafte Gelegenheit zum Umsatz bieten und selbst von ihnen einen belebenden Impuls zu blühender Entwicklung erhalten. So steht denn zu erwarten, daß nach dem Vorgange und Muster des in Königsberg etablirten, auch an anderen Orten Hypothekenmärkte entstehen und so diese jetzt den schon vorhandenen neu hinzutretende Art des Marktverkehrs immer größere Pflege und Ausbreitung, und damit eine immer größere Bedeutung für das Geldwesen und die Volkswirtschaft gewinnen wird.

G. Jaquet.

### Teufelsstaub.

Manche Luche, namentlich Wollzeuge, haben ein sehr schönes verlockendes Aeußere; der aus ihnen gefertigte Rock aber, welcher heute noch so auffallend glänzend und elegant war, ist nach dem ersten Wetter, nach der ersten Strapaze verzogen, verschoben, unansehnlich und geht halb ganz und gar auseinander. Mancher Stuffer ist anzunehmen geneigt, daß sein neuer, eleganter Frack frisch von dem Rücken eines Schafes auf ihn verpflanzt sei, während derselbe schon auf dem Rücken eines Bettelmannes oder theilweise auf dem seines eigenen Bedienten sich die Welt besehen haben mag. Wie dies nun zusammenhängt, läßt die Geschichte über den Teufelsstaub auf. Teufelsstaub ist nämlich einem größeren Bezirk Yorkshires in England eigenthümlich und sein Name bedingt schon, daß er seiner Natur nach weder den Sinnen noch der Gesundheit besonders zuträglich sei, wie in der That dieser Bezirk, umfassend fünf größere Städte: Leeds, Bradford, Halifax, Huddersfield und das durch seinen würdigen Vicar so berühmte Wakefield, vielleicht ebenso verrufen ist als die Guano lie-

fernden Inseln des Atlantischen Oceans. Teufelsstaub leitet seinen Ursprung zurück auf Schneiberhöllen. Doch das ist nicht so eng zu fassen! Man denke sich einen europäischen Bettlercongreß. Rußland, Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien — kurz jedes Volk schickt seine Abgeordneten, nicht etwa spärlich, nein, in ungeheuren Schiffsladungen; es ist ein erschreckendes Bild! Hier aber in Northshire etwas noch Erschrecklicheres. Ein Congreß aller im wahrsten Sinne des Wortes abgelegtesten Lumpen, begleitet von jeder denkbaren Art von Schmutz, Geruch und vor allem Teufelsstaub. Hierher nämlich, nach Northshire, pilgern die verachteten und verschmähten Lumpen Europas, um wieder jung zu werden und als neue Röcke und Hosen die Pfade des Lebens zu betreten. Ihre Krankheit und Zerrissenheit lassen sie in Northshire zurück, daher erscheint denn auch dieser ganze District wie ein Speicher von bräunlich-büsterem, ungesundem Glenb. Die Kleiderverjüngungs-idee gehört zu den größten Errungenschaften des 19. Jahrhunderts. Wir Deutsche haben darauf ein nicht geringeres Altertnsrecht als auf die Schießpulver- und Buchdruckerfindung. Es gibt gegenwärtig auch in Deutschland dergleichen Lumpenheilinstitute, aber wir haben es nicht verstanden, sie so auszubeuten wie die Engländer. Viele Schiffsladungen vaterländischer Kleiderwerke gehen alljährlich nach Northshire, um dort zerfasert, umgesponnen und gewebt zu werden. Verfolgen wir einmal die Prozesse, welche dieselben dort durchmachen.

In Hull, dem Generaldepot für dergleichen Artikel, steigen sie ans Land und finden ihren Weg in die Gegend der großen Wäsche, des „Devilling up“, i. e. des Aufteufels. Der Hauptort, wo die Lumpen auf dem Wege der Auction ohne viele Umstände und unter mehr Schmutz und Ungemach, als man auf gewöhnlichen Wollmärkten zu ertragen im Stande wäre, verhandelt werden, ist Bately. Bately hat sich in der That von seinen Geschäften noch nicht erholen können. Wenn der ewige Jude Haszber seit seinem ersten Entstehen bis jetzt seine Haut nicht einmal mit reinigendem Wasser geneßt hätte, könnte er nicht abscheulicher aussehen als Bately, wo die Wollreste verhandelt werden. Die Lumpen werden nach der Auction auseinander gerissen, eine Armee von Megären stürzt über dieselben her und sortirt mit hastigen, hatigen Fingern die Farben und Qualitäten bis zu 30 verschiedenen Arten, jede bestimmten Zwecken entsprechend. Die Nähte und andere mehr oder weniger unbrauchbare Stellen werden ganz abgetrennt und dienen später als wohlbegehrte Dünger in den Hopfengärten von Essex. Die sortirten Lumpen werden dann von den Unterhändlern in Ballen an die verschiedenen Mühlen abgesetzt, die sich als Schoddy- und Wungomühlen unterscheiden. Die Bearbeitung des Rohmaterials gleicht in vieler Hinsicht derjenigen, welche die Papierlumpen erfahren. Ein großes Räderwerk, mit Walzen und 10—12,000 höchst hölzartig aussehenden Zähnen versehen, das sich in der Minute 600mal umbreht, bildet den hervortretenden Bestandtheil der Mühlen. Hier werden die Lumpen zerfasert, daß kein Faden beim andern bleibt. Wasser, das stets durch die Zähne des Ungethüms fließt, wäscht alle fremden Bestandtheile aus der Wolle, die dann auf die Trocknenböden kommt und endlich in großen Klappertasten, welche den Namen „Teufel“ führen, ausgestäubt wird. Diese Kasten mögen nun so dicht sein wie sie wollen, der Staub wird durchbringen, wird die Luft verfinstern und wird übel riechen, und wer ihn einmal genossen hat, gönnt ihm mit Vergnügen den Namen, den er führt, nämlich „Teufelsstaub“. Weiße Lumpen von Strümpfen und Dedden werden zwar in größerer Menge verbraucht, aber ihrer geringen Feinheit

wegen wenig geschätzt; sie bilden im Handel den sogenannten „Schobdy“, der mit frischer Wolle zu den gewöhnlicheren Waaren verarbeitet wird. Die Lappen und Abfälle von guten neuen Tüchern aber stehen auf dem Markte oben an, da sie wieder zu feinen Stoffen verarbeitet werden können. Sie bilden den „Mungo“. Ehe man auf die Idee der Kleiderseelenwanderung gekommen war, benutzte man diese Mülhproducte nur zum Polstern oder als Dünger. Wie alle große Erfindungen an anfänglicher Verhöhnung zu leiden haben, so traf auch diese Neuerung der Stoffveredlung auf großen Widerstand in der Handelswelt. Auf jede Einwendung erwiderte aber der Unternehmer den zweifelnden Fabrikherren: Mungo! Mungo! i. e., aus seinem horkischen Dialekt übersetzt, „muß gehn, muß gehn!“ Dieser Stoicismus des Lumpenmüllers ist in dem Namen des jetzt sehr geschätzten Artikels in würdiger Weise verewigt worden. Es gibt noch einen Dritten im Bunde, unter dem Titel „Extract“ bekannt, wirklicher Lumpenextract. Er besteht aus den wollenen Bestandtheilen gewirnter Tuche, die bedeutende Procente von Baumwolle enthalten. Diese letztere wird mittelst chemischer Agentien, namentlich von Schwefelsäure, aufgelöst und die Rückstände mit frischer Wolle zu gewissen untergeordneten Artikeln verarbeitet. Mungo bahnte den Weg, Schobdy folgte ihm und Extract in doppelter Potenz der Stoffveredlung schließt die Reihe. Die Spinnereien befinden sich in unmittelbarer Nähe der Mühlen und liefern die Lumpen umgewandelt in Tuche, Decken, Binden, Flanell wieder auf den Weltmarkt.

Es ist wohl kaum zu läugnen, daß diese wiedergeborene Wolle an Haltbarkeit der frischen bedeutend nachsteht, aber an Aussehen nimmt sie es mit derselben auf. Die Zahl der Gewebe grenzt an Legionen. Die unterste Classe bilden die sogenannten Commistuche und die grell gefärbten Decken, welche darauf berechnet sind, sich bei Negern, Indianern u. s. w. einzuschmeicheln, die Asyl- und Gefängnistücher, sogenannte Flusshings, die Seemanns- und Lootsenzeuge, welche, trotz ihrer Billigkeit, durch die Dicke und Festigkeit ihrer Gewebe tapfer gegen Wind und Wetter Stand halten. Ihre Farbe ist meistens blau oder braun und sie sehen zu dem Preise von 1 Thaler pro Elle überraschend nett und warm aus. Noch billiger aber auch bedeutend schlechter ist eine Art, für die Türkei bestimmt, die bei einer Breite von anderthalb Ellen zu 15 Groschen verkauft wird. Wenn Sultan Abdul-Mehschids Soldaten darin herumlaufen müssen, so sind sie allerdings zu bedauern. Eine ähnliche Sorte in stechender Farbe geht nach Irland, sogenannte Friezes. Sehr viele gewirnte Waaren, „Tweeds“, von welchen Schottland einen Ruf hat, sind aus der Vatelhygegend gebürtig und eignen sich zu billigen Touristenanzügen. Paddings ist eine ungeschorene Zeugart, empfehlenswerth für Kragen an Uniformen, aber auch für billige Tischdecken. Dann folgen, was Feinheit der Wolle anbetrifft, die Duffelarten, gutgeschorene weiche Tuche, und die Witneys, in höchst phantasievoller Weise gefärbt, bald gefleckt, bald carrirt, streifig, wolkig und marmorartig, die sich mit Rattinés und Flockinés, Petershams und Neversfables zu Ueberziehern und Winteranzügen empfehlen. Die letztere Art zeichnet sich durch die Eigenthümlichkeit aus, daß sie zur selben Zeit auf beiden Seiten tragbar ist. Es sind zwei verschiedene Gewebe höchst künstlich zusammengewirkt, wodurch das Zeug einen steifen, festen futteralartigen Charakter bekommt. Die Cheviots, eigentlich in Schottland zu Hause, und die beiden beliebten Abarten, Presidents und Muscows, sind großcarrirt und geben sehr hervorleuchtende Anzüge, sich eignend für Lehrlinge als Sonntagsstaat und für Engländer auf dem Continent. Mohairs und Alpacas schließen sich diesen an Eleganz an, sie stehen hoch im

Preise, werden gern gekauft, und eine gute Schobby- und Mungotrübe sichert ihnen zu niederem Ausverkaufspreise „wegen besonderer Rücksichten“ einen reichlichen Absatz. „Bearskins“ und „Deerskins“ (Bären- und Hirschfelle) haben ein pelzartiges, höchst einschmeichelndes Aeußere, zumal in kalten Wintern. Alle diese Arten werden zu den verschiedensten Preisen hergestellt, in deren billigste Sorten allerdings nur ein Bäcklein frische Wolle zu einem Occane wiebergeborener geflossen sein mag.

Verlassen wir diesen Gegenstand nicht mit der Ansicht, daß irgend welche Unreblichkeit damit verbunden sei, Lumpen in neue Kleider zu verwandeln, obgleich freilich den Betrügereien ein weiterer Spielraum dadurch gegeben wird. Den äußersten Nutzen aus jeglicher Sache zu ziehen, ist die Aufgabe, neben anderweitigen höher stehenden natürlich, der fortschreitenden Civilisation. Nicht allein Schobby und Mungo erheben sich als Zeuge zu neuer Nützlichkeit, vom Hopfenbänger ganz abgesehen, nein, unzählige andere ehrenwerthe Artikel. So wandert z. B. ein großer Theil von Lumpen in Hemische Fabriken, um dort zusammen mit Knochen, Häuten, Horn und Haaren zu Blutlaugensalz und schließlich zu Berliner Blau umgewandelt zu werden, das dann eine alänzende Carriere auf Offiziersuniformen antritt. Sogar der eigentliche Teufelsstaub, soweit er nicht die Luft von Northhire belästigt, wird gefärbt und dient den Tapetenmachern als wohlervünschtes Mittel zum Bereiten von Sammettapeten, bestimmt, den Zimmern und Salons vornehmer Häuser einen besonders ansprechenden Anblick zu verleihen. So gelingt es auf den verschiedensten Wegen den Lumpen, sich aus den tiefsten Schichten wieder in die höchsten Kreise einzuschmeicheln.

(Bl. f. S. u. G.)

### Der badische Staatsminister Carl Mathy.

In diesem Manne, dessen Tod in der Nacht vom 4. Februar in Karlsruhe erfolgte, hat das Großherzogthum Baden seinen ausgezeichnetsten Staatsmann und Deutschland einen sehr warmen Patrioten verloren, den die liberale Partei in ganz Deutschland sehr schmerzlich vermissen wird, und über dessen Leben hier Näheres mitzutheilen um so mehr an seinem Orte ist, da dasselbe ein sehr bewegtes und dem Handel und der Industrie nicht fremd war und zugleich einen Ueberblick der politischen Kämpfe der neueren Zeit darbietet.

Karl Mathy wurde am 17. März 1806 in Mannheim geboren, widmete sich mit großem Fleiß dem Studium des Staatsrechts in der Kameralwissenschaft und gelangte schon früh zu einer Anstellung im Finanzfache in seinem Vaterlande. An der Bewegung, von der Süddeutschland im Jahr 1830 nach der Julirevolution ergriffen wurde, theilte er sich lebhaft, was auf den Gang seines Schicksals von wichtigem

Einfluß war. Nicht bloß in der Kammer, auch in der Tagespresse vertrat er die Sache der liberalen Opposition, trat 1833 aus dem Staatsdienste, sah sich aber in Folge eines Steckbriefes, den die Centraluntersuchungscommission in Frankfurt gegen ihn erlassen hatte, gezwungen, 1835 sich zunächst nach dem Elsaß, und als man ihn als ein hervorragendes Mitglied des jungen Deutschlands dort nicht dulden wollte, nach der Schweiz zu flüchten. Auch hier wurde ein Ausweisungsbefehl gegen ihn erlassen, den die schweizerische Regierung erst zurüdnahm, als Mathy ihr eine befriedigende Erklärung gegeben hatte. 1838 übernahm er in Grenschen im Canton Solothurn an der dortigen Secundarschule eine Lehrerstelle und hier wurde ihm auch das Bürgerrecht bewilligt und er beschäftigte sich somit mit dem Plane, eine eigene Lehranstalt zu gründen, der aber nicht zur Ausführung kam. Auch hier war er als Publicist thätig und unter andern schrieb er die Preisschrift „Ueber den Zehnten“. Die politische Bewegung im Jahr 1840 machte ihm die Rückkehr in sein Vaterland möglich, wo er sich anfangs als Publicist beschäftigte, 1842 aber von den Wählern der Stadt Constanz zu ihrem Vertreter in der badischen zweiten Kammer erwählt wurde, wo die Opposition sich ihn zu ihrem Führer erkor, in welcher Stellung er sich an dem Verfassungskampfe gegen das damalige Ministerium lebhaft betheiligte. Im Jahr 1848 trat er als Mitglied des Vorparlaments den republikanischen Plänen der Linken mit der größten Energie entgegen, und als eine sehr thätige Stütze der Regierung verhaftete er Fidler am 8. April auf dem Bahnhofe in Karlsruhe. Als Mitglied des Parlaments in Frankfurt nahm er in der Partei Gagern eine sehr hervorragende Stellung ein und als badischer Staatsrath wurde es zum Unterstaatssecretär im Reichsministerium der Finanzen ernannt. Die Sachlage bestimmte ihn, mit seinen Parteigenossen das Parlament und das Ministerium aufzugeben, daß er aber seiner politischen Ueberzeugung treu geblieben war, bewies er im Volkshause in Erfurt, wo es für die Unionspolitik wirkte. Nach Erfurt folgte die Reaction, der ein Mann wie Mathy nicht dienen konnte. Er verließ den Staatsdienst und widmete sich industriellen Unternehmungen, wo seine reichen Kenntnisse, sein Talent und seine Energie ihm hervorragende Stellungen sicherten. So erhielt er 1858 den Posten als Director der Bank in Gotha und 1860 wurde er Director der deutschen Creditanstalt in Leipzig. Ebenso wirkte er als Mitglied der Verwaltung der Discontogesellschaft in Berlin. 1862 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er zuerst zum Director der Domänenkammer und am 30. Januar 1864 Präsident des Handelsministeriums wurde und die leitende Persönlichkeit im badischen Staate war. Als die großdeutsche Partei im Ministerium im Sommer 1866 den Krieg gegen Preußen beschloß, trat er am 5. Juli aus dem Staatsdienste zurück, aber schon am 27. Juli wurde er von dem Großherzog beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden, worin er die Präsidenschaft und das Portefeuille der Finanzen und des Handels übernahm. In derselben Nacht rief er die badische Division vom Bundesheere zurück, nahm die Festung Rastatt in Besitz und leitete die Unterhandlungen mit Preußen ein, die bald zum Abschluß des Friedens führten. Wenn auch Baden, als jenseits der Mainlinie liegend, sich nicht sofort dem norddeutschen Bunde anschließen konnte, so fand doch die moralische Verbindung statt und alle militärischen Maßregeln, welche die Regierung traf, bezweckten, die Einheit schon jetzt herzustellen, um zur gegebenen Stunde sich Norddeutschland anschließen zu können. Und alle diese Maßregeln waren hauptsächlich das Werk des nun Verstorbenen, der sich in den Annalen seines engern



und weitem Vaterlandes ein ehrenvolles Andenken gestiftet hat. Er starb an einer Brustfellentzündung. Wie schmerzlich man den Verlust in Vaben empfindet, zeigte sein Leichenbegängniß, das so glänzend war, wie man in Karlsruhe kaum jemals eines gesehen hat. Sit illi terra levis. E.

## Bücherschau.

### J. G. Fr. Cannabich's Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Friedensbestimmungen. 18. Auflage. Weimar 1868. Verh. Friedr. Voigt.

Nach einem Zeitraum von 13 Jahren erscheint Cannabich's Lehrbuch in achtzehnter, von Dr. Dertel neu bearbeiteter Auflage. Die 17. Auflage, 1855, erlebte der Gründer des Buches noch, welcher 1859 in einem Alter von 82 Jahren starb.

Cannabich's Lehrbuch erschien seit 1816 bis 1832 in nicht weniger als 13 Auflagen und ist gewiß vielen von unsern Lesern ein liebes Buch gewesen.

Wir entheben uns daher alles Lobes und bemerken nur, daß der neue Bearbeiter die zeitgemäßen Verbesserungen und Veränderungen gewissenhaft berücksichtigt hat, ohne an der äußeren Form des Buches zu rütteln, und wollen wünschen, daß das Buch sich bald wieder so viel Freunde gewinnen wird, wie dessen frühere Auflagen. ♀

### Spitzer, Simon, Tabellen für die Dinsen-Dinsen und Rentenberechnungen. Wien. Carl Gerolds Sohn. 1865.

Da unsere Literatur manch Aehnliches aufzuweisen hat, so wollten wir das Buch genau durchnehmen, ehe wir uns ein Urtheil erlaubten, wozu uns aber bei überhäuftem Berufsgeschäften nur selten die nöthige Zeit wurde.

Ohne Anderes gerade herabsetzen zu wollen, können wir nur ein günstiges Urtheil abgeben, wir fassen dasselbe kurz zusammen.

Tabellen: correct; Beispiele dazu: praktisch; von besonderem Werthe die Betrachtungen über einzelne Prämien und Prioritätenanlehen, Tilgungspläne. Druck und Papier ausgezeichnet.

Wir können das Werk mit bestem Gewissen empfehlen. ♀

### Zeitschrift für Capital und Rente von A. Moser. Stuttgart. Wilhelm Neßke.

In Band I. neue Folge ist „die Capitalanlage in Werthpapieren“ vom gleichen Verfasser, dessen erstes Heft damals vorlag, besprochen. Dieses erste Heft hat zu großen Erwartungen berechtigt und in der That, diese Erwartungen sind — nachdem das ganze Werk vollendet war — befriedigt worden.

Anstatt der versprochenen Supplemente, wurde der Herr Verfasser veranlaßt, eine Zeitschrift unter obigem Titel zu begründen. Dieselbe ist jetzt auf mehrere Bände angewachsen und enthält außer den Ergänzungen des Stammwerkes noch interessante, auf den vorliegenden Gegenstand sich beziehende Abhandlungen. Wir wünschen dem Unternehmen die verdiente Anerkennung. ♀

## Neuiletton.

### Brief- und Fahrpostenverkehr im deutsch-österreichischen Postgebiete für das Jahr 1866.

Nach den amtlichen Nachweisen über den Brief- und Fahrpostenverkehr im deutsch-österreichischen Postgebiete für das Jahr 1866 — dem neuesten Jahresberichte, der jüngst erschienen — gab es im gesammten Umfange des Postvereinsgebietes 8357 stabile Postämter und -Expeditionen, 71 Eisenbahnpostämter, 768 Brieffammlungen und Postablagen, und 3421 Posthaltereien. (Im Jahr 1862 bestanden nur 6147 stabile Postämter und Postexpeditionen, 56 Eisenbahnpostämter.) Angestellt waren 20,055 Ober- und 21,929 Unterbeamte. (Im Jahr 1862 waren es 18,011 Beamte und 20,558 Unterbedienstete.) Aerarialische Postwagen zählte man 7763, nicht-aerarialische 14,723, Postpferde wurden 33,776 (1862 nur um 487 weniger) verwendet; Postkellere gab es im Jahr 1866 noch 11,776 und 2179 Conducteure. Der Briefverkehr war folgender:

| Briefgattungen:        | Im Postgebiete selbst ausgegeben und verandt. | Aus dem Postvereinsausland angelangt. | Nach dem Postvereinsausland gegangen. | Transit vom Postvereinsausland nach dem Postvereinsausland. |
|------------------------|-----------------------------------------------|---------------------------------------|---------------------------------------|-------------------------------------------------------------|
|                        | Stückzahl.                                    | Stückzahl.                            | Stückzahl.                            | Stückzahl.                                                  |
| Frankirte Briefe . .   | 182,945,883                                   | 7,062,124                             | 7,077,982                             | 1,298,120                                                   |
| Unfrankirte Briefe . . | 49,188,060                                    | 3,008,964                             | 3,253,534                             | 999,673                                                     |
| Recommandirte Briefe   | 12,425,507                                    | 381,505                               | 476,788                               | 65,629                                                      |
| Briefe m. Waarenprob.  | 2,507,338                                     | 286,436                               | 223,467                               | 26,839                                                      |
| Kreuzbandsendungen     | 23,850,586                                    | 2,074,557                             | 1,714,341                             | 349,142                                                     |
| Portofreie Briefe . .  | 57,329,861                                    | 207,027                               | 170,045                               | 15,314                                                      |

Die Gesamtzahl aller beförderten Briefe entziffert sich demnach auf 354,9 Mill. Stück. Mit der Fahrpost wurden im ganzen, einschließlich der vom Postvereinsausland eingegangenen oder dorthin gesandten, dann der transitirten Poststücke, 29,830,521 Stück befördert, dann an Geld- und Werthsendungen 34,996,175 Stück im declarirten Werth von 1696,9 Mill. Thalern. Die Zahl der mit der Post beförderten Reisenden belief sich auf 4,147,946 Köpfe. Die Nachnahmsendungen entzifferten einen Geldbetrag von 5,581,366 Thalern, die baaren Einzahlungen auf der Post betrugen 64,368,235 Thaler. An Zeitungen wurden durch die Post 177,466,174 Stück versandt. Im Jahr 1865 waren es mehr, nämlich 212,4 Mill. Stück Zeitungsblätter, das Kriegsjahr mag allerdings diese so starke Abnahme 1866 erklärlich machen, allein auch im Jahr 1864 war die Zeitungsversendung eine größere, indem damals noch 216,6 Mill. Zeitungsblätter von der Post befördert worden sind. Im Jahr 1862 betrug jedoch die Zahl der expedirten Zeitungen nur 185,4 Millionen Stück. (Augsb. Allg. Stg.)

### Parafine,

dieser von dem englischen Chemikalienfabrikanten Parke's erfundene und jetzt in Massen hergestellte Stoff, scheint das Kaustikum und die Oxtapferche, mit denen es in seiner Anwendung viele Ähnlichkeit hat, an praktischer Brauchbarkeit weit zu übertreffen, da es sowohl durchsichtig als opal herzustellen ist und sich mit den glänzenden Anilinfarben leicht verbindet, so daß die täuschendsten Nachahmungen von Schildkrötenchale, Bernstein, Chrysopras,

Malachit und anderen Edelsteinen daraus fabricirt werden können, und es dabei ein überaus billiges Material ist. Im Wesentlichen wird das Parafine aus vulkanisirter Schießbaumwolle (Collodium) gewonnen, die in Folge des von Parke's nach vierjährigen Versuchen entdeckten Verfahrens aus gewöhnlichen baumwollenen Lumpen hergestellt wird und alle möglichen Formen leicht annimmt. Der Stoff läßt sich von Bildhauern, Drechseln und Holzschnitzern bearbeiten und wird in England bereits zu sehr vielen glänzenden und überraschen-

den Verzierungen und Ausschmückungen verwandt. Selbst zu Zeugen und Gewändern ist es mit Vortheil zu verarbeiten, da das Parthesine auch in Form von Fäden und Blättern hergestellt wird. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

### Verlust an Menschenleben in den englischen Kohlengruben.

Ein offizieller Bericht über die Todesfälle in den 3192 Kohlengruben von England und von Wales während des Jahres 1865 zeigt, daß 651 Personen durch Feuerdampf, 361 durch Einfall der Bergwerke, 203 durch Unfälle in der Tiefe, 162 durch Schachtunfälle und 102 durch Unfälle auf dem Obergrund der Kohlengruben getödtet wurden. Die Anzahl der beschäftigten Arbeiter betrug 320,663. Die Production von je 67,877 Tonnen Kohlen kostete stets ein Menschenleben.

### Falsche Banknoten.

Eine neue Sorte der älteren, grünen, preussischen Banknoten zu 10 Thaler aus dem Jahre 1856 sind zum Vorschein gekommen. Sie sind durch Lithographie hergestellt und unterscheiden sich von den ächten Noten durch ein dunkleres schmutziges Grün und durch weiches Papier.

### Aus Japan.

Der preussische Consul von Hakobade berichtet, daß zufolge den Verträgen zwischen Japan, England, Frankreich, den Vereinigten Staaten und Holland, Jeddo und Osaka ihre Häfen dem Handel mit den kontrahirenden Mächten vom 29. Januar 1868 an geöffnet haben.

### Die öffentliche consolidirte Schuld der europäischen Staaten mit Ausnahme Rußlands \*).

betrug zu Anfang 1866 66,013,111,222 Franken, welche einen jährlichen Aufwand an Zinsen und Amortisation von 2,438,963,000 Franken erforderten. Die Ausgabenbudgets aller Staaten zusammen machten eine Summe von 10,508,806,578 Fr. aus, wovon 23,20% für die öffentliche Schuld in Anspruch genommen wurden. Es kamen auf den Kopf im Durchschnitt 266 Franken. In England 656,9 Fr.,

\*) Die deutschen Bundesstaaten sind für sich als Staat gezählt.

in Holland 582,3 Fr., im Kirchenstaate 481,4 Fr., in Dänemark 439,6 Fr., in Griechenland 340,6 Fr., in Frankreich 320,9 Fr., in Portugal 299,7 Fr., in Spanien 288,6 Fr., in Italien 242,8 Fr., in Oesterreich 217,3 Fr., in Belgien 134 Fr., in Preußen 112,7 Fr., in Schweden 101,9 Fr., in den deutschen Bundesstaaten 86,5 Fr., in der Türkei 35 Fr., in Norwegen 27,1 Fr.

### Der Briefverkehr seit der Herabsetzung des Portos.

Die Postverwaltung des Norddeutschen Bundes hat über die nächsten Resultate der am 1. Jan. 1868 erfolgten Einführung des allgemeinen Groschenportos eine Ermittlung einzuweisen lassen. Zu diesem Behuf sind die Postanstalten beauftragt worden, für 10 Tage aus dem Monat November v. J. und für 10 Tage aus dem Monat Februar d. J. eine vergleichende Zusammenstellung des Briefverkehrs zu bewirken. Dabei hat sich ergeben, daß im Vergleich zu der früheren Einrichtung die Gesamtmenge der Briefe um 4 Proc. gestiegen ist. Diese Steigerung erscheint allerdings als eine sehr geringe. Zunächst ist aber in Betracht zu ziehen, daß die große Masse der Correspondenzen von der Herabsetzung des Portos nicht betroffen wurde, weil dieselbe sich innerhalb der kleinen Entfernungen bewegt, in welchen das Porto schon früher nicht mehr als 1 Sgr. betrug. Hierzu kommt, daß im Königreich Sachsen im ehemaligen Thurn- und Taxis'schen Postgebiet und in Mecklenburg für geringe Entfernungen ein Portosatz von weniger als 1 Sgr. bestand, mithin durch Einführung des Groschentarifs dort eine Porto-Erhöhung eintrat. Auch hat der Monat Januar bei der Neuheit des niedrigeren Satzes für größere Entfernungen eine außerordentliche Vermehrung des Briefverkehrs herbeigeführt, auf welche ein im Februar sehr bemerkbarer Nachlaß folgte. Rechnet man nun aber die Briefzahl ab, welche nach dem alten Tarif nicht mehr als 1 Sgr. Porto gezahlt haben würde, so stellt sich für den Rest eine Steigerung der Correspondenz um 10 Procent heraus. Für größere Entfernungen ist die Zunahme noch bedeutender. Die gegenseitige Correspondenz des Norddeutschen Bundes mit Süddeutschland, Oesterreich und Luxemburg, für welche durchgängig der Groschentarif gilt, hat sich um 16 Proc. vermehrt. Bei der vergleichenden Zusammenstellung ist auch ermittelt worden, welche Wirkung die neuen Einrichtungen auf die Frankirung der Briefe ausgeübt haben. Während früher im Durchschnitt nur 66 Procent der gesammten Briefzahl frankirt wurden, ist dieses Verhältniß jetzt auf 95 Procent gestiegen. (Karlsr. Z.)

## Eisenbahnen und Eisenbahnbetrieb, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse.

Im Jahr 1855 haben die europäischen Eisenbahnen ihr 25jähriges Jubiläum gefeiert, denn am 15. September 1830 wurde die erste Strecke zwischen Liverpool und Manchester eröffnet. Im Anfange wurden diese neuen Verkehrsmittel mit ziemlich unverhohlenem Mißtrauen begrüßt; auf dem Festlande glaubten selbst die einsichtsvollsten Männer nicht an ihre größere Ausdehnung und Weiterverbreitung: ein gewaltiger Denker, wie Arago, konnte z. B. beim Bau der Versailler Bahn bezweifeln, ob sich die Zahl der Besucher der ehemaligen königlichen Residenz bei einer Schienenverbindung mit Paris verdreifachen würde; Thiers betrachtete zuerst die Eisenbahnen ebenfalls nur als Verbindungsmittel zwischen zwei Großstädten; Michel Chevalier, der geistreiche Nationalökonomiker, verkündete noch im Jahr 1842, daß die Eisenbahnen nur die Funktion für Passagierbeförderung besitzen sollten und daß der Frachtenverkehr auf den Schienen immer nur die Ausnahme bleiben möchte; und selbst der geistreiche und scharfblickende Staatsrechtslehrer Mohl nennt in einer im Jahr 1849 geschriebenen Abhandlung unter Anderem den Eisenbahnbau, in den sich auch Württemberg eingelassen, eine abschüssige Bahn, auf die sich der Staat begeben. Wir führen diese Ansichten hier an, natürlich nicht um diese verdienten Männer zu beschämen, sondern um zu zeigen, wie rasch das große Verkehrsinstrument seine Natur und seine Funktionen geändert hat; auch nicht etwa deshalb, weil wir reifer und klüger denken, als die genannten Männer, sondern die Eisenbahnen selbst sind seit dieser Zeit gewachsen und haben sich zu anderen Leistungen ausgebildet.

Nach Hausner's vergleichender Statistik besaß Europa gegen Ende des Jahres 1864 8991 geographische Meilen oder 66,005 Kilometer Eisenbahnen, von welchen auf die einzelnen Staaten entfallen:

|                          | Kilometer |                                 | Kilometer |
|--------------------------|-----------|---------------------------------|-----------|
| Großbritannien . . . . . | 19,733    | Bayern . . . . .                | 2118      |
| Frankreich . . . . .     | 12,020    | Belgien . . . . .               | 1952      |
| Oesterreich . . . . .    | 6096      | Schweiz . . . . .               | 1452      |
| Preußen . . . . .        | 5874      | Schweden und Norwegen . . . . . | 972       |
| Rußland . . . . .        | 3503      | Kleindeutschland . . . . .      | 6637      |
| Spanien . . . . .        | 3242      | Großdeutschland . . . . .       | 15,862    |
| Italien . . . . .        | 3165      |                                 |           |

Wenn man die seit 1864 neu gebauten und in der nächsten Zukunft ihrer Vollenbung entgegengehenden Bahnen in Berechnung nimmt, so wird man wohl nicht zu hoch greifen, wenn man annimmt, daß im Jahre 1870 gegen 30,000 Kilometer im Betrieb sein werden. Und wenn man sich die Baukosten dieser Bahnen vergegenwärtigt, so kann man sich wohl einigermaßen den Grund der kolossalen Vermehrung der Schuldtitel, besonders der Eisenbahnactien, die Jahr aus Jahr ein auf den Fondsmarkt geworfen werden, denken, die Baukosten dieser Bahnen betrugen nämlich bis 1864 in ganz Europa 24,555,100,000 Fr., die sich folgendermaßen vertheilen:

|                          |                  |                        |                 |
|--------------------------|------------------|------------------------|-----------------|
| Großbritannien . . . . . | 9668,000,000 Fr. | Schweiz . . . . .      | 393,000,000 Fr. |
| Frankreich . . . . .     | 5328,000,000 "   | Schweden u. Norwegen   | 258,000,000 "   |
| Oesterreich . . . . .    | 1688,000,000 "   | Niederlande ! . . . .  | 174,200,000 "   |
| Kleindeutschland . . . . | 1584,000,000 "   | Dänemark . . . . .     | 98,700,000 "    |
| Preußen . . . . .        | 1556,000,000 "   | Portugal . . . . .     | 96,000,000 "    |
| Rußland . . . . .        | 1227,000,000 "   | Kirchensaat . . . . .  | 35,000,000 "    |
| Spanien . . . . .        | 939,000,000 "    | Türkei . . . . .       | 12,500,000 "    |
| Italien . . . . .        | 898,000,000 "    | Griechenland . . . . . | 2,500,000 "     |
| Belgien . . . . .        | 597,000,000 "    |                        |                 |

Untersucht man nun die Kosten pro Kilometer, wie sie sich für die einzelnen Staaten ergeben, so erhalten wir:

|                          |             |                        |             |
|--------------------------|-------------|------------------------|-------------|
| Großbritannien 1 Kil.    |             | Preußen . . . . .      | 270,000 Fr. |
| Eisenbahn . . . . .      | 508,000 Fr. | Kirchensaat } . . . .  | 250,000 "   |
| Frankreich . . . . .     | 443,400 "   | Griechenland } . . . . | 250,000 "   |
| Rußland . . . . .        | 375,000 "   | Hessen-Cassel . . . .  | 236,800 "   |
| Königreich Sachsen . . . | 317,400 "   | Kleindeutschland . . . | 238,800 "   |
| Belgien . . . . .        | 306,000 "   | Württemberg . . . . .  | 232,800 "   |
| Niederlande . . . . .    | 305,400 "   | Hessen-Darmstadt . . . | 225,600 "   |
| Spanien . . . . .        | 290,000 "   | Hannover . . . . .     | 219,600 "   |
| Schweiz . . . . .        | 289,000 "   | Bayern . . . . .       | 218,500 "   |
| Baden . . . . .          | 288,000 "   | Mecklenburg . . . . .  | 205,800 "   |
| Oesterreich . . . . .    | 286,000 "   | Türkei . . . . .       | 193,000 "   |
| Italien . . . . .        | 285,000 "   | Portugal . . . . .     | 189,000 "   |
| Schweden . . . . .       | 280,000 "   | Dänemark . . . . .     | 183,000 "   |
| Raffau . . . . .         | 274,000 "   | Norwegen . . . . .     | 174,900 "   |

Vergleicht man hier die einzelnen Zahlen, so ergibt sich eine ungeheure Differenz hinsichtlich der Herstellungskosten. Am theuersten sind die englischen Bahnen. Die Gründe sind aber nicht schwer zu finden.

England hat für den Eisenbahnbau das Leihgeld auch für einen großen Theil der übrigen Staaten gegeben. England hat geradezu dreimal so theuer gebaut als Deutschland, ein Umstand, der zum Theil die Ursache der geringern Rente ist, welche die englischen Bahnen im Vergleich zu den übrigen abwerfen. Freilich waren die britischen Bahnen schon deshalb theuer, weil der Grund und Boden sehr theuer bezahlt werden mußte und es in England an günstigen Expropriationsgesetzen fehlt. Die britischen Ingenieure waren meistens bestechlich und verständigten sich bisweilen mit den Grundeigenthümern heimlich über eine für die Actionäre kostspieligere Tractung. Andererseits nöthigte der Eigensinn

manches Grundherrn die Ingenieure wieder zu überflüssigen Umwegen. Ferner beliefen sich in England die Kosten der Concessionirung ungeheuer hoch, besonders weil Bestechungen von Parlamentsmitgliedern die längste Zeit zum täglichen Geschäftsgang gehörten. Man hat ausgerechnet, daß unter den 300 Mill. Pf. Sterl., welche die britischen Bahnen kosteten, nicht weniger als 14 Mill. Pf. Sterl. für Advokaten — und Parlamentskosten ausgegeben wurden. Es war auch nicht der Arbeitslohn, der den Bau besonders vertheuerte. Freilich erlangten die sogenannten Ravvies, die bei dem Bau verwendet wurden, einen Arbeitslohn, der bisweilen auf 4 Schill. im Tage stieg, sie arbeiteten aber auch für zwei und drei. Daß diese Kräfte wirklich wohlfeil waren, erprobte sich bei dem Bau zwischen Paris und Rouen, wo französische Unternehmer britisches Arbeitsvolk über den Kanal kommen ließen, denn die französischen Arbeiter hatten sich zusammengerottet, als man ihnen zumuthete, die großen in England üblichen Karren, die oft 3—400 Pf. Erde enthielten, zu schleben. Die britischen Ravvies erhielten 5 Fr. Tagelohn, die französischen Arbeiter nur die Hälfte und dennoch ergab es sich, daß die britische Arbeit wohlfeiler war. Wenn also die englischen Bahnen um Vieles theurer waren, so darf der Grund nicht in der Höhe des englischen Arbeitslohns gesucht werden. Die britischen Eisenbahnen zählen ferner nicht weniger als 2600 Mill. Holzschwellen, wovon jede etwas über 12 Jahre hält. Es müssen daher jährlich etwa 2 Mill. neue Schwellen gelegt, und da ein ausgewachsener Baum nur etwa 6 Stücke liefert, 300,000 Bäume gefällt und ein Waldgrund von 5000 Acres jährlich deswegen abgetrieben werden. Ist dieses Baumaterial in England jedenfalls theurer als bei uns, so hatte man doch dafür die Schienen wieder beträchtlich wohlfeiler und man darf deshalb mit Zuversicht behaupten, daß weder das Baumaterial noch der Arbeitslohn in England viel höher war als in Deutschland. Der letzte Grund, weshalb England theurer baute, muß deshalb darin gesucht werden, daß der Bau in England in größerer Vollkommenheit ausgeführt wurde. Es fehlen dort im allgemeinen die schiefen Ebenen und die hastigen Kurven. Von den englischen Eisenbahnen führen nicht weniger als 70 englische Meilen durch Tunnel, 50 Meilen über Viaducte, während die Zahl der Eisenbahnbrücken 30,000 beträgt, mehr als es vor den Eisenbahnen in England an gewöhnlichen Brücken gab. Dabei führten die englischen Ingenieure die größten Kunststücke aus. Sir William Cubitt sprengte in der Nähe von Dover durch eine mit 19,000 Pf. Pulver geladene Mine die Round-Dorunklippe, von 350 Fuß Erhebung über der See, durch verschiedene elektrisch, also gleichzeitig entzündete Minen in die Luft, so daß die Trümmer von mehr als einer Million Tonnen Ralk 15 Acres Land in der Nähe der Shakespearenase noch heutigen Tages bedecken! Am kostspieligsten waren die Bauten in der Nähe des Meeres. Auf der Eisenbahn von Chester nach Holyhead war es nöthig, einen Damm von einer Viertel deutschen Meile zu erbauen; ja, als er fertig war, mußte Robert Stephenson (der Sohn) gestehen, daß, wenn er den Damm vermieden und einen Tunnel durch denselben Felsen geschlagen hätte, 25—30,000 Pf. Sterl. erspart worden wären. Um das zu verstehen, muß man wissen, daß die Kraft oceanischer Wellen bei rauhem Wetter bis zu einem Druck von 30—40 Ctr. auf den Quadratfuß, nach andern Beobachtungen bis auf 60 Ctr. in einem Sturme steigt. Ein Wall, der eine solche

Belagerung auszuhalten vermag, kann natürlich nur um hohes Geld hergestellt werden; es ist sogar oft großer Scharfsinn nöthig, damit er um vieles Geld hergestellt werde. In der Nähe von Glasgow mußte ein Tunnel von 400 Fuß Länge unter dem Monklandkanal und über einen Tunnel der Ebinburg-Glasgowbahn geführt werden. An jener Stelle kann es vorkommen, daß ein Eisenbahnzug über den andern und über beide wieder gleichzeitig ein Schiff wegfährt. Eine ähnliche „Dravonarie“ wurde bei Bullbridge in Derbyshire ausgeführt. Dort kreuzt eine Eisenbahn den Fluß Amber über der Brücke für den gewöhnlichen Verkehr und unter dem Bett des Cromfordkanals, so daß also in 4 Etagen der Flusspiegel, die Brücke, die Bahn und der Kanal liegen! Diese Arbeiten waren aber nicht bloß kostspielig im gemeinen Sinne des Wortes, sondern es büßten dabei auch Werkleute mit dem Leben. Die Engländer, die über Alles Buch und Rechnung führen, haben ausfindig gemacht, daß bei ihren Tunnelbauten mehr Leute ums Leben gekommen sind, als in den Schlachten bei Talavera und Waterloo, wenn man die Zahl der Combattanten berücksichtigt, so daß die Siege der Baukunst blutiger waren als die entscheidenden Völkerschlachten. Wenn aber in England auch scheinbar verschwenderisch gebaut wurde, so ist es doch eine sehr große Frage, ob unsere wohlfeilen Bahnen verhältnismäßig ökonomischer arbeiten als die englischen. Die außerordentliche Geschwindigkeit der englischen Schnellzüge werden sich auf deutschen Bahnen nicht erzielen lassen. Man wählte in England überall den kürzesten Weg im Sinn des alten Stephenson, d. h. denjenigen, der sich bei höchsten Geschwindigkeiten in der kürzesten Zeit zurücklegen läßt. Ein trefflicher Kenner charakterisirt die englischen Bahnen folgendermaßen: „Niedrige Lage der Bahnlinie im Terrain, so daß Tunnel und Einschnitte häufiger sind als hohe Brücken und Dämme, Vorherrschen der Eisen- und Steinconstructionen für Brücken, Dächer, Hallen, Treppen; kleine aber für den Betrieb sehr praktisch eingerichtete Stationen mit sehr vielen Drehscheiben, ausgebehnte aber wenig dekorirte Hallen, wenig elegante und verhältnismäßig kleine Räume für Passagiere, die aber sehr zweckmäßig disponirt sind, Solidität der Schienen, Wagen und Lokomotiven, bei Abwesenheit fast aller Eleganz der letzteren, strenge Trennung der Transporte der Personen und der Güter, kleine aber häufige Personenzüge, einfache Controlen bei geringer Vorsorglichkeit für den Passagier, verhältnismäßig schwaches Personale, und ein besonders in den mittleren Schichten praktisch ausgezeichnet geschultes Beamten Corps, bei dessen Ausbildung mit vielem Glück der militärische Schematismus vermieden worden ist, welcher beim niedrigen Eisenbahnpersonal in Deutschland den Geist selbstständigen Handelns ersticht, obgleich letzterer von spezifischem Nutzen für den Eisenbahndienst ist und sorgsam gepflegt werden sollte.“

Weiter geht aus der obigen Tabelle der hohe Herstellungspreis der französischen, und was am unbegreiflichsten erscheint, der russischen Eisenbahnen hervor, da namentlich in Rußland der Arbeitslohn sehr niedrig ist. Am wohlfeilsten sind aber immerhin die deutschen Bahnen gebaut, welche dabei mit der nothwendigen Solidität noch alle Bequemlichkeit und Eleganz der Einrichtung verbinden. Dasselbe gilt auch, wenn man auf die Terrainschwierigkeiten die gebührende Rücksicht nimmt, von den schweizerischen Bahnen.

Blicken wir auf die Rentabilitätsverhältnisse, so ergeben sich folgende Resultate. Es ertragen

| Bahnen           | im Ganzen Thaler per Meile Thaler |        |
|------------------|-----------------------------------|--------|
| Deutsche . .     | 88,789,000                        | 58,100 |
| Französische . . | 85,237,000                        | 87,300 |
| Englische . .    | 159,712,000                       | 80,300 |
| Belgische . .    | 10,445,000                        | 75,121 |
| Russische . .    | 8,263,000                         | 95,100 |
| Schweizerische   | 2,291,000                         | 33,700 |
| Holländische .   | 1,782,000                         | 49,300 |

Es ergibt sich also bei der Prüfung dieser Zahlen, daß die Betriebsergebnisse in Frankreich, England, Belgien viel brillanter sind als in Deutschland. Der letzte Grund dieser Differenz liegt wohl nur darin, daß in Frankreich, England die Tarife billiger sind als in Deutschland.

Ehe wir aber hier ins nähere Detail eingehen, ist es nothwendig, über die sociale und rechtliche Stellung der Eisenbahnen und der Gesellschaften, die sie erbaut haben, sich klar zu werden.

Der Staat ist verpflichtet, für die Errichtung öffentlicher Transportanstalten zu sorgen, wo deren Herstellung, sei es aus finanziellen, sei es aus andern Gründen, die Hilfsmittel der individuellen Betriebsamkeit übersteigt. Wendet man diesen Satz auf die Eisenbahnen an, so scheint er eine vollständige Verurtheilung desjenigen Systems in sich zu schließen, welches den Bau und Betrieb von Eisenbahnen an Privatgesellschaften überläßt; denn ein Eisenbahnbau ist nur möglich in Folge der besondern Rechte, mit welchen der Staat eine zu diesem Zweck zusammengetretene Gesellschaft ausstattet. Die Eisenbahnen nehmen ein faktisches nicht ein juristisches Monopol in Anspruch, in dem sie die Concurrenz jedes andern Transportmittels unmöglich machen; Concurrenzbahnen sind überdies in der Regel durch besondere Zusicherung in den Concessionen ausgeschlossen; Eisenbahnen mit diesem in ihrer Natur liegenden monopolistischen Charakter können nur kraft einer Concession seitens des Staats entstehen: sie könnten nicht bestehen ohne das Recht der Expropriation, ohne den polizeilichen und gerichtlichen Schutz, den der Staat dem Bau und dem Betrieb bewilligt, ohne seine Erlaubniß zur Durchschneidung und temporären Absperrung der öffentlichen Straßen, ohne den theilweisen Verzicht des Staats auf das Postregal u. s. w. und das Wort „Concession“ bedeutet daher nicht nur Erlaubniß zum Bau, sondern umfaßt eine Menge wichtiger Zugeständnisse von Rechten, mit denen einzig der Staat die Eisenbahn bekleiden kann. Durch die Privatindustrie allein also kommt nie eine Eisenbahn zu Stande, sie ist im Gegentheil der direkteste Widerspruch gegen jenes angepriesene System, jede industrielle Betthätigung unbedingt sich selber zu überlassen, und ruht vielmehr wesentlich auf den Schultern des Staats, der durch seine Concession die Erleichterung des Verkehrs durch verbesserte Transportmittel als sein eigenes Interesse, als eine legitime Anforderung des Gemeinwohls erkennt. Und nun sollte er dieses nämliche Interesse wieder verläugnen, der Privatpekulation einiger Gesellschaften ein unbedingtes Verfügungsrecht über dasselbe einräumen, ihr die Befugniß lassen, durch willkürliche Bedingungen Personen und Sachen von der Benutzung der Bahnen,



welche allen offen steht und für alle ein Vortheil sein soll, auszuschließen? — Die Regierung darf dies sicherlich um so weniger, als für die Eisenbahnen die Verantwortlichkeit, welcher der gewöhnliche Frachtführer unterliegt, eine weit geringere Last ist als für diesen und Unglücksfälle von ihnen leichter vermieden werden können. Der Staat übt damit keineswegs eine Bevormundung der freien Betthätigung, sondern er schützt eben die Freiheit des Verkehrs gegen Ausbeutung und willkürliche Beherrschung durch die Eisenbahnverwaltungen. Man gebe sich nicht der Hoffnung hin, daß ihr eigenes Interesse die Eisenbahnverwaltungen davon abhalten wird; Gewinnsucht verblendet auch die Klügsten und von französischen Bahnen, z. B. der Orleans- und der Nordbahn ist es bekannt, daß sie vor etwa 10 Jahren gerade der übermäßigen Fiskalität wegen eine Verminderung ihres Einkommens erlitten haben. Ebensovwenig darf man von Associationen der Bauleute Abhilfe erwarten; für den Handelsstand ist die freie Concurrenz ein Lebensprinzip, der Handel muß jedem Einzelnen die Freiheit lassen sich zu isoliren und auf seinen eigenen Wegen seinen Vortheil zu suchen; der hierarchischen Organisation und corporativen Geflossenheit einer Eisenbahngesellschaft gegenüber steht er daher immer in nachtheiliger Lage und kann im Kampf mit ihrem Monopol durch eigene Kraft nicht aufkommen. Daß er unter diesen Umständen sich an die Staatsgewalt anlehnt und an ihren Schutz appellirt, ist nichts Widernatürliches. Allerdings soll und kann der Staat den Unternehmungsgeist nicht erzeugen, aber er muß der menschlichen Betriebbarkeit den Boden sichern, auf dem sie wirksam sein kann. Der größte Handelsstaat der Welt, England, ist zugleich derjenige, von welchem der Grundsatz der Nichteinmischung des Staats in die industriellen Lebenskreise der Nation herkommt; und doch ist die auswärtige Politik Englands vorherrschend Handelspolitik, sein Streben überall Protection des englischen Handels durch die Staatsgewalt.

Wir sprechen deshalb die auf den ersten Anblick paradox klingende Behauptung aus: aller Eisenbahnbau ist Bau von Staatswegen, und was man Privatbau nennt, verdient eigentlich diesen Namen nicht, sondern unterscheidet sich vom sogenannten Staatsbau nur darin, daß bei letzterem der Staat unmittelbar durch seine Beamten die Ausführung übernimmt, beim Privatbau dagegen durch Privatbelegirte handelt, die er vermittelt eines besondern Aktes der Concession in Rechten und Pflichten an seine Stelle setzt. Welches von beiden Systemen das rathsamere sei, darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort; aber die Thatsache muß constatirt werden, daß auch beim System des sogenannten Privatbaues vom Staat die ihm obliegende Verpflichtung hinsichtlich der Herstellung öffentlicher Transportmittel nicht verleugnet wird. Ein so mächtiges Bindemittel für den geistigen und materiellen Verkehr der Menschheit, wie es die Eisenbahnen sind, darf auch, wenn es den staatlichen Verband nicht selbst gefährden soll, nicht von den ethischen Grundlagen des letzteren abgelöst und ausschließlich der durch Sonderinteressen bestimmten Leitung einiger Privaten übergeben werden. Die Forderung des Gemeinwohls, Eisenbahnen zu besitzen, legt daher in erster Linie dem Staat Lasten auf; nehmen ihm Privatunternehmer diese Last ab, so bleibt doch immer in letzter Instanz er für die Privatunternehmer haftbar. Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht das Beispiel Oesterreichs.

Dieser Staat huldigte dem Streben, seine Eisenbahnen in Privathände übergehen zu lassen; aber so oft die Privatindustrie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigte, hat sich der Staat in die Lücke gestellt und die Arbeit auf seine Schultern genommen. Und es ist einzig die Annahme, daß das Eisenbahnwesen ein Zweig der Staatswirtschaft sei, welche es erklärt, wie der Staat inhaltsreiche Hohheitsrechte an Privatgesellschaften abgeben kann und warum er überall, wo Concessionen in Uebung sind, sich den Rückfall oder den Rückkauf der Eisenbahnen vorbehalten hat. Wäre es um weiter nichts zu thun als um eine concessionierte Privatindustrie, wie könnte dann aus der Concession, der bloßen Erlaubniß, ein so weiter Umfang positiver Zugeständnisse werden, und auf welchen Rechtsittel könnte dann der vorbehaltene Uebergang des Privateigentums in den Staatsbetrieb gestützt werden? Ueberdies wird es kaum einen Staat in Europa geben, der nicht schon dem Eisenbahnbau namhafte finanzielle Opfer gebracht hätte (Zinsgarantie u. s. w.).

Aus dem Allem folgt zur Genüge, daß die Eisenbahnen im Besitze eines faktischen, wenn auch nicht rechtlichen Monopoles sind. Da nun vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus der nächste Zweck des gesamten Verkehrslebens in der möglichst vollständigen und möglichst wohlfeilen Herbeischaffung aller von den Mitgliedern der Gesellschaft begehrten Erzeugnisse der Gewerbeproduktion besteht, so ist leicht einzusehen, daß Beeinträchtigungen dieses Zwecks zunächst vom Monopollengeiste ausgehen; sie streiten gegen den Grundsatz der Gerechtigkeit, nach welchem kein Glied der Gesellschaft an der freien Bethätigung seiner Kräfte gehindert werden darf, so lange es die gleich freie Benützung der Kräfte Anderer nicht gefährdet; von einer möglichst wohlfeilen Versorgung der Gesellschaft kann ferner nur da die Rede sein, wo keine speziellen Ausschließungen der allgemeinen Concurrenz zur Bevorzugung Einzelner stattfinden.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die Rechtsverhältnisse, welche die Beziehungen unserer Eisenbahnen regeln, überall und ausschließlich diesem Monopol ihre Entstehung verdanken. Dieses ist in dem von uns angegebenen Sinne sogar nothwendig, wenn der Bau von Eisenbahnen überhaupt möglich sein soll. Der Staat hat aber im Namen und im Interesse der Gesellschaft für die Hohheitsrechte, deren er sich durch die Ertheilung der Concessionen begeben hat, von den Eisenbahngesellschaften gewisse Aequivalente zu verlangen, die darin gipfeln, daß durch sie der Verkehr auf jede mögliche Weise befördert werde. Dies kann aber einerseits nur durch pünktliche und gewissenhafte Beförderung der Personen und Waaren und andererseits durch möglichst niedrige Tarife geschehen. Inwiefern die deutschen Bahnen diesen Anforderungen nachkommen, werden wir bald sehen.

Deutschland ist gegen England, Belgien und Frankreich insofern bedeutend im Nachtheil, als letztere Länder durchgehends mit Kanälen durchschnitten und der Küstenschiffahrt zugänglich sind, während der Wassertransport in Deutschland ganz unbedeutend ist. Erwägt man nun, daß in der Regel der Transport auf einer Eisenbahn dreimal so viel Zugkraft erfordert, als auf einem breiten Kanale und daß der Transport auf einem breiten Kanale viermal so viel Kraftaufwand verursache, als auf einem großen Fluß stromabwärts oder auf dem Meere, so begreift man auch, welche eine bedeutende Concurrenz der Wasser-

transport den Eisenbahnen schaffen kann, und welche immense Vortheile der englische, französische und belgische Handelsstand vor dem deutschen in Folge der Benützung der Fluß-, Kanal- und Küstenschiffahrt genießt. Aber für Deutschland besteht nicht einmal für den inneren Verkehr eine Concurrenz; die verschiedenen Linien durchkreuzen zwar das Land; ihre Verwaltungen aber wirtschaften im gemeinschaftlichen Verbande, reguliren ihre Frachttarife in gemeinsamer Berathung und vertheilen das so erzielte Jahrgeld nach gleichen Prinzipien, meistens nach der Länge der einzelnen Bahnen.

Blicken wir zuerst auf die Art und Weise des Transports, auf die Garantien, welche hinsichtlich der Pünktlichkeit und Sicherheit desselben die deutschen Eisenbahnen darbieten, so finden wir nicht viel Tröstliches. In Frankreich richtet sich die Verantwortlichkeit der Eisenbahnen nach den Bestimmungen des französischen Handelsgesetzbuchs über den Frachtführer (voiturier). Anders in Deutschland. Kein Gesetz verbietet hier dem Frachtführer, durch besondere Verabredung das Maß seiner Verantwortlichkeit in einer von der Regel abweichenden Weise zu normiren und aus der Natur der Sache folgt allerdings auch ein solches Verbot keineswegs. Im Gegentheil gestatten manche Gesetzgebungen solche Verabredungen, indem z. B. das deutsche Handelsgesetzbuch zwar bestimmt, „daß Verträge, durch welche die gesetzlichen Verpflichtungen des Frachtführers zum Schadenersatz beschränkt oder aufgehoben werden sollen, keine rechtliche Gültigkeit haben,“ aber sogleich hinzugefügt: „diese Bestimmung findet jedoch auf gewöhnliche Fuhrleute keine Anwendung“; es müßte somit ein spezieller Grund nachgewiesen werden, kraft dessen man berechtigt wäre, die Eisenbahnen hinsichtlich ihrer civilistischen Verantwortlichkeit strenger zu halten als den gewöhnlichen Frachtführer. Sonst ist anerkannt, daß das Rechtsverhältniß zwischen der Eisenbahnverwaltung und dem die Bahn benützenden Publikum nach den Gesetzesvorschriften über den Frachtvertrag sich richtet; warum sollte gerade in diesem wichtigsten Punkte die Analogie keine Geltung mehr haben? Die befriedigende Beantwortung dieser Frage liegt in der eigenthümlichen Natur der Eisenbahnconcession; weil die Eisenbahnen ohne eine Menge Privilegien gar nicht existiren können, ja der Staat ihnen gewisse Rechte, die zuvor er besaß, abtreten muß, so bilden gewisse Verpflichtungen das Aequivalent dieser Zugeständnisse, so namentlich Personen und Waaren unter den Bedingungen, wie sie der Staat aufstellt, zu spediren. Die Eisenbahnen sind nicht wie der Grundherr, „der auf seinem freien Eigenthum“ sitzt, die souveränen Herrn des Betriebs, sondern sie vollziehen eine ursprünglich dem Staat obliegende Verpflichtung gegenüber dem Publikum. Ihre Befugnisse sind staatsrechtlicher Natur, d. h. zugleich Rechte und Pflichten; sie stehen unter der Verantwortlichkeit und darum unter der Aufsicht und der Controle der Staatsgewalt; und der Staat wahrh sein unmittelbares eigenes Interesse, indem er die Eisenbahnen anhält, sich dem Verkehr in so ausgedehntem Maße darzubieten, als es die Natur der Unternehmung zuläßt. Es braucht keine besondern Gesetzesartikel oder Concessionsparagraphen um dem Staat die Rolle anzuweisen, die ihm hienach den Eisenbahnverwaltungen gegenüber zukommt; die Natur der Sache schon bringt es mit sich, daß der Staat die Verpflichtung der Eisenbahn hinsichtlich der Expedition von Personen und Sachen bestimme; das Publikum seinerseits hat ein Recht zu verlangen, daß ihm

nach den vom Staat aufgestellten Statuten die Benutzbarkeit der Bahn garantiert bleibe. Der Vertrag nun, den Jeder, der die Bahn betritt, oder ihr Waaren zur Beförderung übergibt, mit der Bahnverwaltung schließt, drückt die Verpflichtung der letzteren nur dann wirklich aus, wenn sie sowohl positiv als negativ darin enthalten ist, d. h. wenn der Vertrag für den Fall der Nichterfüllung die Verpflichtung zum Schadenersatz zur Folge hat. Fällt diese Verantwortlichkeit weg, so besteht auch die Pflicht, die vertragsmäßige Leistung zu erfüllen, nur dem Namen nach. Fragt man nach der Richtschnur für diese Verantwortlichkeit, so liegt sie entweder in den sanctionirten Specialreglements, oder wenn der Staat keinen Anlaß zu haben glaubt, von den gewöhnlichen Regeln des Frachtvertrags abzuweichen, im Gesetze, welches bei seinen Vorschriften bereits von der Voraussetzung der normalen, regelmäßigen Lage der Verhältnisse ausgegangen ist. Wenn diese Vorschriften nur gegenüber den Eisenbahnen, nicht auch gegenüber andern Frachtführern unbedingt obligatorischer Natur sind, so steht das im Einklange damit, daß dieser die gewöhnlichen Straßen benutzt, deren sich jeder Andere in gleicher Weise bedienen kann, die Eisenbahnverwaltungen dagegen den Schienenweg, der nur ihnen offen steht. Dort ist es ein freies, hier ein gebundenes Gewerbe. Einer von dieser gesetzlichen Norm der Verantwortlichkeit abweichenden Klausel im Frachtbrief sollte daher auch keine rechtliche Wirkung zugeschrieben werden.

Dies ist der rechtliche Gesichtspunkt, der den Eisenbahnen gegenüber festgehalten werden muß. Die Thatfachen aber schlagen ihm geradezu ins Gesicht.

Sollte man es wohl für möglich halten, daß man in einer Zeit, in der das alte Frachtfuhrwesen in nebelgrauer Ferne hinter uns zu liegen scheint, in dem Berichte der Stuttgarter Handelskammer das nachstehende, beschämende Bekenntniß vorkommt: „Zu wiederholten Klagen gaben auch im verflossenen Jahre die Transportverzögerungen im mitteldeutschen Eisenbahnverbände ab. Es sind Fälle zu unserer Kenntniß gebracht worden, welche es begreiflich machen, wenn die Geschäftsleute häufig die Geschwindigkeit und die Garantie des alten Frachtfuhrwesens zurückwünschen.“ (!)

(Schluß folgt.)

## Der Kaufmann von Venedig.

Ein Shakespeare'sches Charakterbild.



Wir führen diesmal den Kaufmann, den Mann der Zahlen und der Calculation, den Herrn über Soll und Haben auf das Gebiet der — Poesie.

Warum auch nicht? War vielleicht der Kaufmann je ein Verächter der Poesie und der schönen Künste? Sicherlich nicht; denn zu allen Zeiten hat er eine Ehre darin gesetzt, nicht nur nicht gleichgiltig gegen Künste und Wissenschaften zu sein, sondern er hat es immerdar bewiesen, daß er der direkte Förderer und Beschützer derselben gewesen. Wir denken an die Fugger in Augsburg, deren Ruhm noch heute an den durch sie ins Leben gerufenen Kunstwerken ein bereedertes und unvergänglicheres Denkmal hat, als an dem größtentheils im Laufe der Zeit verloren gegangenen Reichthum, wir denken an die Städel'sche Gemäldesammlung in Frankfurt a. M., wie nicht leicht eine andere Stadt eine zweite aufzuweisen hat, wir denken ferner, wenn wir über den Ocean unsere Blicke richten, an den reichen und edlen Parzen Dschidschi — Dschidschiboy, dessen Charakterbild unsern Lesern in einem der frühern Bände des „Magazins“ vorgeführt wurde, an den Amerikaner Peabody, der durch seine Munificenz nicht bloß gegen Arme und Nothleidende, sondern auch gegen alle wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen die Bewunderung der ganzen Welt auf sich gezogen, und wir dürfen aus der allerneuesten Zeit die Theilnahme nicht vergessen, deren sich der Freiligrathfonds aus der Mitte des Kaufmannsstandes zu erfreuen hatte, von dem ihm die reichlichsten Gaben zufließen, von andern Beweisen dafür, daß derselbe auch für etwas Höheres als für seine Bücher und seinen Gewinn Sinn hat, gar nicht zu reden.

Warum sollte deshalb nicht auch einmal der Kaufmann oder vielmehr sein ideelles Urbild in den verschiedenen Situationen des Lebens, in der Collision zwischen Edelmuth und Gewinnsucht, in der Gegenüberstellung des hochherzigen durch Adel der Gesinnung und Sitte ausgezeichneten Kaufmanns mit dem schmutzigen, egoistischen und vor unreblichen Mitteln nicht zurückschnehenden Geldmanne seine dichterische Behandlung gefunden haben?

Diese Aufgabe hat Shakspeare in einem wahren Meisterwerke „Der Kaufmann von Venedig“ gelöst und wir thun wohl nicht Unrecht, wenn wir einmal in den rein handelswissenschaftlichen Stoff des „Magazins“ Abwechslung bringen und dem Kaufmann sein Urbild, wie es von dem Griffel des größten Dichters aller Zeiten gezeichnet worden ist, in kurzen Zügen vorhalten.

Das Stück, das wir betrachten, spielt theils in Venedig, theils in einem nicht mehr zu bestimmenden Orte Belmont. Der Hauptheld ist Antonio, ein reicher Kaufmann; sein Freund Bassanio, ebenso edel und hochherzig, hat sich durch ein splendides Leben zu Grunde gerichtet und jetzt, da er als Freier der Porzia auftreten will, fehlt es ihm an den nöthigen Mitteln. Er ist bekümmert und niedergeschlagen, Antonio erfährt aus Bassanios Munde den Grund seiner Traurigkeit und in hochherzigster Weise bittet er den Freund, von ihm Hilfe anzunehmen. Da aber Antonio über die Summe, deren Bassanio zur Ausführung seines Vorhabens bedarf, sofort nicht selbst verfügen kann, so bürgt er für dieselbe, welche ihm denn auch vom Juden Shylock geliehen wird. Dieser letztere ist der erbitterteste Feind Antonios und er läßt sich von ihm einen Bürgschein ausstellen, kraft dessen Shylock ermächtigt ist, dem Antonio, falls er am versprochenen Tage mit der Zahlung nicht einhält, ein Pfund Fleisches aus seinem Körper schneiden zu dürfen! Antonio hat diese Bedingung im Vertrauen auf seine Schiffe, die bis dorthin reich mit Waaren und Geld beladen ankommen

sollten, ohne Weiteres eingegangen, sie erleiden aber Schiffbruch, Antonio kann nicht zahlen, wird ins Gefängniß gebracht und der Jude ist nun eben daran, den Blutzins einzutreiben, als Bassanio mit seiner Verlobten Porzia erscheint, die als Rechtsgelehrter verkleidet die Sache Antonios führt, so daß schließlich der Jude der Betrogene und Ruinirte ist. Dies ist der allerdings sehr abenteuerliche Gang der tatsächlichen Entwicklung und nur einem Shakspeare war es möglich, mittelst der feinen Schilderung der Charaktere und der ausgezeichneten Darstellung der verschiedenen Situationen ein an sich unbedeutendes und beinahe als Kindermärchen sich darstellendes Ereigniß zu einer Perle der englischen Poesie zu machen.

Schon der Beginn des Stückes ist charakteristisch. Es erhebt sich ein Gespräch zwischen Antonio und seinen zwei Freunden, worin der Adel der Gesinnung des erstern glänzend hervortritt. Der eine hält die Traurigkeit Antonios für die Folge seiner Besorgniß um sein dem Meere anvertrautes Gut und sagt:

Herr, glaubt mir, hätt ich soviel auf dem Spiel,  
Das beste Theil von meinem Herzen wäre  
Bei meiner Hoffnung auswärts. Immer würd' ich  
Gras pflücken, um den Zug des Winds zu  
sehen;

Nach Häfen, Rheb' und Damm in Karten  
gucken,  
Und Alles, was mich Unglück fürchten ließ  
Für meine Labungen, würd' ohne Zweifel  
Mich traurig machen.

Und wie wundervoll schildert der Andere die Zufälle und Gefahren, denen das Gut des Kaufmanns ausgesetzt ist:

Mein Hauch, der meine Suppe kühlte, würde  
Mir Fieberfäuer anwehn, däch' ich dran,  
Wie viel zur See ein starker Wind kann schaden.  
Ich könnte nicht die Sanduhr rinnen sehen,  
So däch' ich gleich an Seichten und an Bänke,  
Säh' meinen reichen Hans im Sande fest.  
Das Haupt bis unter seine Rippen neigend,  
Sein Grab zu küssen. Ging ich in die Kirche  
Und säh' das heilige Gebäu von Stein,  
Sollt' ich nicht gleich an schlimme Felsen denken,

Die an das zarte Schiff nur rühren dürfen,  
So streut es auf den Strom all sein Gewürz  
Und hüllt die wilbe Fluth in meine Seiden.  
Und kurz, jetzt eben dies Vermögen noch,  
Nun gar keins mehr? Soll ich, daran zu denken,  
Gedanken haben, und mir doch nicht denken,  
Daß solch ein Fall mich traurig machen würde?  
Doch sagt mir nichts; ich weiß, Antonio  
Ist traurig, weil er seines Handels denkt.

Und Antonio:

Glaubt mir, das nicht: ich dank' es meinem Glück,  
Mein Vorschuß ist nicht Einem Schiff vertraut,  
Noch Einem Ort; noch hängt mein ganz Vermögen

Am Glücke dieses gegenwärtigen Jahrs:  
Deshwegen macht mein Handel mich nicht traurig.

Ist es wohl möglich, eine drastischere Schilderung zu lesen als diese? Es ist dies gerade eines der Mittel, die Shakspeare in unerschöpflichem Maße zu Gebote stehen und die er auf die genialste und ungezwungenste Weise von der Welt zu verwerthen weiß, nämlich die Bilder und Vorformnisse des gewöhnlichen und alltäglichen Lebens mit dem höchsten Gedankenflug zu vereinigen, wodurch ja alle Shakspeare'schen Stücke die einzigen und wahren Bühnenstücke sind, aus denen die Welt, wie sie lebt und denkt, hervorleuchtet. Wir kennen in der Literatur des ganzen klassischen Alterthums keine ähnliche Stelle, die so natürlich und so erhaben den gleichen Gegenstand darstellen würde. Und wie edel ist die Antwort Antonios? wie sucht er mit ein paar Worten dem ihm unangenehmen Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem er seine Freunde kurz mit ein paar schlagenden Gründen abfertigt und schließlich trotz seiner idealen Hochherzigkeit die Versicherung gibt, daß auch er in der Welt zu leben sich bewußt sei. Denn:

Mir gilt die Welt nur wie die Welt,  
Ein Schauplatz, wo man eine Rolle spielt;  
Und mein' ist traurig.

Selbst, als zwei durch ihre Zudringlichkeit ihm lästig gewordenen Freunde weggegangen sind und sein Freund Bassanio, der sie ablöst, ärgerlich in die Worte ausbricht:

„Graziano spricht unendlich viel Nichts, mehr als irgend ein Mensch in Venedig. Seine vernünftigen Gedanken sind wie zwei Weizenkörner in zwei Scheffel Streu versteckt: Ihr sucht den ganzen Tag bis Ihr sie findet, und wenn Ihr sie habt, so verlohnen sie das Suchen nicht.“

schweigt Antonio, der doch zuerst Grund gehabt hätte, über die Weggegangenen unwillig zu sein, in der edelherzigsten Weise still und er wendet sich sofort zu den Angelegenheiten Bassanios, dem er zur Erreichung seines Zweckes behülflich sein will. Dieser tritt denn alsbald mit seiner Bitte um Geld hervor; die Art und Weise des Vorbringens seiner Bitte, namentlich die Darstellung schon früherer ähnlicher Dienste und Gefälligkeiten, die ihm Antonio erwiesen, ist zu originell und reizend, als daß wir sie nicht wiedergeben sollten. Bassanio sagt nämlich:

In meiner Schulzeit, wenn ich einen Bolzen  
Verloren hatte, schoß ich seinen Bruder  
Von gleichem Schlag, den gleichen Weg; ich gab  
Nur besser Acht, um jenen auszufinden,  
Und beide wgend fand ich beide oft.  
Ich führ' Euch dieses Kinderbeispiel an,  
Weil das, was folgt, die lautere Unschuld ist.  
Ihr liebt mir viel und wie ein wilder Junge

Verlor ich, was ihr liebt; allein, beliebt's Euch,  
Noch einen Pfeil desselben Wegs zu schießen,  
Wohin der erste flog, so zweifel' ich nicht,  
Ich will so lauschen, daß ich beide finde.  
Wo nicht, bring' ich den letzten Saß zurück.  
Und bleib' Euer Schuldner dankbar für den  
ersten.

Wir zweifeln billig daran, ob in der heutigen Wirklichkeit ein anderer Gläubiger diese Gründe für stichhaltig und annehmbar halten würde und ob er sich namentlich herbeilasse, in ein Faß ohne Boden, das nie mehr etwas zurückgibt, noch mehr Geld hineinzuworfen; namentlich würde er sich gegen die Zumuthung wehren, zur Rettung und Wiedergewinnung der früheren Summen noch eine weitere zu opfern. Aber Antonio ist ja reich und was noch mehr, Bassanio ist sein Freund, der liebt und mit Hilfe des Geldes seine Träume und Hoffnungen verwirklichen zu können glaubt. Deshalb gibt Antonio auch die Zusage:

Du weißt, mein sämmtlich Gut ist auf der See,  
Mir fehlt's an Geld und Anstalt, eine Summe  
Gleich baar zu heben; also geh, fleh zu,  
Was in Venedig mein Credit vermag;  
Den spann ich an bis aufs Aeußerste,  
Nach Belmont dich für Porzia auszustatten.  
Geh', frage gleich herum, ich will es auch,  
Wo Geld zu haben; ich bin nicht besorgt,  
Daß man uns nicht auf meine Bürgschaft borgt.

Solch' lockere Vögel aber, wie Bassanio, der als dieses wohl in Venedig bekannt sein mußte, finden nur bei Wucherern und Juden Credit und so fällt er denn auch in die Hände des Juden Shylock. Es ist dies eines der best' gezeichneten Charakterbilder Shakespeares, in allen möglichen Redensarten und Beispielen wird der Jude Shylock gebraucht und wer das Stück je hat aufführen sehen, vergißt diese Rolle nie (sie ist eine der Glanzrollen Davisons und ebenso Grunerts am Stuttgarter Hoftheater).

Er dient gerade recht dazu, um den edlen Charakter Antonios ins hellste Licht zu stellen. Es lohnt sich der Mühe diesen Juden, den Urtypus eines grimmigen und erbarmungslosen Wucherers etwas näher zu betrachten. Schon das erste Gespräch desselben mit Bassanio, wo ihm dieser sein Anliegen vorträgt und den Antonio als Bürgen zu stellen verpflichtet, ist charakteristisch. Er nennt Antonio einen guten Mann und als Bassanio ihn fragt, ob er irgend eine Beschuldigung des Gegentheils wider ihn gehört, sagt Shylock:

„Et nein! nein! nein! Wenn ich sage, er ist gut, so meine ich damit, versteht mich, daß er vermögend ist. Aber seine Mittel stehen auf Hoffnung: er hat eine Galeone, die auf Tripolis geht, eine andere geht nach Indien. Ich höre ferner auf dem Rialto, daß er eine dritte zu Mexiko hat, eine vierte nach England — und so hat er noch andere Auslagen in der Fremde verstreut. Aber Schiffe sind nur Bretter, Matrosen sind nur Menschen; es gibt Landratten und Wasserratten, Wasserdiebe und Landdiebe — ich will sagen Korsaren, und dann haben wir die Gefahren von Wind, Wellen und Klippen. — Der Mann ist bei alle dem vermögend — dreitausend Dukaten — ich denke, ich kann seine Bürgschaft annehmen.“ . . . . . „Ich will versichert sein, daß ich es kann, und damit ich versichert sein kann, will ich mich bedenken.“

Ist dies nicht noch heute die Sprache eines jeden Wucherers, der, im Geiste schon entschlossen Geld herzugeben, seinem Opfer gegenüber aber noch allerlei Bedenken zur Schau trägt, die möglichen Zu- und Zwischenfälle in ein recht ungünstiges Licht setzt, nur um den Gegner mürbe zu machen, daß er sich willenlos seiner Habgier überläßt. Und als Antonio selbst kommt, da lobt der Haß des wucherischen Juden gegen den Kaufmann recht auf:

Wie steht er einem falschen Böllner gleich!  
Ich haß ihn, weil er von den Christen ist.  
Noch mehr noch, weil er aus gemeiner Einfalt  
Umsonst Geld ausleiht, und hier in Venedig  
Den Preis der Zinsen uns herunterbringt.  
Wenn ich ihm 'mal die Hüfte rühren kann,  
So thu' ich meinem alten Grolle gütlich.

Er haßt mein heilig Volk und schilt selbst da,  
Wo alle Kaufmannschaft zusammenkommt,  
Mich, mein Geschäft und rechtlichen Gewinn  
Den er nur Wucher nennt — Verflucht mein  
Stamm,  
Wenn ich ihm je vergebe.

Also aus Konkurrenzneid muß Antonio vernichtet werden, weil er dem Wucherer im Wege ist und „das Geschäft in Venedig verdirbt!“ Obwohl er dem Kaufmann gegenüber zuerst alle Freundlichkeit heuchelt, kann er seinen bitteren Grimm nicht unterdrücken, er nützt seine Stellung, daß Antonio als Bittender und Geldsuchender zu ihm kommt, vollständig aus und demüthigt ihn so tief als möglich. Dies ist von jeher das charakteristische Merkmal des Wucherers gewesen, da, wo er einen Vortheil zu erhaschen glaubt, hündisch und devot zu schmeicheln, wo er fühlt, daß man seiner bedarf, die Rolle des herablassenden und gnädigen Gönners zu spielen, mit seiner Hilfe so lang als möglich hinter dem Berg zu halten und sie erst in dem Augenblick zu leisten, wo man ihrer am dringendsten bedarf, allerdings jetzt um den möglichst höchsten Preis, dann aber sein erworbenes Recht mit erbarmungsloser Härte zu verfolgen und den Schuldner, namentlich wenn er sonst unbequem ist, vollständig zu vernichten. Dieser Rolle bleibt auch Shylock mit unerbittlicher Consequenz getreu; er verlangt statt allen Zinses eine sonderbare Verschreibung:



Wenn Ihr mir nicht auf den bestimmten Tag  
An dem bestimmten Ort, die und die Summe,  
Wie der Vertrag nun lautet, wieder zahlt:  
Laßt uns ein volles Pfund von Eurem Fleisch  
Zur Buße sehen, das ich schneiden dürfte  
Aus welchem Theil von Eurem Leib ich will.

worauf auch Antonio ganz bereitwillig eingeht, denn

Glehet kann kein Bedenken sein,  
Längst vor der Zeit sind meine Schiff' herein.

Sie kamen aber nicht herein und der Jude wegt in Gedanken schon das Messer. Ein über seine Familie hereingebrochenes Unglück — seine Tochter ließ sich nämlich von einem Freund Antonios entführen — kummert ihn gerade nicht besonders; dagegen empört sich seine jüdische Natur, als er von einem Glaubensgenossen hört, seine Tochter habe in Genua an einem Abend achtzig Dukaten verthan und er sähe seine Tochter lieber todt zu seinen Füßen, wenn sie nur die mitgenommenen Juwelen in den Ohren hätte! Sein Haß gegen alles Christenvolk und gegen Antonio lobert aufs Neue auf. Der Schein verfallt, ohne daß Shylock sein Geld erhält und Antonio wird in das Gefängniß geworfen.

Der Jude selbst leistet Häfcherdienste, er weidet sich an der Dual und der Angst seines Kaufmanns:

Acht auf ihn, Schließer! Sagt mir nichts von Gnade,  
Dies ist der Narr, der Geld umsonst auslieh —  
Acht auf ihn, Schließer!

Ich will den Schein, nichts gegen meinen Schein,  
Ich will den Schein, ich will nichts reden hören,  
Ich will den Schein und also sprich nicht mehr.

Bald ist Antonio zu stolz, noch weiter in ihn zu dringen und ihn um Gnade zu bitten:

Laßt ihn nur gehen  
Ich geh' ihm nicht mehr nach mit eilen Bitten,  
Er sucht mein Leben und ich weiß warum;  
Oft hab' ich Schuldner, die mir vorgeklagt,  
Davon erlöset, in Buß' ihm zu verfallen;  
Deshwegen haßt er mich.

Bei der Gerichtsverhandlung vor dem Dogen und den Senatoren Venedigs strahlt der edle Geist Antonios in ebenso hellem Licht, wie der gemeine Sinn und der Rachedurst Shylocks aus jedem Wort und jeder Geberde desselben hervortritt. Alle Bitten an diesen sind vergeblich, bis Antonio selbst seine Freunde bittet, ihn seinem Schicksal zu überlassen, denn

Ich bitt euch, denkt, ihr rechet mit dem Juden;  
Ihr mögt so gut hintreten auf den Strand,  
Die Fluth von ihrer Höh' sich senken heißen;  
Ihr mögt so gut den Wolf zur Rede stellen,  
Warum er nach dem Lamm das Schaf läßt  
blößen;  
Ihr mögt so gut den Vergestannnen wehren,  
Ihr hohes Haupt zu schütteln und zu sausen,

Wenn sie des Himmels Sturm in Aufruhr setzt;  
Ihr mögt so gut das Härteste bestehen,  
Als zu erreichen suchen — was war härter —  
Sein jüdisch Herz. — Ich bitt' euch also,  
bietet  
Ihm weiter nichts, bemüht euch ferner nicht,  
Und gebt in aller Kürz' und gradezu  
Mir meinen Spruch, dem Juden seinen Willen.

Und als ihm Bassanio statt der geliehenen 3000 Dukaten 6000 bietet, sagt der Jude:

Wär' jedes Stück von den dreitausend Dukaten  
Sechsfach getheilt, und jeder Theil 'n Dukat,  
Ich nähm' sie nicht, ich wollte meinen Schein.

Da es in der That ernst werden soll, wird Shylock noch aufgefordert:

Nehmt einen Feldscheer' Shylock, für eu'r Geld,  
Ihn zu verbinden, daß er nicht verblutet.

worauf der Jude:

Ist das so angegeben in dem Schein?  
Ich kann's nicht finden, 's ist nicht in dem Schein.

Wie edel dagegen steht Antonio da, als er von Bassanio Abschied nimmt:

Nur wenig, ich bin fertig und geräthet.  
Gebt mir die Hand, Bassanio, lebet wohl!  
Es kränk' Euch nicht, daß dies für euch mich  
trifft,

Denn hierin zeigt das Glück sich gütiger  
Als seine Weis' ist, immer läßt es sonst  
Glende ihren Reichtum überleben,  
Mit hohlem Aug' und salt'ger Stirn ein Alter  
Der Armuth anzusehen; von solcher Schmach'  
Langwier'ger Buße nimmt sie mich hinweg.

Empfehl' mich Eurem edlen Weib, erzählt ihr  
Den Hergang von Antonios Ende, sagt,  
Wie ich Euch liebte, rühmt im Tode mich;  
Und wenn Ihr's andersgählt, heißt sie entscheiden,  
Ob nicht Bassanio einst geliebt ist worden.  
Bereut nicht, daß ihr einen Freund verliert,  
Und er bereut nicht, daß er für euch zahlt:  
Denn schneidet nur der Jude tief genug,  
So zahl' ich gleich die Schuld von ganzem  
Herzen.

Nun geht es aber hinter den Juden; denn:

Der Schein hier gibt dir nicht ein Erbspäßen  
Blut,  
Die Worte sind ausbrüchlich, ein Pfund Fleisch,  
Nimm denn den Schein und nimm du dein  
Pfund Fleisch;  
Allein vergießest du, indem du's abschneidst,  
Nur einen Tropfen Christenblut, so fällt  
Dein Hab und Gut nach dem Gesetz Venedigs  
Dem Staat Venedigs heim.

. . . . . Schnell auch nicht mehr noch minder  
Als grad ein Pfund; ist's minder oder mehr  
Als ein genaues Pfund, sei's nur so viel  
Es leichter oder schwerer an Gewicht  
Zu machen, um ein armes Zwanzigstheil  
Von einem Strupel, ja, wenn sich die Wagschal'  
Nur um die Breite eines Haars neigt,  
So stirbst du und dein Gut verfällt dem Staat.

Der Jude wird schließlich um sein ganzes Vermögen gestraft, auf Antonios Bitte aber wird ihm die Hälfte gelassen, während dieser die andere Hälfte für sich nimmt, um sie nach dem Tode des Juden dem Entführer seiner Tochter zu erstatten.

Absichtlich führten wir so oft die verschiedenen Personen redend ein, da sie besser, als gewöhnliche Worte zu thun vermögen, den Charakter der Einzelnen darstellen. Wir lernten so Antonio als den edlen, hochherzigen, niedrigen und gemeinen Gewinn verschmähenden, für seine Freunde sich aufopfernden und auch noch im Angesichte des Todes erhabenen Kaufmann kennen, der noch gegen seinen erbittertsten Tobfeind, der ihm nach dem Leben getrachtet, edel- und großmüthig handelt, als Gegenstück aber den Juden Shylock, das Bild eines mit allen Attributen der Gemeinheit und der niedrigsten Gesinnung versehenen jüdischen Wucherers, der schließlich selbst sich ins Verderben stürzt, geblendet von seiner aus Neid ihm eingegebenen Rachsucht. Der geschichtliche Hintergrund des ganzen Stücks ist freilich ziemlich abenteuerlich und trägt für Jeden den Stempel des Nichtgeschehenen deutlich an der Stirne, aber die Zeichnungen und Schilderungen dieser beiden Hauptcharakter, Antonios und Shylocks sind so treffend, so mitten aus dem Leben gegriffen, so frisch und wahr, daß wir nicht zu viel sagen,

wenn wir behaupten, hier ein Meisterstück der Dichtkunst vor uns zu haben, worin uns übrigens das Urtheil aller Kritiker und Kunstkenner ohne Weiteres Recht gibt.

Th. W.

## Geschichte der Englisch-Ostindischen Compagnie.

Von

Prof. Dr. Wächele.

(Fortsetzung.)

Es bedurfte einiger Jahre, bis die urkundliche Verschmelzung der gesonderten Interessen in's Leben übertrat; Zwiespalt und Mißtrauen zwischen den Beamten der feindlichen Gesellschaften verschwanden erst vollkommen mit, dem allmählichen Niedergang der ältern Diener und dem Aufkommen eines neuen Geschlechts. Die Errichtung der neuen Gesellschaft und die Ertheilung des Rechts an einzelne Kaufleute, unter gewissen Bedingungen nach Ostindien Handel zu treiben, hatten indessen eine solche Ueberfüllung des Marktes mit Seiden- und Baumwollentstoffen zur Folge gehabt, daß das Parlament nach erneuten Aufläufen der Londoner Weber 1700 die Einfuhr aller Seidenstoffe und Manufaktur aus Persien, China und Ostindien für den einheimischen Gebrauch verbot und nur unter Zollverschluß für den Export gestattete.

Mittlerweile ging das Reich des Großmoguls seiner allmählichen Auflösung entgegen. Die Verwaltung der verschiedenen Provinzen ward Beamten anvertraut, welche in ihrer Statthalterschaft eine Macht übten, wie einst die Proconsule in Römerzeiten. So lange die mongolischen Kaiser die Kraft und Tapferkeit ihrer Vorfahren besaßen, so lang vermochten sie die verschiedenen Theile des unermesslichen Reiches in Unterwürfigkeit zu halten, und die Nabobs leisteten den aus Delhi ergehenden Befehlen den schuldigen Gehorsam. Aber bald versanken die Kaiser — von Aurengzeb an zählte man deren binnen fünfzig Jahren nicht weniger als zwölf — in Unthätigkeit, Schwäche und vollkommene Entnervung, und der Verlauf ihrer Regierung war ein Abbild von Laster und Treulosigkeit, von Erniedrigung und Fäulniß. Schon Aurengzeb hinterließ seinen Nachfolgern das Reich in völliger Zerrüttung. Seine Söhne stritten sich um den Thron, der durch unzählige Greuel besetzt wurde; mit gierig lauern den Blicken sahen die englischen Kaufherren und andere Machthaber den zunehmenden Wirren zu. Ein Prätendent stieß den andern vom Throne; Kaiser und Gegen-

Kaiser traten wider einander auf, während die Mahratten ihre Räubereien bis vor die Thore von Delhi ausdehnten, die Statthalter der Provinzen, so wie die Radschas, welche als zinspflichtige Vasallen in mehreren eroberten Staaten geblieben waren, sich unabhängig machten. Auf diese Weise entstanden die Reiche von Audh (Oude), Defan, Allahabad, Guzerate, Malwa u. s. w. und dazu kamen außer den Mahratten die Staaten der Sikhs (in Lahore), Radschputen und Rohillas. Nadir Schah von Persien, welchen der Statthalter von Defan 1739 herbeigerufen hatte, schlug den Großmogul Muhammed Schah vor Delhi und ließ sich nur nach Abtretung aller Länder jenseits des Indus zum Abzug bewegen. Bei dem Tode Muhammeds 1747 bestand das Reich fast nur noch aus den Provinzen von Agra und Delhi. Der selbstangemaßten Unabhängigkeit der Nabobs folgten sehr bald Kriege des Einen gegen den Andern, und da ihnen die Ueberlegenheit der europäischen Kriegeskunst bekannt war, bemühten sie sich, mit der englischen und französischen Compagnie Bündnisse zu schließen und deren Hilfe zu erlangen. Diese, je nach ihrem Interesse bald auf die eine bald auf die andere Seite sich wendend, verfehlten nicht aus solcher Anarchie ihren Nutzen zu ziehen. Nicht mehr zufrieden, wie seither Handelscomptoirs und einzelne besetzte Seehäfen und Handelsplätze inne zu haben, trachteten sie nach dem Besitz ganzer Provinzen, nach einer politisch territorialen Herrschaft, und es entspann sich bald ein Kampf nicht darum, welchem der eingeborenen Fürsten die Oberhand gebühre, sondern ob Engländer oder Franzosen die Herren der indischen Königreiche sein sollten. Die Kriege, welche zwischen beiden rivalisirenden Nationen in den Wäldern Kanadas entbrannten (1756), fanden ihre Fortsetzung auf der andern Hemisphäre, unter dem Tropenhimmel von Koromandel und an den Gestaden des Ganges.

Unterdessen hatte die englische Compagnie, nachdem ihr Freibrief bis 1766 erneuert und eine auswärtige, neugebildete Ostendecompagnie aus dem Felde geschlagen worden war, von dem Großmogul Ferosschir († 1724) wichtige Privilegien für Bengalen, Bombay und Surate erworben, gerieth aber, eben als in Europa zwischen England und Frankreich 1744 der Krieg ausgebrochen war, letzterem gegenüber in nicht geringe Noth. Labourdonnaye, Statthalter von Isle de France, erschien mit einem Geschwader von neun Schiffen und dreitausend Mann Landtruppen vor Madras und zwang die Stadt zur Uebergabe (1746). Dupleix, der Statthalter von Pondichery, welcher auf den Trümmern des großmongolischen Reiches einen französischen Staat zu errichten, dann zuerst den Engländern, hernach wo möglich allen Europäern den Zutritt nach Indien zu verwehren gedachte, verwarf die von Labourdonnaye verwilligte Kapitulation und ließ den Gouverneur von Madras, nebst den gefangenen Engländern im Triumph durch Pondichery führen. Der englische Admiral Boscawen, welcher mit Verstärkung von Hause anlangte, versuchte zwar diesen Platz durch eine regelmäßige Belagerung zu nehmen, allein der Angriff war schlecht geleitet; er wurde mit Verlust zurückgeschlagen und der Admiral verlor in einem Sturm an der Küste von Koromandel mehrere Schiffe und zwölfhundert Mann. Der Friede von Aachen (1748) brachte nur eine vorübergehende Einstellung der Feindseligkeiten mit sich; Madras, welches die Engländer zurückerhielten, wurde neu und stärker besetzt.

Vergößerungsplane, gefördert durch die alle Landestheile erschütternden Bewegungen, erfassten gleich leidenschaftlich die beiden hier um die Oberherrschaft streitenden Compagnien. Die Engländer waren nach mehreren Verlusten entmuthigt und in eine höchst bedenkliche Lage versetzt worden, die Franzosen hatten den höchsten Punkt ihres Fortschritts und Glücks erreicht; aber eine erbärmliche Regierung legte jenen beiden Männern Labourdonnaye und Dupleix alle möglichen Hindernisse in den Weg. Mit Undank belohnt mußte der erste ins Gefängniß wandern und endete sein ruhmvolles Leben von Gram verzehrt. Der letzte erfuhr ein gleiches Schicksal. Die indischen Konflikte zu einer Zeit, wo in Europa zwischen beiden Nationen freundschaftliche Beziehungen stattfanden, wurden sowohl von den ostindischen Gesellschaften wie von den Regierungen mißbilligt. Von beiden Seiten hegte man die Ueberzeugung Dupleix' ehrgeizige Plane trügen allein die Schuld aller dieser Wirren und kostspieligen Kriege. Der Statthalter wurde zurückgerufen und im Vaterlande so schlecht empfangen, mit so vielen Schmähungen und Kränkungen überhäuft, daß er den bald erfolgenden Tod mit Freuden begrüßte. Man wollte nun einmal in Paris den Frieden haben und opferte leichtsinniger Weise allen Länderbesitz, welchen Dupleix' einsichtsvolle jahrelange Bemühungen für die Franzosen in Indien erworben hatte. Der Schauplatz des Kampfes war theils in Bengalen, theils in Karnatik, jenem weiten Landstriche, der längs der Küste Koromandel von dem Flüschen Gundiganta bis zum Kap Komorin sich erstreckte. Ein Häuptling oder Usurpator bekämpfte den anderen; beide suchten, wie gesagt, bald bei den Engländern, bald bei den Franzosen Hülfe; sie wurde gewährt, je nachdem man neben Gelderpressungen auf Länderzuwachs hoffen konnte; versagt oder ebenso schnell zurückgezogen und dem Gegner zugewendet, je nachdem das Sonderinteresse eine solche Schwankung vortheilhaft erscheinen ließ.

Der Mann, welcher hiebei nachhaltig den Sieg an Englands Fahnen fesselte, war Robert Clive, welcher den classischen Boden Indiens mit dem Ruhm seines Namens erfüllte. Der Sohn eines Gerichtsverwalters aus Drayton, einem kleinen Marktflecken in Shropshire, war er im achtzehnten Jahre nach Indien gegangen, hatte den Posten eines Schreibers in Madras mit einer Fähnrichsstelle im Corps des Major Lawrence vertauscht, sich durch einige tollkühne, vom Glück begünstigte Waffenthaten hervorgethan und den Franzosen, deren Glückstern mit Dupleix Abberufung (1754) zu sinken begann, sehr beträchtlichen Schaden zugefügt, und sollte nunmehr auch der Compagnie zur Herrschaft über Bengalen verhelfen.

In Kalkutta war es allmählig zur Observanz geworden, Verbrechern, welche vor der Rache des Nabobs flohen, um theures Geld Schutz zu gewähren. Dies machte sich 1756 ein Beamter desselben, der beträchtlicher Defraudationen schuldig geworden, zu Nutzen; der Nabob Suradscha Dowla überfiel deshalb die englischen Etablissements, nahm die Faktorei zu Rossimbazar weg, eroberte Kalkutta und ließ 146 Mann von der Besatzung, die in seine Hände fiel, ins Gefängniß werfen. Dieses war das schwarze Loch (blakhole), bei 20 Quadratfuß groß, mit einer kaum sichtbaren Lustdünnung. In einer Nacht (20. Juni 1756) endeten hundert und dreiundzwanzig dieser Unglücklichen auf eine schauerhafte Art ihr Leben; ihr Angst- und Todesgeschrei wurde mit Schadenfreude vernommen

und blieb sonst unbeachtet, weil man nicht wagte, den Nabob im Schlafe zu stören. Howell, Rathsmitglied, einer der Ueberlebenden, wurde mit zwei Unglücksgefährten in Fesseln gelegt, die andern erhielten die Erlaubniß, ihr Heil zu suchen, wo es ihnen beliebte.

Eben war es einem brittischen Geschwader gelungen, ein furchtbares Seeräubervolk, welches die Küste von Malabar verheerte, zu vernichten, als die Nachricht von den Gräueln zu Kalkutta bei der Präsidenschaft in Madras einlief. Sogleich wurden Admiral Watson und Elive, welcher als Obristleutnant in k. Diensten und Deputy Governor des Forts St. Georg, aus England, wo er Herstellung seiner Gesundheit suchte, zurückgekehrt war, dorthin beordert. Nach einer leichten Niederlage seiner Truppen unterzeichnete der Nabob einen Vertrag, worin er nicht nur alle Privilegien der Engländer bestätigte, sondern auch die Niederlassungen zu Kalkutta, Kossimbazar und Dacca zurückzugeben sich verpflichtete. Einerseits war es ihm hiebei nicht Ernst und er setzte sich mit den Franzosen in geheimes Einverständniß, andererseits wurde er von Elive und dessen Mitverschworenem, Mir Dschaffir, einem Dhehm des Nabobs, mit einem Netz von Verrath umspinnen. Als der Plan zur Reise geblieben war, setzte sich Elive mit 3000 Mann, von welchen nur ein Drittel Engländer waren, acht Sechspfündern und zwei kleinen Mörsern in Marsch gegen den Nabob, der mit einem Heere von 50,000 Mann, 18,000 Reitern und 16 Geschützen bei dem Dorfe Plassey sich ihm gegenüberstellte. Die Schlacht begann Morgens um acht Uhr (22. Juni 1757) mit einem heftigen Feuer, während dessen Mir Dschaffir an der Spitze seiner Truppen zu den Engländern überging, formirte sich zu einem blutigen Handgemenge, welches nach einer Stunde siegreich für Elive endigte, und wurde durch eine Kanonade bis spät am Nachmittag fortgesetzt. Der Nabob rettete sich durch die Flucht, um später schmachlich ermordet zu werden; sein Heer löste sich vollständig auf und überließ den Siegern, die nur 61 Tode und 50 Verwundete hatten, eine große Beute. Elive marschirte unmittelbar nach der Hauptstadt Murschabadab und setzte Mir Dschaffir als Subahdar von Bengalen, Behar und Drissa ein; 80,000 Pf. St. wurden als erste Abschlagszahlung desselben mit Musik und fliegenden Fahnen den Ganges herunter nach Kalkutta gebracht, wovon sich Elive einstweilen 30,000 Pf. St. für seinen Theil angeeignet haben soll. Alles Land südlich von Kalkutta bis Gulpur an der Mündung des Hugli wurde an die Engländer abgetreten.

Inzwischen hatte sich in Karnatik ein Vernichtungskrieg mit den Franzosen entsponnen, welche, da Elive von Kalkutta keine Hilfstruppen sandte, die Oberhand gewannen. Buffy, der talentvolle und thätige französische General, unterwarf sich die nördlichen Circars nebst den dort gelegenen englischen Faktoreien und stieß dann in Pondichery zu dem neuen Gouverneur, Grafen von Lally-Tollendal, welcher, irischer Abkunft, vom tiefsten Haß gegen die Engländer befeelt war, und deshalb, nach manchen Beweisen von Bravour, den Ministern Ludwigs XV. als der rechte Mann zur Verherrlichung der französischen Waffen in Indien erschien. Er setzte sich alsbald nach seiner Ankunft gegen das englische Fort St. David in Bewegung, erstürmte dasselbe, bemächtigte sich Arcots, belagerte hierauf Madras und nahm die sogenannte schwarze Stadt (der Eingeborenen). Wahrscheinlich wäre auch die weiße Stadt und Fort St. Georg in seine Hände ge-

fallen, wenn nicht zur Zeit eine Verstärkung vom Bombay unter Admiral Pocode eingetroffen wäre, wodurch die Franzosen veranlaßt wurden, in solcher Eile den Rückzug anzutreten, daß sie Kranke und Verwundete im Stich ließen. Nun dachte Lally darauf, sich durch Allianzen mit den benachbarten Fürsten zu stärken und die Engländer von Neuem anzugreifen. Jenes Mittel stand jedoch auch letzteren zu Gebot, und es begann ein treuloses Intriguenspiel, welchem die indischen Fürsten mehr und mehr ihre Unabhängigkeit einbüßten. Die Franzosen wurden den 22. Jan. 1760 vor Wandiwä, acht geographische Meilen südwestlich von Madras gänzlich geschlagen und Pondichery trotz der verzweifeltsten Gegenwehr Lallys erobert und dessen Festungswerke zerstört. Lally, dem man allerdings zur Last legen konnte, daß er sich durch sein herrschsüchtiges und barsches Wesen, durch seine rücksichtslose tollkühne Handlungsweise bei den Europäern wie bei den Eingeborenen gleich verhaßt gemacht hatte, der es aber dennoch mit seinem Vaterlande ehrlich und redlich meinte und durch den Widerstand der französischen Behörden zu Pondichery wie durch seine meuterischen Truppen sich fast gleich behindert fand, wurde bei seiner Heimkehr auf Betrieb seiner Gegner zum Tode verurtheilt und hingerichtet (6. März 1766). Mit den Plänen zur Gründung eines französischen Reichs ist es aus, und 1770 wird die Französisch-Ostindische Compagnie selbst zu Grabe getragen.

Clive hatte nach dem Siege bei Plassey die Regierung von Bengalen mit Zustimmung der dortigen Beamten an sich genommen und war kurz darauf von England aus in dieser Würde bestätigt worden. Kraft derselben schickte er 1759 den Oberst Forbe ab, die nördlichen Circars zu unterwerfen, und Masulipatam wurde trotz der überlegenen Macht der Franzosen mit stürmender Hand genommen. Jetzt geriet auf Anstiften der letzteren der älteste Sohn des Großmogul Alum Shir II., der spätere Schah Alum auf den unglücklichen Gedanken, mit Hilfe des Fürsten von Dube den Schützling der Engländer Mir Dschaffir zu stürzen und Bengalen, Behar und Drissa nochmals mit dem Reiche Delhi zu vereinigen, allein die zahlreichen Horden desselben wurden von Clive mit leichter Mühe geschlagen und zerstreut nach allen Weltgegenden. Die Dankbarkeit Mir Dschaffirs kennt keine Grenzen; allein um seine den Engländern gegebenen Versprechungen zu erfüllen, verhängt er über seine Unterthanen die unsäglichsten Bedrückungen und die englischen Beamten ihrerseits suchen gleichfalls nach Clives Vorgang mittelst schreiender Erpressungen königliche Schätze aufzuhäufen.

Clive kehrte 1760 im Genuß eines jährlichen Einkommens von 40,000 Pf. St. nach England zurück; allein von da nahmen die Angelegenheiten einen schlechten Verlauf. Fehden und Gewaltthätigkeiten überall; der Großmogul, der Nabob von Dube, der Nabob von Bengalen stehen gegen einander in den Waffen; die Engländer bald auf der einen, bald auf der andern Seite stehen siegreich im Felde (bei Oheriah 1763, Buxar 1764), setzen Fürsten ein und ab und schalten in Bengalen wie in Karnatik mit zügelloser Willkür, aber die Finanzen der Compagnie sind in zerrüttetem Zustande, während deren Beamten in ihren geraubten Schätzen schwelgen. Nach heftigen Kämpfen im Direktorium wurde — man bedurfte eines mächtigen Arms zur Abstellung der Mißbräuche — Clive (jetzt Lord Clive) mit den ausgedehntesten Vollmachten nach Bengalen gesandt. Eine seiner ersten Verordnungen war, den Civil- und Militärbehörden Annahme von Ge-

schenken und Handel auf eigene Rechnung mit Strenge zu untersagen. Damit indeß die höheren Beamten der Verführung weniger ausgesetzt wären, wurde zu ihren Gunsten aus dem Handel mit Salz, Tabak und Betelnuß ein Monopol geschaffen, aus dessen Ertrag ihnen ein bestimmter Antheil zukommen sollte.\*\*) Schwerer hielt es, die gewünschten Ersparnisse bei'm Heere, die Abzüge von den Offiziersgehalten durchzusetzen; aber allen Hindernissen, allen Zusammenrottungen und Verschwörungen setzte Clive seinen festen Willen entgegen, und es gebührte ihm während dieser kurzen Periode seiner Verwaltung (20 Monate) wirklich das Verdienst — zu einer Zeit, „wo es eine Gerechtigkeitspflege im wahren Sinn des Wortes gar nicht gab, nur Macht und Reichthum sich Recht verschaffen konnten“ — \*\*) die peinliche Lage der Bevölkerung erleichtert und die finanziellen Zustände des Landes verbessert zu haben.

Gleichzeitig wurde an den Nabob von Bengalen das Ansuchen gestellt, gegen eine jährliche Pension die alleinige Verwaltung seines Landes der Compagnie zu überlassen; der Nabob von Dube mußte sich (nach der Niederlage von Burar) demüthigen, erhielt aber nach dem mit Clive 1765 geschlossenen Vertrage alle seine Besitzungen mit Ausnahme von Korah und Mahabad, welche an den Großmogul fallen sollten, da man in demselben eine Schutzmauer gegen den Andrang der Mahratten von Afghanan zu setzen glaubte, wieder zurück. Letzterer überließ dagegen den Engländern die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte in Bengalen, Behar und Drissa, sowie in den Provinzen Burdwan, Midnapur und Chittigong, ferner in den vierundzwanzig Pergunnah's, in Kalkutta und den fünf Circars längs der Küste von Golkonda (3,125,000 Pf. St.) und erhielt dagegen mit der Residenz in Mahabad einen jährlichen Lehnszins von 125,000 Pf. St. Die Direktoren der Compagnie ließen dem Großmogul Titel und Scheinmacht, um als dessen Vormünder desto willkürlicher mit den einheimischen Fürsten verfahren zu können. Sie waren zwar mit dem schnell auf einander folgenden, wahrhaft erdrückenden Länderreichthum nicht sehr zufrieden. „Wir wollen“, erklären sie ihren Beamten, „nicht Angriffskriege, wir wollen die Gränzen unserer Besitzungen nicht erweitern“; allein „wir können“ schrieb Clive in diesen Tagen an einen Freund, „nicht stehen bleiben, wenn wir auch wollten; wir selbst müssen am Ende die Nabobs machen, nicht bloß in der That, sondern auch dem Namen nach; wir sind gezwungen, offen und entschieden hervorzutreten.“

Mittlerweile hatten die Engländer in Dekan von Madras aus rasche Fortschritte nach dem Süden gemacht; aber die Mahratten arbeiteten gleichzeitig auf die Gründung eines über die ganze Halbinsel sich erstreckenden Hindureiches hin, während in Hyder Ali, dem Bezier des Radscha von Mysore, unter französischem Einfluß ein gefährlicher Feind zu erstehen drohte. Die Mahratten kamen aber diesem bei seinen Eroberungsplanen über den Hals; auf einem Congreß zu Tschuppra (1766), welchem außer Lord Clive und Hyder Ali der Nabob von Dube, ein Gesandter des Schah Alum, in dessen Hauptstadt Delhi die Afghanan sich inzwischen festgesetzt hatten, und Abgeordnete der Dschats und Rohillas-Häuptlinge anwohnten, wurde ein Vertrag zu gegenseitiger Vertheidigung gegen

\*) Das Ostindische Haus fand 1768 für angemessen, diese Anordnung aufzuheben und die Beamten aus anderen Erträgen zu entschädigen.

\*\*) Worte des Raths von Kalkutta.



alle künftigen Einfälle der Mahratten abgeschlossen; allein die Engländer trieben verrätherisches Spiel: um die Mahratten, Hyder Ali und den Nizam von Hyderabad gleichmäßig im Schach zu halten, suchten sie immer zwei Mächte gegen die dritte aufzuheben. Dies wäre ihnen jedoch beinahe übel bekommen; schon standen alle drei auf dem Punkte, mit vereinter Kraft gegen die Compagnie loszuschlagen, und diese fand es, um sich Luft zu machen, für gut, mit Hyder Ali auf jede Bedingung hin Frieden zu schließen. Wie oben erwähnt, hatte der Großmogul die nördlichen Circars an die Engländer abgetreten; um sie aber wirklich in Besitz zu nehmen, mußte man sich vorher mit dem Nizam verständigen. Dies wollte Hyder Ali vereiteln, griff zu den Waffen, brachte die Engländer, welche von Madras und Bombay aus gemeinschaftlich gegen ihn operirten, auf der Westküste in große Noth, wandte sich darauf gegen Osten, verwüstete mit seinen Reiterhaaren das Karnatik, schnitt den englischen Besatzungen im Innern jede Kommunikation nach außen ab, entschloß sich aber, als der Peischwa der Mahratten eben gleichfalls Miene machte, Bombay anzugreifen — selbst, schon bis vor Madras streifend, zu Friedensvorschlägen, und der Rath von Madras griff mit beiden Händen zu. Man gab gegenseitig die gemachten Eroberungen zurück, und sollte hinfort Freundschaft zwischen ihnen bestehen.

Lord Clive hatte durch seine diktatorischen Verordnungen sich verhaßt gemacht und selbst in England zu den bittersten Anklagen Veranlassung gegeben, er war es überdrüssig, länger im Amte zu bleiben und verließ Indien. Vom Vaterlande erst mit Ehren empfangen, wurde er von Parteihaß im Parlament verfolgt: alles Ungemach, jegliche Verlegenheit der letzten Jahre wurde seinem „selbstherrlichen, rücksichtslosen Maßregeln und seinem Raubwesen“ zugeschrieben, alle Pfeile der Rede, womit einst Cicero gegen Verres zu Felde gezogen, wurden in gutgedachten feingearbeiteten Wendungen gegen ihn geschleudert. Mit kühner Stirne und mächtiger gebieterischer Stimme warf der Lord diese Anklagen auf „die Schlassheit seiner Verfolger, die gränzenlose Nachlässigkeit in der Verwaltung, auf das schlechte Benehmen des Hofes der Direktoren, auf die gewaltthätigen, schmachvollen Vorfälle in den allgemeinen Versammlungen des Indischen Hauses“ zurück. Nach langen Verhandlungen erklärte sich das Parlament (24. Mai 1773) mit großer Mehrheit dahin, daß bei mehrfachen Veranlassungen „Lord Clive eine Summe von 234,000 Pf. St. für sich erworben habe. Dies sei durch Mißbrauch der ihm anvertrauten Macht und zu bösem Beispiel der übrigen öffentlichen Diener geschehen. Derselbe habe aber zu gleicher Zeit dem Vaterland große und wichtige Dienste geleistet“. — Schwer lastete diese Demüthigung auf dem unbeugsamen und stolzen Charakter des von Kränklichkeit (Leberleiden) geschwächten Mannes; nach einem langen, zähen Kampfe machte er im neunundvierzigsten Jahre (22. Nov. 1774) seinem Leben durch Opium ein Ende. Jeder höhern wissenschaftlichen Bildung entbehrend, aber mit jenem seltenen Geistesvermögen begabt, das, ohne sich an Principien zu halten, augenblicklich die schnellsten Mittel zum Zweck zu finden weiß, gewissermaßen von Natur ein ebenso geschickter Ingenieur und General wie Staatsmann und Diplomat, hat er in dreißig Jahren die englisch-ostindischen Verhältnisse gänzlich umgestaltet. Die Handelsideen machten Eroberungsplänen Raum; aus demüthigen und unterwürfigen Kaufleuten entstand ein kriegerisches Heer von Abenteurern, welches

Fürsten nach Gefallen ein- und absetzte; gewissenlos und unersättlich nach Reichtum, wurden sie gehaßt, aber ihr kühner Muth, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebt, machte sie gefürchtet. Ohne es zu ahnen, hat Elise den Grundstein zu einem Reiche gelegt, welches zu größerem Umfang, als ganz Europa einnimmt, heranwachsen sollte.

Die bisher erwähnten Ereignisse trugen auch wesentlich dazu bei, daß das Verhältniß der ostindischen Compagnie gegenüber der britischen Regierung wie den eigenen Aktionären eine Veränderung erlitt. Schon im Jahr 1767 erhob die Regierung mit Rücksicht darauf, daß Truppen und Flotten des Staates, nicht der Handelsgesellschaft hiebei vornehmlich thätig gewesen, Ansprüche auf die neu-erworbenen Besitzungen. Diese Ansprüche wurden um so mehr urgirt, als jeder neue Ländererwerb nur neue Erpressungen und Unterschlagungen mit sich brachte und alle Hilfsquellen der Compagnie mehr und mehr verstreuten. Vor der Hand kam eine Uebereinkunft zu Stande, wonach die Compagnie den Territorialbesitz behielt, dagegen an die Krone einen jährlichen Tribut von 400,000 Pf. St. zu zahlen sich verpflichtete. Zugleich sollten die Aktionäre nie mehr als 10 Prozent Dividende von ihrem Kapital beziehen, und der Mehrbetrag der Einkünfte theils zur Bildung eines Reservefonds, theils zur Ausführung volkswirtschaftlicher Verbesserungen verwendet werden.\*) Endlich legte Lord North (18. Mai 1773) dem Unterhause eine Bill vor, wodurch die Angelegenheiten definitiv geordnet wurden. Nach derselben (Ordnende Akte genannt und durch Pitts East-Indian Bill 1764 ergänzt) verblieb zwar der Compagnie die regierende Gewalt in ihren Besitzungen auf dem asiatischen Festlande, dergleichen das Monopol des Handels von und nach Ostindien und China, aber in England wurde unter dem Namen Oberaufsichtsbehörde, Board of Control, ein indisches Ministerium errichtet, an die Spitze der bisher von einander unabhängig gewesenen Präsidenschaften von Kalkutta, Madras und Bombay wurde ein General-Gouverneur (mit einem Gehalt von 25,000 Pf. St. und dem Sitz in Kalkutta) gestellt und diesem ein Collegium von vier Räten (mit einem Gehalt von je 10,000 Pf.) beigegeben. Derselbe hatte in Gemeinschaft mit den letzteren über Krieg und Frieden mit einheimischen Fürsten zu beschließen, war jedoch in den wichtigsten Civil- und Militärangelegenheiten an die endgiltige Entscheidung des Ministeriums gebunden. Statt des Mayors Court in Kalkutta wurde ein Gerichtshof von der Krone, bestehend aus einem Ober- und drei Unterriethern, eingesetzt, und dieser die gesammte Civil- und Kriminalgewalt über die Unterthanen Englands sammt deren Angehörigen innerhalb des Gebiets der Compagnie übertragen. Damit war die unabhängige Stellung der letzteren, der Staat im Staate aufgehoben. Der Hof der Direktoren war von jetzt an bloß eine untergeordnete Magistratur zur Ausführung der Beschlüsse des Ministers der indischen Angelegenheiten, so weit sie die bürgerlichen und militärischen Verhältnisse des anglo-indischen Reiches und das Budget betrafen. Die gewinnreichsten Erträgnisse und wichtig-

\*) In Folge der Beschränkung der Dividende konnte sich der Nominalwerth der Aktien seitdem nie wesentlich weiter heben. Die Aktie von 1000 Pfund mit einem ziemlich gewissen Jahresertrag von 100 Pf. galt faktisch gleich 2000 Pf. St., und das Grundkapital der Gesellschaft stellte sich sonach auf einen realen Werth von 12 Millionen, bei einem Nominalwerth von 6 Mill. Pf. St.

sten Befugnisse bestanden seitdem hauptsächlich in der Armeevertheilung. Da die Beamtenstellen in den Präsidentschaften zum größten Theil vom Hofe der Direktoren, den Statthaltern und Räthen der indischen Regierung verliehen wurden, so fanden die Mitglieder der Compagnie Gelegenheit, ihren Angehörigen eine gute und lebenslängliche Versorgung zu verschaffen.

Die Compagnie wollte unbedingt ergebene Diener haben, welche per fas et nefas das Einkommen der indischen Besitzungen zu mehren und die Ausgaben zu mindern suchten. Hierzu fand sie den rechten Mann an Warren Hastings, und er wurde der erste Generalgouverneur. Einer alten, im Lande derzeit tief gesunkenen Familie entsprossen, aber früh durch körperliche Gewandtheit und geistige Fähigkeit ausgezeichnet, erlangte er (1750), kaum siebzehn Jahre alt, eine Schreibertelle in Kalkutta, empfahl sich durch Fleiß und Einsicht seinen Obern, stieg schnell von Stufe zu Stufe, besorgte zu Madras die Handelsangelegenheiten der Compagnie, so wie das Schuldenwesen der einheimischen Dynasten zum großen Vortheil jener und wurde 1772 zum Präsidenten des Rathes von Bengalen erhoben, um diese Würde kurz hernach mit der Oberstatthaltertschaft von Indien zu vertauschen.

Die Compagnie wollte, der indirekten von Elbe eingesezten Herrschaft, dieses zwiefachen kostspieligen Regiments müde, die Verwaltung des Landes auch dem Namen nach an sich ziehen. Mit Hülfe eines verworfenen, in allen Künsten des Lugs und Trugs erfahrenen Braminen Nuncomar wurde Muhammed Riza Chan, der tüchtige Minister oder eigentlich Regent von Bengalen abgesetzt, der Nabob förmlich pensionirt, dem Großmogul unter nichtigem Vorwand jede Zahlung verweigert und das Gebiet von Korah und Allahabad, das man ihm noch immer vorenthielt, an den Bezier von Dube um  $\frac{1}{2}$  Million Pf. St. verhandelt; dergleichen für weitere 400,000 Pf. der Beistand der englischen Truppen zur Bekämpfung der Rohillas, des edelsten der Afghanenstämme, die den Engländern nicht den mindesten Grund zur Klage gegeben hatten, zugesichert, das schöne, fruchtbare Kohili, eine Alpenlandschaft an den Vorbergen des Himalaya, von mehreren Nebenflüssen des Ganges bewässert, wo sie in Frieden hausten, auf die unmenschlichste Weise mit Feuer und Schwert verwüstet und dann dem Bezier unterworfen. Und nicht bloß zur Vernichtung der Rohillas, sondern zu allen andern Unternehmungen, welche demselben beliebten mochten, vermietete Hastings mittelst eines eigenen Vertrags die englischen Streitkräfte. Zur Steuereintreibung bediente er sich des abscheulichsten einheimischen Subjektes, und es wurde namentlich einem derselben, dem Rentmeister und Richter Dewi Singh nachgewiesen, daß er in wenigen Jahren den Kreis Dinabschpour (5000 engl. Quadratmeilen, 900,000 Einwohner) unter den abscheulichsten und schamlosesten Greueln buchstäblich zu Grunde gerichtet hatte. Als der neue Rath anlangte, trat er in Opposition gegen Hastings, versezte ihn wegen grober Gewaltthat und Veruntreuung von Staatsgeldern in Anklagestand; der oben erwähnte Bramine Nuncomar trat nun unter dem Schein des Patriotismus als Zeuge gegen ihn auf; aber mit Hülfe des Oerrichters Impey, eines Jugendfreundes, wußte Hastings die Untersuchung par foros niederschlagen, und Nuncomar wurde, angeblich auf Fälschung von Urkunden hin, zum Strang verurtheilt. Die Compagnie, welche nur ihren Vortheil im Auge hatte, bestätigte Hastings, ohne

Widerspruch von Seiten des Ministeriums, auf fünf weitere Jahre im Amte. Zu einer Zeit, wo ein allgemeiner europäischer Krieg in Aussicht stand, war ein Mann, der mit allen guten und schlechten Mitteln die Interessen in Asien zu wahren vermochte, nicht zu verachten, und von nun an (1777) schaltete Hastings wiederum als unumschränkter Gebieter des anglo-indischen Reiches.

Da es der neuen Verfassung Indiens an einer scharfen Bestimmung der Grenzen zwischen der Regierungs- und richterlichen Gewalt mangelte, so suchte der Oberrichter Impey sammt Genossen alle Befugniß der Regierung an sich zu reißen, und ein wahrer Terrorismus brach jetzt über die unglücklichen Länder herein. Selbst der Oberstatthalter schien darüber empört. Als das Maß des Elends voll war, schritt das Parlament (1781) ein, und es erfolgte eine neue den Bedürfnissen des Landes angemessenere Gerichtsorganisation. Mittlerweile hatte sich aber Hastings mit Impey in Güte abgefunden, und da man von diesem Einverständniß nur noch größere Mißbräuche fürchtete, wurde der Oberrichter Impey vor den Schranken des Parlaments des Hochverraths und anderer Verbrechen angeklagt und endlich nach langen Verhandlungen 1788 freigesprochen.

Der Krieg zwischen England und Frankreich erstreckte sich in seinen Folgen auch nach Indien; die Verlegenheiten des Oberstatthalters wurden bedeutend vermehrt. Raum war für die laufenden Ausgaben gesorgt, und doch mußten frische Truppen angeworben werden. Dafür nahm man die Schätze der Lehnsleute in Anspruch, und Benares war das erste Opfer. Unter dem Vorwand einer Verschwörung, eines Aufstandes, wurde der Radscha Cheyte Sing, nachdem man schon vorher große Summen erpreßt hatte, gefangen genommen; das Volk, welches zu seiner Befreiung aufstand und ihm seine Flucht erleichterte, niedergeschlagen, seine Familie schmähtlich mißhandelt, das Fürstenthum in seiner herkömmlichen trügerischen Weise unter fortbauenden Erpressungen einer Seitenlinie gegen eine jährliche Abgabe von 400,000 Pf. St., das Doppelte was bisher, überantwortet, in Wahrheit aber mit dem anglo-indischen Reich vereinigt, und das Land ging einem unvermeidlichen Verfall entgegen. Jetzt kam die Reihe an den lafterhaften Nabob von Dede. Er war mit dem der Compagnie schuldigen Tribut in Rückstand geblieben, da die auf seine Kosten unterhaltene englische Brigade ihm die Bezahlung unmöglich machte, und bat um Abberufung derselben. Hastings versprach das letztere, wenn die Mutter und die Wittve des verstorbenen Fürsten ihrer Schätze und Besitzungen beraubt würden. Der elende Sohn bot widerstrebend die Hand dazu; die Begums wurden in Fizebabad, wo sie residirten, gefangen gesetzt, ihre Diener in Ketten geworfen, mit der Folter bedroht oder wirklich belegt — und die Beute war 50,000 Pf. St. für die Compagnie und 10,000 aus den Händen des Nabob für Hastings.

In Madras hauste damals Sir Thomas Rumbold, welcher die Vertretung der Regierungsgelder systematisch betrieb und sich nebenbei die größten Gewaltthätigkeiten erlaubte. Schon vorher war der Radscha von Tanjore, ein alter Mitter Englands, seiner Besitzungen beraubt, gefänglich eingezogen, endlich aber auf Befehl des Direktoriums 1775 wieder eingesetzt worden. Jetzt aber lud man sich die Mahratten und Hyder Ali auf den Hals. Indem sich Hastings in die Handel der erstern mischte, trieb er sie zu den Waffen. Nach manchen Unglücksfällen stellten die Obersten Goddard und Popham das Kriegsglück wie-

der her. Jener erstürmte 1780 die Feste Ahmedabad, dieser die Feste Rayhur und das für unüberwindlich geltende Gwalior.

Während dieser Kämpfe hatte Rumbold durch seine unkluge Politik Hyder Ali zur Bildung einer Ligue mit den Mahratten und dem Nizam getrieben. Hastings sah das Gewitter sich zusammenziehen; er selbst hatte wesentlich dazu beigetragen, aber allzu langsam und sorglos, vermochte er ihm jetzt nicht mit Erfolg entgegenzutreten. Nach einer Niederlage der Engländer wurde Arcot von Hyder Ali, der französische Offiziere in seinen Diensten hatte, erobert, und auch Madras würde gefallen sein, hätte jener seinen Sieg verfolgt. Jetzt traf Hastings, aus seiner Sorglosigkeit erwachend, die zweckmäßigsten Maßregeln. Rumbold wurde seines Amtes entsetzt und Sir Eyre Coote zum kommandirenden General der Madras-Armee ernannt. Durch drei siegreiche Schlachten bei Porto novo, Pernambaucum und Bellore (1781) entriß er Hyder Ali alle gewonnenen Vortheile und brachte ihm die größten Verluste bei, während der eben aus Europa eingetroffene Gouverneur von Madras, Lord Macartney, mit den von Sir Hector Munro befehligten Truppen das in holländischen, damals feindlichen Händen befindliche Negapatam eroberte und sich der weiteren holländischen Besitzungen in Indien bemächtigte, aber in seinen weiteren Operationen durch den Widerwillen des englischen Admirals Sir Edward Hughes und des Generals Coote gehemmt wurde. So gelang es Tippe Saib, Hyder Ali's Sohn, den Engländern unter Oberst Braithwaite nach tapferstem Widerstande, desgleichen dem zu spät herbeiziehenden, jetzt wie es schien erschöpften Coote eine Niederlage beizubringen. Einem dritten Corps drohte dasselbe Loos, als Tippe Saib auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters (7. Decbr. 1782) mit seinen Schaaren in aller Eile den Rückzug antrat.

Glücklicher waren theilweise die Engländer gegen die Mahratten im Nordwesten. Oberst Hartley vertrieb dieselben mit Heldenmuth aus dem Cancan, Obristleutnant Gaman schlug den wilden Scindia und nöthigte ihn zum Frieden. Dagegen verlor, von Lord Macartney, sobald ihm Hyder Ali's Tod bekannt wurde, vergeblich aufgefordert, mit allen verfügbaren Truppen die Armeen von Mysore anzugreifen, General Stuart, Coote's Nachfolger, durch Zaudern die beste Zeit; General Mathews wurde bei Bednore von Tippe Saib angegriffen und mußte sich ergeben. Die Franzosen unter Bussy, welche inzwischen Admiral Suffrein bei Cuddalore ans Land gesetzt hatte, schlugen den General Stuart unter großem Verlust zurück und rüsteten sich zu neuen Unternehmungen, als die Nachricht von dem in Europa geschlossenen Frieden eintraf. Die Feindseligkeiten wurden sofort eingestellt, und da nicht minder die französischen Truppen aus Tippe Saib's Heere abberufen wurden, machte man auch ihm darauf bezügliche Vorschläge. Dieser gab sich jedoch erst, nachdem er sich noch der Festung Mangalore bemächtigt hatte, dazu her und so kam (11. März 1784) ein Frieden zu Stande, wornach beide kriegsführende Theile die gemachten Eroberungen wieder herausgaben.

Die Engländer hatten sich nunmehr des gesammten innern Handels bemächtigt, welcher indessen bei der bisher verfolgten Eroberungspolitik keinen sonderlichen Gewinn abwarf. Opium, Salz, Tabak, kurz jeder nur irgendwie belangreiche Artikel wurde monopolisirt. Die Verwaltung gerieth durch Geseglosigkeit,

Bestechung, Unterschleif in immer traurigere Lage, während die finanzielle Noth sich mehrte. Die Manufakturisten erhielten für ihre Arbeit, was ihnen die Compagnie gerade zu bezahlen für gut fand, und die Eingebornen wurden gezwungen, die Waaren theurer zu kaufen und wohlfeiler zu verkaufen, als nach den Marktpreisen recht und billig war. Man bemühte sich die Macht, wie das Eigenthum und die Erzeugnisse jener Staaten an sich zu bringen, mit welchen man Handel trieb. Jeden Versuch der Eingebornen, gegen ein solches Raubsystem Einsprache zu erheben, erklärte man für einen Treubruch. Daß die Lage derselben sich bei einem solchen Verfahren von Jahr zu Jahr verschlimmerte, und daß die Compagnie keine glänzenden Geschäfte machte, versteht sich von selbst. Auch dem Mutterlande flossen von dem der Compagnie verliehenen Monopol nicht die gewünschten Vortheile zu. Mit dem Letztern wurden nur die übrigen Staatsbürger gewissermaßen doppelt besteuert, sofern sie Waaren, welche sie bei freiem Handel billiger hätten haben können, viel theurer bezahlen mußten und sich zugleich von einem Geschäftsbetrieb ausgeschlossen sahen, welcher füglich der großen Mehrzahl nutzbringend gewesen wäre; und diese Besteuerung diente nur dazu, die Beamten der Compagnie betrügerisch schalten und walten zu lassen. So charakterisirt Sheridan selbst in seiner glänzenden Rede gegen den Gouverneur Hastings vor dem Parlament 1785 jene Zustände in folgenden Zügen: „Die Verfassung und Verwaltung der Ostindischen Compagnie ist von einem Geiste beseelt, der allen ihren Operationen den Charakter einer schmutzigen Gewinnsucht mittheilt, von einem Geiste, welcher die politische Verwaltung und selbst die kühnsten Unternehmungen nicht frei hält von der Habsucht eines Schacherers und der Frechheit eines Piraten. Ihre Generale treiben Handel, ihre Gesandten ergeben sich Bestechungen. Zur Zahlung eines Wechsels wird eine Stadt belagert, zur Berichtigung eines Konto's ein Fürst entthront. So wird denn dort eine Regierung geführt, deren Majestät ebenso lächerlich, als ihr Scepter blutig ist, und die mit der rechten Hand die Taschen ausleert, während sie in der linken Hand den Prügel hält.“

In England hatten sich nachgerade alle Parteien, Tories und Whigs, Minister und Opposition wider Hastings und die ganze indische Regierung und namentlich wider das schändliche Verfahren gegenüber von den Rohillas, von Benares und Dube in entschiedenster Weise ausgesprochen, und der Gouverneur wurde 1785 zurückerufen. Das Parlament zog ihn vor seine Schranken; seine Schuld lag offenkundig vor; auf die Anklage von Burke wurde er einer Reihe von Vergehungen überführt; aber es war weder dem Parlament noch der englischen Nation ein wahrer Ernst mit diesem vielbesprochenen Rechtshandel, welcher nach neun Jahren damit endigte, daß Hastings (23. April 1795) durch das Haus der Lords von der Schuld freigesprochen wurde; ja, man möchte fast glauben, es habe sich hiebei nur um ein von den bedeutendsten Männern der Nation aufgeführtes Schauspiel gehandelt, wobei diese Gelegenheit hatten, sich in glänzenden, von erhabenen Sätzen über den Werth der Tugend und Gerechtigkeit überströmenden Reden zu ergehen.

Wenn Clive den Grundstein zu dem indischen Reiche, so hat Warren Hastings das Fundament zu dessen künftigem Umfang und Regierungssystem gelegt. Wir kennen die Mittel und Wege, deren er sich hiebei bediente. Nur ein Mann von so festem Charakter, von so unbegrenztem Selbstvertrauen und so schamloser Kühn-

heit, so herzlos und kalt, so gleichgültig für die Leiden seiner Nebenmenschen, konnte unbekümmert den heiligsten Rechten Hohn sprechen. Ursprünglich nur für die niedere Handelssphäre bestimmt, wußte er sich zu einem großen Staatsmann heranzubilden, seine selbstgeschaffenen Pläne energisch ins Werk zu setzen, Einheit in die Regierung zu bringen und die Leitung der indischen Angelegenheiten ganz in die englischen Hände zu legen. Das Parlament verurtheilte ihn zu den Kosten des Processes, in dessen Verlauf er den größten Theil seiner gesammelten Schätze eingebüßt, aber die Compagnie, deren Einkünfte er von drei auf fünf Millionen Pf. St. gebracht hatte, entschädigte ihn durch ein Jahrgeld von 4000 Pf., zahlte davon 42,000 Pf. voraus und bewilligte ihm ein Darlehen von 50,000 Pf. Er starb, am Ende seines Lebens mit Ehren überhäuft, den 22. Sept. 1818, vier Monate nach dem Tode seines edeln Gegners, Phil. Francis, Rathes von Kalkutta, des muthmaßlichen Verfassers der berühmten Juniusbriefe.

Während England in allen Theilen der Welt Einbuße erlitt, hatte es durch Hastings tyrannische und weitsehende Politik in Indien allein an Macht gewonnen. Das großmogul'sche Reich bestand nur noch dem Namen nach: die kriegerischen Stämme der Sikhs und Radschputen hatten zwar im Norden unabhängige Herrschaften gegründet; aber nordöstlich waren die Rohillas unterjocht, beinahe vernichtet. Von den großen Satrapen war Bengalen untergegangen, Dube sowie Dekan in Abhängigkeit von den Engländern gerathen. Als die beiden einzigen noch vorhandenen Mächte unter den Eingebornen konnten die Mahratten und die muselmännische Dynastie von Mysore gelten. Jene standen unter dem Peshwa von Punan und den Häuptlingen Scindia, Holkar, Gaekwar (in Guzerate) und dem Bhonsla von Berar. Die Oberherrschaft des Peshwa ist im Sinken, die Macht des Scindia im Aufsteigen; er regiert in Hindostan, hat Delhi und den Kaiser in seiner Gewalt. Im Süden ist der gefürchtetste von allen Sultan Tippu Saib, welcher von seinem Vater eine Macht ererbt hatte, gleich gefährlich den Engländern, den Mahratten und dem Nizam von Hyderabad. Dazu kam, daß die Franzosen in Folge der Revolution alle Feste Englands in Indien aufzuheben sich bemühten. Eine Masse französischer Emisäre und Offiziere kam nach Indien, und die letztern disciplinirten nicht ohne Gluck die Truppen der ihnen befreundeten Fürsten; ein gewisser Raymond organisirte für den Nizam 14,000 Mann; auf dem Gebiete des Scindia standen gegen 30,000 Mann, mit einer zahlreichen Artillerie versehen, von französischen Offizieren kommandirt.

England befand sich im Besitz der großen und fruchtbaren Provinzen Bengalen, Behar, Orissa und Benares; mehr unterhalb an der Ostküste, gehörten ihm die Circars, noch südlicher des Taphir von Madras; im Westen ein ausgedehnter Landstrich auf der Südhälfte der Halbinsel. Die beiden muselmännischen Fürsten von Dube und (minder zuverlässig) von Hyderabad waren ihm verbündet; das Land des Nabob von Karmatis stand unter seiner Verwaltung, eine Anzahl der kleinen Rajahs zu seiner Verfügung.

Im Jahre 1786 traf der neue Generalgouverneur Lord Cornwallis ein. Während er wohlwollend und versöhnlich gesinnt, jedoch nicht selten zu schnellem, rücksichtslosem Vorgehen geneigt, aus den zerstreuten Fragmenten, welche er vorfand, ein neues Finanzsystem gründete, eine bessere Gerichtsordnung bildete,

sämmtliche Ländereien an die derzeitigen Inhaber zu einem billigen Anschlag für alle folgenden Zeiten verpachtete, somit Besitz und Eigenthum sicherte, sämtliche Verwaltungszweige streng und gewissenhaft controlirte, sann Tippo Saib darauf, die Eroberungen seines Vaters auf der Westküste fortzusetzen, griff 1789 den Nadschah von Travancore an, welcher von den Engländern, dem Subah von Dekan und den Mahratten, bei denen sich Tippo durch seinen fanatischen Befehrungseifer tödtlich verhaßt gemacht hatte, unterstützt wurde, und blieb anfangs unter Beihülfe der Franzosen im Vortheil, bis sich 1792 Cornwallis selbst an die Spitze der Armee stellte, von welcher einzelne Corps Wunder der Tapferkeit verrichteten, Seringapatam, die stark befestigte Hauptstadt von Mysore belagerte und einen Frieden erzwang, welcher Tippo Saib 33 Millionen Rupien und die Hälfte seiner Staaten kostete, in die sich England mit den Mahratten und dem Nizam theilte.

Im Jahre 1793 wurde das Privilegium der Compagnie auf weitere zwanzig Jahre erneuert; kurz darauf verließ Lord Cornwallis Indien, und Sir John Shore (Lord Teignmouth) trat an seine Stelle. Durch eine Parlamentsakte war gleichzeitig dem Statthalter jeder Eroberungskrieg untersagt worden. Der neue Gouverneur, bemüht nur durch Güte zu herrschen, zeigte sich schwach und nachgiebig und respektirte jenes Gebot so buchstäblich, daß er dem neuen Nizam, als er nach dem Tode seines Vaters von den Mahratten angegriffen wurde, den schuldigen Beistand versagte und es ruhig geschehen ließ, wie jene dessen Land ausplünderten und beträchtlich schmälerten.

Den Franzosen wurden in Folge des Kriegs mit der Republik Frankreich, desgleichen den ihr verbündeten Holländern alle Besitzungen in Indien, selbst die Insel Ceylon, weggenommen; dagegen traf ein französisches Detachement im Hafen von Mangalore ein und stieß zu Tippo Saib, welcher auch mit den Afghanen in Unterhandlungen begriffen war. Von wildem Haß gegen die Engländer erfüllt, kühn und tapfer, schlau und hinterlistig, einzig darauf bedacht, den Halbmond in Indien zur herrschenden Macht zu erheben, woran jene ihn hinderten, und der erlittenen Demüthigung allzu sehr eingedenk, warf er sich den Franzosen in die Arme, knüpfte mit der Republik Verbindungen an, griff aber, auf deren Unterstützung von Aegypten aus bauend, statt die rechte Zeit abzuwarten, voreilig zu den Waffen.

Der Marquis von Wellesley, der im Mai 1798 das Amt des Generalgouverneurs übernommen hatte, ließ, nachdem auf dessen Antrieb der Nizam von Hyderabad seine zur Meuterei geneigten französischen Söldner entlassen und an deren Stelle englische Truppen aufgenommen hatte, zwei Armeecorps, das eine unter General Harris vom Karnatik, das andere unter General Stuart von Bombay aus in Mysore eindringen. Tippo Saib, auf beiden Seiten geschlagen, konnte die Vereinigung der beiden Corps nicht hindern; der Feind stand vor den Thoren seiner Hauptstadt. Nach vierwöchentlicher Belagerung wurde Seringapatam 4. März 1798 unter mörderischem Kampfe mit stürmender Hand genommen. Wie ein Held hatte Tippo gekämpft und war von drei Flintenkugeln schwer verwundet in der Hitze des Gefechts unbeachtet gefallen. Ein englischer Soldat wollte sich der reich mit Gold und Edelsteinen verzierten Säbelscheide bemächtigen, als Tippo, der den Säbel noch in der



Hand hielt, nach ihm schlug und ihn am Knie verwundete. Der Soldat schoss ihn durch den Kopf und er sank leblos nieder. Erst spät am Abend wurde seine Leiche aufgefunden und am nächsten Tage mit allen militärischen Ehren bestattet. Einer der furchtbarsten Gewitterstürme, in welchem mehrere Soldaten des Zugs vom Blitze erschlagen wurden, tobte in demselben Momente über die Stadt hin und verlieh diesem letzten Akte gewissermaßen eine erhabene und wunderbare Weihe. Die gemachte Beute überstieg alle Erwartungen; Offiziere und Soldaten waren mit Schätzen beladen; die Diamanten und Edelsteine am Throne des Sultans wurden an den Weisbietenden verkauft; die kostbare Büchersammlung wanderte nach Europa.

Oberst Arthur Wellesley (Herzog von Wellington), der sich bei diesem Feldzug höchlich ausgezeichnet hatte, wurde zum Gouverneur von Seringapatam ernannt; an die Stelle Tipoo Saib's ein Nachkomme der alten Hindu-Dynastie, die von Hyder Ali verdrängt worden, gesetzt, die größere Hälfte des Reichs, nach Ausscheidung eines Theils für den Nizam, von den Engländern eingezogen. So war auch zwei Jahre zuvor der Radscha von Tanjore, der treueste Bundesgenosse derselben wider alles Recht seines Landes beraubt worden. Dasselbe widerfuhr 1800 unter nichtigem Vorwande dem Nabob von Surate und dem von Karnatik oder Arcot, gleichfalls einem treuen Verbündeten, und ein Jahr darauf dem Nabob von Dube, der wenigstens den größten Theil seines Gebiets abtreten mußte. Im Karnatik wurde diese Gewaltmaßregel durch zwei erwünschte, aber für die Engländer nicht minder sehr gehässige Todesfälle unterstützt. Mit dem Frieden von Amiens 1802 kam auch Ceylon durch förmliche Abtretung an England.

Es mochte dergleichen zu dem Plane des Generalgouverneurs gehören, diejenigen indischen Fürsten, welche angeblich nicht stark genug waren, sich selbst zu schützen — euphemistisch gesprochen englischer Obhut unterzuordnen, und man suchte wohl das Verfahren dadurch zu beschönigen, daß solche Fürsten, welche sich fügten, ihrem Volke und den andern Dynasten gegenüber eine gesicherte Stellung gewonnen und daß deren Gebiete allmählig unter britischem Schutz ihren Wohlstand erhöht haben. Für die nächste Zeit war aber von diesem Wohlstand nichts zu bemerken; vielmehr wurden die Steuern überall erhöht und die Bewohner oft des nothwendigsten Lebensbedarfs beraubt. Auf so schändliche Weise wurden frühere Verordnungen der Legislatur umgangen, und als wegen des an Dube begangenen Raubs Klage vor das Parlament gebracht wurde, erklärte dasselbe, alle Handlungen des Generalgouverneurs, welcher allerdings auf die eben genannte Weise die Einkünfte Indiens von acht auf elf Millionen Pfd. St. gesteigert hatte, seien aus eifrigem Bestreben für das öffentliche Interesse hervorgegangen und dienen zur Vertheidigung, zur Sicherheit und Wohlfahrt der britischen Besitzungen in Indien. Dies war auch die letzte Anklage, welche wegen solcher Okkupationen vor dem Parlament erhoben wurde. In offenem Widerspruch zu den wiederholten Beschlüssen, „daß Eroberungen in Hindostan weder dem Wunsche, noch der Ehre, noch der Politik Englands geziemten“, hatten sich seitdem die Heere und meistens auch die Statthalter bei jeder Erweiterung des anglo-indischen Reichs des Dankes der beiden Häuser des Parlamentes und ermunternder Belohnungen von Seiten des Ministeriums zu erfreuen.

Uebrigens wollen wir hier nicht unerwähnt lassen, daß die Unterwerfung und Vernichtung der Fürstengeschlechter in dem Sinne Wellesley's höhern Absichten förderlich werden sollte. England, meinte er, müsse für die Verbreitung der europäisch-christlichen Cultur in Indien Sorge tragen; hiezu bedürfe es der Beseitigung der in jenen liegenden Hindernisse; hiezu bedürfe es einer genauen Bekanntschaft mit dem Lande; man müsse zuvor die durch jene zum Theil verschütteten Hülsquellen des Bodens, die physischen und geistigen Zustände seiner Bewohner erforschen, ehe man zu diesem Werke, das sich nur an das Bestehende anknüpfen ließen, schreiten könne. Der Generalgouverneur fand den rechten Mann dazu, und François Buchanan hat sich durch seine Beschreibung von Mysore, Kanare und Malabar, so wie durch die umfassende Darstellung mehrerer Länder Bengalens ein bleibendes Denkmal gesetzt, während die Compagnie dem Generalgouverneur wegen seines Bestrebens, auf diese und ähnliche Weise die Kenntniß Indiens und die Wohlfahrt seiner Bewohner zu fördern, ihr höchliches Mißfallen zu erkennen gab!

Wellesley gedachte seine oben erwähnte Politik auch bei den Mahratten zur Geltung zu bringen. Doch hier hatte man es nicht mit schwachen Fürsten, sondern mit einem plünderungsfüchtigen, kriegerischen Volksstamm unter mehreren, Ordnung und Gesetz abgeneigten Häuptlingen zu thun. Mit dem Pelschwa als gesetzlichem Oberhaupt der Mahratten wäre man leicht fertig geworden, aber er stand unter der strengsten Controle des Scindia und sah sich die Hände gebunden. Letzterer mischte sich in die Erbstreitigkeiten der Familie eines andern Häuptlings Holcar, erlitt aber eine Niederlage; der Pelschwa schloß jetzt einen Vertrag mit den Engländern; der Scindia, welcher vergeblich den Holcar gegen diese auf seine Seite zu ziehen suchte, trat mit seinen feindseligen Absichten immer deutlicher hervor, und General Wellesley erhielt nun von dem Oberstatthalter Befehl, von Punah aus militärisch gegen ihn vorzuschreiten.

Der Feind war an Streitkräften unendlich überlegen, aber dem Genie des Generals, der dem Heere eine Sicherheit und Beweglichkeit gab, wie sie bei den anglo-indischen Truppen bisher nie stattgefunden, der die Kriegszucht wie das Fuhrwesen, die Kundschaft wie die Verpflegung aufs vortrefflichste organisirte — und der Tapferkeit der Armee konnte nichts widerstehen. Die Feste Ahmednuggur wurde genommen, und das vereinte Heer des Scindia und des Radscha von Berar, 50,000 Mahratten, am 23. September 1803 von 4500 Mann bei Assaye vollständig geschlagen, noch ein weiterer Sieg bei Argaum erfochten und die Hauptfestung des Radscha, Gawilghur, erobert.

Während dies im Westen geschah, bereiteten sich im Norden und Osten nicht minder wichtige Ereignisse vor. Die bedeutenden Besitzungen des Scindia in Hindostan lieferten ihm Rekruten für seine reguläre Infanterie, welche von einem französischen Offizier de Bayne tüchtig herangeschult war. Sein Nachfolger Perron, der den Scindia zu einem Bruch mit den Engländern trieb, auch den Schah Alum II. für seine Pläne gewonnen hatte, rückte mit seinen Truppen gegen das englische Gebiet heran. General Rafe, mit denselben Vollmachten bekleidet wie General Wellesley, setzte nun von Cawnpore aus seine Truppen gleichfalls in Bewegung, erstürmte die Feste Alighur, wo sich die größten Waffensmagazine des Feindes befanden; aber erst nach mehreren hitzigen Gefechten und

einer lange unentschiedenen, endlich siegreichen Schlacht unweit Delhi (11. September 1803) unterlag die Macht des Scindia, und die Trümmer seiner Armee wurden bei dem Dorfe Laswarin (1. November) vollends vernichtet. Die französischen Offiziere gaben sich gefangen; Delhi und daselbst der altersschwache Schah Alum fiel in die Hände der Engländer, und mit ihm das Anrecht auf die altberühmte Stadt und alles Land bis an den Sedlesch.

Weiterer Widerstand schien hier im Norden wie dort im Westen unmöglich. Zuerst demüthigte sich der Radscha von Berar und erkaufte den Frieden durch Abtretung der Provinz Ruttak und anderer Gebiete; seinem Beispiele folgte wenige Tage später der Scindia. Er überließ außer andern Distrikten der britischen Regierung seine Länder zwischen dem Dschumna und Ganges, entsagte jeglicher Gewalt über den Peischwa und gelobte gleich dem Radscha keine Europäer mehr in seine Dienste zu nehmen, ja er begab sich im folgenden Jahr aller Souveränität und stellte sich mittelst einer Militärconvention auf gleiche Stufe mit dem Peischwa und Nizam. Die Engländer benutzten die Umstände aufs beste; das Bundelkund wurde okkupirt, weil es vom Dschumnathal her den Eingang in das Hochland Malwa öffnete; die Radschputen-Staaten auf dem nördöstlichen Abhang von Malwa wurden der Oberherrschaft des Scindia enthoben; endlich nahm man in Guzerate das Land an dem Golf von Cambay weg, um den Handel völlig in seine Gewalt zu bekommen.

Holkar war trotz eines geheimen Bündnisses mit den oben erwähnten Fürsten in Malwa stehen geblieben; als ihm die Kunde von den glänzenden Siegen der Engländer zu Ohren kam, sann er darauf, die Radschputen, Rohillas, Sikhs und den Radscha von Bhurtpur für sich zu gewinnen und wo möglich auch den Scindia zum Friedensbruch zu veranlassen. Man erkannte die Nothwendigkeit, mit einem so unsichern Freund sich in's Klare zu setzen. Dies konnte nur mittelst der Waffen geschehen; aber erst nach großen Verlusten, welche den Uebermuth des Feindes, der bis an die Thore von Delhi vordrang, steigerten, gelang es dem tapfern General Lake, unweit der Festung Dieg (4. November 1804) Holkar eine schwere Niederlage beizubringen und sämmtlicher Besetzungen derselben in Malwa und Dekan sich zu versichern. Nur die starke Feste Bhurtpur leistete noch Widerstand. Vier Stürme wurden unter Strömen von Blut niedergeschlagen; dessen ungeachtet beehrte der Radscha zu kapituliren, und Lake ging um so eher darauf ein, als der Scindia von seiner bisherigen zweideutigen Haltung wieder zu offenem Kampfe überging, der ihm indessen nur wenig Heil brachte und ebenso schnell mit einer demüthigen Bitte um Frieden endigte.

Man hätte jetzt leicht mit Holkar fertig werden, durch entschiedene Intervention die Ruhe befestigen und nach einander alle Radschas und Nabobs zu bedeutungslosen Lehensleuten herabdrücken oder ganz beseitigen können; aber dies lag nicht im nächsten Interesse der Compagnie. Sie wollte aus Indien nur möglichst großen Gewinn ziehen und scheute kostspielige kriegerische Unternehmungen. Die Einkünfte waren nahezu auf 17 Millionen Pfd. St., aber in Folge übler Verwaltung der Finanzen die Schuldenmasse nicht minder gestiegen. Die Compagnie sandte eine Friedensbotschaft nach der andern; ohne sich daran zu kehren, setzte der Generalgouverneur den Krieg gegen die Mahratten eifrig fort. Die Unzufriedenheit mit demselben stieg zu solcher Höhe, daß man ihn

zurückzurufen beschloß. Wellesley ersparte sich diese Demüthigung durch einen freiwilligen Verzicht und kehrte 1805 heim, ohne den Ruhm mit sich zu nehmen, daß er Indien einen dauernden Frieden verschafft hätte.

Seine Verwaltung war ebenso kriegerisch als glänzend gewesen, die Aufgabe, das ungeheure Staatsgebäude in seinen Grundbestandtheilen zu vollenden, von ihm erfolgreich gelöst worden. Er hatte das System, die indischen Fürsten durch Subsidienverträge innigst mit dem brittischen Reiche zu verbinden, geschaffen: ein System, das zu jener Zeit geboten, allerdings im Verlaufe der Zeit, indem es dem guten oder bösen Willen der Residenten Thür und Thor öffnete, viel Unheil mit sich brachte; er hatte die Grenzen des Reichs Hunderte von Meilen hinausgerückt, die beiden gefürchteten Mächte, Mysore und die Mahratten, gedemüthigt, die Fahne Englands auf dem Palast des Großmoguls aufgepflanzt und durch glorreiche Siege den Ruhm der englischen Waffen bis zu den fernsten Punkten der Erde verbreitet. Er hatte vermittelst seines klaren Blicks und seiner tiefen Menschenkenntniß einen Kreis von Feldherrn und Staatsmännern um sich herangezogen, deren Wirken auf lange hinaus segensreiche Spuren hinterließ. Die Namen von General Wellesley und dem ihm ebenbürtigen Baskin, die Namen von Malcolm, Elphinstone, Metcalfe u. a. sind noch heutzutage in Indien von gutem Klang. Aber daß er mit den kaufmännischen Geldmännereien nichts zu thun haben wollte, daß er dem Handelsmonopol der Aktionäre seine Unterstützung versagte, konnte ihm die Compagnie nicht verzeihen.

Der Oberstatthalter erfreute sich in der Heimath keines günstigen Empfangs weder von Seiten der Direktoren noch des indischen Ministeriums. Es dauerte aber nicht lange, so fand ein gänzlicher Umschwung statt, und es ist seitdem unbestritten, daß die siebenjährige Regierung des Marquis Wellesley (17. März 1798 bis 20. Juli 1805) zu den wichtigsten Abschnitten der brittischen Geschichte in Asien gehört. Die Compagnie suchte auch ihr früheres Benehmen möglichst vergessen zu machen. Noch wenige Jahre vor seinem Tode (23. September 1842) schenkte sie ihm aus den Erträgnissen des anglo-indischen Reiches die Summe von 20,000 Pfd. St. und stellte seine Marmorsäule als ein ewiges, offenkundiges Zeugniß der Bewunderung und Dankbarkeit im Indischen Hause auf. Gleiche Ehre widerfuhr auch Wellington, jedoch erst nach seinem Tode 1852 — aber die Kosten dafür mußte das indische Volk zahlen!

Wellesley's Nachfolger, Lord Cornwallis, starb kaum in Indien angekommen; und bis der neue Generalgouverneur, Lord Minto (1807) eintraf, führte Sir G. Barlow, das älteste Mitglied des Rathes von Kalkutta, interimistisch die Regierung. Die Instruktionen vom Hofe der Direktoren lauten friedlich genug: „Man überlasse die indischen Staaten ihrem eigenen Geschick; die Zwistigkeiten und Wirren der Barbaren sind die festesten Schutzmittel des indischen Reiches; die mit ihnen geschlossenen Militärconventionen und Schutzbündnisse sollen wo möglich aufgehoben, mit den Mahratten soll ein Verständniß angebahnt werden.“ Man gehorchte buchstäblich und so erhielt auch Holkar, der indessen vergeblich auch die Afghanen zum Krieg gegen die Engländer aufgefordert hat, gegen geringe Opfer einen vortheilhaften Frieden. Aber Mäßigung gilt in manchen Fällen für Schwäche, und die kurzfristige kaufmännische

Staatsweisheit sollte in Bälde sehr nachtheilig für die brittischen Interessen auf die einheimische Bevölkerung zurückwirken. Die Fürsten Hindostans wurden widerspenstig und zettelten Intriguen an, und die preisgegebenen Schutzensossen unter den Radschputen fielen der Rache der Mahratten anheim, die ihrerseits wiederum gegen einander wütheten. Die verabschiedeten Truppen bildeten Räuberbanden, Pindaris genannt, wie ehemals die unregelmäßige Reiterei im Dienste des Peischwa hieß, und verübten jetzt auf eigene Rechnung, was sie früher für die Soldherren gethan, die größten Grausamkeiten.

Unter tausend Pindaris sind ungefähr vierhundert gut beritten und bewehrt; ihre Lieblingswaffe ist der 12—18 Fuß lange Mahratten-Speer; bei wenigen erblickt man Luntensinten; die andern sechshundert gehören zu dem gewöhnlichen Raubgesindel, jeder nach seiner Art bewaffnet. Wenn die Pindaris eine Unternehmung beabsichtigen, steckt der Häuptling seine Fahne auf, und hat sich eine genügende Schaar um ihn gesammelt, so setzen sie sich auf wenig betretenen Pfaden nach dem Ort ihrer Bestimmung in Marsch. Dort angekommen, verbreiten sie gleich wilden Thieren Schrecken und Verzweiflung über die hilflosen Einwohner: Dörfer gehen in Flammen auf, Verwundete fliehen nach allen Richtungen, die größten Gewaltthaten werden verübt, die unmenschlichsten Qualen erdonnen, um verborgene Schätze zu erpressen; ist nichts mehr aufzutreiben, wird die Beute getheilt, und die Nordbrenner verschwinden ebenso schnell, als sie eingefallen.

Dies waren die verruchten Banden, welche durch die halben Maßregeln und die egoistische Politik der englischen Regierung ermuthigt, in den nächsten Jahren friedliche und fruchtbare Distrikte in Einöden verwandelten; und die Fürsten sahen jene Räuberzüge nicht ungern, indem sie daraus auf die eine oder andere Weise für sich gegen die Engländer Vortheil zu ziehen hofften.

Die kurze Regierung von Lord Minto gibt wenig zu berichten. Ein Aufstand der Sipahis in Madras und Bellore, hervorgerufen durch den General Sir John Cradock, der in kleinlichem Kamassendienst das Wesentliche militärischer Tüchtigkeit suchte und durch elende Aenderung an Uniformen u. dgl. in jenen manche religiöse Bedenken erregte, wurde nicht ohne schweres Blutvergießen unterdrückt, der Radscha von Travancore, welcher sich der brittischen Oberherrlichkeit zu entziehen suchte, zum Gehorsam zurückgebracht, Goa (im Einverständnis mit dem portugiesischen Hofe), so wie Tranquebar und die übrigen Besitzungen der Dänen, desgleichen was den Holländern noch in Asien gehörte, Amboina, Banda, Ternate und Java ohne Widerstand besetzt und die Inseln Isle de France und Bourbon den Franzosen abgenommen, endlich mit Rundschi Sing (1809) ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem die Sikhstaaten zwischen dem Sebletsch und Dschumna unter den Schutz der englischen Regierung zu stehen kamen.

Im letzten Jahr der Verwaltung Lord Minto's verkündete das drohende Vordringen der Gorkhas von Nepal aus die Annäherung eines Kriegs mit diesem Gebirgsvolke, von dessen Kräften England bis dahin nur eine oberflächliche Kenntniß hatte. Um demselben mit Energie begegnen zu können, wurde der Marquis von Hastings, aus einer alten, in Irland angesiedelten normannischen Familie entsprossen, als Generalgouverneur und kommandirender General

nach Indien gesandt. Es war in demselben Jahre (1814), da der Compagnie ihr Privilegium auf weitere zwanzig Jahre, jedoch mit der Beschränkung verliehen wurde, daß ihr zwar das Monopol auf den chineesischen und den Theehandel verbleiben, der sonstige Verkehr aber allen Briten hinfort offen stehen sollte. Obwohl die Kaufleute, welche jenseits des Raps der guten Hoffnung Geschäfte machen wollten, sich noch immer gewisser Förmlichkeiten unterwerfen, namentlich mit einem Erlaubnißschein, der indeß nicht willkürlich verweigert werden durfte, von der Compagnie versehen mußten, erlangte dennoch der ostindische Handel von da einen enormen Aufschwung und steigerte sich in wenigen Jahren auf das Dreifache.\*)

Als Lord Hastings in Indien eintraf, war durch seines Vorgängers Sparsystem zwar der Stand der Finanzen gebessert, aber durch die bedeutenden Zahlungen nach England auf Kosten der Sicherheit des Landes der Schatz beinahe erschöpft worden. Durch die Umsicht und Thätigkeit des Oberstatthalters wurde diesem Geldmangel bald abgeholfen, und es war hohe Zeit, da man für die bevorstehenden Feindseligkeiten pekuniärer Mittel bedurfte.

In Folge von Grenzfreitigkeiten, bei welchen die Gorkhas mit großem Uebermuth verfahren und das rücksichtsvolle Benehmen der Regierung für Jaghaftigkeit auslegten, setzte sich ein englisches Armee-corps gegen das Gebiet von Nepal in Bewegung. Der Radscha verbündete sich nun mit dem Scindia und dem Häupling von Berar. Nicht ohne Schwierigkeiten und mancherlei, zum Theil durch untüchtige Unterbefehlshaber verschuldete, Unglücksfälle drang der tapfere General Dufferin in Feindes Land vor, bezwang denselben durch die schwer erkämpften Siege bei Malaun und Mukwampur und nöthigte ihn nach langem Sträuben zu einem Frieden, durch welchen die Provinzen Kamaon und Oherwal im Westen von Nepal, die Thäler jenseits der ersten Bergketten sammt einigen militärischen Posten dem anglo-indischen Reiche einverleibt wurden.

Dieser Krieg, bei welchem man es mit einem tapfern Gebirgsvolke auf einem unbekannten Terrain zu thun hatte, erregte bei dem Hofe der Direktoren die größten Besorgnisse; die Kosten — zu welchen allerdings der Nabob von Dunde, seit 1818 durch den Königstitel ausgezeichnet, unter dem Namen von Vorschüssen wesentlich beigetragen — und die Verluste standen in keinem Verhältniß zu dem unmittelbaren Gewinn; aber dem Gouverneur war keine Wahl geblieben, als entweder das Land und die Sicherheit der Unterthanen zu opfern, oder einen insolenten Nachbar durch Waffengewalt zur Vernunft zu bringen. Der letzte Zweck wurde vollständig erreicht, und der glückliche Ausgang des Krieges verschönte endlich den Hof der Direktoren mit den Maßregeln und der Politik des Gouverneurs, welcher dadurch zugleich den Europäern eine Verbindung mit Centralasien eröffnete und den Weg in bisher unbekannten Regionen anbahnte, wo inmitten der erhabensten Gebirgsnatur, des gesunden Klimas eine neue Pflanzen- und Thierwelt dem ersauerten Blicke sich darstellte und die Pflanzstätte europäischer Cultur sich vorbereitete.

Von Nepal wandte sich Hastings gegen die Mahrattensfürsten Scindia und Holkar, welche mit den Pindaris das britische Territorium beunruhigten. Er

\*) 1814 noch 870,177 und 1819 schon 3,092,741 Pf. St.

nahm (1816) den Pelschwa gefangen und nöthigte ihn, fünf Festungen abzutreten und sich definitiv von jenen Räubern loszusagen; als derselbe aber kurz darauf wieder gemeinschaftliche Sache mit ihnen machte, wurde er mit Heeresmacht überzogen, abermals gefangen gesetzt und hernach mit einer Pension nach Bengalen exilirt. Auch Holskar wurde besiegt, mußte zwei Drittheile seines Landes abtreten und für das, was ihm verblieb, Englands Oberlehensherrlichkeit anerkennen. Der Scindia blieb gleichfalls nicht verschont, zwar hatte er sich schon bei'm Anfang des Krieges von seinen Verbündeten losgesagt, aber der doppelte Verrath nützte ihn nichts; er mußte drei seiner Festungen den Engländern einräumen und kam somit in gänzliche Abhängigkeit von denselben. Noch schlimmer erging es dem Radscha von Berar. Im Felde konnte er so wenig als die andern Stand halten; er wurde zur Unterwerfung gezwungen und sein Gebiet gänzlich eingezogen. Mit der Vernichtung der Pindaris schloß der ganze blutige Krieg, welcher wiederum die glänzendsten Beispiele von Heldenmuth und Ausdauer englischerseits aufzuweisen hatte. Die übrigen Mahrattenfürsten legten gehorsam ihre Waffen nieder, dankten ihre Truppen ab und lieferten ihr Geschütz an die Engländer aus. Die einzigen unabhängigen, von diesem noch mit einiger Schonung behandelten indischen Herrscher blieben die Emirs von Sind und der Maharadscha von Lahore.

Zehn Jahre (1813—1823) leitete der Marquis Hastings die Angelegenheiten Indiens. In dieser langen Zeit waren die englischen Waffen fast ununterbrochen beschäftigt, aber die Erfolge stellten sich auch ausnehmend bedeutsam heraus. Name und Herrschaft des Pelschwa und mit ihm des Mahrattenreiches war untergegangen. Mit dem Besitz dieses großen Territoriums gewann die Macht der Engländer nicht bloß an äußerer Abrundung, sondern auch an festem innerem Zusammenhang, denn Malwa, Radschputana und ein großer Theil von Delan, jene Mahrattenländer, durch welche die Präsidenschaften bisher getrennt gewesen, thaten sich vor ihnen auf und gehorchten ihrem Scepter; somit stand ihnen ganz Indien unverwehrt offen; die kleineren Fürsten folgten ihrem Wink, und der Anlaß zu inneren Kriegen war größtentheils beseitigt. Dieses Verdienst d. h. gewissermaßen der Ausbau des ungeheuren Reiches gebührt unbestritten Lord Hastings, und wenn in der inneren Verwaltung manche Maßregeln, wie ein neues System für Erhebung der Landesabgaben minder günstig wirkten, so ist dies mehr den Mißgriffen und der Unkenntniß der hiebei verwendeten Werkzeuge, als dem Urheber des Planes zur Last zu legen. Das Wohl der Eingeborenen zu fördern, sie geistig und moralisch zu heben, scheute er keine Mühe, und als er Indien, dessen Einkünfte er von 17 auf 23 Mill. Pf. St. gebracht hatte, verließ, befand sich das Land in einem relativ blühenderen Zustande, als es je zuvor gewesen.

Lord Amherst hatte (Aug. 1823) kaum den Boden Indiens betreten, so wurde er gleich seinem Vorgänger in einen Krieg verwickelt, den man längst hatte kommen sehen, aber, wie es gegenüber von Nepal geschehen, möglichst zu vermeiden suchte. Die Birmanen hatten seit Jahrzehnten die brittischen Grenzen gefährdet, und jede Remonstration von Seiten der indischen Regierung entweder übermüthig ignortirt, oder mit neuen Gewaltthaten beantwortet. Weitere Nachgiebigkeit war Schwäche und die Kriegserklärung erfolgte 5. März 1824. Aber

man stieß sofort auf Schwierigkeiten, von welchen man zuvor keine Ahnung gehabt. Die Birmanen verstehen sich darauf, aus Teakbäumen und Bambusstämmen in kurzer Zeit Holzfestungen (Stodaden) zu construiren. Zehn bis zwanzig Fuß hoch, mit Schießlöchern versehen, auf beiden Seiten durch Gräben verstärkt, wehren sie sich tapfer gegen die anstürmenden Feinde, bis dieser nach beträchtlichen Verlusten den sicheren Weg erwählt und sie mittelst Granaten und Raketen daraus vertreibt. Außerdem können sie, nach ihrer einfachen Kriegsweise leicht bekleidet, durch Bagage nicht beschwert, mit geringer Nahrung zufrieden, mit dem Terrain bekannt und gegen das Klima abgehärtet, schnell die dichtesten Waldungen, die wildesten Berglandschaften und morastigen Niederungen durchziehen, während die britische Armee, weit von ihrer Operationsbasis entfernt und an viele Bedürfnisse gewöhnt, nur mit großen Kosten und noch größeren Beschwerden sich in Bewegung setzt und den Einflüssen des Klimas massenweise unterliegt.

Gleichwohl gelang es dem Obergeneral Sir Archibald Campbell, an der Spitze eines Corps von 11,000 Mann, theils Europäern, theils Sipahis, das mit 20 Kanonenbriggs und ebenso viel Kanonenbooten, auch einem Dampfschiff, dem ersten, das sich in jenen Gewässern zeigte — den Frawaddy hinauffegelte, sich schon im Mai Rangung, der vorzüglichsten Handelsstadt des Landes, ohne namhaften Widerstand zu bemächtigen. Die Einwohner flohen mit aller Habe; die Regenzeit trat ein und dessen ungeachtet (!) wurden die Operationen fortgesetzt, die Niederungen standen unter Wasser, Mangel, Noth und Sterblichkeit unter den britischen Truppen nahmen von Tag zu Tag zu; man beschloß endlich die Verfahrt gegen Ava, die Hauptstadt des Reiches auf die bessere Jahreszeit zu verschieben und begnügte sich damit, das eroberte Gebiet zu behaupten und längs des Gefäßes neuer Positionen, wie der Städte Laway, Mergui und Wertaban sich zu versichern.

So glücklich diese Unternehmungen von der Seeseite sich bewährten, so ungünstig waren die Erfolge zu Lande; beträchtliche Verluste in Afam Kaschar und Chittagong folgten auf einander; die Sipahis verweigerten den Gehorsam und flohen selber selber vor den „unwiderstehlichen“ Birmanen unter ihrem tapferen Führer Mahe Bonbula, und Hindus und Moslem, von Ceylon bis zum Himalaya, vom Brahmaputra bis zum Indus glaubten schon am Vorabend des Tages zu stehen, da der Herrschaft der verhassten Fremdlinge von Birma ein Ende gemacht wurde, und es bedurfte in der That großer Umsicht und Kraftentwidelung, um einer allgemeinen Erhebung vorzubeugen.

Die Zerstörungswerkzeuge, die Kriegskunst und der bewundernswerthe Heldemuth der europäischen Truppen machten der stolzen Siegeszuversicht der an Zahl beinahe hundertfach überlegenen Birmanen bald ein Ende. Die stärksten Stodaden wurden genommen, und der Feind immer tiefer in's Land hineingetrieben; die feste Stadt Prome fiel ohne Schwerdstreich und die Engländer geboten jetzt über den ganzen Süden des Reiches, während die Siamesen, den Engländern sich verbindend, von Osten her in Birma einfielen. Friedensanträge von Seite der Engländer wurden abgewiesen; einige Waffenerfolge ermutigten die Birmanen zu erneutem Widerstande, bis Campbell in der Nähe von Prome einen entscheidenden Sieg erkämpft und, nachdem auch die durch Birma aufgebotenen Schans



von dem Gebiete Laos aus dem Felde geschlagen sind, zu Wasser und zu Land die Straße nach Ava vor sich geöffnet sieht. Jetzt ist der Troß der Birmanen gebrochen. Vier Tagemärsche von der Hauptstadt empfängt er die Gesandten des Hofes und am 24. Febr. 1826 wird der Friede zu Dandabo geschlossen. Laut desselben verzichtete der König von Ava auf alle Rechte in Asam, Dschyntia und Kaschar, erkannte die Unabhängigkeit von Manipur an, räumte die ganze Küste südlich vom Saluenflusse den Engländern ein, erklärte sich zur Aufnahme eines brittischen Residenten an seinem Hofe, sowie zum Abschluß eines Handelsvertrags bereit und zahlte eine Million Pf. St. Kriegskosten.

Die Opfer an Menschen und Geld, womit dieses Resultat erzielt worden war, standen so wenig im Verhältniß zu den augenblicklichen Vorthellen, daß der Generalgouverneur, wie seine Vorgänger unter ähnlichen Umständen, die bittersten Anklagen von Seiten der Compagnie über sich ergehen lassen mußte. Gleichwohl waren die neu erworbenen Länder ebenso wichtig in politischer wie in commercieller Beziehung. Von hier aus konnten Birma und Siam, Bhutan und Tibet leicht mit Krieg überzogen werden. In diesen ausgedehnten Marken, damals allerdings meist Wälder und sumpfige Gründe, entvölkert durch die Tyrannei des Hofes von Ava — gedehnen Thee, Indigo, Reis, Baumwolle, Farbehölzer, Gewürze aller Art; heutzutage sind Städte und Dörfer dort in glücklichem Wachsthum begriffen, und der Handel mit den Landesprodukten, besonders Reis, Holz, Mineralien u. s. w. beschäftigt Hunderte von Schiffen.

Die neuerliche Aufregung, welche da und dort während des Birmanenkriegs sich in Indien kundgegeben hatte, wurde durch zweckmäßige Maßregeln unterdrückt. Erheblicher waren die Thronstreitigkeiten in Malwar und Bhurtpur, und machten nach einigem unnützen Zaudern das Einschreiten der Regierung nöthig. Lord Camberman, der kommandirende General, brach mit zwei Divisionen unter Nicous und Reynell gegen Bhurtpur auf, das von 20,000 Mann vertheidigt wurde. Seine hohen dicken Wälle, vor denen ein breiter Graben sich hinzog, waren von dreißig Thurmbastionen flankirt; hoch über denselben, Stadt und Umgegend beherrschend, lag die Citabelle, welche gleichfalls durch einen 50 Fuß breiten und 90 Fuß tiefen Graben geschützt war. Unter dem Donner von 36 Mörsern und 48 schweren Kanonen wurde die Belagerung eröffnet, durch Minen ein Erdwall nach dem andern zerstört, nach dem Aufstiegen einer Mine, welche mit 1000 Pfund Pulver geladen war, der Sturm unternommen — und nach wenigen Stunden harten Kampfs die englische Fahne auf der Citabelle aufgepflanzt. Dieser schnelle und glänzende Erfolg schüchternete den Radscha von Malwar dermaßen ein, daß er sich den an ihn gestellten Forderungen ohne Widerrede unterwarf.

So war die Oberherrschaft Englands wieder anerkannt und alle Widerspenstigen kehrten zur Ordnung zurück. Viel mochte hiezu auch der Umstand beitragen, daß gerade um diese Zeit an der Spitze der Regierung zu Bombay in Madras zwei Männer standen, Elphinstone und Munro, welche mit aller Kraft und Entschiedenheit für das Wohl der Völker wirkten und namentlich um Verbesserung der Gerechtigkeitspflege und des Pachtsystems sich verdient machten, während Bischof Heber für Förderung der Sittlichkeit und Ausbreitung des

Christenthums unter den Indern nicht minder aner kennenswerthe Thätigkeit entwickelte.

Lord Amherst, ein wohlwollender, seiner hohen Stellung übrigens kaum gewachsener Mann, verließ Indien im Februar 1828 in tiefem Frieden, aber die Finanzen befanden sich in großer Unordnung. Ungeachtet der König von Oude noch immer mit Anlehen, wofür man ihm bei seinen Expropiationen durch die Finger sah, mehrfach in Anspruch genommen, auch andere Häuptlinge in Mitleidenschaft gezogen wurden, mehrte sich die Schuldenlast um 12 Mill. Pf. St. und stand — der Krieg in Ava hatte 15 Mill. gekostet — auf 40 Mill., während die Einnahmen zu derselben Zeit um 2 Mill. hinter den Ausgaben zurückblieben; und doch war für Verbesserung des Landes im Innern nichts geschehen. Hier wie dort Abhülfe zu schaffen und das Gute anzubahnen, war seinem Nachfolger Bentinck vorbehalten.

Man hatte ihm in allen Verwaltungszweigen die größte Sparsamkeit empfohlen, eine Reduktion der Armee, Herabsetzung außergewöhnlicher Zuschüsse beim Militär- und Civildienst zur Bedingung bei Uebernahme seines Amtes gemacht. Das erste ging ohne Schwierigkeit von Statten, dagegen erregte die Einziehung der Batta d. h. Feldzulage, welche mißbräuchlicher Weise auch im Frieden behalten worden war, eine allgemeine Unzufriedenheit unter den Offizieren, und die Compagnie bestand, gewissermaßen zu ihrem Schaden darauf, ungeachtet diese Kargheit nicht weiter als 20,000 Pf. St. einbrachte. Andere Einschränkungen in der Civil- und Militärverwaltung ergaben dagegen eine Ersparniß von 1,554,000 Pf. St. Aber die Verbesserung der Finanzen sollte Lord Bentinck in seinem Sinn nur zu einer Empfehlung bei den Kaufherren im Indischen Hause dienen, damit sie auch seinen übrigen, dem Geldgewinn fernliegenden Reformen ihre Zustimmung nicht versagen möchten; und eben letztere begründeten gewissermaßen einen neuen Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte der Hindus. Nach reiflicher Erwägung aller Umstände wird das Verbot der Wittwenverbrennung für die ganze Präsidenschaft Bengalen erlassen und bald hernach auch auf Madras und Bombay ausgedehnt, und der oberste peinliche Gerichtshof zu Kalkutta erhielt den Auftrag, Jedermann, der bei solchen Vorfällen theilhaftig ist, als Mörder zu verfolgen und nach den Umständen zu bestrafen. — Nach altem Herkommen verlor jeder Hindu, der sich zu einer andern Religion, sei es Islam oder Christenthum, bekehrte, seinen Antheil an dem väterlichen Gute. Auch den indischen Muselman traf bei solchem Anlaß dasselbe Loos. Unter lebhaftem Widerspruch von allen Seiten wurde dieser intoleranten Satzung vorerst in Bengalen gesteuert, erst dreizehn Jahre später (1845) erging eine Verordnung (Lex loci, richtiger Gesetz über Gewissensfreiheit genannt), wornach jeder Einfluß der Religion auf das Erbrecht in allen Ländern des anglo-indischen Reiches aufgehoben wurde. — Die Eingebornen erhielten durch Bentinck einen größern Antheil an Verwaltung und Steuerwesen; ein gesetzgebender Ausschuß unter dem Vorsitz des Oberstatthalters trat ins Leben, dessen Erlasse in Indien dieselbe Kraft haben sollten, wie Parlamentsbeschlüsse in England. — Bei den einheimischen Truppen wurde die körperliche Strafe ganz aufgehoben und an deren Stelle Dienstentlassung gesetzt; für Verbrecher blieben sie den gewöhnlichen Strafverordnungen unterworfen. — Der Erziehung der Jugend wurde besondere Sorgfalt zugewendet; sie sollte in

europäischer Literatur und Wissenschaft unterrichtet und das allen guten Samen erstickende, den menschlichen Geist verfinsternde Brahmanenthum mit der Wurzel ausgerottet werden, und Gründung von Volksschulen, Ausbreitung physikalischer Kenntnisse gelten dem Lord als die sichersten Mittel gegen Aberglauben und jene tausenderlei Vorurtheile, wodurch die Menge umstrickt und niedergehalten wird. Eine Verordnung dagegen, wonach die englische Sprache zur alleinigen Grundlage der Erziehung erhoben werden sollte, erwies sich als unhaltbar, da eine wahre Volksbildung nur auf dem Fundamente der einheimischen Sprache sich erzielen läßt, und kam auch unter dem Nachfolger Bentinck wieder in Abgang. Endlich wurden auch Dampfschiff und Eisenbahn sammt Post und Telegraphen als besonders wirksam zur Verbindung des Morgen- und Abendlandes, zur Vermischung der verschiedenen Völker und Culturen im Innern empfohlen und gefördert und das Delta- und Indus, sein Lauf, die natürliche Beschaffenheit seiner Uferlandschaften und der Zustand ihrer Bewohner zum Ziele genauer Erforschung gemacht.

Als Lord Bentinck in Indien anlangte, hausten daselbst besonders verderblich, aber nach ihrer äußersten Umsicht für das Gesetz kaum erreichbar, die Thugs, Raubmörder, welche durch das ganze Land verbreitet, ihr Gewerbe von dem Vater auf den Sohn vererbend, unter vielerlei heiligen Gebräuchen sich zu einer Verbrüderung organisirt und ihr scheußliches Treiben zu einem vollständigen System ausgebildet hatten. Sie wurden im Geschäft des Erdbroffels mittelst der Schlinge von Jugend auf unterrichtet und hielten sich eben in Folge der Einmischung religiöser Elemente als Werkzeuge in Gottes Händen, als Vollstrecker seiner Rathschlüsse jeder Verantwortlichkeit überhoben. Auf ihren Streifzügen wurden sie von einem Führer geleitet und reisten meist in kleinen Abtheilungen auf parallelen Wegen unter der Maske von Kaufleuten, Pilgern, Soldaten u. dergl., hatten allenthalben ihre Spione und fielen an geeignetem Orte über ihre nie unter Europäern ausgewählten Opfer her, welche unmittelbar nach dem Mord auf die Seite geschafft wurden. In Folge der Maßregeln von Lord Bentinck wurde der undurchbringliche Schleier, welcher den Geheimbund deckte, geküsstet und im Laufe von fünf Jahren (1830—35) über 2000 Thugs das Urtheil gesprochen, der größte Theil zum Tode verdammt, der Rest verbannt oder mit ewigem Gefängniß gestraft und auf solche Art dem entsetzlichen Greuel gesteuert.

Was seine Stellung zu den einheimischen Fürsten betraf, so suchte Bentinck der Weisung des indischen Hauses d. h. dem Grundsatz der Nichteinmischung unbedingt zu folgen, wurde aber dennoch hie und da zu Ergreifung energischer Maßregeln gezwungen. Der Nabob von Firospore ließ den Residenten Frazer ermorden; beide, der Mörder und der Anstifter wurden zum Galgen verurtheilt, aber von der muselmännischen Bevölkerung als Märtyrer gepriesen. Die wilden Stämme der Kols und Drangas in den Distrikten des Südens, Reste der Urvölkerung Dekans, die Gonds an den Grenzen von Guttak und Rudnapore, und die Chards in den Distrikten von Barathum und Manohum wurden mit Waffengewalt zur Ruhe gebracht. Die Unruhen in der Provinz Mysore nahmen in Folge der schlechten Verwaltung des Nadschas einen so bedenklichen Charakter an, daß derselbe aller politischen Gewalt entkleidet und sein Gebiet unter unmittelbare Verwaltung gestellt werden mußte. Dergleichen wurde die kleine

Alpenlandschaft Kurg „bei dem grenzenlosen Haß des Häuptlings gegen die Engländer“ ganz eingezogen und der Präsidentschaft Madras einverleibt.

Das Privilegium der Compagnie sollte 1834 ablaufen. Schon einige Jahre zuvor wurden Comités im Ober- und Unterhause niedergesetzt, um mit Bezug hierauf die zweckmäßigsten Maßregeln für die Wohlfahrt Indiens in Berathung zu nehmen. Nach vielen Debatten im Direktorium und Verhandlungen mit den Ministern wurde 1833 durch Beschluß des Parlaments die Regierung von Indien bis zum 30. April 1854 verlängert, der Handel mit China aber vom 22. April 1834 Jedermann freigegeben, der Generalgouverneur mit der Vollmacht bekleidet, Gesetze unter der Controle der englischen Regierung zu erlassen, das Recht, in Indien Handelsgeschäfte zu treiben und Grundbesitz zu erwerben, sämmtlichen brittischen Unterthanen eingeräumt; die Claverei aufgehoben und den Eingeborenen ohne Unterschied auf Farbe, Geburt und Abstammung der Zutritt zu Aemtern in Aussicht gestellt und vorläufig eine vierte Präsidentschaft in Agra angeordnet.

Lord Bentinck verließ aus Gesundheitsrücksichten Indien im März 1835, begleitet von den Segenswünschen der Eingeborenen, für deren geistige Veredlung wie materielle Wohlfahrt er so viel gethan hatte. Bis zur Ankunft des neuen Generalgouverneurs leitete Sir Ch. Metcalfe die Angelegenheiten des Reiches und setzte sich durch die Ertheilung der Pressfreiheit (15. Sept. 1835) ein bleibendes Denkmal. Seit dieser Zeit hat die Journalistik in englischer wie in den verschiedenen einheimischen Sprachen einen großen Aufschwung gewonnen, ohne daß von den Uebeln, welche man von einer solchen Maßregel befürchtete, eines eingetreten wäre.

(Schluß folgt.)

---

## Die fünfzigjährige Jubelfeier der Innungshalle und Handelsschule in Gotha.

Von

Julius Philippson,  
Kaufmann in Magdeburg.

---

### Erster Artikel.

Wenn wir in Friedrich List, den Vielverfolgten, aus seinem Vaterlande Verbannten, den Märtyrer deutscher Interessen kennen gelernt haben, so ist der

Kaufmann Ernst Wilhelm Arnoldi in Gotha, der zu gleicher Zeit für deutsches Wohl zu wirken begann, darin glücklicher gewesen, daß er für sein Wirken schon bei Lebzeiten Anerkennung und Lohn fand, die unserem großen Württemberger Geisteshelden erst nach seinem Tode zu Theil wurden.

Als nach dem Freiheitskriege das deutsche Bundesband, der Bundestag genannt, uns das Gängelband war, an dem der deutsche Partikularismus sich kräftigte, so mußte doch die Bewegung in den mittleren und in den unteren Schichten, welche mit den Bestrebungen der deutschen Idee und mit der Noth des Augenblickes verknüpft war, die Gesamtkraft des Volkes anregen, in Vereinen und Besprechungen eine Förderung nationaler Interessen zu erzielen.

Wir wissen aus dem Leben Friedrich List's, wie schönhe er mit seinem deutschen Vereine in Wien von Metternich und Consorten zurückgewiesen wurde, da sie einen solchen Verein fast wie Hochverrath ansahen. Auch der Kaufmann E. W. Arnoldi gehörte diesem Vereine an, und wir haben eine Broschüre von 1820 von ihm in Händen, die er „Concordia, Taschenbuch für Freunde des deutschen Handelsvereins, und solche, die da glauben und nicht glauben, daß Deutschland in der fremden Gewalt sei“ nannte, gewidmet „dem Vereine zur Unterstützung vaterländischer Industrie in Württemberg, dem noch allein stehenden Vorbilde würdiger Vaterlandsliebe“, an dessen Spitze eben Friedrich List und Dr. Zahn in Stuttgart standen. Allein auch in seiner Heimath Gotha wußte Arnoldi dafür zu wirken, denn er begründete zu jener Zeit die Innungshalle am 17. Mai 1807 zur weiteren Fortbildung des Kaufmannsstandes und verknüpfte damit die Anregung zu einer Handelslehranstalt, deren Jubiläum am 29. März dieses Jahres festlich begangen worden. Ihn unterstützten bei diesem Vereine Friedrich Becker, der den ersten Lehrplan für die Schule ausarbeitete, und Gottfried Wilhelm Arnoldi, und es wird den Lesern des „Vorwärts“ angenehm sein, das Wirken dieser 3 Männer ausführlich beleuchtet zu sehen. Wir benutzen dabei die vom Direktor Wolfrum gegebenen Mittheilungen, die er zur Jubelfeier in Druck gegeben.

Ernst Wilhelm Arnoldi wurde am 21. Mai 1778 zu Gotha geboren, wo sein Vater als Kaufmann ansässig war. Nur mit wenigen Kenntnissen ausgestattet, kam er zeitig nach Hamburg in die Lehre, wo er aber zu seinem Glück in dem Handelshause Gabe u. Comp. einen würdigen Principal fand, der durch unermüdlige Thätigkeit zum wohlhabenden Handelsherrn sich emporgearbeitet hatte und eine gleiche Emsigkeit von seinen Untergebenen verlangte. Das aber paßte dem Wesen Arnoldi's. Bald hatte der junge Mann die Lücken seines Wissens ausgefüllt, und durch die Wichtigkeit seines Wesens erwarb er sich das Vertrauen seines Lehrherrn, in dessen näherem Umgange ihm Gelegenheit geboten ward, im Verkehr mit Gebildeten geistige Erholung und Anregung zu genießen. In seinen wenigen Ruhestunden beschäftigte sich Arnoldi mit dem Studium der fremden Sprachen und besuchte die Vorlesungen des berühmten Professor Büsch, der damals in Hamburg durch seine Werke sowohl wie durch seine Handelsakademie dem kaufmännischen Berufe eine wissenschaftliche Grundlage zu geben versuchte. Die zunehmende Kränklichkeit seines Vaters nöthigte unsern Arnoldi nach Gotha zurückzukehren und auf den Besuch andrer großer Handelsplätze, wie er dies stets sich gewünscht hatte, zu verzichten. Er wurde 1803 Theilhaber

des väterlichen Geschäftes, und übernahm 1806 mit seinem Bruder Johann Friedrich die Führung der Handlung, nachdem der Vater sich ganz zurückgezogen hatte. Die beiden Brüder entwickelten ihre Thätigkeit, indem sie außer dem väterlichen Colonialhandel noch eine Farbenfabrik in Remstädt und eine Steingutfabrik in Elgersburg betrieben. Es war eine mühsame Aufgabe unter dem Drucke der Napoleon'schen Kriegswirren bei mäßigem Kapital die Geschäfte zu erhalten oder gar zu heben, und die Brüder mußten sich begnügen auf bessere Zeiten hin die Flügel nicht sinken zu lassen.

Mit dem Frieden begann die Thätigkeit unseres E. W. Arnoldi. Alle die frohen Hoffnungen, in denen sich damals die Deutschen ergingen, drängten seinen aufstrebenden Geist, für dessen Schöpferkraft der Raum zu klein war, in welchen ihn die Verhältnisse bannten. Zunächst wußte er seine Standesgenossen in Gotha zur Gründung eines kaufmännischen Vereins, „Innungshalle“ genannt, zu begeistern. Dieser Verein sollte die kaufmännischen Interessen von einem höheren Gesichtspunkte aus vertreten, als es durch die Krämerinnung seither geschehen war: er sollte anregend auf alle Handelsangelegenheiten wirken, sollte über Neuerungen, Verbesserungen, Verkehrsvereinfachungen berathen, und für seine Ideen in der Deutschen Handelswelt Theilnahme zu erwecken suchen. Ganz erfüllt von diesem Gedanken benutzte Arnoldi seine Stelle als Krämermeister, um die hervorragenden Mitglieder der Krämerinnung für seine Absichten zu gewinnen. Am 16. Mai 1817 wurde die Innungshalle in Gotha gegründet. Nach kaum einem Jahre, am 29. März 1818, hatte Arnoldi auch die Handelsschule in's Leben gerufen.

Er besaß dabei die glückliche Gabe, sich bei seinen Unternehmungen die richtigen Männer beizugesellen, deren Talente zu benutzen, anzuregen und anzufeuern, um stetig fortzubauen und zu fördern.

Im Verein mit den Innungsgegnossen setzte Arnoldi sein gemeinnütziges Wirken fort. Ihm lag vor Allem daran für Deutschland eine neue, gemeinschaftliche Zollgesetzgebung zu schaffen, und mit den Männern der Wissenschaft bahnte er den Zollverein an. Mit auswärtigen Gelehrten und Kaufleuten suchte er durch Massenpetitionen dem thatenlosen Bundestage, der es für eine Unmöglichkeit erklärte, daß deutsche Fürsten sich der Rechte der Einzelzollgesetzgebung begeben würden, Zugeständnisse abzurufen und die Gemüther darauf vorzubereiten. In Erwägung, daß fremde Nationen den Deutschen Waaren und rohen Stoffen ihren Markt verschließen; daß hingegen die Fremden alle deutschen Märkte mit ihren Waaren überschwemmen, und daß hiedurch die ganze deutsche Gewerbeindustrie zu Grunde geht, suchte er mit dem deutschen Handelsverein in Württemberg die Deutschen zu bestimmen, um die allgemeine Verarmung abzuwenden, ihre Consumtion lediglich auf deutsche Fabrikate zu beschränken, und dazu sogar einen Verein zu bilden, der am 8. Juli 1820 von Stuttgart aus sein Programm erließ. „Die deutsche Nation würde nur einzig ihre Rettung darin finden können; wenn sie ihre Bedürfnisse, so viel möglich, auf inländische Fabrikate beschränke.“ Man suchte so viel wie möglich für dies Programm factisch zu wirken, bis die sich mehrende Noth die Fürsten zwang, dem Zollverbände mit Preußen sich zu bequemen.

Arnoldi's bedeutendste Schöpfung, die Feuerversicherungsbank für Deutsch-

land, entstand im Jahr 1821. Zu jener Zeit war für das Versicherungswesen in Deutschland so viel wie Nichts gethan. Für Immobilienversicherung waren einige Staatsanstalten vorhanden; für Mobilienversicherung mußte man sich an ausländische Gesellschaften wenden. Arnoldi brach die Bahn, indem er nach dem früher nirgends zur Anwendung gekommenen Prinzip der Gegenseitigkeit, nach welchem der Versicherte zugleich Versicherer ist, einen bedeutenden Fortschritt des Versicherungswesens erzielte. Das ungemeine Aufblühen der Bank, deren Versicherungsverträge im Jahr 1866 sich auf 512,920,000 Thaler beliefen, bei einer Dividende von 70 Prozent der Prämie zu Gunsten der Versicherten, hat den glücklichen Scharfblick Arnoldi's glänzend bewährt.

Zu eben so hohem Aufschwunge ist die Lebensversicherungsbank in Gotha gelangt, deren Errichtung im Jahr 1829 Arnoldi, unterstützt von einer Zahl kenntnißreicher und unternehmender Männer, auf das eifrigste betrieb. Sie reihet sich würdig an das vorgenannte Unternehmen, und enthielt im Jahr 1867 31,000 Personen, die mit 56,400,000 Thaler versichert sind. Wie sehr hat er damit auf die Moralität und auf das Lebensglück vieler Tausende eingewirkt, die oft nach dem Verluste ihres Ernährers die Ersparnisse nunmehr erhalten, die ihnen ihre Existenz fördern, wenn längst das Grab den wohlthätigen Sparer deckt. Wie ruhig kann der Beamte und derjenige, der im Leben nichts für die Seinigen erübrigen kann, die Augen schließen, wenn er weiß, daß nach seinem Tode durch die Lebensversicherung den ersten Sorgen abgeholfen wird!

Auch der Rübenzuckerfabrikation opferte er einen Theil seines Vermögens, da dieser Geschäftszweig für Gotha sich durchaus nicht lohnend erwies. Allein schon der Gedanke, daß damit für das Vaterland ein neuer Industriezweig erkämpft würde, der uns vom Auslande unabhängiger mache, ließen ihn eifrig sich bei der neuen Industrie bethelligen, welche im Laufe der Zeit sich so glänzend emporgearbeitet hat.

So wirkte er nach allen Seiten hin mit seltener Genialität. Für seine Vaterstadt Gotha war er eifrig bemüht, ein Realgymnasium zu begründen. Stiftungen zu unterstützen, die Ehrendämter sorgsam zu verwalten, und mit Recht ward er dafür vom Herzoge von Gotha gelohnt, als dieser ihn zum herzoglichen Finanzrath ernannte. Bei der Lebensversicherungsbank bekleidete er bis zu seinem Tode das Amt eines ersten Direktors und wurde ihm am 10. Juli 1834 außerdem ein Ehrengeschenk von 15,000 Thaler vom Vorstand der Feuerversicherungsbank überreicht, die als Entschädigung für sein uneigennütziges Wirken bei dieser Anstalt dienen sollten.

So wie er in seinem Familienkreise lieb und theilnehmend war, bewies er sich auch gegen Fremde leutselig und freimüthig; kein Bedürftiger ging ungetröstet über seine Schwelle.

Rastlos schaffend und geistig rüstig wurde der wackere Mann am 27. Mai 1841 vom Tode heimgerufen.

Auf das Innigste war er bei seinem Wirken mit Friedrich Gottlieb Beder verbunden, der ihn aufs Glückseligste ergänzte, wo es eben darauf ankam, etwas Nützlichcs zu schaffen und zu fördern, durch stille Sorglichkeit, klare Besonnenheit, festes Wollen bei anspruchlosem Auftreten, geüthlich zu arbeiten. In Beder's Charakter lag eine milde Ruhe, die aber zur herzgewinnenden Freundlichkeit sich

steigerte, wie sie den Thüringer hauptsächlich beseelt, wenn er in beredten Worten für eine gute Sache warb.

Friedrich Gottl. Beder, am 9. November 1792 geboren, war der Sohn des Rud. Zacharias Beder, der an der Akademie für gemeinnützige Wissenschaften in Erfurt thätig gewesen und nach deren Auflösung in Gotha als Publicist und Buchhändler lebte, wo er den Reichsanzeiger verbunden mit der Nationalzeitung der Deutschen erscheinen ließ, welches Blatt sich durch seine gediegene Freisinnigkeit eines großen Leserkreises erfreute. Er bestimmte deshalb unsern Friedrich zum künftigen Leiter seines buchhändlerischen Uebernehmens, und schickte ihn nach Göttingen, um dort nach Absolvierung des Gymnasiums den Studien obzuliegen.

Allein bald sollte diese Ruhe des Studiums durch den Rorisschen Gewalthaber, der überall in Deutschland Geist und Freisinnigkeit zu unterdrücken suchte, gestört werden. Der Vater Beder wurde gewaltsam aufgehoben, 1812 nach Magdeburg in die Festungsräume gesetzt, und nur mit Mühe gelang es dem braven Sohn die Spur des entführten Vaters aufzufinden, zum Festungskommandanten zu bringen und in wahrer Verzweiflung, wobei er die Hand des Kindes des Offiziers ergriff und dasselbe bat mit ihm denselben zu bitten, die Erlaubniß endlich zu erlangen, seinen Vater sehen zu dürfen. Die Erschütterungen dieser Zeit reiften den Jüngling zum ernstern Mann, schürten aber auch den Haß gegen den fremden Gewalthaber, mit dem die deutschen Fürsten damals in engem Bunde waren. Nach der Freilassung des Vaters kehrte Beder nicht wieder nach Göttingen zurück, sondern trat als Mitarbeiter in's väterliche Geschäft ein.

Nachdem der Friede in Deutschland eingekehrt war, hob sich die Beder'sche Buchhandlung immer mehr und mehr, und das Haus wurde der Sammelplatz aller Gelehrten und Gebildeten, die sich in diesem anziehenden Kreise angeregt und wohl fühlten.

Theils selbst anregend, theils Andre mit seinen Fähigkeiten unterstützend, arbeitete F. G. Beder für den Fortschritt in den Institutionen seiner Vaterstadt und durch seine schriftstellerische Thätigkeit für die Entwicklung besserer Zustände in Deutschland. Von 1818 bis 1848 war er dafür unablässig bemüht, und die Schriftensammlung der Innungshalle in Gotha gewährt einen Einblick in den riesenhaften Fleiß dieses Mannes, der Denken und Handeln so köstlich in seiner Person vereinte. Seine Unterrichtspläne, klar und warm abgefaßt, sind noch heute mustergültig, seine Berichte über den Fortgang des Schülerunterrichtes, die Censuren der Schüler bei dem Jahreschlusse, kurz, jeder Act seiner Aufzeichnungen bezeugt, wie sehr ihm das Gefühl innewohnte, die ihm anvertrauten Jünglinge durch echte Humanität sittlich emporzuheben. Und dies ist ja, was den Kaufmann besonders erheben und zieren muß! Ehre und Humanität müssen die Unterlagen sein, auf denen er sein Geschäft betreibt, dann brauchen wir keine Schuldbaft, keine Konkurse, keine Inhibirung der persönlichen und geschäftlichen Freiheit!

Diese Folianten der Schularbeiten sind aber nur Nebenarbeiten, während Beder für sein Geschäft und in öffentlichen Ehrenämtern noch ungleich mehr leistete.

So mußte Beder der Mann des öffentlichen Vertrauens werden, begünstigt durch häusliches Glück, durch das Zusammenleben mit so herrlichen Männern,



so daß das Gothaische Land ihn fast einmüthig als ihren Vertreter 1848 nach Frankfurt a. M. sandte, um dort in der Nationalversammlung für deutsches Wohl und deutsche Einheit zu wirken. Allein seine und seiner Freunde Hoffnungen sollten nicht erfüllt werden. Tief enttäuscht, von den Partheiwüthigen als Reaktionsär ausgeschrieen, kehrte er nach Gotha zurück. Derselbe Mann, der sein ganzes Leben der Vertheidigung der Volksrechte gewidmet hatte, sah im Sturme der Zeit alle seine Bemühungen zu Grunde gehen; seine Zeitung, der 60 Jahre lang so beliebte Reichsanzeiger, mußte wegen mangelnder Theilnahme aufgegeben werden, und als ihm eine geliebte Tochter durch den Tod entrißen ward, da versiel er in eine unheilbare Geisteskrankheit, die sein Gemüth bis zum 24. Juli 1865 umdüstert hielt, wo er still und betrauert dahinschied.

Nicht minder verbannt die Handelsschule viel dem Kaufmann Gottfried Wilhelm Arnoldi. Schlichter und einfacher wie die beiden vorgenannten Männer, war er ein bescheidener Kaufmann einer Mittelstadt, aber dies im schönsten Sinne des Wortes. Er erhielt seine erste kaufmännische Bildung in dem Natural- und Landesproduktengeschäft seines Vaters, Joh. Gottfried Arnoldi in Gotha, arbeitete dann mehrere Jahre in auswärtigen Geschäften und trat am 1. Mai 1807 als Theilhaber in die Handlung seines Vaters. Dieselbe nahm damals die Firma J. G. Arnoldi u. Sohn an und erweiterte sich unter Zutritt von Fabr. Bühner im Oktober 1810 durch die noch jetzt unter der Firma Arnoldi, Bühner u. Comp. bestehende Tabakfabrik. Im Jahre 1835 vereinigte sich Gottfried Wilhelm Arnoldi mit Carl Wilhelm Arnoldi zur Etablirung der Rübenzuckerfabrik. Diesen Geschäften widmete er seine Thätigkeit, bis er am 10. Februar 1842 im 62. Jahre seines Lebens starb. Er verstand es während seines Lebens mit den Besten zu gehen, kernhaft die Jaghaften, Widerspenstigen, deren Hilfe man doch nicht entbehren konnte, zum guten Werke heranzuziehen und dadurch als Vorsitzender der Innungshalle wesentlich zu nützen. Wo der feurige Ernst Wilhelm rücksichtslos fortstürmte, Decker dem idealen Zwecke alle Bedenken geopfert wissen wollte, wandelte G. W. Arnoldi festen Schrittes bedächtig auf dem Boden des Alltagslebens und versöhnte die Gegensätze; seine Lebensklugheit wußte jeden Conflikt zu vermeiden oder zu beseitigen. So hatte er das Herz auf dem rechten Fleck, um als Vorsteher der Feuerversicherungsbank, als Mitbegründer der Sparkasse, als Pfleger der Handelsschule ein richtiger, würdiger Geschäftsmann und Förderer der materiellen Interessen zu werden, mit denen ja die Bildung und die Freiheit des Menschenthums so eng verknüpft sind.

Man muß sich ein Bild der Zeit machen, um die Schwierigkeiten zu ermessen, mit denen die drei Männer zu kämpfen hatten, als sie gegen alte, verrottete Zeitverhältnisse auftraten und die Innungshalle begründeten. Das Kunstwesen stand in vollster Blüthe. Auch in Gotha bildeten die Kaufleute eine Innung, die Krämerinnung, welcher im Jahre 1751 besondere Privilegien verliehen worden waren. Im Jahre 1817 zählte diese Innung 46 Mitglieder, die weniger die Bildung des Gemeinwesens und ihres Standes verfolgten, als sie vielmehr bedacht waren, das Schild des Gesetzes zur willkommenen Abwehr zu benutzen, dem Zuzug auswärtiger Konkurrenten ein fast unübersteigliches Hinderniß entgegenzusetzen. Wie schlimm muß es damals gewesen sein, wenn noch vor wenigen Jahren z. B. in Leipzig, vor Einführung der Gewerbefreiheit, Kaufmannswill-

wen das Recht ihrer Firmen an junge Leute für jährliches Entgelt verpachteten, denen sonst als Nichtkaufleuten nicht gestattet war, Handel zu treiben! Die harmlose Gothaer Innung, durch diese Abgeschlossenheit leicht auf Kosten des Publikums sich ernährend, versammelte sich alle drei Monate zur Abhaltung einer gemeinsamen Mahlzeit, und legte etwaigen neu eintretenden Kramern die Verpflichtung auf, fünf Thaler für Punschgelder zu entrichten. Mit der Bildung der Handelslehrlinge war es gleichfalls schlecht bestellt. Die Volksschulen standen auf einer niedern Stufe, denn die Kriegsjahre verschlangen die Mittel des Staates für andere Zwecke. Und doch war diese erbärmliche Volksschule das Einzige von Lehrmitteln, die der junge Kaufmann auf seinen Lebensweg mitbekam. Gewöhnlich traten die Knaben in frühem Alter in die Lehre, mühten sich während sechsjähriger Dauer derselben mit Handlangerdiensten ab, so daß sie vom kaufmännischen Berufe wenig Kenntniß erhielten. Es war schon alles Mögliche, wenn einem Lehrling gestattet wurde, bei irgend einem dienstunfähigen Buchhalter Unterricht im Briefstyl oder in der Buchführung zu nehmen. Ein besonderer Nachweis von Kenntnissen war bei der Freisprechung von der Lehre nicht nöthig; der junge Mann war Commis, sobald der Prinzipal davon Anzeige machte.

In diese verrotteten Zustände brachte der Geist Ernst Wilhelm Arnoldi's frisches Leben. Ihn, den warmen Patrioten, wies das Elend, die Schwäche, die sittliche Verkommenheit unter den Deutschen während der Napoleonischen Gewaltherrschaft darauf hin, daß vor Allem Bildung, moralische Hebung der Weg sei, um einen tüchtigen Mittelstand heranzuziehen, von welchem einst das materielle wie das geistige Wohl des Staates genährt werden könne. Der bewunderungswürdige Trieb nach Volksveredlung, welcher als herrliche Frucht der Freiheitskriege in der deutschen Nation wach geworden, äußerte auch in diesem Namen und bei seinen Freunden seine wohlthätigen Wirkungen. Jeder Stand fühlte sich berufen an dem Aufbau des Vaterlandes aufzuhelfen, um werth zu sein, seinen besten Bürgern belgezählt zu werden. Wäre dieses Gefühl nicht so mächtig gewesen, wie hätte Arnoldi Theilnahme für seine Pläne, Genossen zu deren Ausführung finden können? Der Grundzug des Thüringers: Biederkeit, Frohsinn und Beharrlichkeit bewährte sich in ihnen.

Am 16. Mai 1807 erließen Carl Wilhelm Arnoldi und Carl Wenige als derzeitige Kramervermeister in Gotha ein Umlaufschreiben an die Innungsmitglieder, das wir im zweiten Artikel näher beleuchten werden, warum sie die Möglichkeit darlegten, um der kaufmännischen Erziehung einen höhern Schwung, der Innung aber Gehalt und Richtung zu geben, einen literarisch kaufmännischen Verein zu bilden, und unter diesen Voraussetzungen eine Lehranstalt zu begründen, wo die Schule mit der Praxis während der Lehre in Einklang und Zusammenhang gebracht würde. Der Wahlspruch Arnoldi's: Du lebst für Dich, wenn Du für Andere lebst, möge auch uns bei unsern Werken zur Richtschnur dienen, dann werden wir keiner Wuchergerese, keiner Schuldhast bedürfen, und die kaufmännische Ehre verbunden mit Fleiß als Fahne unseres Daseins und Wirkens emporhalten.

## Niederländisch Indien.

Staatsrechtliche Verhältnisse, Einkünfte, Produkte und Handel.

Von

Prof. Dr. A. v. Schwarzkopf.

(Fortsetzung.)

Bodenanbau, Gewerbfleiß und Handel. Wie wir oben schon bemerkten, nehmen die Javanen den Boden nur in so weit in Bebauung, als es für ihre bescheidenen Bedürfnisse ihnen nöthig scheint. Mit Ausnahme der Residentenschaften Batavia und Buitenzorg, sowie der Fürstenländer Surakerta und Djogdjokerta, betrug gegen das Ende der fünfziger Jahre der Umfang des von den Eingeborenen auf Java und Madura für eigenen Betrieb bebauten Bodens 1,839,273 Bahu oder 919,636,500 Quadratruthen, wobei im Laufe des Jahres eine Zunahme um 18,947 Bahu stattgefunden hatte; davon waren 1,611,372 Bahu mit Reis, und 227,901 Bahu mit anderem Gewächs bepflanzt. Die Zahl der bei dem Ackerbau sich betheiligenden Hausstände war 1,258,473, ein Zuwachs von 11,587 gegen das Jahr 1856. Diese Ackerbauer vertheilten sich auf 32,629 Dessa, selbstständige Gemeinden, während in 1465 Dessa kein Ackerbau betrieben wurde. Der übrige Anbau geschieht auf Veranlassung der Regierung, oder auf Veranlassung eingewanderter Europäer oder Chinesen, welche den erworbenen Grundbesitz ausbeuten wollen. Anfangs der 1850er Jahre hatten u. a. diese Ansiedler 1,602,293 Bahu Boden in Anbruch genommen; gegen Ende der fünfziger Jahre aber umfaßte derselbe 1,851,438 Bahu mit 935,233 Bewohnern. Den Ertrag der Bodenbearbeitung anzugeben ist uns nicht möglich, ebenso wenig der Ertrag derselben in den Fürstenländern. Gewöhnlich wird Reis und Gemüse, Delbflanzen und Fruchtbäume, und höher hin- auf Mais angebaut, und wollen wir in Folgendem eine Uebersicht über die Art, den Erfolg und das Ergebniß dieser Bodenausbeutung geben.

Die Reiskultur zerfällt auf Java und im ganzen Indischen Archipel in eine nasse und eine trockene. Die künstlich bewässerten Ländereien, zuerst in Gebrauch genommen, werden in allen Sprachen des Archipels Sawah genannt, ein Wort, das auch in der holländischen Sprache eingebürgert ist; die höher gelegenen, für Bewässerung nicht geeigneten, aber trotzdem regelmäßig angebauten, das zweite Mal in Gebrauch genommenen, Felder heißen Tipar, Tegal oder Labang. Zur trockenen Reiskultur gehört auch die auf Gaga's oder Dema's, welche hauptsächlich unter den noch wüsten Stämmen Borneos und anderer Inseln, welche in den unermesslichen Wäldern beständig ihre Wohnplätze wechseln, im Schwung ist, aber doch auch auf Java noch oft im Gebirge angetroffen

wird. Die Gaga's sind kleine Aeder in gebirgiger und beholzter Gegend, auf welchen das Gebüsch oder Gehölz, zur Düngung des Bodens durch Asche, verbrannt und statt mit dem Pfluge mit der Hacke bearbeitet, zu einer noch sehr unvollkommenen Reiscultur vorbereitet werden. Die Gaga-, Tipar- und Sawah-Ernte bildet die drei Stadien der Entwicklung des Reisbaues, welche indessen nicht allein nach einander, sondern auch neben einander vorkommen, weil die Sawah-Ernte nur unter besonderen Bedingungen stattfinden kann. Der Verstand der Javanesen erdachte bald die Mittel, ihr Gebiet bedeutend auszudehnen und bis hoch an die Abhänge der Berge der Bewässerung zugängliche Felsen anzulegen. Hierauf beruht die Unterscheidung zwischen Sawah-darat und Sawah-dolam oder hohen und tiefen Sawah's. Die Tipar-Ernte liefert nicht allein viel geringere Ernten, sondern fordert auch einen fortwährenden Wechsel der Felder, während die nasse Cultur Jahr für Jahr auf demselben Felde fortgesetzt werden kann. Dem steht aber entgegen, daß die Sawah's erst im dritten Jahre guten Reis liefern, während die Tipars thatsächlich für die Padicultur geeignet sind, und da nun Reis für den Javanen das unentbehrlichste Nahrungsmittel ist, so sieht jeder junge Aderbauer sich verpflichtet, sofort einen Tipar zu bebauen, um den ersten Bedürfnissen seiner Haushaltung zu entsprechen. Beim Sawahbau wird das Korn zunächst in Beeten ausgesät und nachher aus denselben verpflanzt, bei dem Tegalbau wird es unmittelbar auf die Flur ausgesät. Die Sawah wird Jahr aus Jahr ein in Anspruch genommen und manchmal für zweifache Ernte, jedoch nicht an Reis, sondern an der Delppflanze Katjang, oder der feinen Baumwolle Kapas, oder an dem Knollengewächse Dbi; die trockene Flur muß nach drei oder vier Ernten längere Zeit hindurch brach liegen. Soll eine Flur zweimal im Jahr Ernte liefern, so muß eine besondere Art Reis, Gendja, gewählt werden, die rascher reift als die gewöhnliche, Dalem, dafür aber auch weniger Austrag gibt. Das Erzeugniß hat, so lange es in der Hülse ist, den Namen Padi, enthülft heißt es Bras, und gekocht Rassi.

Die Sawahflur findet sich auf dem nördlichen Tieflande, auf den großen Ebenen in der Mitte der Insel, und an sanften Berggehängen bis zu 2000, auch wohl 3000 Fuß Höhe; bei der letzteren Lage ist der Boden in eine Reihe hinter einander aufsteigender Stufen zerlegt, jede von einem erhöhten Rande umgeben, in welchem Ründen gelassen sind, durch welche das zunächst auf die oberste Stufe geleitete Wasser sich auf die unteren ergießt. Der Reisbau hat in den letzten 25 Jahren bedeutend zugenommen; abgesehen von den Regentschaften Batavia und Buitenzorg, den Fürstenländern Surakarta und Djogdjokarta, und abgesehen von dem Ertrage, der von Europäern und Chinesen auf eigenem Grundbesitzthum erzielt wird, waren von den Eingeborenen im Jahre 1857 1,611,372 Bahu mit Reis bepflanzt und die Ernte betrug in dem genannten Jahre 31,434,214 Picul (à 62,5 niederländische Pfunde); im Durchschnitt darf man sie wohl jährlich auf 29 bis 30 Millionen Picul veranschlagen. Vergleicht man aber hiemit die Anzahl der Familien, und bedenkt man, daß Reis fast das einzige Nahrungsmittel der Javanesen ist, so ist leicht einzusehen, daß selbst diese ungeheure Menge ungenügend ist, um die Bevölkerung, unter

welche sie vertheilt ist, gehörig zu ernähren. Man kann den Bedarf einer Familie von 5 Köpfen auf 24 Picul per Jahr veranschlagen, während in Wirklichkeit jede Familie nicht mehr als durchschnittlich 15 Picul oder 737,5 niederländische Pfunde erhält. Dabei muß man wohl im Auge behalten, daß diese Menge Padi, enthülst und gereinigt, nicht mehr als 500 Pfund Reis liefert, d. i. nicht mehr als 2,74 Unzen die Person per Tag. Der Grund davon liegt in der höchst unvollkommenen Behandlung des bereits eingeernteten Reis, welche nach Jahrhunderte andauerndem Gebrauch heute noch auf Java im Schwung ist. — Nähert man sich nach der Ernte einem Dorfe, so hört man ein regelmäßiges, sehr eintöniges, durch die Moe-Moe oder Padistampfe hervorgebrachtes Geräusch, mit welchem der Padi in dem Lömpang, einer Art rohen Mörser, enthülst wird. Diese Arbeit wird ausschließlich von Frauen verrichtet, und ist vielleicht deren hauptsächlichste häusliche Beschäftigung. Enthülster Reis ist in den wärmeren Gegenden eine sehr vergängliche Waare und namentlich dem Befall des Kornwurmes unterworfen. Aus diesem Grunde wird das Korn in der Hülse zu Markte gebracht, deßhalb wird ferner für den Hausgebrauch täglich nicht mehr enthülst, als für die tägliche Consumtion nothwendig ist.

Das Enthülsten des geernteten Reis geschieht der Art, daß der Padi in den Mörser geworfen wird, welcher aus einem rohen Stücke Holz oder einem Blöcke besteht, in welchen eine Höhlung von ca. 9 Zoll Weite und 15 Zoll Tiefe geschnitten ist. In dieser wird das Korn mit einem 4—5 Fuß langen, ohngefähr 3 Zoll im Durchmesser haltenden, an den Enden abgerundeten, Stod so lange gestampft und geschlagen, bis es endlich vom Stroh und der Hülse befreit, durch Werfen und Waschen für den Gebrauch geeignet gemacht worden ist.

Soll ausnahmsweise eine Enthülzung im Großen vorgenommen werden, so wird statt des gewöhnlichen Holzblockes ein 8—10 Fuß langer Baumstamm angewendet, in welchem eine lange Vertiefung oder Höhlung in Breite und Tiefe von 16 bis 20 Zoll angebracht wird. Vier bis sechs Frauen, jede mit einem großen Stößel versehen, schlagen nun gemeinschaftlich den in diese Höhlung geworfenen Padi, während sie die auf den Rand herauspringenden Körner mit dem Fuß in die Höhlung zurückstoßen.

Es ist leicht einzusehen, daß durch diese rohe Behandlung nicht allein viel von diesem kostbaren Produkte verloren geht, sondern auch der Werth des übrig bleibenden beträchtlich vermindert wird. Die Hälfte der Reiskörner wird zu Gries zerstoßen, und ein großer Theil des Mehles veräulbt beim Mörseeln oder löst sich nutzlos in dem Wasser, in welchem der Reis gewaschen wird, auf. Letzteres geschieht durchgehend in fließendem Wasser, wenn solches in der Nähe des Dessa gefunden wird, und wohl in einem geflochtenen Korbchen, welches die feinen Theile hindurchläßt, und das so lange im Wasser herumgedreht wird, bis der Inhalt keine weiße Farbe mehr von sich gibt. Herr F. H. von Blisfingen hat vor Kurzem berechnet, daß durch die unvollkommene Art, den Reis zu enthülsten, fast 3,300,000 Picul der jährlichen Ernte verloren gehen, das ist für einen Werth von wenigstens 10 Millionen Gulden, welche dem Kapital der Javanesen entzogen werden.

Urbarmachung in großem Maßstab, für welche Gelegenheit im Ueberfluß

vorhanden ist, kann man von dem Javanesen nicht erwarten. Er besitzt dazu weder das nöthige Kapital, noch die nöthige Geisteskraft. Wäre es der europäischen Industrie vergönnt, sich auf Java frei zu entwickeln, sie würde nicht allein den zur Cultur geeigneten Boden schnell beträchtlich vermehren, sondern sie würde auch in denjenigen Distrikten, welche mehr produziren, als sie für die eigene Consumtion bedürfen, durch Verbesserung der Communicationsmittel den Werth der Produkte in kurzer Zeit beträchtlich steigern; sie würde endlich durch die Einführung besserer Instrumente für das Enthüllen und Reinigen des Reises das Verlorengehen vieler Tausende von Picul desselben verhindern. Wir achten die politischen Gründe, welche die Regierung veranlassen, die europäische Industrie in so enge Fesseln zu legen; wir erkennen die Schwierigkeiten, welche in der Annahme eines Systems freier Industrie neben einem Zwangssystem liegen, so lange man meint, daß die Sorge für das günstige Resultat der Instandhaltung des letzteren es gebieterisch fordert; wir wollen nicht tabeln, sondern nur anführen, was geschieht.

Unter den Provinzen, welche die reichsten Reisernten liefern, steht die außerordentlich große Residentie der Preangerregentschaften, welche eine Ausdehnung von 379 Quadratmeilen hat, obenan. Die Einwohnerzahl betrug 1855 ungefähr 705,000 Seelen, die Ernte lieferte 4,046,371 Picul Padi. Von dieser Menge hätte die Bevölkerung 1 Mill. Picul verkaufen können und noch genug für ihre eigene gehörige Ernährung übrig behalten. Was ihr aber fehlt sind leichte und wenig kostende Transportmittel. Das Land ist von hohen Bergen eingeschlossen und hat mit der Residenz Batavia, wo der Padi stets Käufer findet, keine andere Verbindung als auf einem 4000 Fuß ansteigenden Weg über den Megamendong, über welchen alle Lasten von Menschen getragen werden müssen. Dadurch ist die Bevölkerung von der großen Handelsgemeinschaft ausgeschlossen, und der Reis, von welchem der Ueberschuß leicht 2 Mill. Gulden abwerfen könnte, hat einen sehr geringen Werth. Gäbe es gute Communicationsmittel, so würde diese Provinz die Vorrathskammer von ganz Java sein können: der Ackerbau liefert reichlich 30 Picul Padi, d. i. drei- bis viermal soviel, als in einigen Provinzen Mittelsjavas. Die ärmere Bevölkerung würde sich dann unzweifelhaft auf Ausdehnung und Verbesserung dieses Zweiges des Landbaues legen, wozu ein Ueberschuß von Land — es wohnen nur 2000 Seelen auf der Quadratmeile — vorhanden ist. Jetzt sind die niedrigen Preise die Ursache, daß sie allen Reiz dazu entbehrt. Einige in der Residenz wohnende Chinesen wissen übrigens aus diesen niederen Preisen vortrefflich Nutzen zu ziehen. Sie haben den Reishandel monopolisirt und machen in Batavia beträchtliche Gewinne an dem, was sie der Bevölkerung zu Spottpreisen abkaufen. Als gleichwohl vor einigen Jahren ein Europäer, welcher lange auf Java niedergelassen war und in gutem Ansehen und Ruf stand, um die Erlaubniß nachsuchte, sich in den Preangerlanden niederzulassen, dort Handel treiben und eine Graupenmühle errichten zu dürfen, welche den Werth des Produktes hätte beträchtlich steigern können, wurde ihm dies durch die indische Regierung verweigert, weil es mit dem bestehenden System im Widerspruch stand.

Nach der Statistik des Handels und der Schifffahrt auf Java und Madura bestand das Total der Ausfuhr 1854 bis 1856 aus:

|      |           |                         |                |
|------|-----------|-------------------------|----------------|
| 1854 | 576,511   | Picul im Werthe von fl. | 3,100,043.     |
| 1855 | 965,747   | " " " "                 | fl. 4,948,393. |
| 1856 | 1,434,664 | " " " "                 | fl. 7,801,429. |

Die Ausfuhr hatte 1856 eine außerordentliche Höhe erreicht; leider fehlt es uns an Nachweisen, um zu zeigen, daß sich auch seither die Ausfuhr auf dieser Höhe gehalten hat. Nach Holland gelangte von obiger Ausfuhr

|      |         |                         |                |
|------|---------|-------------------------|----------------|
| 1854 | 193,651 | Picul im Werthe von fl. | 1,132,446.     |
| 1855 | 308,657 | " " " "                 | fl. 1,642,027. |
| 1856 | 613,591 | " " " "                 | fl. 3,474,905. |

Ein nicht weniger ansehnlicher Theil dieser Ausfuhr fand nach anderen Inseln des östlichen Archipels statt und zwar:

|      |         |                         |                |
|------|---------|-------------------------|----------------|
| 1854 | 300,736 | Picul im Werthe von fl. | 1,501,833.     |
| 1855 | 431,372 | " " " "                 | fl. 2,136,467. |
| 1856 | 449,362 | " " " "                 | fl. 2,257,793. |

Die übrigen Gegenden, wohin Java-Reis in bedeutenden Mengen ausgeführt wird, sind: England, Spanien, Schweden, Norwegen und Dänemark, die Hansestädte, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das Cap der guten Hoffnung, Siam, China und Neu-Holland. Wir wollen unsere Leser nicht länger mit Zahlen bemühen, und es den praktischen Kaufleuten überlassen, aus diesen Angaben die Folgerungen zu ziehen, zu welchen dieselben berechtigten.

Gehen wir über zu einer anderen Culturart, zum Kaffeebau, welcher seinen Anfang in der Höhe nimmt, in welcher der Reisbau aufhören muß. Gewöhnlich wird Hendrik Zwaardcroon, welcher von 1718—1725 Gouverneur-General von Niederländisch Indien war, die Einführung des Kaffeebaues auf Java zugeschrieben; dies ist jedoch falsch, da der Grund zur Anpflanzung des Kaffees auf Java schon 1680 durch den Gouverneur-General von Hoorn gelegt wurde. Allerdings war es Zwaardcroon, welcher die durch ein Erdbeben im Jahre 1799 vernichteten Pflanzungen mit neuen Pflanzen von Malabar aus wiederholt versah, so daß 1706 die erste kleine Probe Kaffeebohnen von Java nach dem Mutterlande gesendet werden konnte (s. 5.—8. Heft des XVIII. Bd. d. Zeitschr.).

Die große Ausdehnung, welche die Kaffeecultur auf Java erreicht hat, hat auf die äußere Gestalt der Insel einen entschiedenen Einfluß ausgeübt, und Dr. Jungbuhn theilt in seinem classischen Werke über die Gestalt, die äußere und innere Structur Java's, den Boden der Insel in vier Pflanzenzonen, von welchen die erste oder heiße sich vom Meeresstrande bis auf 2000 Fuß über dem Meerespiegel, die zweite oder gemäßigste längs den Bergabhängen von 2000 bis 4500 Fuß über dem Meere ausdehnt. Mag man die erstere die Zone des Reisbaues und der Zuckercultur nennen, so darf die zweite mit vollem Rechte die Zone der Kaffeecultur genannt werden. Hier hat der Kaffeestrauch sein zweites Vaterland gefunden. Allerdings trifft man bereits in einer Höhe von 1500—2000 Fuß, ja sogar hier und da in sehr niedrigen und heißen Flächen, wie in der sich bloß 200 Fuß über dem Meerespiegel erhebenden Ebene von Kebiri, Kaffeepflanzungen an, aber am üppigsten wächst der Kaffeestrauch doch an den Abhängen der vulkanischen Berge in der Höhe von 3—4000 Fuß und etwas darüber, also bis an die unterste Grenze der durch Urwälder gebildeten

**Widniss.** Um diese Berge bilden demnach die Kaffeegärten eine Art Gürtel, der sich überall in gleicher Höhe fortsetzt, hier und da aber noch durch die sich abwärts fortsetzenden Wälder unterbrochen wird, um sich an anderen Orten wieder zwischen ihnen in schmalen Strichen höher hinauf zu erheben. Denn auch diese Zone war ursprünglich mit dichten Wäldern bedeckt, seit vielen Jahren aber hat die Art ihre Verwüstungen begonnen und Millionen Stämme sind gefällt worden, um durch Kaffeesträucher ersetzt zu werden.

Um diese Walbgegenden, welche natürlich eine genügende Lage Humus enthalten, für die Kaffeecultur geeignet zu machen, muß vorerst der Boden gesäubert werden. Da bekanntlich der Kaffeestrauch zu seiner Entwicklung einen schattigen Ort bedarf, so wird zuweilen ein Theil der Waldbäume geschont, damit sie durch ihr Laub die Kaffeesträucher beschatten, welche in regelmäßigen Abständen zwischen ihre in die Höhe strebenden Stämme und die am Boden liegenden Bäume, welche zu schwer sind, um entfernt zu werden und der Vermo- derung preisgegeben sind, gepflanzt werden. Diese noch rohe Kaffeearpflanzung, welche mit der Reiscultur auf Gagas verglichen werden kann, liefert den sogenannten Wald-Kaffe. Die so angelegten Plantagen, sagt Jung- huhn, verschaffen dem Botaniker die schönste Gelegenheit, die verschiedenen Arten von Waldbäumen kennen zu lernen, während man auf dem reinlich gehaltenen Boden, zwischen ihren Stämmen, welche 50 bis 100 Fuß von einander entfernt sind, leicht spazieren gehen kann.

In den meisten Fällen wird aber der ganze Wald gefällt: die Bäume werden abgehauen und fortgeführt, oder auf der Stelle verbrannt und die weit und breit hin verbreiteten Wurzeln ausgerottet, — eine schwere, viele Hände erfordernde Arbeit, bei welcher auch der Büffel, durch das Wegschleppen der brauchbaren Stämme, wichtige Dienste leistet. Orte, an welchen ein steiniger Boden, oder sogenannte Wabas-Lage, auf Java nicht selten, angetroffen wird, müssen bei Anlage von Kaffeegärten sorgfältig vermieden werden. Die senkrecht in den Boden dringende Wurzel stößt auf diese steinige Lage, welche sie nicht durchdringen kann; hierdurch stirbt der Baum ab und ist dieser Umstand nicht selten die Ursache, daß ganze Plantagen zu Grunde gehen. Wenn der Boden abgeholzt und von Wurzeln gereinigt ist, schreitet man zum Graben von 2 Fuß im Quadrat haltenden, und 1—1½ Fuß tiefen Gruben, welche 8—12 Fuß von einander entfernt sind. In diese Gruben werden die jungen 12—15 Zoll hohen Kaffeebäumchen gesetzt und wird auf magerem Boden von den Unternehmern die Erde, welche die Gruben wieder anfüllen muß, mit einer größeren oder kleineren Menge animalischem Dünger vermischt. Ist die Grube gefüllt, so muß der Boden sorgfältig gestampft und festgetreten werden. — Für die besten Pflanzen hält der Javaner die, welche aus den Excrementen des Musang oder Loddh (*Paradoxurus Musanga*) aufgeschossen sind, ein Thier, welches sich von der Kaffeebohne nährt, aber die Bohnen unverdaut wieder von sich gibt. Die eigenthümlichen weißlichen Excremente des Thieres, aus nichts anderem als zusammengeklebten, im Uebrigen aber guten Kaffeebohnen bestehend, werden oft auf den die Kaffeepplantagen durchschneidenden Wegen gefunden. Die Javanen versichern, daß die so ausgeworfenen Bohnen sowohl den besten Kaffee, als auch



die kräftigsten jungen Pflanzen liefern, und die letzteren schon nach 10—12 Monaten zur Verpflanzung geeignet seien.

Ist der Boden von allen Bäumen befreit, so werden zur Erlangung des nothwendigen Schattens Reihen von kleinen, schnellwachsenden Bäumen zwischen die Kaffeebäumchen gepflanzt; dazu gehören auf Java besonders, neben dem Pfirsang (*Musa paradisiaca*), dem Wunderbaum (*Ricinus communis*), der Plintinon (*Visenia Indica* Houth), welcher sich namentlich durch schnelles Wachsthum auszeichnet, die verschiedenen Arten des Dadapbaumes (*Erythrina*), Sträucher, welche sich durch schnelles Wachsthum und starke Blattentwicklung auszeichnen. Daher wird der aus regelmäßigen Kaffeegärten stammende Kaffee Dadap-Kaffee genannt, im Gegensatz zu dem Wald-Kaffee (s. o.), und dem Paggez- oder Jaun-Kaffee, welcher längs der Hecken, Zäune, Einfassungen der Dessa, innerhalb der Dorfwäldchen, cultivirt wird, und welcher letzterer die anderen Sorten bei weitem übertrifft.

Erst im dritten Jahre ihres Wachsthums trägt die Pflanze, und gibt etwa zwölf Jahre nach einander Frucht; von dieser Zeit an hat der Strauch seine Fruchtbarkeit verloren; es muß daher immer eine bedeutende Menge Nachwuchs gezogen werden, um die in Abgang kommenden Sträucher zu ersetzen. Die Ursache der kurzdauernden Fruchtbarkeit wird von Vielen in dem Umstande gesucht, daß der Kaffee, welcher 42 % Kali in sich enthält, dem Boden, der, zum größten Theile Feldspath, nur 16 % Kali enthält, das Kali zu stark entzieht; man hat daher angefangen mit Asche zu düngen, allein obgleich auf diese Weise dem Boden eine gehörige Menge Kali zugeführt wird, will der Kaffee doch nicht länger gedeihen, und es müssen also für diesen Umstand noch andere Ursachen im Boden oder in der Witterung vorliegen.

Die rothe Kaffeefrucht hat die Gestalt einer Olive, sie muß Stück für Stück gepflückt werden (in Arabien wird sie geschüttelt); man bringt sie sodann in große Trockenscheunen, um sie auf Bambugeflecht auszubreiten; das Dach des Gebäudes ist beweglich und wird bei Tage weggenommen, um den Sonnenstrahlen den Zugang zu verschaffen; bei Nacht unterhält man, zur Aufrechterhaltung nöthiger Wärme, ein leichtes Feuer. Täglich muß die Frucht gewendet werden, bis völlige Trockenheit eingetreten ist. Nachdem die getrocknete fleischige Hülle entfernt worden, werden die Bohnen in Schläuche von Büffelsellen gebracht und mit einem dicken Stocde langsam umgerührt, bis sich alles von der Hülse noch übrige abgelöst hat. Der Ertrag fällt sehr verschieden aus; zu Zeiten, auch wohl je nach der Fertilität, haben 176 Sträucher, zu Zeiten 328, durchschnittlich erst einen Picul Frucht gebracht; und es ist vorgekommen, daß in einzelnen Gebieten mehr als 2000 dazu gehört haben, um diese Masse zu beschaffen.

(Schluß folgt.)

## Populäre Darstellung wirklicher Fälle aus dem Handelsgerichtsleben.

### Differenz-Geschäfte.

Der „Schweizerischen Handelszeitung“ in Zürich entnehmen wir einen aus Basel eingesendeten Artikel über die sogenannten Differenzgeschäfte in Getreide, Mehl und Spirit, und deren Klagbarkeit vor schweizerischen Gerichten, welcher des Wahren und Treffenden über diese verderblichen Geschäfte so viel enthält, daß unsere Leser uns Dank wissen werden, wenn wir das Wesentlichste daraus mittheilen.

Der Verfasser obiger Arbeit nimmt Veranlassung aus dem Umstande, daß der Entwurf des neuen Zivilgesetzes in Basel die Klagbarkeit der sogenannten Differenzgeschäfte ausdrücklich anerkennt, sowie die Thatsache, daß von der Schweiz aus die bedeutendsten Geschäfte dieser Art in Paris gemacht und daß von schweizerischen Speculanten durch solche Geschäfte jährlich enorme Summen verloren werden. In dieser Arbeit zeichnet der Verfasser die fraglichen Differenzgeschäfte folgendermaßen:

Eine Menge großer und kleiner Pariser Speculanten, Commissionshändler und Courtiers befassen sich mit dem Differenzgeschäfte; am Platze selbst herrscht in den meisten Fällen unter den gewandten und großen Speculanten eine bestimmte Meinung für Auf- oder Abschlag vor; ist die Meinung für Aufschlag, so kaufen diese Speculanten, und somit alle, welche mit ihnen in nähere Berührung kommen; da es aber für jedes Geschäft einen Käufer und Verkäufer braucht, so werden in diesem Falle die Verkäufer auswärts gesucht; die Courtiers in Paris bearbeiten die Commissionshändler mit raisonnements à la baisse, welche (wenn auch in gutem Glauben) von denselben in die Welt hinaus geschrieben werden um Verkaufsaufträge herbeizuloden. Umgekehrt werden auswärtige solide Käufer gesucht, wenn die großen Pariser Speculanten an Abschlag glauben. Daher kommt es, daß die hiesigen (Schweizer-) Speculanten meistens ganz in entgegengesetzter Richtung operiren als die Pariser.

Die natürliche Neigung, namentlich des weniger routinirten Speculanten, ist auf Aufschlag zu speculiren, man betrachtet es auch im Allgemeinen als ein legitimeres Geschäft, etwas auf Termin zu kaufen als etwas zu verkaufen, in dessen Besitz man nicht ist. In gewöhnlichen Jahren benützen daher die großen Pariser Speculanten diese natürliche Disposition, um auf Termine immer zu höheren Preisen, als die disponible Waare gilt, zu verkaufen; der Käufer verliert dann durchweg außer den Commissionen, Courtagen u. auch mindestens die beim Einkauf zwischen disponibler und Termin-Waare bezahlte Differenz.

Selbst abgesehen von den enormen Commissionen, welche der Speculant bezahlt, ist somit so ziemlich dafür gesorgt, daß er auch an den Preisen Einbuße erleide, selbst wenn er ruhig und besonnen operirt. Wie es bei gewagten Unternehmungen geht, kommt er durch das Verlangen, kleine oder große Verluste wieder einzuholen, immer

tiefer in die Sache hinein, er verliert sein gesundes Urtheil, seinen moralischen Halt; er benützt die Leichtigkeit, mit welcher colossale Geschäfte gemacht werden können, da es sich für alle Betheiligten stets nur um die entstehenden Differenzen und nie um die wirklichen Beträge der ge- oder verkauften Partien handelt, läßt sich durch Sonnenschein zu großen Verkäufen, durch Regen zu noch größeren Einkäufen verleiten, wird oft durch absichtliche falsche Berichte und Einflüsse aller Art noch mehr irre geführt und verirrt sich zuletzt in ein Labyrinth, in welchem er meistens sein Vermögen zurükläßt.

Um ihre Gefährlichkeit und Verwerflichkeit zu zeigen, vergleicht man diese Geschäfte häufig mit dem Spiel an den deutschen Badeorten. Aber die fraglichen Speculationen sind viel gefährlicher als jenes Spiel, zu welchem man nicht durch die Witterung und durch täglich stimuliernde Berichte verleitet wird, zu dem man sich an den Spielort selbst verfügen muß und bei welchem man höchstens das verlieren kann, was man auf den Spieltisch legt.

Die Verluste, welche Speculanten in der Schweiz jedes Jahr — vielleicht mit Ausnahme von 1866 — an solchen Geschäften erleiden, sind enorm und übersteigen wahrscheinlich die gleichzeitig an sämtlichen deutschen Spielbanken von Angehörigen aller Nationen verlorenen Summen.

Wenn nun angenommen wird, was kaum bestritten werden kann, daß die schweizerischen Speculanten jedes Jahr bedeutende Summen an die Börsenplätze schuldig werden, so erscheint die Frage der Klagbarkeit solcher Differenzgeschäfte als eine sehr wichtige. Unstreitig neigt sich in Basel sowohl als in der übrigen Schweiz die allgemeine Ansicht zu Gunsten der Klagbarkeit, wohl hauptsächlich in dem Glauben, es sei dies auch auswärts der Fall. Es widerspricht dem Gefühle der Rechtlichkeit, daß man bei diesem Spiele die Gewinne einstecken, die Verluste aber nicht bezahlen solle. Dabei bedenkt man aber zu wenig, daß nicht nur die seltenen Gewinne — wenn es sich um eine Klage handelt — längst verloren sind, sondern der betreffende Speculant durch die weiteren erlittenen Verluste in arge Verlegenheit gerathen ist, also von Gewinnen nicht mehr die Rede sein kann.

Dann findet man es namentlich ungerecht, daß die Commissionshäuser durch die Unklagbarkeit in Verlust gerathen sollen, während sie ja nur die Aufträge der Speculanten ausgeführt haben. Auch diese, auf dem dem Basler Handelsstande eigenen Rechtsgeföhle basirte Ansicht ist deßhalb oft unrichtig, weil die Commissionshäuser wohl die Commissionen stets berechnen, aber durchaus nicht immer nach Auftrag kaufen oder verkaufen, sondern ihren Committenten gegenüber oft selbst Käufer oder Verkäufer sind. In Frankreich ist dies zwar gesetzlich nicht gestattet, man hilft sich aber mit sogenannten *prête-noms*, welche in den Büchern figuriren und wodurch das Gesetz leicht umgangen wird. Auf diese Weise machen auch Courtiers großartige Geschäfte für eigene Rechnung, ebenfalls ohne scheinbar gegen das Gesetz zu verstoßen. An den deutschen Börsenplätzen hingegen reserviren sich die Commissionshäuser ausdrücklich das Recht selbst, Käufer und Verkäufer zu sein. Ist dies der Fall, so hat der Commissionsär ein doppeltes Interesse daran, daß sein Client auf seinen Operationen verliere, denn dessen Verluste verwandeln sich für ihn in Gewinne. Aber auch im anderen Falle wissen sich die Commissionsäre vor Verlust zu schützen; wenn sie sehen, daß ihr Client den Compaß verloren hat und verkehrt steuert, so bedecken sie sich gegen den möglichen Risiko durch Einkauf oder Verkauf eines gleichen Quantums. Diese

Operation kann zwar auch mißlingen, die Pariser haben aber meistens nüchterne Ansichten und täuschen sich seltener, wenn es sich um ihr eigenes Interesse handelt.

Nachdem endlich noch gezeigt worden ist, daß Basler, aus Differenzgeschäften hervorgegangene Forderungen in Frankreich nicht geltend gemacht werden können, kommt der Verfasser zu folgendem Schluß:

Wenn solchen Forderungen kein Rechtsschutz zu Theil wird, so ist es möglich, daß es Menschen geben kann, die sich bei ihren Verlusten in diesem großartigen Spiele einfach hinter das Gesetz flüchten werden, um nicht zahlen zu müssen; eine solche Handlungsweise wird jedoch selten vorkommen und sich selbst brandmarken; die Befürchtung, daß es geschehen könnte, wird aber die auswärtigen Commissionäre vorsichtig und ängstlich darüber machen, mit wem und für welche Summen sie sich in solche Geschäfte einlassen.

Werden aber solche Forderungen in Basel von Gesetzeswegen beschützt, so ist die natürliche Folge, daß die Schweiz — wohl als das einzige Land, wo dies geschieht — von den auswärtigen Waaren-Börsenplätzen noch viel mehr bearbeitet werden wird, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, und dies wird kaum jemand als wünschenswerth erachten können.

Kaum sind wir damit fertig, den Artikel der Schweizerischen Handelszeitung über Differenzgeschäfte wiederzugeben und uns mit dem Basler Einsender jenes Artikels von der Gefährlichkeit des gesetzlichen Schutzes derselben einverstanden zu erklären, so finden wir heute schon Gelegenheit, den Schutz der Differenzgeschäfte durch das Gesetz thatsächlich begründen zu können, indem wir im Falle sind, ein Urtheil des Civilgerichtes Basel vom 6. Februar 1868 mitzutheilen, das in Sachen C. u. P. F. in Hamburg, vertreten durch Dr. Carl Stehelin in Basel, Kläger, gegen H. K. in Basel, Beklagten, vertreten durch Dr. C. Wieland, betreffend die geringe, aus mehreren Differenzgeschäften hervorgegangene Forderung von Fr. 17,176. 25 nebst Zins à 6 Procent seit 4. September 1867, gefällt worden ist. Dem Beklagten wurde allein der Regreß offen gehalten, daß er innert 4 Wochen den vollgiltigen Beweis beibringe, daß im umgekehrten Falle, wenn er das Hamburger Haus zu belangen gehabt hätte, die dortigen Gerichte die Klage abgewiesen haben würden.

Die angeführten Thatfachen, sowie die Rechtsgründe des Urtheils sind folgende:

#### A. Thatfachen.

Durch Vermittlung von G. G. dahier erhielten die Kläger im Jahr 1867 verschiedene Aufträge des Beklagten zum Verkauf von Weizen, und zwar:

|                                   |                         |                   |                |
|-----------------------------------|-------------------------|-------------------|----------------|
| 1.                                | 60 Last per Juni / Juli | zu 160 Thlr. Boo. | = B. 28,800. — |
| 2.                                | 40 " " Juli             | " 150 " "         | = " 18,000. —  |
| 3.                                | 40 " " Juli / August    | " 150 " "         | = " 18,000. —  |
| 4.                                | 40 " " " " "            | " 144 " "         | = " 17,280. —  |
| 5.                                | 60 " " August           | " 150 " "         | = " 27,000. —  |
| 240 Last                          |                         |                   | B. 109,080. —  |
| abzüglich Commission und Courtage |                         |                   | " 1,282. 13    |
|                                   |                         |                   | B. 107,797. 03 |

und für Ankauf:

|             |                     |                                    |               |
|-------------|---------------------|------------------------------------|---------------|
| am 22. Juli | 100 Last per Juli   | zu 169 Thlr. Bco. =                | B. 50,700. —  |
| " 31. Aug.  | 140 " " Juli/Aug. " | 157 1/2 " " =                      | " 66,150. —   |
|             |                     |                                    | B. 116,850. — |
|             |                     | zugänglich Commission und Courtage | " 1,190. —    |
|             |                     |                                    | B. 118,040. — |

so daß die Differenz zu Lasten des Beklagten sich herausstellt auf . . . . . B. 10,242. 13

woran Kläger ihm gutbringen laut Uebertrag von dem Guthaben von G. G. . . . . " 1,202. 11

so daß zu Lasten des Beklagten . . . . . B. 9,040. 02

restiren ober à 10/100 . . . . . Fr. 17,176. 25

welche Summe die Kläger nebst Zins zu 6 Procent seit 4. September 1867 vom Beklagten verlangen.

Der Beklagte stellt dieser Forderung drei Einwendungen entgegen, deren erste und zweite das Ganze beschlägt, die dritte den Verkauf der letzten 60 Last vom 6.—8. Juli 1867:

1) Die Forderung sei aus einem Geschäft entstanden, bei welchem weder Verkauf noch Kauf von der einen oder andern Partei ernst gemeint, sondern einfach die Absicht gewesen sei, den Unterschied zwischen dem Preise des Verkaufstages und dem des Kauftages zu Gunsten oder zu Lasten des Beklagten dienen zu lassen. Das Geschäft sei demnach als hohes Spiel unklagbar.

2) Die Handlungsweise der Kläger sei eine unredliche gewesen, und die Kläger können auch aus diesem Grunde nicht aufkommen, indem sie einen am 31. Mai empfangenen Auftrag erst am 1. Juni als vollzogen notirten, dagegen einen am 29. Juni ihnen zugesandten sofort am 1. Juli; während im erstern Falle bei sofortigem Handeln sie hätten höher verkaufen können, ebenso wie im zweiten bei längerem Warten.

3) Der Auftrag zum Verkauf Nr. 5 vom 6.—8. Juli von 60 Last per August zu 150 Thaler Banco sei einseitig und eigenmächtig von G. G. . . . gegeben und rühre nicht von ihm, dem Beklagten, her, könne ihn also nicht berühren.

Diesen Einwendungen stellen Kläger die zwei Schreiben des Beklagten vom 9. und 13. November 1867 entgegen, in welchem er die verschiedenen Geschäfte anerkennt und Zahlung verspricht; abgesehen davon, daß das Geschäft kein Spiel, sondern dem Beklagten freigestanden sei, die Verkäufe selbstständig zu realisiren. Und speciell den Einwendungen 2 und 3 stellen sie ihre Briefe d. d. 1. Juni und 8. Juli 1867 entgegen, auf welche Beklagter ihnen nie geantwortet habe, so daß er nach allen Regeln guter Treue als einverstanden zu betrachten sei. In Betreff der unter 2 erwähnten Geschäfte anerkennt dies der Beklagte insoweit, als er überhaupt eine Verpflichtung anerkennt, zahlen zu müssen.

### B. Rechtsgründe.

Was diese letzten Einwendungen 2 und 3 betrifft, so könnte so wenig als die zweite mit Erfolg die dritte vom Beklagten erhoben werden, da Kläger in ihrem Briefe vom 8. Juli ihm ausdrücklich und direkt das abgeschlossene Geschäft anzeigten

und Beklagter sie ohne jegliche Antwort ließ, während eine Antwort ohne allen Zweifel seine Pflicht gewesen wäre.

Es kann also nur die allgemeine Frage einer Erörterung anheimfallen, ob Differenzgeschäfte hier Rechtsschutz genießen sollen.

Hierbei fällt vor Allem in Betracht, daß Recht und Gesetz den Richter anweisen, im Allgemeinen erstlich gemeinten Verträgen Recht zu halten. Wenn nun die Gerichtsordnung (§. 459) dem Mandat ausdrücklich dieses Recht nur gewährt „in ehrlichen Sachen“ und hier unzweifelhaft ein Mandat zu verkaufen und zu kaufen vorliegt, so beschränkt sich die Frage darauf, ob hier eine Art von Geschäft vorliege, das als „ehrliche Sache“ gelten könne. Veranlassung zu dieser Frage liegt allerdings insoweit vor, als offenbar hier der Commissionär und der Contrahent des Beklagten eine und dieselbe Person ist; ein Verhältniß, das im Commissionsgeschäft nur ausnahmsweise Geltung ansprechen kann, indem die Ansprüche des Committenten auf Vertretung seiner Interessen dabei wesentlich gefährdet erscheinen. Eine Ausnahme ist nun aber gerade für die Fälle anerkannt, wo, wie im vorliegenden Falle, die Controlle gehöriger Vertretung dem Committenten dadurch gewährt wird, daß er die Tagespreise aus den Börsen- oder Marktzebbeln mit ziemlicher Zuverlässigkeit erkennen kann.

Ist nun dem Geschäft an sich die Bezeichnung „ehrlich“ nicht abzusprechen, so kann es auch nicht als Spiel oder hohes Spiel von vornherein von den Schranken weggewiesen werden. Hierzu müßte feststehen, einmal, daß wirklich das Differenz-Geschäft unter den Begriff des Spieles falle, und dann, daß diese Auffassung auch diejenige der Gesetzgebung gewesen sei, als sie den hohen Spielen den Rechtsschutz entzog. Den Beweis hierfür hat Beklagter nicht gebracht. Die Entziehung des Rechtsschutzes darf aber nicht auf leichten Präsumtionen ruhen, sondern nur bei zwingendem Gesetz erfolgen.

Wenn endlich gegen das Geschäft die Thatsache angerufen wird, daß Anderes, nämlich ein reales Lieferungs-Geschäft vorgegeben, Anderes, nämlich Gewinnung der Differenz von einer Seite, gemeint sei, so genügt dies darum nicht, weil das Gemeinte von Beiden gemeint und darum Keiner getäuscht wird. Die Thatsache, daß Summen und Leistungen in Rechnung fallen, die mit dem Vermögen der Contrahenten in keinem Verhältniß stehen, gibt dem Geschäft wohl das Gepräge des Schwindels, in den ordentliche Kaufleute nicht eintreten, aber dies entzieht dem Geschäft nicht die Möglichkeit, rechtlich wirksam zu werden, so wenig als bei Aussicht auf große Betheiligung an einem Anleihen unverhältnißmäßig große Summenunterschriften die Rechtskraft verlieren.

Es könnte darum gegen den Rechtsbestand des fraglichen Geschäftes nur noch der Grund geltend gemacht werden, daß am Ort des definitiven Abschlusses und der Erfüllung das Geschäft als verboten gelte oder ohne Rechtswirksamkeit wäre und also der Beklagte, falls er in die Lage gekommen wäre, aus dem Vertrag zu klagen, wäre abgewiesen worden.

Dem Beklagten kann in diesem Falle der Beweis darüber noch offen gelassen werden in Rücksicht darauf, daß diese Art von Geschäften sich bei uns nicht selbstständig entwickelt, ja nicht einmal im hiesigen Geschäftsverkehr eingebürgert hat, vielmehr dieser Handel, auch wenn Hiesige sich daran betheiligen, sich regelmäßig auf

fremden Börsenplätzen in den dort üblichen Formen und Gewohnheiten bewegt und daher auch die dort geltenden Rechtsansichten dürfen in Betracht gezogen werden.

Im vorliegenden Fall hätte eine Abweisung der Kläger das noch gegen sich, daß ein offener Wortbruch sanktionirt würde. Der Beklagte hat in den beiden angeführten Schreiben d. d. 9. und 13. November 1867 mit Bestimmtheit Zahlung zugesagt und Nachsicht verlangt, als er schon längst wußte, daß er benachtheiligt sei. In ihrer Correspondenz berufen sich die Kläger überdies unwidersprochen und wiederholt noch auf ein mündliches Ehrenwort desselben.

Das Gericht hat demnach geurtheilt:

„Beklagter ist zur Bezahlung der geforderten Fr. 17,176. 25. und der Zinsen zu 6 Prozent vom 4. Sept. 1867 an, sowie zu den ordentlichen und außerordentlichen Kosten verurtheilt, falls er nicht binnen 4 Wochen den nach allen Richtungen rechtsgenügenden Beweis beibringt, daß das vorliegende Geschäft in Hamburg nicht einklagbar wäre, — Alles unter Offenhaltung des Regresses, gegen wen er ihn zu haben glaubt.“ Zu diesem Urtheile etwas hinzuzufügen unterlassen wir, und sprechen bloß den Wunsch aus, daß die Consequenzen desselben für den Basler Handelsstand günstige sein mögen.

§ ....

## Miscellen aus der Kaufmannswelt.

### Das Arbeiterquartier in Mülhausen.

(Aus dem Verwaltungsberichte für 1867.)

Im Jahre 1853 wurde die Gesellschaft für Erbauung des Quartier d'Duvriers mit einem Capitale von Fr. 355,000 gegründet. Von der von der französischen Regierung für die Verbesserung der Arbeiterwohnungen in den größeren industriellen Städten ausgesetzten Summe, erhielt Mülhausen durch die Bemühungen des Herzogs von Persigny Fr. 300,000, aus welchen eine Speiseanstalt, Bäckerei, Wasch- und Badeanstalt u. errichtet, sowie Beiträge zur Anlage von Straßen, Alleen, Brunnen, Dohlen u. verabsolgt wurden. Die Gesellschaft verpflichtete sich dagegen durch ihre Bauten keinen Gewinn zu machen, Häuser, Terrain u. stets zum kostenden Preise zu verkaufen, die Capitale der Aktionäre höher als zu 4 Prozent zu verzinsen und wenigstens Fr. 900,000 auf Häuserbauten zu verwenden.

Einstöckige (Erdgeschöß) und zweistöckige Häuser wurden seit 1854 Aethundert gebaut, jedes derselben hatte einen Keller, und ein umzäuntes Gärtchen. Im Erdgeschöß haben einstöckige Häuser zwei Zimmer, eine Küche und unter dem Dache ein Mansardenzimmer; sie kosten Fr. 2650; zweistöckige Häuser enthalten im Erdgeschöße

ein großes Zimmer, welches in zwei getheilt werden kann, und im ersten Stode zwei Zimmer und eine Küche; sie kosten Fr. 3300 bis Fr. 3400. Der Arbeiter wird Eigenthümer durch eine erste Anzahlung von Fr. 250 bis Fr. 300 und durch eine monatliche Zahlung von Fr. 20 für Häuser der ersten, von Fr. 25 für Häuser der zweiten Art während 15 Jahren.

Bis zum 30. Juni 1866 waren 633 Häuser verkauft, seither sind bis zum November 1867 noch fernere 97 verkauft worden, so daß der Gesellschaft nur noch deren 70 übrig bleiben und sie genöthigt ist, nächstes Jahr neue Bauten zu beginnen. Die Zahlungen geschehen regelmäßig; kann ein Käufer aus irgend einem Grunde seine Abschlagszahlungen nicht fortsetzen, so findet sich die Gesellschaft auf billige und gütliche Weise mit ihm ab, so daß noch keine Expropriation nothwendig wurde. Ganz abbezahlt sind bisher 200 Häuser, an den übrigen sind verhältnißmäßige Abschlagszahlungen gemacht worden. Dieselben repräsentiren doppelt werthvolle Ersparnisse, da die Erfahrung gelehrt hat, daß die Aussicht auf den Besitz eines schönen Häuschens mit Gärten, dessen Amortisation kaum mehr kostet, als die Miete für eine viel unbequemere und ungesündere Wohnung, den Arbeiter am meisten zum Sparen bestimmt, anstatt sein Geld im Wirthshause zu verthun, und auch wenn derselbe Eigenthümer geworden ist, sich an das Sparen gewöhnt hat und zu einem sorgsamem Hausvater und treuen Arbeiter geworden ist.

Die Bäckerei liefert Brod, immer unter dem Marktpreise; die Speiseanstalt Nahrungsmittel zum kostenden Preise, für 35 Centimes Suppe, Fleisch und Gemüse; auch Spezereien, Kleider und andere, dem Arbeiter nöthige Gegenstände, werden zu möglichst billigen Preisen, aber immer gegen baar bezahlt. In der Bad- und Waschanstalt kostet das Baden 15 Centimes, die Stunde für Waschen und Trocknen 5 Centimen.

Eine Kleinkinderschule kann 200 bis 300 Kinder im Alter von 3 bis 6 Jahren aufnehmen; die Stadt hat überdies in der Nähe des Arbeiterquartieres zwei Primarschulen errichtet. Bedingung beim Hauskauf ist, daß die Besitzer ihre Kinder regelmäßig zur Schule schicken. Gute Erziehung der Kinder, gute Unterhaltung des Hauses und des Gartens, Ordnung und Sparsamkeit werden durch Preise belohnt.

Für die Häuser existirt eine auf Gegenseitigkeit beruhende Affekuranz, die demnächst auch auf die Mobilien ausgedehnt werden soll. Der Bevölkerung des Arbeiterquartieres, welche gegenwärtig 5500 Seelen zählt, werden wöchentlich mehrmals von Aerzten unentgeltliche Consultationen gegeben; auch steht ihnen eine beträchtliche Bibliothek unentgeltlich zu Gebote. Für Unverheirathete werden hübsch möblirte Zimmer zu Fr. 6. 50. per Monat ausgeliehen.

Bis jezt hat die Gesellschaft Fr. 2,400,000 für Bauten ausgegeben; die nöthigen Gelder verschafft sie sich durch Anlehen und es ist ihr bisher immer gelungen, das Geld gegen Hypothek auf ihre Güter für 4½% in der Art aufzunehmen, daß sie nach Verfluß der ersten fünf Jahre die Hypothek in 15 Jahresterminen zurückzahlt. Gegenwärtig steht die Gesellschaft so, daß sie für weitere Neubauten keine neuen Anlehen aufzunehmen braucht.

Im verflossenen Jahre ist es gelungen, die Keller derjenigen Häuser, in welchen sich Wasser gezeigt hatte, für die mäßige Summe von Fr. 10,000 durch Drainage trocken zu legen. Gegenwärtig geht die Gesellschaft damit um, sämtliche Häuser mit Wasserleitungen zu versehen. Da die Verwaltung ferner voraussieht, die ihr



noch gehörenden 70 Häuser im Laufe dieses Jahres verkaufen zu können, und da es ihr wünschbar scheint, immer 70 bis 80 Häuser zur Vermietung verfügbar zu haben, so hat sie von der Actionärversammlung die Ermächtigung verlangt und erhalten, 40 neue Häuser bauen zu dürfen. Die Frage, ob es nicht möglich wäre, diese neuen Arbeiterwohnungen im Interesse der in entfernter liegenden Quartieren beschäftigten Arbeiter an anderen Theilen der Umgebung der Stadt zu erstellen, ist wegen finanziellen Schwierigkeiten noch nicht gelöst. A. v. Sch.

## Feuilleton.

### Chinagrass.

Artikel aus den Fasern des sogenannten Chinagrasses sind jetzt keine Seltenheit mehr im Webwaarenhandel. Wir finden in demselben einen etwas eigenartigen, ganz angenehmen Spinnstoff, von einem perlartigen Weiß, von der Biegsamkeit und der Festigkeit des Seidenfadens, der sich daher auch sehr passend zeigt zu Mischgeweben sowohl mit Seide, als auch mit Wolle und Baumwolle. Das chinesische Gras ist übrigens eine chinesische und indische Pflanze, und unsere gewöhnliche große Brennnessel lieferte ja vor Jahrhunderten auch den Faserstoff zu einem feinen weißen Gewebe, von welchem nur der Name Nesseltuch geblieben, während die Industrie selbst schon lange todt und begraben ist. Die fremdländische Nesselfaser wird allem Anschein nach einen bleibenden Verbrauchsartikel in Europa bilden, wenn auch nur in einem mäßigen, ihrer Eigenthümlichkeit entsprechenden Umfange. Vor einigen Jahren, als zu der chronisch gewordenen Seidenbaunoth noch eine acute Baumwollennoth kam, erschien das Chinagrass von höherer Bedeutung. Man glaubte dasselbe geradezu an Stelle der Baumwolle setzen zu können, und wenn dies auch wohl unthunlich gewesen wäre, so war doch das vorgeschlagene Surrogat immerhin ein guter Spinnstoff, der beste von allen damals hervorgefundenen. Seit jener Zeit hat man sich namentlich in Südfrankreich mit dem Anbau der Pflanze selbst eifrig bemüht. Private, wie Vereine, haben sich die Förderung der Sache angelegen sein lassen, und allen Nachrichten zufolge ist man jetzt mit dem Anbau der Pflanze, der Absonderung, Bleiche und Verarbeitung der Faser so weit vorgeschritten,

daß die Sache den Charakter einer wirklichen lebensfähigen Industrie bereits angenommen hat. Die Pflanze gedeiht, überwintert an geeigneten Standorten fast ohne Pflege, trägt reifen Samen in Menge und läßt sich sowohl durch diesen, wie durch Wurzeltheilung fortpflanzen. Die Ernte kann zwei bis drei Mal im Jahr geschnitten werden, und die darauf hin gestellte Calculation präsentirt sich recht gut, nämlich: der Hektar gibt wenigstens 600 Kilogramm spinnfertige Faser à 2 Francs. Von diesen 1200 Francs sollen reichlich gerechnet 700 Francs Gesehungskosten abgehen, bleiben 500 Fr. Reingewinn. Hierzu könnte etwa noch ein Nebengewinn treten durch das Stärkmehl, welches in den Wurzeln der Pflanze reichlich vorhanden ist. Sonach könnten die verzweifeltsten Seidenbauer der südlichen Länder wohl einen Ertrag hoffen für ihre alte, wie es scheint unheilbar erkrankte Industrie, welche ihrerseits zur Wiedergenesung mehr und mehr den Norden und namentlich Deutschland aufsucht, das in der That, wenn das jetzige rege Interesse für die Sache Bestand hat, einmal eine ansehnliche Rolle in der Seidenproduktion einnehmen könnte. So wechseln und wandeln sich die Dinge in der Welt. (Europa.)

### Maschinenarbeit, Copie u. Imitation

sind die Signaturen unserer heutigen Industrie, und nicht selten begegnen wir denselben in Fällen, wo man sie nicht vermuthen sollte. So sah man auf der letzten Pariser Ausstellung eine Maschine gehen, welche fortgesetzt und zahlreich Charniere auswarf. Die geheim gehaltene Maschinerie befand sich in einem Käst-

den eingeschlossen, in welches continuirlich, von Rollen sich abwickelnd, einerseits zwei Blechbänder, andererseits ein Draht eingeführt wurde, um sogleich in Form fertiger Charniere wieder zu erscheinen. Die Herstellung eines solchen Stücks durch Handarbeit ist aber schon eine ziemlich complicirte, denn es müssen erstlich zwei gleichgeformte Blechabschnitte gemacht, diese an der Verbindungsstelle ausgerollt, die gerollten Partien in einander geschoben, der Draht hindurchgeführt und abgeschnitten werden, und schließlich sind auch noch einige Löcher zu bohren, um das Charnier an seiner Stelle anschlagen zu können. Diese ganze Reihe von Arbeitsprocessen fand sich im Raume eines kleinen Kästchens und in die Zeit von etwa einer Secunde zusammen gedrängt. Andere technische Aufgaben, wie namentlich das Flechten eines feinen Strohhufts, müssen ihrer Natur nach freilich immer der Menschenhand verbleiben; aber es kann sich hier noch die Imitation in's Mittel schlagen: man macht auf ganz anderem Wege etwas Aehnliches, gibt für das Wesen den Schein. So möchten sich die von England aus in Gang gebrachten papiernen Halskragen für seine Nadelarbeit ausgeben, während sie nur von gravirten Metallplatten abgepreßt sind. In Amerika trägt man jetzt zu diesem papiernen Toilettenstück noch Hüte, welche sich ganz wie gute Stroh Hüte ausnehmen, aber nichts weniger als ein Flechtwerk, viel eher ein Backwerk sind und ebenfals aus Papiermasse bestehen. Das betreffende Imitationskunststück wird folgendermaßen gemacht. Es dient als Urform ein vertablier Strohhut; dieser wird auf der Außenseite durch Graphitpulver oder sonst wie für die Electricität leitend gemacht und in einen galvanoplastischen Apparat gesetzt, wo er mit Kupfer überwächst. Hat die Kupferschicht die erforderliche Stärke erlangt, so reißt man das Stroh ab, entfernt die Reste durch Feuer, pußt nach und setzt das Hutgebilde in eine sichere Fassung. So hat man eine Hohlform für eine unbefchränkte Anzahl Hüte. Man füllt und brückt sie mit Papierzeug von Manillefaser aus und trocknet sie in der Wärme, wobei die Formmasse so weit einschrumpft, daß der Hut leicht aus der Form geht. Nun wird das Produkt wasserdicht gemacht, beliebig gefärbt und staftirt, und bildet so eine sehr leichte, gut aussehende und wohlfeile Kopfbedeckung.

(Europa.)

## Ueber die Erzgruben in China.

In China gibt es Erzgruben jeder Art, selbst Gruben, in welchen die kostbaren Edelsteine gefunden werden, so z. B. in der Provinz Yu-Nan; sehr ergiebige Gold- und Silbergruben finden sich in der Mandchurei und Mongolei, Silber- und Kupfergruben in den

Provinzen Tsché-Kiang, Hou-nan, Houpe, Honan u. a. Die chinesische Regierung gestattet aber nur die Ausbeutung der Kohlen-, Eisen-, Zinn-, Blei- und Kupfergruben, da Metalle, wie die genannten, zu den allgemein und unumgänglich nothwendigen Bedürfnissen gehören, dahingegen Gold und Silber nach ihrer Ansicht den Reichthum eines Staates nicht begründen, daher es denn kommt, daß sie die Gruben, welche diese edlen Metalle mit sich führen, verschließt. Nur für den Fall, daß der Vorrath an Silber den Handelsbedürfnissen nicht entspricht, entschließt sie sich zu einer Ausnahmemaßregel und läßt Silber zu Tage fördern, aber auf eigene Rechnung, und verschließt die Gruben wieder, sobald dem Mangel abgeholfen ist.

Zu dieser ganz eigenthümlichen Verfahrensweise sieht sich aber die Regierung nicht nur aus ökonomischen Gründen veranlaßt, sondern sie beabsichtigt auch die gesunden Arbeitskräfte, welche die Goldsucherei ohne Zweifel absorbiren würde, hierdurch den nützlichen Beschäftigungen zu erhalten; auch will sie es nicht verschulden, daß jene Demoralisation im Lande sich verbreite, die stets im Gefolge einer lokalen Anhäufung von Arbeitern zu Tage kommt, die längere Zeit von ihren Familien getrennt, des heilsamen Schuges entbehren, der sie vor sittlicher Verderbnis und Gleichgültigkeit gegen die Geseze sicher stellt. Auch Quecksilbergruben gibt es in China, und zwar in der Provinz Kouy-tschou, und ebenso sind auch die Petroleumquellen keine Seltenheit, die aber für die Chinesen keinen Werth haben, da sie das Petroleum nicht zu benutzen wissen.

(All. Gew.-Btg.)

## Organisation des Eishandels in der Schweiz.

In ähnlicher Art, wie zuerst von Nordamerika in großartigster Weise, später auch von Norwegen aus ein bedeutender Handel mit Eis organisiert worden ist, hat derselbe sich in neuester Zeit auch in der Schweiz entwickelt. Der allen Schweizerreisenden bekannte Grindelwaldgletscher liefert sehr bedeutende Mengen; auch von Davos in Graubünden aus wird Eis in großen Mengen versendet. Die Eisladungen gehen per Eisenbahn über Basel nach Frankreich, besonders nach Paris. Noch bedeutender ist der Eishandel von Wallis aus, wo die Nähe der Eisenbahn Sion-Lyon einen billigen Transport möglich macht. Noch vor Kurzem wurden die Gletscher einfach mit der Hacke in Angriff genommen; jetzt dagegen wird wenigstens in Graubünden das Sprengen mit Pulver angewendet, wodurch man größere Eisblöcke im Gewicht bis zu 8 Centner, die sich besser conserviren, erhält. Diesen Fundgruben gibt der immer größer und allgemeiner werdende

Verbrauch von Eis eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung, insofern große Geldsummen von außen in das Land fließen für ein Naturprodukt, welches noch vor gar nicht langer Zeit als ein tobes, nicht zu verwertendes Capital dalag. Bezüglich der Aufbewahrung des Eises für den Kleinbedarf der Familien ist als wirksamstes Mittel die Benutzung der Bettfedern anempfohlen.

(Ill. Gew.-Ztg.)

### Petroleum als Feuerungsmaterial.

Die Verwendung des Petroleum als Feuerungsmaterial macht immer größere Fortschritte. Versuche der Dampfkesselheizung, welche Adams in New-York anstellte, ergaben, ohne daß auf das Verhältnis der Feuerungsanlage zum Kessel Rücksicht genommen wurde, daß bei einem Schiffskessel von 35 Quadratfuß Kesselfläche binnen 30 Minuten nach Zulassung des Oels Dampf von einer Atmosphäre Spannung erzeugt werden kann, und der Mittelwerth für die Verdampfungskraft des Petroleum sich zu jener der Anthracitkohle verhält wie 3,4 zu 1. In Boston wurden Versuche angestellt, die Dampfpfizen mit Petroleum zu heizen, und die Resultate übertrafen jede Erwartung; schon 6 Minuten nach dem Anzünden begann die Maschine zu arbeiten und zwar mit höherer Spannung, als bei jeder Steinkohlenheizung. Für derlei Maschinen sollte daher die Petroleumfeuerung vor allem eingeführt werden. Man hat es zugleich in der Gewalt, die Flamme augenblicklich auszulöschen, indem man bloß den Hahn der Zulußröhre abdreht. Die Kosten des während des Experiments verbrauchten Oels beliefen sich auf 30 Cents, während Steinkohlen zur Erreichung desselben Effects aber 2 Dollars gekostet haben würden. Die Vortheile der Petroleumfeuerung sind: Schnelligkeit der Dampferzeugung; geringere Kessel dimensionen; Beseitigung des Wärmeverlustes, der durch das Eindringen kalter Luft beim Nachschüren der Kohlen entsteht; gänzliches Vermeiden von Asche, Schlacken und Rauch, daher auch des Wegbringens der Rückstände; endlich Ersparung an der Bedienung. (U. Zeit.)

### Gesamtzahl der Locomotiven in Deutschland.

Die Gesamtzahl der Locomotiven auf den deutschen und österreichischen Bahnen war am Ende des Jahres 1867 — 5250. Auf die Staatsbahnen kamen hiervon 1722; insbesondere in Preußen 713; in Bayern 348; in

Sachsen 205; in Baden 155; in Württemberg 146; in Braunschweig 71. Was die Actienbahnen betrifft, so trafen auf die Köln-Minener 295, Bergisch-Märkische 216, Rheinische 151, Oberschlesische 152, Berlin-Stettiner 107, Berlin-Hamburger 93, Magdeburg-Halberstädter 89, Thüringische 81, Oesterreichische Südbahn 482, Oesterreichische Staatsbahn 325, Kaiser Ferdinands Nordbahn 222, Elisabeth-Bahn 103, Bayerische Ostbahn 102, Pfälzische Bahnen 66, Hessische Ludwigsbahn 62. Von sämmtlichen Locomotiven waren nur 445 vom Auslande geliefert; in Preußen wurden 2229 gefertigt (von Borsig in Berlin allein 1667); in Oesterreich 979; in Bayern 517; in Sachsen 239; in Württemberg und Baden 695. (Pol. Journal.)

### Zunahme des Briefverkehrs.

Wir bringen im Nachfolgenden nach englischen Quellen eine Zusammenstellung über Ausdehnung und Zunahme des Postbriefverkehrs in Europa. Die Anzahl der mit der Post versendeten Briefe war in:

|                 |      | Mill. |      | Mill. |
|-----------------|------|-------|------|-------|
| Großbritannien  | 1850 | 347   | 1864 | 679   |
| Frankreich . .  | 1851 | 208   | 1865 | 311   |
| Preußen . . .   | "    | 68    | "    | 190   |
| Sachsen . . .   | "    | 9     | "    | 19    |
| Oesterreich . . | 1850 | 32    | 1866 | 127   |
| Rußland . . .   | 1854 | 10    | 1855 | 15    |
| Italien . . .   | —    | —     | 1865 | 67    |
| Schweiz . . .   | 1850 | 15    | "    | 37    |
| Schweden . .    | 1855 | 5     | "    | 10    |
| Spanien . . .   | 1851 | 20    | 1861 | 59    |

Der jährliche Zuwachs beträgt hiernach in Oesterreich 18 %, in Spanien 13, Preußen 13, Schweiz 10, Schweden 9, Sachsen 8, Großbritannien 7, Rußland 5, Frankreich fast 4 %. Für den verschiedenen Grad dieser Zunahme in den einzelnen Ländern mag die verschiedenartige Reduction der Portofäge am meisten entscheidend gewesen sein. Auf je 100 Einwohner treffen Briefe: in Großbritannien 2341, in der Schweiz 1480, Preußen 984, Sachsen 826, Frankreich 818, Spanien 391, Oesterreich 340, Italien 308, Schweden 250, Rußland 21.

### Briefverkehr Amerika's mit dem Auslande.

Die Zahl der Briefe, welche aus den Vereinigten Staaten in's Ausland gingen und von da in den ersteren einliefen, betrug in den letzten 12 Monaten 13,000,000, die Zahl der Zeitungen 4,828,482; dabei ist die Correspondenz mit britisch Nordamerika nicht mit eingerechnet.

# Geschichte der Englisch-Ostindischen Compagnie.

Von

Prof. Dr. Büchse.

(Schluß.)

Lord Auckland übernahm am Tage seiner Landung, den 5. März 1836, die Oberstatthalterschaft, ein Mann arbeitsam und gewissenhaft, mit den Verhältnissen Indiens zwar unbekannt, aber von dem Wunsche beseelt, Gutes zu thun und Gerechtigkeit zu handhaben; und ein solcher Mann schien ganz geeignet, durch Verbesserung der socialen Zustände auf dem Wege der Erziehung und Volksbildung die Segnungen des Friedens in Indien zu verbreiten; aber das beabsichtigte Friedenswerk sollte bald unter erschütternden Kriegsstürmen begraben werden.

Im Nordwesten von Indien dehnt sich Afghanistan aus. Es erstreckt sich im Westen von Herat bis Kaschmir und im Norden von Balk bis Schikarpur, ist nördlich und östlich von Bergketten begrenzt, welche sich gleich den höchsten Punkten des Hindukusch über 18000 F. erheben, während es nach Süden und Westen in unabsehbare sterile, hie und da von sonderbar geformten Kalkfelsenbergen überragte Sand- und Steinflächen sich erstreckt. Nur zwei Pässe führen von dem Hochland zum Indus; im Norden das tiefeingeschnittene, flusenartig absteigende Thal des Kabul; im Süden eine Furche der Solimanketten zur nächsten Verbindung mit Sindh, jener, unter dem Namen der Kheiber-, dieser der Bolanpässe bekannt. Nur wenige, schwach bevölkerte Städte liegen gleich Däsen über die weiten Flächen zerstreut; dagegen verkünden zahlreiche burgartige Festen mit Thürmen und hohen Erdwällen die Sitze kriegerischer Häuptlinge, die hier nicht selten gleich den Raubrittern des Mittelalters ihr Wesen treiben. Die Thäler erscheinen, wo sie vom Gebirge bewässert sind, überaus ergiebig, mit allen Früchten dieser Himmelsstriche gesegnet. Im Norden beherrscht Kabul (mit Dschellalabad) die Pforte nach Indien, wie Kandahar im Süden, während im äußersten Westen Herat liegt, die persische Grenze bewachend.

Hier hatte Ahmed Schah um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Afghanen von der persischen Herrschaft befreiend, die Dynastie der Durani gegründet. Unter seinen Enkeln entstanden Erbstreitigkeiten, welche endlich mit dem

Siege Mahmuds endigten. Hierzu verhalf ihm Futteh-Khan, das Oberhaupt des mächtigen Geschlechts der Barakki; allein Mahmuds elendes Regiment führte Aufstände herbei und er mußte seinem Bruder Schud-Schah, Statthalter von Peshawer, weichen. Noch einmal kehrte jener zurück, beraubte sich aber durch Hinrichtung von Futteh-Khan seiner mächtigsten Stütze, erbete im Exil und das Reich ging mit Ausschluß Herats, wo Kamrar, ein Sohn desselben sich behauptete, in die Hände der Barakki über, an deren Spitze Dost-Muhammed, der Herrscher von Kabul, sich stellte, während der eine seiner Brüder, Rohan-Dil, sich Kandahar, Sultan Muhammed sich Peshawers bemächtigte.

Längst hatte die Idee, Handelsverbindungen mit Centralasien anzuknüpfen, die ersten Staatsmänner Indiens beschäftigt; kühne Reisende, wie Moorcroft, Conolly und Burnes hatten vorgearbeitet; der steigende Einfluß Rußlands erregte die Eifersucht der Engländer, und die Ereignisse in Afghanistan, besonders in Herat, das die Perser mit Krieg überzogen, brachten Lord Auckland auf den Gedanken, dort ein Bollwerk zu schaffen, welches einer Invasion von Westen her die Spitze zu bieten vermöchte. Unter dem Vorwande, daß Dost-Muhammed den Verbündeten der Engländer, Rundschi-Singh, unrechtmäßig bekämpfte, daß die Kriegsplane der afghanischen Häuptlinge von feindseligen Gesinnungen gegen England Zeugniß geben, daß Schudschah als rechtmäßiger Thronerbe die Hilfe Englands anzurufen habe, ließ er nach einem vielfach angefochtenen Manifest im Februar 1839 ein Heer nach Afghanistan aufbrechen. Im Gefolge desselben befanden sich Macnagten „als Gesandter und Minister der Regierung von Indien bei dem Hofe des Schudschah“, und Kapitän Burnes „als Gesandter beim Khan von Kelat und andern Staaten“. Der Hof der Direktoren verdamnte einen Krieg, wo die Armee beinahe 800 Meilen von ihrer Operationsbasis stand, und hatte um so eher Grund dazu, als der Angriff der Perser auf Herat abgeschlagen worden war.

Nicht ohne große Verluste gelangte die Armee durch den Bolanpaß nach Kandahar, wo Schudschah im Grunde nichts als die politische Puppe der Engländer von seinem Reiche förmlich Besitz nahm. Am 7. August zog derselbe mit dem englischen Hauptcorps in das verödete Kabul ein, und man sah in dem Lande bereits einen Lehnstaat des anglo-indischen Reiches. Aber man hatte weder die Natur des Landes, noch den Charakter der Afghanen genügend in Betracht gezogen, und sollte bald schrecklich enttäuscht werden. Dost-Muhammed hatte sich zwar, in hilfloser Lage, den Engländern gefangen gegeben; desto thätiger war sein schlauer, hinterlistiger Sohn Akbar Chan. Derselbe stellte sich an die Spitze einer weit verzweigten Verschwörung, an welche trotz aller drohenden Anzeichen weder Macnagten noch Burnes glauben mochten. Mit Beginn des Winters (November 1841), wo Hilfe von Indien unmöglich war, erhob sich Kabul und das ganze Land, und jene beiden fielen sammt vielen Offizieren als die ersten Opfer der Insurrektion.

Statt nun dem wilden Feinde mittelst der immer noch beträchtlichen Waffensmacht Respekt einzustoßen, suchten die entmutigten englischen Generale ihr Heil in Unterhandlungen und schloßen mit Akbar Chan und seinen Verbündeten einen Vertrag, wornach sie sich gegen sicheres Geleit und Lieferung von Transportmitteln und Proviant zur Räumung von ganz Afghanistan verpflichteten. Auf

Grund desselben brach die englische Armee mit dem unermesslichen Lagertroß\*) bei der strengsten Kälte den 6. Januar 1842 von Kabul auf und trat den Marsch nach den Rheiberpässen an. Geleit und Proviant blieben jedoch aus; dagegen erschienen die fanatischen Gildschī und andere Stämme des Landes, griffen nach einander den Zug an und mordeten Frauen und Kinder, Bewaffnete und Unbewaffnete. Das Gros des Heeres, bei 16,000 Mann, das sich längst in voller Auflösung befand, erlag der Kälte und dem Gemetzel der Afghanen. Eine Anzahl Offiziere sammt mehreren Frauen retteten sich dadurch, daß sie sich Akbar ergaben. Ein einziger Mann, Dr. Bryden, entging dem Tode: auf einem kleinen abgetriebenen Pferde kauernnd, brachte er die Trauerkunde von dem Untergang des Heeres nach Dschellalabad, das General Salen mit einem schwachen Corps besetzt hielt.

Der Generalgouverneur war in Verzweiflung.<sup>1</sup> Das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit stürmte auf ihn ein, denn er wußte, wie der Hof der Direktoren, ja selbst das Board of Control seine Mißbilligung über den Krieg ausgesprochen. Durch eine Proklamation suchte er die gebeugten Gemüther aufzurichten, aber schwankend von einem Entschluß zum andern, scheute er sich vor energischen Maßregeln, um nicht seinem bereits ernannten Nachfolger, Lord Ellenborough, vorzugreifen.

Man sah wohl ein, daß man sich in Afghanistan nicht behaupten könne, und beschloß es ganz abzugeben, aber wollte doch vorher durch einen Nachzug das gefährdete Ansehen der englischen Waffen wieder herstellen. Dieser wurde auch, als Lord Ellenborough zu Anfang des Jahres 1842 sein Amt antrat, unternommen. Unverhohlen hatte er den Krieg in Afghanistan verdammt und ein unglückliches Ende vorausgesagt; ein Mann des Friedens, sollte er jetzt kriegerischen Operationen der schwierigsten Art seine Kräfte zuwenden; allein die Aufgabe war nicht von der Hand zu weisen.

So zog General Nott von Kandahar aus, wo er sich mit 10,000 Mann behauptet hatte, gegen Ghazna, besetzte die Stadt am 6. Sept. 1842 ohne großen Widerstand und zerstörte sie fast bis auf den Grund. Auf der andern Seite bemächtigte sich General Kollook von Dschellalabad aus, welches der tapfere Sale noch immer gehalten, der Stadt Kabul, wo Nott nach einem Siege über die Afghanen, welche ihm unter Akbar Khan bei Tegen den Weg versperren wollten, um die Mitte September gleichfalls eintraf. Kabul traf dasselbe Loos wie Ghazna. Nachdem auch die Gefangenen befreit worden, trat man am 12. Oktober 1842 in aller Eile den Rückzug an, zerstörte unterwegs noch Iskallif

\*) Die Hindu bedürfen wegen des Kastenwesens unter allen Afiaten der größten Gefolgschaften. Auch die Europäer haben um klimatischer Ursachen willen viele Bedürfnisse, auf welche man in andern Ländern verzichtet. Von der Bombayarmee, gewöhnlich Leute niederer Rasse, will doch jeder drei Mann zur Bedienung haben. Die Sipahis Bengalens rühmen sich höherer Abstammung und glauben ohne fünf Diener nicht bestehen zu können. Die Dienerschaft manches Offiziers besteht aber nicht selten aus vierzig bis fünfzig Personen. Für diese Leute muß Proviant, nicht selten sogar Wasser mit Lastthieren nachgeführt werden. Zwanzigtausend hinter einander gehende Kameele bedürfen wenigstens den Raum von 50 engl. Meilen; ein englisches Heer legt aber täglich nicht mehr als 25 zurück. Demnach hat kaum die Hälfte derselben das alte Quartier verlassen, während die vordern bereits im neuen Lager stehen; die Truppen müssen nun in brennender Sonnenhitze Stunden lang auf die Ankunft der Thiere und ihrer Bagage warten.

und bezeichnete überhaupt den Marsch durch Plünderung und Verwüstung. Die abscheulichen kaltblütig verübten Grausamkeiten der Afghanen hatten Theilnahme und Mitleid für die Besiegten erstickt; dem Wunsche nach Vergeltung und Rache Schranken zu setzen, war eine schwierige Aufgabe der Führer, weil noch verstümmelte Leichen und andere blutige Ueberreste auf Wegen und Feldern die Gemüther immer von Neuem aufregten. Die rückkehrenden Corps wurden mit allen erdenklichen Ehren empfangen. Lord Ellenborough that bei seiner Vorliebe für den Soldatenstand was er vermochte, der Armee diejenige Anerkennung zu verschaffen, auf welche dieselbe so gerechte Ansprüche hatte. Ihm selbst gebührt im Grunde von dem ganzen ruhmreichen zweiten Feldzuge gegen die Afghanen bloß die Trophäe der fabelhaften Thore von Samnath, welche von dem Mausoleum Mahmuds in Gasna nach Indien gebracht wurden, sowie das seltsame Ausschreiben, worin diese absonderliche Nähr mit großem Frohlocken ausposaunt wird.

Die staatliche und bürgerliche Ordnung Afghanistans schien aufgelöst, und das zerrüttete Land sollte sich selbst überlassen werden. Man gab den gefangenen Afghanen und selbst Dost-Muhammed die Freiheit, in der Meinung, jede Möglichkeit zu gemeinsamen Unternehmungen vernichtet zu haben.

Inzwischen hatten auch die durch das dortige Trauerspiel gleichfalls aufgeregten Baludschen und die Emirs von Sind zu den Waffen gegriffen. General Raper brachte jene wieder zur Ruhe, besiegte diese im Februar 1843 bei Miani, im März bei Dubba, sprengte ihr Heer auseinander, eroberte Hyderabad und verwandelte ihr Gebiet in eine englische Provinz, deren erster Gouverneur er selbst wurde. Auch bei den Mahratten machte sich ein bewaffnetes Einschreiten nothwendig. Der Scindia war gestorben, der Begier des unmündigen Nachfolgers zeigte sich so feindselig gegen die Engländer, daß man seine Auslieferung verlangte. Als diese verweigert wurde, rückten — angeblich zum Schutz des jungen Fürsten zwei britische Corps unter den Generalen Sir Hugh Gough und Grey ein. Dieser schlug die Feinde bei Panjar, jener erfocht bei Maharajpore durch die unwiderstehliche Tapferkeit der europäischen Truppen einen entscheidenden Sieg. Nach dieser blutigen Schlacht, welcher Lord Ellenborough persönlich beiwohnte, wurde die Armee des Scindia aufgelöst, ein neues britisches Contingent gebildet, und Gwalior kam unter ausschließliche Controle der englischen Regierung.

Kurze Zeit darauf fühlte sich der Hof der Direktoren — das erste Mal, daß er von einem solchen Rechte Gebrauch machte, veranlaßt, den Oberstatthalter von seinem hohen Posten abzurufen. Seiner eigenen Einsicht und Kraft allein trauend, hatte er manchen Gebrechen und Uebeln ohne Rücksicht auf Personen und Gewohnheiten zwar abgeholfen, aber dabei sich nicht nur gegen jenen auf eine an Geringschätzung grenzende Weise benommen, sondern auch eine feindselige Partei hervorgerufen, welche in der Richtung seiner Politik Gefahr erblicken wollte und von der Einverleibung des Sind und von dem Kampfe vor Gwalior Anlaß nahm, ihm durchaus kriegerische Absichten unterzuschleiben. Man fürchtete einen Bruch mit den Sikhs und bildete sich ein, durch seine Abberufung solchem vorzubeugen. Sein Nachfolger Lord Hardinge, der sich im Pyrenäenreiche, auf den Schlachtfeldern von Eigne und Waterloo Ruhm erworben und später im Parlament und als Kriegsminister große Geschäftskenntniß an den Tag ge-

legt hatte, erhielt demnach die friedlichsten Instruktionen, war aber kaum (1845) in Indien eingetroffen, als er wider Willen gegen jene dennoch das Schwert ziehen mußte.

Im Dezember 1845 gingen die Sikhs, beinahe 40,000 Mann stark, über den Seiletsch und griffen die Engländer unversehens an. Unter den schwierigsten Umständen stellte Sir H. Gough, dem sich Lord Hardinge selbst und der eben in Indien befindliche Prinz Waldemar von Preußen angeschlossen, mit einer von Eilmärschen erschöpften Armee, nur 10,000 Mann, dem Feinde bei Mudkin entgegen und erkämpfte einen Sieg, der indessen mit einem Verluste von 900 Mann und dem Tode der Generale Sale und M'Coskill theuer erkauft worden. Auch der drei Tage später erfolgte Sieg bei Feropschah, wo 16,000 Mann gegen 58,000 Sikhs und 108 Stücke schweren Geschüßes standen, kostete den Engländern, welche 78 Kanonen eroberten, 2415 Mann an Todten und Verwundeten. Durch zwei weitere Erfolge bei Allival unter General Sir Henry Smith, und bei Sabraon, wo Gough das verschanzte Lager der Feinde mit großem Verluste erstürmte, wurde die Macht der Sikhs gebrochen. Hätten diese bei ihrer anerkannten Tapferkeit, bei der nicht in Abrede zu ziehenden Mangelhaftigkeit der englischen Operationen ihren Vortheil besser zu verfolgen verstanden, so wäre den Engländern das blutige Spiel noch viel mehr erschwert worden, aber die überlegene europäische Taktik gereichte ihnen zur Rettung. Sie besetzten die Hauptstadt Lahore und die wichtigsten Punkte des Pendschab. Der Friede (9. März 1846) kam auf Bedingungen zu Stande, welche die Selbstständigkeit des Reiches Lahore vernichteten.

Ghulab Sing, verrätherisch und grausam, aber nunmehr in seinem Interesse den Briten zugethan, erhielt als Vasall derselben den nördlichen Theil längs des Himalaja nebst Kaschmir und Gosara; die Provinzen zwischen dem Seiletsch und und Beas wurden an die Engländer als unmittelbares Eigenthum abgetreten. Den Rest überließ man dem unmündigen Maharadscha Dschulp Singh, welcher sich noch verpflichten mußte, nur eine bestimmte Anzahl von Truppen zu halten, jederzeit den Engländern den Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten, außerdem gleich Ghulab Sing einige Millionen Kriegssteuern zu zahlen und in vorkommenden Streitigkeiten die Compagnie als Schiedsrichter anzurufen.

Jetzt glaubte Lord Hardinge den Frieden so gesichert, daß er bedeutende Reduktionen in Heere vornahm und hernach seine Entlassung einreichte. „Die Zeit zu Verbesserungen aller Art,“ meinte er, „ist jetzt gekommen; kein Krieger, ein erfahrener Geschäftsmann müsse die Würde des Oberstatthalters in Kalkutta einnehmen.“ Als solcher erschien dem Ministerium und der Compagnie Lord Dalhousie, welcher seit 1843 die Stelle eines Vicepräsidenten im Handelsbureau bekleidete. Am 12. Januar 1848 übernahm derselbe seinen hohen Posten; der alte Lord Gough blieb trotz des Mangels an höheren militärischen Talenten Oberbefehlshaber.

Moslem und Sikhs hatten unterdessen ihre alte, in Religion und Herrschergefühlen begründete Feindschaft überwunden und sich gegen den gemeinschaftlichen Unterdrücker verschworen. Vertreibung der Engländer war die Lösung der heiligen Allianz. Dost-Muhammed und andere Häuptlinge der Afghanen versprachen Zuzug. Malradsch, Häuptling von Multan, war der erste, der das verhasste



Joch abzuschütteln suchte. Zwei englische Offiziere, Agnew und Anderson, welche vorerst auf friedlichem Wege die Ruhe wiederherstellen sollten, wurden ermordet. Man ließ den Europäern Zeit ihre Kräfte zu sammeln; vereinzelte geringe Heerhaufen wurden geschlagen, mehrere Häuptlinge der Sikhs vereinigten sich mit dem Herrscher von Kultan; die Truppen in Peshawer fielen ab, die Afghanen zogen ungehindert durch die Rheiberpässe an den Indus und besetzten Attock. Erst sieben Monate nach der Ermordung der Offiziere, rüstete die indische Regierung ernstlich zum Kriege. Der Obergeneral übernahm selbst die Führung. Drei blutige Schlachten erfolgten, in welchen die Engländer zwar das Feld behaupteten, im Grunde aber Niederlagen erlitten.

Im Hofe der Direktoren zitterte man, rief Lord Gough ab und übertrug mit Widerstreben Sir Ch. Napier, dem Eroberer Sinds, der längst mit dem indischen Hause im Streit lag, den Oberbefehl. In der Zwischenzeit war aber Großes geschehen; man bedurfte des Helden von Miani nicht mehr. Am 21. Februar 1849 wurde die entscheidende Schlacht bei Guzerate geschlagen; 60,000 Sikhs mit 69 Geschützen standen Lord Gough, der 25,000 Mann mit 70 Geschützen befehligte, gegenüber. Mittelft einer dreistündigen Kanonade wurde die feindliche Infanterie zum Rückzug gezwungen. Bedrängt von der ganzen englischen Armee, ergriffen die Sikhs die Flucht und ließen Geschütz, Lager und Magazine im Stich. General Gilbert trieb sie zu Paaren, schickte die Gefangenen entwaffnet nach Hause, besetzte Attock, zog über den Indus gegen Peshawer und zwang Dost-Muhammed sich in Eile nach Afghanistan zurückzuziehen. Eines der schönsten Reiche war in sechs Monaten erobert. Dhalib Sing erhielt eine Pension, das Pendschab wurde dem britischen Reiche einverleibt, und der berühmte Diamant Kohinor\*) wurde der Königin von England überschickt.

Sir Napier trat jetzt in Indien ein. Schon sein Name brachte die beste Wirkung hervor. Er kannte den Geist der indischen Armee, er wußte wie die Bande der Disziplin sich gelockert hatten; er arbeitete trotz seines Alters mit jugendlicher Energie auf Hebung der Uebelstände hin und würde im Laufe seines zweijährigen Aufenthalts noch mehr gewirkt, das aufsteigende Gewitter wenn nicht ganz abgehalten, doch abgeschwächt haben, wenn Lord Dalhousie es über sich vermocht hätte, dem erfahrenen General zu seinen Reformen freiere Hand zu lassen.

Der Friede dauerte, abgesehen von einigen Unruhen an der Grenze der Nordwestprovinzen, bis Ende 1852 fort. Da wurde auf dem beinahe entgegengesetzten Punkte, in Birma, die Kriegsfackel wieder entzündet. Kleinliche Zänkereien zwischen englischen Kauffahrern und den Landesbehörden gaben den ersten Anlaß hinzu. Im Verlaufe derselben wurden eiliche Engländer in's Gefängniß gesetzt, dafür ein birmanisches Kriegsschiff genommen, und als es unter der Schußweite eines Forts in Sicherheit gebracht werden sollte, von diesem aus auf die englischen Fahrzeuge gefeuert. Die Folge war, daß man die Küsten in Blockadezustand erklärte; die birmanische Regierung verweigerte jede Satisfaktion. Den Birmanen war aber der frühere kriegerische Geist abhanden gekommen; unterstützt durch eine Flotte von Dampfern, aber gleichwohl gehemmt durch

\*) Er soll einen Werth von 40 Mill. Gulden haben.

mancherlei Mißgriffe, nahmen die Engländer vom April bis Oktober 1852 ohne größeren Widerstand die Städte Martaban, Rangun, Bassein, Pegu und Prome, um solche theilweise, (wie die beiden letztern) wieder zu verlieren und wieder zu nehmen. Eine Palastrevolution zu Ava führte zu Friedensunterhandlungen; diese zogen sich aber in die Länge, weil man sich birmanischer Seits zu einer Gebietsabtretung nicht hergeben wollte: neue Waffenerfolge ließen aber keine andere Wahl, und im April 1854 kam es endlich zu dem Frieden, wodurch den Siegern Pegu bis zu der von ihnen bestimmten Grenze überlassen und freie Schifffahrt auf dem Irawaddy eingeräumt wurde.

Lord Dalhousies besondere Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, die verschiedenen Theile des Reichs zu einem großen Ganzen zu vereinigen. Dieses Ziel glaubte er dadurch zu erreichen, daß er in kürzester Zeit ein Gebiet nach dem andern, viele Tausende von Quadratmeilen, allerdings auf minder geräuschvolle Weise, dem unmittelbaren Regimente Englands unterordnete. So geschah es, meist in Folge des Aussterbens der fürstlichen Familien, mit Sattara und Dschanti im Westen, Salbampur im Nordosten von Dehan, Dscheltpur, im Bundelkand, mit Nagpore sammt Bejar, mit Tanjore und endlich wegen Mißregierung mit dem Königreiche Dode. Lord Dalhousie mochte hierbei auch von der Idee geleitet werden, daß jene Länder unter britischer Regierung sich besser befinden und den Segnungen des Fortschritts eher sich theilhaftig machen würden, als unter dem Scepter einheimischer Fürsten, von welchen die meisten sich durch Greuel aller Art beledet hätten. Fern sei es, diese Inkorporationen vertheidigen zu wollen; aber wo das Schwert dominiert, ist keine Grenze denkbar; ein Unrecht reiht sich an das andere, und man mag es noch tröstlich für die Menschheit nennen, wenn daraus schließlich Besseres erwächst.

Seitdem wurde auf dem Gebiet der Volkswirthschaft große Thätigkeit entwickelt, der Grund zu einem großartigen Eisenbahn- und Telegraphennetz von Kalkutta und von Bombay aus gelegt, eine Heerstraße von Kalkutta nach Peshawer gebaut, dergleichen nach der tibetanischen Grenze\*) über das Domangebirge in Arrakan nach Pegu; das Postenwesen im Innern ausgedehnt, die Agrikultur erweitert, der Transitzoll aufgehoben, der Schifffahrtsverkehr an der Küste erleichtert, die Dampfschifffahrt auf den Binnengewässern begründet, die Schiffbarmachung des Godavery eingeleitet, in der Präsidentschaft Bombay und im Pendschab zum Bau von Kanälen geschritten und der 525 englische Meilen lange Gangeskanal (April 1854) eröffnet. Handelsverkehr und Einkommen der Regierung vergrößerten sich gleichmäßig.

Der Freibrief der Compagnie sollte mit dem 30. April 1854 wieder erlöschen; aber schon zwei Jahre zuvor hatten die Verhandlungen über die indischen Angelegenheiten im Parlament begonnen. Ehe jedoch die hiefür ernannten Ausschüsse mit ihren Arbeiten zu Ende waren, legte (3. Juni 1853) das Ministerium dem Unterhause einen Gesetzesentwurf über Neugestaltung der Verfassungsverhältnisse des indischen Reiches vor. Die Hauptpunkte liefen darauf hinaus; die Zahl der Mitglieder des Direktoriums wird auf achtzehn herabgesetzt,

\*) Wichtig für den Handel nach dem östlichen Mittelasien, wie für Truppenbewegungen nach der kleinen Bucharei und der sibirischen Grenze.

wovon zwölf nach bisherigem Brauche erwählt, sechs von der Krone ernannt werden; das Patronatsrecht der Compagnie beschränkt sich auf Besetzung der Kadettenstellen im indischen Heere; für die Anstellung der Mitglieder des dem Generalgouverneur beigegebenen Staatsraths, welche bisher dem Direktorium allein zustand, bedarf es von jetzt der Zustimmung der Krone; die Präsidentschaft Bengalen, welche bisher dem Oberstatthalter als Nebenamt zustand, erhält einen besondern Gouverneur; außerdem werden zwei neue Präsidentschaften gebildet, deren eine das Gebiet von Agra, die andere das Pandschab umfaßt; mit einem neuen Entwurf für die indische Gesetzgebung wird alsbald ein Sonderausschuß beauftragt, desgleichen ein indischer Legislaturrath von zwölf Mitgliedern eingesetzt; endlich wird der Freibrief der Compagnie nicht erneuert, sondern die vorliegenden Bestimmungen erhalten einfach Gesetzeskraft und können auf dem Wege der Gesetzgebung jederzeit abgeändert und aufgehoben werden. — Die Bill erlangte die Genehmigung beider Häuser.

Unbetrübt durch das, was in London verhandelt wurde, schritt Lord Dalhousie auf dem von ihm betretenen Pfade fort. Ein Mann von seltener Energie, genial in seinen Entwürfen, rücksichtslos in den Mitteln, that er während seiner achtjährigen Verwaltung mehr zur Ausbreitung der britischen Macht als irgend einer seiner Vorgänger, aber zuletzt entfremdete sein despotischer Sinn die Bevölkerung, seine oft schroffen Reformen verletzten die nationalen Vorurtheile. Das schlechte Regierungssystem, das selbst von britischen Organen schonungslos angegriffen wurde, die Bevorzugung der Engländer in allen Stellen der Verwaltung, Rechtspflege und des Militärdepartements steigerte die allgemeine Erbitterung.

War doch in einer Petition aus der Präsidentschaft Madras, welche Graf Arbemarle im Oberhaus bewortete (1854), der Beweis geführt worden, daß englische Beamte sich zur Erpressung von Geständnissen und Eintreibung von Steuern der Tortur in den verschiedensten und grausamsten Formen bedienten. Außerdem hatte die Compagnie, um sich Geld zu verschaffen, auf die willkürlichste Weise an dem Grundeigenthum der Semindars, d. h. der Inhaber erblicher Lehen, sich vergriffen. Dazu kam die Entthronung des Königs von Dube und die Besitznahme des Landes durch die Engländer. Nicht genug, daß man die hiedurch unter den Einwohnern entstandene Gährung unterschätzte, ließ man sich unkluger Weise verleiten, das ganze Heer des entthronten Königs in englischen Sold zu nehmen. Hatte die Demoralisation unter den Sipahis, besonders den bengalischen Truppen, vorher schon tief gegriffen, so scheute man sich nicht, letztere noch aus der kriegerischen Bevölkerung von Dube zu rekrutiren. Bedenke man endlich, daß das Verbot der Wittwenverbrennung, des Kindermords, die Erlaubniß zur Wiederverheirathung für Hinduwittwen, die Einführung des Impfens, die Errichtung von Schulen und Collegien das Ansehen und den Einfluß der Priesterkaste erschütterte, und daß diese im Stillen Himmel und Hölle gegen die Fremden in Bewegung setzten!

Das ganze Gebäude des Bramanismus war in Gefahr. Die Kasteneintheilung ist in Indien nicht als ein bürgerliches Institut zu betrachten, sondern bezeichnet, durchaus religiöser Natur, einen Wesenunterschied zwischen ungleichartigen Geschöpfen. Die uralten Wedas sind ebenso voll von Vergötterung des

Bramanismus wie die modernen Puranas. „Der Bramane,“ heißt es darin, „ist das höchste Wesen auf Erden. Er existirte schon im Anfang der Dinge. Derselbe ist der auf Erden sichtbar gewordene Gott. Verehrung muß ihm zu Theil werden, selbst wenn er gottlos und aller Verbrechen schuldig ist. Schenkungen werden belohnt mit Gütern und Schätzen der Erde und des Himmels u.“ Und dies sind nicht etwa leere Phrasen, die unbeachtet in den heiligen Urkunden des Hinduismus ständen, nein, es sind religiöse Glaubenssätze, die im öffentlichen Leben zu Fleisch und Blut geworden sind. So gab Rundschi Singh auf seinem Sterbebette einem Bramanen eine Million für das Versprechen, daß dieser nach seinem Tode einen Splitter von seinem Gebein verschlingen wolle. Es war dies die Frucht des Glaubens an eine Vereinigung mit dem heiligen Leibe eines Bramanen! Nun hat die Geschichte erwiesen, daß der Bramanismus seit 300 Jahren aus allen Kämpfen siegreich hervorgegangen war: der Buddhismus, lange vor unserer Zeitrechnung ein Reformationsanlauf aus der eigenen Mitte des Hinduvolks, erlag nach allerdings ungeheuren Anstrengungen gegen den Bramanismus; der Islam schien denselben zertrümmert zu haben; als aber das muhammedanische Reich unter den Angriffen Englands zusammengefallen war, erhob sich gleich einem Phönix der bramanische Hindu in ungeschwächter Kraft; der Katholicismus hatte sich schon vor 300 Jahren zahlreiche Anhänger in Indien gewonnen, allein er bequeme sich der indischen Kastenordnung an. Der Protestantismus hat vor hundert Jahren festen Fuß daselbst gefaßt und innerhalb dieser Zeit trotz vielfacher Bedrückungen von Seiten der ostindischen Compagnie große Siege errungen. Die geräuschlose Wirksamkeit der protestantischen Missionäre untergräbt den Bramanismus mit einem Erfolge, dessen Endresultate sich die vornehmsten Bramanen nicht verhehlen. Da diese Indien „nach ewigem und göttlichen Rechte“ als ihr Erbe und Eigenthum betrachten, so sehen die Engländer als unrechtmäßige Bedrücker, „als ihre Gefangenwärter“, die Missionäre als Zerstörer ihrer geheiligten Vorrechte, alle Christen als ihre natürlichen Feinde da. Daher die planmäßige Reaction gegen den Europäismus. Aber die Kräfte zum Kampf sind zu ungleich: so verbindet sich die erste Hindu-kaste unter feiner Berechnung der Umstände und unter kluger Verhüllung ihrer wahren Absichten unbedenklich mit den nicht minder gehassten Islamiten gegen das Christenthum, und da, wo nicht ein europäischer Soldat steht, in Nordindien, entspinnt sich ein Militäraufstand, der auf Seiten der Bramanen durchaus religiöser, auf Seiten der in's Schlepptau genommenen Muhammedaner hingegen rein politischer Natur ist. Die der Zahl nach geringeren Sipahis der unteren Kasten werden in die Revolution mit hineingezogen; der Bramanen-Sipahis ist ja nur während des Exercitiums den Soldaten der untern Kasten äußerlich gleichgestellt; sobald das Kommandowort des Offiziers verhallt ist, tritt an die Stelle des Gehorsams gegen die europäischen Vorgesetzten eine unbegrenzte Ehrerbietung gegen die der Bramanen-kaste angehörigen „gemeinen“ Sipahis. Diese Thatfache gefährdet die militärische Disciplin in den Sipahis-regimentern nicht wenig, zumal die Regierung hier den religiösen Vorurtheilen die schonendste Rücksicht beweist. Die ostindische Compagnie entrichtete sogar unter allerlei Namen Gaben an die Gögentempel, sie ließ ihre christlichen Truppen bei den heidnischen Festen salutiren; sie sandte bei Kalamitäten, wie Regen-

mangel und Theuerung, Geschenke an die diensthuhende Priesterschaft vornehmer Tempel; Engländer erbauten Pagoden, trugen metallene Götzenbildchen als Amulet! Die Nichttheilnahme in die sittlichen und geistlichen Angelegenheiten galt für die höchste Potenz von Regierungsweltlichkeit; der Straßkoder enthielt Bestimmungen, wornach jeder öffentlich lehrende Missionar gerichtlich verfolgt werden konnte. Aus derselben Quelle ging auch die unerklärliche Gleichgiltigkeit gegen die indische Presse hervor. Das „junge Bengalen“ (so nannte sich die in den englischen Regierungsschulen herangebildeten und mit der englischen Literatur wohl bekannten jungen Hindus) schleuderte die bittersten Invektiven ganz offen gegen die Fremdherrschaft. Und die Regierung hielt es nicht der Mühe werth, derlei Verunglimpfungen entgegenzutreten. Mittlerweile begriffen die Bramanen mehr und mehr die Bedeutung des protestantischen Missionswesens; sie durchschauten die neuesten Regierungsplane und erfaßten den Sinn der neuesten Institutionen, wie die Regierungsschulen mit dem neuen Schulgesetz, in ihrem ganzen Umfang. Jetzt oder nie galt es, einen tödtlichen Schlag gegen die Religion der Gleichberechtigung Aller zu führen; die fanatischen Muhammedaner wurden mit dem Bilde eines neuen Mogulreiches in Delhi gefördert, um sie für die Zwecke der Bramanen zu gewinnen, und siehe: „die Patronen sind mit Schweinefett behandelt!“ so lautet die religiöse Parole, welche ganz Nordwestindien elektrisch durchzuckt und Hindu und Moslem zum Vernichtungskampf gegen die christlichen Europäer einigt.

Es ist kaum nöthig, bei dem Aufstand noch etwa darauf aufmerksam zu machen, daß die klägliche Rolle, welche die Engländer in dem damaligen orientalischen Kriege gespielt hatten, selbst ihrem Ansehen in Indien nachtheilig wurde; einer Prophezeiung zu gedenken, wornach die englische Herrschaft nur hundert Jahre bestehen und am Jahrestage die Schlacht bei Plassey (22. Juni 1859) untergehen sollte und was dergleichen mehr sein mag.

Noch traf Dalhousies Nachfolger, Viscount Canning (1. April 1856) das Reich in tiefem Frieden, denn wiederholte unruhige Bewegungen der Moplahs wurden mit geringer Mühe unterdrückt; ebenso leicht wurden Aufstände unter den Truppen, wie zu Burhampur bei Murschedabad und zu Madras (1857) bewältigt; aber die letzteren konnten als Symptome einer großen, noch im Finstern schleichenden Verschwörung gelten. Doch jede Warnung scheiterte an dem Uebermuth und Sicherheitsgefühl der Engländer.

Es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um die Flamme zum Ausbruch zu bringen. Einen solchen gaben, wie bereits angedeutet, bei Einführung der Enfieldbüchse, die mit Rindertalg und Schweinefett (ersterer den Hindus, letzteres den Muhammedanern ein Greuel) bestrichenen Patronen.

Als Zeitpunkt der allgemeinen Erhebung war der 22. Mai bezeichnet.\*) Doch wurde der Ausbruch dadurch beschleunigt, daß sich in Mirut, vier Stunden

---

\*) Das indobritische Heer bestand damals aus drei gesonderten Corps und mehreren kleinen Truppenkörpern, nämlich dem von Bengalen (174,000 Mann), dem von Madras (57,000 Mann) und dem von Bombay (59,000 Mann) und den leichten Truppen der einheimischen Fürsten, im Ganzen vielleicht 720,000 Mann. Sie waren auf 188 Stationen, 128 in Bengalen, 33 in Madras, 27 in Bombay vertheilt. Unter dieser Armee mochten sich ungefähr 57,000 Mann europäische Truppen befinden.

von Delhi, nach vorangegangenen, allnächtlich wiederkehrenden Brandstiftungen, ein Theil des einheimischen Kavallerieregiments sich weigerte, mit den ihm gelieferten Patronen, ungeachtet der Versicherung, daß kein anstößiges Material dabei verwendet worden, zu laden. Die Widerspenstigen, 80 an der Zahl, wurden zur Gefängnißstrafe verurtheilt. Aber wenige Tage darauf (10. März) machten zwei Infanterieregimenter mit jenen gemeinschaftliche Sache, befreiten die eingekerkerten Soldaten, zündeten die Kasernen an und ermordeten die englischen Offiziere nebst Frauen und Kindern. Von hier aus eilten die Auführer nach Delhi, das nur eine schwache europäische Besatzung hatte, bemächtigten sich, durch die einheimischen Truppen verstärkt, vom Abschaum des Volks unterstützt, unter Verübung der größten Gräuelt thaten eines Artillerieparks von 150 Kanonen, unermesslicher Kriegsvorräthe und eines Schatzes von 2 Mill. Pf. St. Die kaiserlichen Prinzen hatten sich daselbst an den Vorbereitungen zum Aufstande bethelligt, Muradscha Schah, der noch immer den Titel eines Großmoguls führte, wurde zum König ausgerufen und in dieser Würde von Bramanen und Muhammedanern anerkannt. Rasch verbreitete sich nun der Aufstand, von dem sich übrigens die bessere Klasse der Bevölkerung fernhielt, über alle Garnisonsstädte von Bengalen, Agra, Allahabad, Aumghar, Benares, Cawnpore, Rutra über Lucknow und ganz Oude, Bareilly im Rohilkund &c. Mehrere Regimenter richteten auf einzelnen Punkten Ergebenheitsadressen ein und begehrten gegen die Delhi-Rebellen zu ziehen. Es geschah, um ihre Offiziere auf dem Marsche sicher und gefahrlos zu ermorden und sich dann in voller Waffengattung „den Freunden und Brüdern“ anschließen zu können. In der Bombay- und Madrasarmee fand der Aufstand erst später und nur an einzelnen Orten Nachahmung, wurde aber schnell unterdrückt. Die indischen Fürsten schienen erst den Verlauf der Ereignisse abwarten zu wollen und verhielten sich vor der Hand ruhig. In Gwalior schloßen sich die Truppen den Meuterern an; der Nabscha selbst schien in der Treue zu beharren. Ebenso ging es in Nepal; etliche Ghorkharegimenter zeigten sich widerseßlich, kehrten aber bald zum Gehorsam zurück; der König erklärte sich für die Engländer und schickte sogar Hilfstruppen. Im Pendschab hielten sich die Sikhs aus religiösem Hass fern; einige dort befindliche bengalische Regimenter empörten sich, wurden aber überwältigt.

Die Feinde handelten ohne Plan und Zusammenhang, verübten aber, wohin sie sich wandten, die raffiniertesten Grausamkeiten. Gefangene und Wehrlose wurden in Stücke gehauen, an Händen und Füßen Glied um Glied verstümmelt oder lebendig verbrannt; andern wurden die Augen ausgerissen, die Haut abgezogen; Frauen wurden öffentlich geschändet, Kinder auf den Straßen zerschmettert; Peinigungen erdacht, wie solche die Phantasie der Dichter selbst für Höllenstrafen nicht schrecklicher ausmalen könnte, „Greuel, wie sie nur der Freund dem Freunde mit niedergeschlagenen Augen in leise verhaltener Stimme mittheilen kann.“ Wahrhaftig, man darf es den Engländern nicht so sehr verargen, wenn sie nachher so blutige Vergeltung übten!

Sie waren bei der ersten Kunde von diesen Unthaten wie betäubt, rafften sich aber aus der bisherigen Verweichlichung in Kurzem kräftig empor und entwickelten eine Energie, welche mit der Höhe der Gefahr zu wachsen schien. Der Oberstatthalter setzte am 6. Juni ein allgemeines Kriegsgericht ein, hob durch

die sogenannte Maulsperrordnung für ein Jahr die Pressfreiheit auf und ließ die treugebliebenen Truppen von allen Seiten in Bewegung setzen. In England, wo man die ganze Tragweite des Aufstandes richtig erkannte, wurden alle Kräfte angestrengt, sich im Besitze Indiens zu erhalten.

Die Meuterer hatten sich inzwischen größtentheils Delhi zugewandt, welches sie als Mittelpunkt der Insurrektion zu betrachten schienen; zu Cawnpore wurde die Besatzung unter Oberst Wheeler trotz der Kapitulation, wodurch ihr freier Abzug zugesichert wurde, auf Antrieb von Rana Saib, eines Adoptivsohns des verstorbenen Peischwa von Bittur, der den Engländern wegen Vorenthaltens der von ihm beanspruchten Pensionsgelder tödtlichen Haß geschworen hatte — mit Frauen und Kindern grausam ermordet.

Während sich ein englisches Belagerungscorps vor Delhi sammelte, aber unter untüchtigen, planlosen Führern zu keinem entscheidenden Handeln kam, die dortige Insurrektion sich gleichfalls in einer gedrückten Stimmung befand, brach der Aufstand auch in Mhow, Indore, Mandisur, Sagor u. a. D. aus. Dagegen wurde am 17. Juli ein Corps der Meuterer von Selsut durch General Nicholson, an demselben Tage die Streitmacht Rana Saibs durch General Havelock vernichtet. Dasselbe Schicksal bereitete er am 29. und 30. einem 10,000 Mann starken Rebellen-corps bei Unao und Bugturgandsch unweit Cawnpore, von wo er die Feinde unter blutigen Kämpfen rächend verjagt hatte. Einen neuen Sieg erfocht er am 16. August bei Bittur, und mit ihm wetteifernd um dieselbe Zeit Nicholson bei Rajassghar unweit Delhi. Mittlerweile hatte General Wilson unter beständigen Gefechten, unter Sonnenbrand, Cholera, Ruhr und Fieber alle Vorkehrungen zum Sturm auf letztere Stadt getroffen; am 14. September wurde das Feuer eröffnet, am 20. die Stadt genommen. Die Engländer hatten hiebei den Verlust des General Nicholson zu beklagen. Die Sipahis, die nicht im Kampfe gefallen waren, ergossen sich in regellose Flucht nach allen Seiten, wurden aber eingeholt und vollends zersprengt oder vernichtet. Der Großmogul, der in die Hände der Engländer fiel, wurde mit seiner Familie zu lebenslänglicher Haft verurtheilt und später nach Rangun verwiesen.

Am 25. September rückte Havelock nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten gegen Lucknow, der Hauptstadt von Dube, vor; er nahm unter blutigen Kämpfen, bei welchen auch General Neill seinen Tod fand, die feindlichen Verschanzungen und einen großen Theil der Stadt, mußte sich aber wegen Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte nun gleichfalls in die Festung zurückziehen, wo sich die englische Besatzung bisher gehalten, und sah sich alsbald eingeschlossen, und erst dem inzwischen an Lord Ansons Stelle († 17. Mai an der Cholera) zum Obergeneral ernannten und im Oktober zu Kalkutta eingetroffenen Sir Colin Campbell gelang es, am 17. November im Verein mit den Generalen Dutram und Havelock sich der Stadt völlig zu bemächtigen und die Besatzung in der Feste zu befreien. Indessen hatte der fünftägige Kampf die Reihen des englischen Heeres stark gelichtet, und man fand für gut, am 24. Lucknow zu räumen und sich auf Allahabad zurückzuziehen. General Dutram wurde mit einem Beobachtungscorps von 25,000 Mann und einem starken Artilleriepark in Alumbagh zurückgelassen, Campbell wandte sich nach Cawnpore, wohin die aus Europa eingetroffenen Verstärkungen dirigirt wurden.

Delhi war erstürmt, die Garnison von Luknow gerettet, der Aufstandsversuch im Pendschab unterdrückt, die Ruhe in Bombay und Madras erhalten. General Sir Hugh Rose unternahm von hier aus seinen Siegeszug nach Mittelindien (zwischen der Nerbudda und dem Ganges = Dschumna). Durch fliegende Corps unter Capitän Greathead wurden die von Delhi entronnenen Sipahis verfolgt, an dem Einfall in das Duab (Gebiet zwischen Ganges und Dschumna) verhindert und zersprengt. General Windham beschäftigte die empörten Truppen des Scindia von Owalior, welchen sich andere meuterische Corps angeschlossen hatten. Sie standen unter dem Oberbefehl des Mahratten Tantia Topi, eines der fähigsten Insurgentenchefs. Eine Abtheilung desselben erschien am 26. Nov. vor Kalpi, verbrannte das Lager der Engländer und warf dieselben in die Stadt zurück. Von hier machte der General einen siegreichen Ausfall, bezahlte ihn aber mit seinem Leben. Bereits rückte jedoch Campbell in Eilmärschen herbei, schlug am 6. Dezember die um Cawnpore zusammengedrängten Truppen Tantias vollständig und jagte sie über den Dschumna, wo sie dem Generale Hope Grant in die Hände geriethen und meist niedergemacht wurden. Gleichzeitig vernichtete General Shewers auf dem rechten Ufer des Flusses ein Corps der Radschputen, während Capitän Seaton das Duab säuberte.

Die Empörer in Dube waren von Nordwest- und Mittelindien abgeschnitten, der freie Verkehr zwischen Cawnpore, Agra und Delhi, so wie zwischen Allahabad, Benares und Ralkutta hergestellt. Gleichwohl erschien die Lage der Engländer zu Anfang des Jahres 1858 noch bedenklich genug. Der Osten von Rohilkund und das ganze Dube mit Ausnahme von Alumbagh war noch in offenem Aufstande. Im Süden von Delhi erkannten nur Cawnpore, Agra und das Duab die englische Herrschaft an. Das ganze Land der Radschputen stand gegen sie unter den Waffen; Bundelkund östlich von den Mahratten und südlich vom Ganges war fast ganz abgefallen, die englischen Beamten hatten sich in die Festung Sangor geflüchtet und wurden hier belagert.

Die Absicht Campbells bei Eröffnung des Feldzugs von 1858 ging dahin, die Sipahis aus ihren verschiedenen Stellungen nach Dube zu drängen und dort durch seine vereinte Macht mit einem Schlag zu vernichten. Lord Canning bestand aber darauf, Luknow, den damaligen Hauptsitz der Empörung ohne Zögern anzugreifen. Campbell mußte sich fügen und brach am 25. Januar dahin auf. Am 19. März fiel die Stadt nach blutigen Kämpfen in seine Hände, doch entkamen noch 5000 Insurgenten und nöthigten dadurch die Engländer zu einem sehr gefährlichen Guerillakrieg. Inzwischen folgte Sieg auf Sieg, fiel Festung nach Festung. Sir Hugh Rose, welcher mit der sogenannten Malwa- und Nerbudda-Armee seitdem Mittelindien pacificirt hatte, vollendete nach Vereinigung mit General Whitelof, der von Madras herbeieilte, nicht ohne große Anstrengung die Säuberung aller Berggruppen und Bergthäler bis zum Dschumna hinab, zog den General Roberts, welcher eben das starke Kotah erstürmt hatte, an sich und rückte nun gegen Kalpi, einem Sammelplatz der Aufständischen, vor. Von Tantia Topi angegriffen, warf er am 22. Mai die Feinde durch einen kühnen Bajonnetangriff, schlug sie zum zweiten Mal in der mörderischen Schlacht vor Owalior den 19. Januar, bemächtigte sich der Stadt und setzte den Scindia, welcher den Indiern treu geblieben war und in ihr Lager sich geflüchtet hatte,



wieder in seine Würde ein. Gegen Nordwesten, nach Kohlkund und der Grenze von Nepal, verlegte der Obergeneral selbst seine Operationen. Nachdem Schahschihanpur und Bareilly erstimt worden, wandten sich die flüchtigen Rebellen wieder nach Dube zurück und nahmen in einzelnen starken Haufen unter Rana Saib, Tiros-Schah einem kaiserlichen Prinzen, unter der Begum (Königin) von Dube feste Stellungen ein; auch Tantia Topi befehligte noch über ansehnliche Streitkräfte, und Kuher Sings Corps beunruhigte noch immer das Behar. So hatten die verschiedenen Truppenabtheilungen unter den Generalen Grant, Napier, Eugard u. a. noch heftige Kämpfe zu bestehen, und der Guerillakrieg in der heißen Jahreszeit raffte viele Europäer weg. Auf verschiedenen Punkten jedoch geschlagen, suchten die Rebellenhorden Zuflucht in den Moor- und Gebirgsgegenden auf der Grenze von Nepal, nicht ohne von Zeit zu Zeit Streifzüge in die Niederlande von Dube und in die Bezirke von Gorakpur zu unternehmen. Doch unterwarfen sich auf eine drohende Proklamation von Campbell (26. October), an welche sich unmittelbar weitere Operationen angeschlossen, nach und nach die meisten Häuptlinge, und im Dezember 1858 war ganz Dube gebändigt.

Wie die Greuel der Insurgenten, so auch ihre Strafe. Massenweise waren dieselben überall, wo sie dem Sieger in die Hände fielen, unbarmherzig erschossen, gehängt oder vor den Kanonen „weggeblasen“ worden! Die letzten Reste der Rebellen sahen sich genöthigt, über die Grenzgebirge von Nepal zu flüchten, wo sie durch Hunger, Ungunst des Klimas, Verrath und durch die combinirten Angriffe oder vielmehr Treibjagden der Engländer und Sherkas allmählig aufgerieben wurden.

Die Kriegsgeschichte hat Namen wie Sir H. Havelock, nächst ihm Sir J. Dutram, Sir Colin Campbell, Sir H. Rose auf ihren Tafeln verzeichnet; die Namen von vielen einzelnen, welche durch Kühnheit und Geistesgegenwart den anstürmenden Wogen einer blutigen Soldateska sich mit Erfolg entgegenstemmen, mußten neben dem Glanze jener erbleichen; aber so viel ist gewiß, daß im Allgemeinen Charakterstärke, Tapferkeit und Energie hier unmöglich scheitern des leistete, was der britischen Nation zu unvergänglichem Ruhme gereicht.

Mitten unter diesen kriegerischen Ereignissen hatten die Beschlüsse des Parlaments die Herrschaft der ostindischen Compagnie beendet. Am 26. März 1858 legte der Schatzkanzler Disraeli im Unterhaus hierauf bezüglich einen Gesetzesentwurf vor, welcher unter dem Namen „India-Gesetz“ am 2. August die Genehmigung beider Häuser erhielt. Hiernach wurde der Oberstatthalter zum Vizekönig umgeschaffen\*), das ganze Dienstpersonal der Compagnie im Amte bestätigt. Die Rechte der Krone werden hinfort durch einen Minister (Staatssekretär), nebst einem Vicepräsidenten und einer 15 Mitglieder zählenden Rathskammer gewahrt, welche zum Theil aus Männern besteht, die wenigstens zehn Jahre in Indien gedient haben müssen. Der Vizekönig und ein ordentliches Mitglied seines Rathes, die Statthalter in den Präsidenschaften und ihre Generaladvokaten werden von der Königin, die drei andern Räte des Vizekönigs, so wie diejenigen in den verschiedenen Präsidenschaften vom Minister unter Zu-

\*) Auf Lord Canning folgte 1862—63 Lord Elgin; auf diesen J. Lawrence, der sich als Obercommissär in Lahore während des Kriegs große Verdienste erworben.

stimmung des indischen Rathes, die Vicegouverneure der Provinzen und Territorien vom Oberstatthalter, vorbehaltlich der königlichen Genehmigung ernannt. Der Vicekönig, welcher in Kalkutta residirt, ist mit gesetzgebender und ausübender Gewalt bekleidet, jedoch wird dieselbe gewissermaßen durch den Rath beschränkt, der, wie eben erwähnt, aus vier ordentlichen Mitgliedern und einem außerordentlichen, dem Oberbefehlshaber der Armee, sich zusammensetzt. Die Regierungsgeschäfte werden daselbst durch Staatssekretäre, öffentliche der obersten Regierungsbehörde verantwortliche Beamte, für die Departements des Auswärtigen, Innern, der Finanzen, des Kriegs und der öffentlichen Arbeiten besorgt. Sie sind auf Lebenszeit ernannt und nehmen deshalb dem alle sechs Jahre wechselnden Vicekönig gegenüber eine sehr einflussreiche Stellung ein. Der oberste Gerichtshof hat gleichfalls seinen Sitz in Kalkutta. Die Unterregierungen vertheilen sich auf die vier Präsidenschaften Bengalen oder Kalkutta, Agra oder die nordwestlichen Provinzen, Madras und Bombay. In beiden letzteren Städten steht jenen ein Gouverneur zur Seite, der sich mit der englischen Regierung in unmittelbarem Verkehr befindet und von einem Rath unterstützt wird; für Bengalen und Agra gibt es nur Lieutenant-Governors, welche, ohne Beigabe von Räten, an den Vicekönig gewiesen sind.

Der Einführung dieser neuen Ordnung der Dinge schloß sich in Indien (1. November 1858) eine Proklamation an, worin von Seiten der Königin für alle Aufständischen, die nicht an der Ermordung britischer Unterthanen unmittelbar Theil genommen hatten und bis zum 1. Januar 1859 zur Pflicht zurückkehren würden, völlige Amnestie zugesagt und zugleich das Versprechen gegeben wurde, alle Verträge und Verpflichtungen gegen die einheimischen Fürsten zu erfüllen, das Reich innerhalb der bestehenden Grenzen zu erhalten, allen Unterthanen ohne Unterschied des Glaubens oder der Abstammung freien Zutritt zu allen Ämtern, für welche sie nach Charakter und Bildung befähigt wären, zu gestatten, bei allen Gesetzen und Anordnungen den unter den Einheimischen bestehenden Gerechtsamen, Bräuchen und Sitten Rechnung zu tragen, die herkömmlichen, an ererbtem Grundbesitz haftenden Befugnisse ungeschmälert zu respectiren u. s. w.

Der Schwierigkeiten, welche nach Beendigung des Kriegs der britischen Regierung warteten, gab es eine Legion; sie wurden allmählig nach Kräften beseitigt. Die Armee hatte ungeheure Summen verschlungen, der Krieg 24 Millionen Pfund Sterling gekostet. Durch Ausdehnung der Steuern, die bisher nur auf dem Grundbesitz hafteten, auf Handel und Gewerbe, durch Einführung von Stempeltare, Opiumaufschlag, Erhöhung der Eingangszölle u. dgl. gelang es, die Einkünfte um 4—6 Mill. zu mehrten und allmählig ein annäherndes Gleichgewicht der Finanzen herzustellen, so daß 1865 bis 1866 die Einnahmen 47,021,000, die Ausgaben 47,041,000 Pf. St. betrugen. Die indische Schuld belief sich den 30. April 1857 auf 56,483,369, war bis zum Jahre 1863 (einschließlich der Schuld in England) auf 107,514,159 Pf. St. angewachsen, ging indessen die nächsten Jahre herunter und berechnete sich 1866 zu 85,835,957 Pf. St. Dieses günstige Resultat ist neben der Verbesserung der administrativen Zustände vorzugsweise der Reduktion der Armee und der enormen Hebung des Handels zuzuschreiben. Von 1838/39 bis 1857/58 war die überseeische Ein-

fuhr von 5,240,677 auf 15,277,506, die Ausfuhr von 11,774,769 auf 27,453,692 Pf. St. gestiegen; 1863—64 stellte sich jene zu 50,108,171, diese sogar zu 66,895,884 Pf. St. heraus.

Obwohl die britische Regierung sich wiederholt gegen die Erweiterung der Herrschaft in Indien ausgesprochen, sah sie sich doch 1864 genöthigt, von jenem Grundsatz abzugehen. Die Bewohner von Bhutan an der Nordostgrenze Bengalens hatten wiederholt vom Gebirge aus räuberische Einfälle auf britisches Gebiet unternommen, ja sogar gegen eine Gesandtschaft sich Gewaltthatigkeiten erlaubt. Gegen Ende des Jahres 1864 wurden englische Truppen dahin beordert und erzwangen endlich nach wechselnden Erfolgen im November 1865 einen Frieden, welcher den Besitz der Grenzbezirke zwischen Assam und Bhutan einbrachte, eines Gebiets am Fuß des Himalaya, das sich von Assam westwärts bis zum Flusse Tista erstreckt und ihnen die nach Tibet führenden Pässe und Handelsstraßen eröffnet.

Die Regierung, wohl wissend, daß die Herrschaft in Indien in vielfacher Beziehung für England eine Lebensfrage ist, sucht seit jenem furchtbaren Kriege die indischen Besitzungen immer enger an das Mutterland zu knüpfen und zu einem integrierenden Theil seines Weltreichs zu erheben. Dahin zielt die Begünstigung einer indischen Grundaristokratie, die Einsetzung von Friedensrichtern, überhaupt die Förderung eines gewissen Self-Government, wie solches in England seit Jahrhunderten heimisch, und eine Reihe von Reformen in der Armee, wodurch fernerer Gehässigkeit und Meuterei vorgebeugt werden soll. Dahin zielt die Sorge für Unterrichtswesen, wie für europäische Civilisation. Fast überall trifft man jetzt Schulen für Lesen, Schreiben und Rechnen. In den höheren Lehranstalten der Hindus, besonders zu Benares, dem Hauptsitze brahmanischer Wissenschaft, zu Ruddea und Liehut, sind auch Religionslehre, Philosophie, Mathematik, Agronomie, Chemie, Botanik, Medicin, Geschichte und Rechtswissenschaft in den Lektionsplan gezogen. Unterrichtsanstalten, wie die Sanskrit-Collegien zu Benares und Kalkutta, die Collegien zu Delhi und Agra für Hindus und Muhammedaner, das englisch-indische Collegium zum Unterricht der Hindus in den europäischen und asiatischen Sprachen, das bischöfliche Collegium zu Kalkutta, das Hindu Collegium zu Punah sind — der zahlreichen specifisch-englischen Lehranstalten, Universitäten, Ingenieurs-, Handels-, Industrie- und andere Schulen, der Sternwarten, botanischen Gärten, der verschiedenen wissenschaftlichen Vereine nicht zu gedenken, ein Werk der Regierung. Gleichmäßig wird der Förderung einheimischer wie europäischer Gewerbe, zweckmäßigem Anbau des Bodens und Einführung neuer Kulturarten, Hebung mineralischer Schätze, Erweiterung der Communicationsmittel im Innern durch Straßen, Posten, Dampfschiff-, Eisenbahn- und Telegraphenlinien große Aufmerksamkeit zugewendet, und auf solche Weise den kommenden Generationen Sühne für Gewaltthat und Frevel gebracht, welche an den hingegangenen Geschlechtern verübt worden sind.

## Niederländisch Indien.

### Staatsrechtliche Verhältnisse, Einkünfte, Produkte und Handel.

Von

Prof. Dr. A. v. Schwarzkopf.

(Schluß.)

In den Kaffeegärten des Gouvernements war, nach den Berichten der Regierung in den vier Jahren von 1854—1857 die Anzahl Bäume durchschnittlich 295,276,073, wovon 221,295,764 fruchttragende; geerntet wurden durchschnittlich 962,876 Picul.

Gesetzt nun, daß diese ca. 220 Millionen Bäume, in Parzellen von je einer Million, in Privathände übergehen könnten, so würden 220 mit dem nöthigen Kapital versehene niederländische Unternehmer neben 1500 ihnen untergebenen Europäern für die Beaufsichtigung der Anpflanzung an dem Ertrag der jetzt bestehenden Kaffeegärten ein reichliches Auskommen finden können, und wenn sie sich bemüheten, gleiche Resultate mit den jetzigen Privatpflanzen zu erzielen, auch ohne eine weitere Ausdehnung der Kaffeekultur, die Ernten beinahe verdoppeln. Man würde einen Ertrag erhalten, welcher, mäßig geschätzt, 5—600,000 Picul Kaffee (genügend zur Befrachtung von 40—50 Schiffen) mehr betrüge, als man jetzt erhält, wo die Kaffeekultur der inländischen Bevölkerung überlassen ist, welche in ihr eine äußerstARGE Belohnung findet, und welcher es daher an der nöthigen Aufmerksamkeit fehlt, welche letztere unwissenden inländischen Häuptlingen und einer kleinen Zahl europäischen Beamten übergeben ist, die, auch mit dem besten Willen und Eifer beseelt; unmöglich mehr als ein Zehntel der ihrer Beaufsichtigung unterworfenen Anpflanzung gehörig nachgehen und besorgen können. Die Aufsicht über sämtliche Kulturarten wie: Kaffee, Zucker, Indigo, Tabak, Thee, Cochenille etc. ist gegenwärtig ungefähr 200 Controleuren anvertraut, welche überdies noch mit einer Anzahl anderer Arbeiten belastet sind. Jeder von ihnen hat demnach auf eine Anpflanzung von im Durchschnitt wenigstens  $1\frac{1}{2}$  Mill. Kaffeebäumen Acht zu geben, welche in Meilen von einander entfernt liegenden Gärten stehen, sowie, da ungefähr 450,000 Familien bei der Kaffeekultur theilhaftig sind, von welchen man rechnen darf, daß jede zum wenigsten während 90 Tagen im Jahre behufs der damit verbundenen Arbeiten einen Arbeiter stellen muß, auf die einmal abwechselnde, dann wieder größtentheils gleichzeitige Arbeit von wenigstens 2000 Menschen zu achten. Daß eine solche Aufsicht viel zu ungenügend sein muß, um eine möglichst reiche Ernte zu erhalten, ist ersichtlich und

brauchen wir darüber wohl nichts weiter zu erwähnen. Ueberdies sind in der ganzen Einrichtung der Kaffeekultur noch andere Gründe für die wenig befriedigenden Ernteresultate zu finden, welche hier anzuführen uns zu weit vom Zwecke unserer Arbeit entfernen würde.

Gehen wir auf die Preanger-Regentschaften über, so ist wohl keine der Residentien Javas in Betreff des Bodens und Klimas so geeignet zur Kaffeekultur als gerade sie. Diese Kultur wurde auch zuerst in ihnen eingeführt, am längsten und ausbauernsten betrieben, am meisten ausgedehnt, und liefern diese Regentschaften auch das bedeutendste Produkt. Vergleichen wir dieses Produkt jedoch mit dem Umfang der Pflanzungen und der Anzahl der für die Pflanzungen arbeitenden Familien, so erkennen wir, daß die Preanger-Ländereien zu den fünf Residentien gehören, in welchen die ungünstigsten Resultate erzielt werden. In dieser so fruchtbaren Gegend erhielt man in den Jahren 1854—1857 bloß einen Picul von 306 fruchttragenden Bäumen, also  $\frac{1}{12}$  Pfund per Baum. Jungbuhn theilt mit, daß von den 30 Mill. Kaffeebäumen in Bandong, die Hälfte Pagger-Kaffee, ein Viertel Waldkaffee und nur das übrig bleibende Viertel Dadap-Kaffee war. Die Preanger Regentschaften gehören zu den Residentien, in welchen der meiste Pagger-Kaffee gebaut wird. Vergleichen wir obiges Resultat mit demjenigen, welches man in der Residentie Pasocroean, welche vorzügliche Ländereien für die Kaffeekultur und sehr ausgedehnte Pflanzungen hat, so ist die Verschiedenheit sehr einleuchtend. In der genannten Residentie erhielt man in den Jahren 1854—1857 ein Picul Kaffee von 110  $\frac{1}{2}$  fruchttragenden Bäumen. Dies ist demnach mehr als ein Pfund per Baum und deshalb fast das dreifache der Preanger-Regentschaften.

Wir verlassen jetzt die Kaffeegärten und wollen uns kurz mit der Behandlung beschäftigen, welcher die Früchte nach der Ernte unterliegen. Zuerst werden die Früchte auf Hürden oder auf großen, flachen, von Bambus geflochtenen Körben ausgebreitet und bei hellem Wetter während fünf oder sechs Wochen täglich der Sonne ausgesetzt und getrocknet. Um sie vor dem Nachthau zu schützen, welcher in den Tropengegenden, namentlich in den Gebirgen, sehr stark und intensiv ist, müssen sie des Abends immer wieder in das Haus genommen werden. Aber auch viele Regen sind für den Pflanze eine große Plage, da sie ihn zwingen, sein Produkt öfter in das Haus zu nehmen, und er zugleich Gefahr läuft, daß die lange andauernde Feuchtigkeit der Luft seine Früchte verdirbt. Kaffeebohnen, welche durch Gährung mißfarbig und schwarz geworden sind, werden in den Nachhäusern des Landes nicht angenommen; sie sind daher nach aller auf sie verwendeten Mühe für den Javaner werthlos. Ist nun auf diese Weise endlich die fleischige Hülle getrocknet, so muß sie von den Samenkernen entfernt werden, zu welchem Zweck die Früchte in Gruben, deren Wände mit Büffelhäuten bedeckt sind, oder in hölzerne Mörser geworfen und so lange gestampft werden, bis die Trennung vollständig geschehen ist. Die Bohnen werden nun von Neuem getrocknet und dann wieder in den Mörser gebracht, um sie durch ferneres Stampfen von dem sie bedeckenden Pergamenthäutchen zu befreien. Das Stampfen muß vorsichtig ausgeführt werden, damit nicht die Bohnen in Stücke zerstampft und dadurch eines großen Theiles ihres Werthes beraubt werden.

Es ist allgemein bekannt, daß der Gouvernements-Javakaffee der niederländischen Handels-Maatschappij consignirt, und durch Vermittelung der Maatschappij, auf den in abwechselnder Reihenfolge angewiesenen Schiffen der niederländischen Rheberei, nach dem Mutterland gebracht wird. Nur ein sehr geringer Theil wird in Indien selbst verkauft, doch besteht jetzt der Plan, diese Menge nach und nach zu vermehren. Die Transportkosten nach Holland, Courtage, Affecuranz u. dergl. betrugen bis 1852 fl. 8. 50 per Picul, seit dieser Zeit sind sie auf fl. 7. 50 per Picul reducirt. Man hat wohl berechnet, daß, wenn man die zwei Fünftel des als Landrente an die Regierung schuldigen Kaffeeproductes auf der Seite läßt, ferner die erwähnten Unkosten zu dem an die Javanischen Pflanze bezahlten Preis schlägt, und endlich ein Jahr Zinsverlust auf den Einkaufspreis, den fehlenden Ausgangszoll, die Freigabe der Landrente in den Preanger-Regentschaften durch Kürzung des Lohnes an den Producenten, welche bis 1858 für Madloen, Rediri und Patitjan in Gebrauch war, in Rechnung bringt, der Gouvernements-Kaffeehandel von 1840—1854 keinen Gewinn, sondern statt dessen einen Verlust von fast 21 Mill. Gulden ergeben hat.

Die Ausfuhr von Kaffee aus Java belief sich in den 26 Jahren von 1833 bis 1858 zusammen auf 23 467 080, 66 Picul im Werthe von fl. 583,306,443. Von dieser ganzen außerordentlichen Masse wurden mehr als fünf Sechstel nach Holland versendet und durch den holländischen Handel über die Welt verbreitet, während kaum je mehr als 200,000 Picul per Jahr, und in den meisten Jahren bedeutend weniger, direkt nach England, Frankreich, Belgien, Schweden, Dänemark, den Hansestädten, Amerika, dem Cap der guten Hoffnung, Mauritius und Bourbon, Persien, Britisch-Indien, Siam, China und Manilla versendet wurden.

Die soeben mitgetheilte Ausfuhr ist übrigens nicht allein das Produkt Javas. Es sind jährlich unter derselben einige Tausende Picul enthalten, welche von Bali, Makassar, Menado, den Molukken, Palembang und von der Westküste Sumatras stammen. In letzterem Gouvernement hat die Kaffeeproduktion in neuerer Zeit beträchtlich zugenommen und ist die Beschaffenheit des Kaffees bedeutend verbessert worden. Aber es gelangt nur ein geringer Theil desselben nach Java: der meiste Sumatra-Kaffee wird in Padang verkauft und gelangt direkt von dort durch den Handel nach Holland und Amerika. Der Sumatra-Kaffee wird auf gleiche Weise wie der von Java an die Regierung abgeliefert, und verschafft ihr großen Gewinn. Es fehlt uns an den nöthigen Nachweisen, um die bereits so viel ergebene und noch mehr versprechende Kaffeekultur Sumatras hier besonders zu beschreiben, es würde dies jedenfalls bloß eine Wiederholung dessen sein, was wir in Betreff Javas mittheilten.

Schließlich wollen wir noch den verschiedenen Preis-Schwankungen in den Auktionen der niederländischen Handels-Maatschappij im Jahre 1865 nachgehen.

Das Jahr 1865 begann mit einem ziemlich großen Vorrath in den Regierungsspeichern und einem unverkauften Vorrath bei der Niederländischen Handels-Maatschappij von 350,000 Ballen zu einem mittleren Preis von 45½ Gld. für gut ord. Java, welcher Preis sich jedoch bei der Ungewißheit der Absichten der niederländischen Handels-Maatschappij über die Art der Auction nicht lange erhalten konnte und schnell auf 44½ zurückging. Als einige größere

Sicherheit eintrat, und die Absicht der niederländischen Handels-Maatschapp bekannt wurde, keine Auction im Juli abzuhalten, während die Quantität für jede der übrigen Auctionen auf 85—88,000 Ballen bestimmt sein sollte, trat etwas größere Festigkeit ein, so daß sowohl im Februar als März gut ordinär 45  $\frac{1}{2}$  Cts. im April 45 Cts. brachte. Obgleich im April die Preise um ca. 1—1  $\frac{1}{2}$  Cts. nachließen, so war dies mehr der Zusammensetzung der Auction, bei welcher sich viele unreine Rasseesorten befanden, als der allgemeinen Geschäftsstille zuzuschreiben, da guter grüner Kaffee in der Auction einen sehr guten Absatz fand. Als kurz darauf die Friedensberichte aus Amerika dem Handel im Allgemeinen mehr Vertrauen gewinnen ließen, das zeitweilig durch Lincolns Tod wieder erschüttert wurde, und Aussicht vorhanden war, auch dorthin wieder einen neuen Absatz für Java-Kaffee zu finden, verbesserte sich die Stimmung merklich und es wurde sowohl auf der Mai- und Juli-Auction sehr coulant verkauft, und zwar selbst in einzelnen Fällen zu 1  $\frac{1}{2}$  Cts. über der Tare. Im Juli fand die Ankündigung der Spätjahrs-Auction statt, und machte das unerwartet große Quantum, trotz aller Berichte über kleine Ernten, auf Java einen ungünstigen Eindruck, von welchem auch der Ablauf der August-Auction die Spuren trug. Später besserte sich gleichwohl der Markt von selbst durch die großen Ablieferungen, welche trotz des steigenden Geldmangels von Anfang des Herbstes bis zum Ende des Jahres den Artikel in stets sehr fester Stimmung hielten, so daß der Schluß der November-Auction für gut ordinär 45  $\frac{1}{2}$  à  $\frac{3}{4}$  brachte. Dabei spielten Menadosorten eine große Rolle, da die 12,000 davon in Auction gebrachten Ballen durch große Concurrency des Auslandes bis 10 à 12 Cts. über die Tare getrieben wurden.

Der Verkauf der verschiedenen Auctionen in 1865 war für gut ordinär Java folgender:

|               |         |        |                                    |      |
|---------------|---------|--------|------------------------------------|------|
| 15. Februar   | 87,242  | Ballen | 45 $\frac{1}{2}$                   | Cts. |
| 15. März      | 86,509  | "      | 45                                 | "    |
| 19. April     | 88,300  | "      | 43 $\frac{1}{2}$ —44               | "    |
| 17. Mai       | 85,242  | "      | 44 $\frac{1}{2}$                   | "    |
| 21. Juni      | 84,231  | "      | 43 $\frac{1}{2}$ —46               | "    |
| 9. August     | 85,412  | "      | 45                                 | "    |
| 13. September | 86,953  | "      | 44 $\frac{1}{2}$ —45               | "    |
| 18. Oktober   | 125,933 | "      | 44 $\frac{1}{2}$ —45               | "    |
| 22. November  | 122,133 | "      | 45 $\frac{1}{2}$ —45 $\frac{3}{4}$ | "    |

---

9 Auctionen 821,925 Ballen durchschnittlich à 45,06 Cts.

Daß dieses Resultat befriedigend ist, ersieht man noch mehr aus der folgenden Vergleichung der Auctionen dieses Artikels, während der letzteren 15 Jahre, besonders wenn man dabei in Betracht zieht, daß viel von den schönen Padangsorten durch die Auctionen in Indien in die Hände von Privaten gelangte und demnach der ausschließliche Markt nicht mehr wie früher in den Händen der niederländischen Handels-Maatschapp ist.

Die Auctionen in Indien bestanden sich:

|      |     |           | Frühjahr. |           | Spätjahr. |            |
|------|-----|-----------|-----------|-----------|-----------|------------|
| 1851 | auf | 793,800   | Ballen    | 27 1/2—28 | Etz.      | 25 1/2—26  |
| 1852 | "   | 1,023,700 | "         | 24        | "         | 25 1/2     |
| 1853 | "   | 944,100   | "         | 29 1/2—30 | "         | 30 —30 1/2 |
| 1854 | "   | 815,400   | "         | 28—28 1/2 | "         | 28 1/2—29  |
| 1855 | "   | 968,800   | "         | 30—30 1/2 | "         | 32         |
| 1856 | "   | 1,050,300 | "         | 31 1/2    | "         | 32 1/2—33  |
| 1857 | "   | 1,018,500 | "         | 36—36 1/2 | "         | 41         |
| 1858 | "   | 1,198,900 | "         | 27 1/2    | "         | 32         |
| 1859 | "   | 998,800   | "         | 37        | "         | 37 1/2     |
| 1860 | "   | 188,200   | "         | 38 1/2    | "         | 39 1/2     |
| 1861 | "   | 852,100   | "         | 37 1/2    | "         | 42 1/2     |
| 1862 | "   | 920,185   | "         | 44 1/2    | "         | 45 1/2     |
| 1863 | "   | 724,300   | "         | 45 1/2    | "         | 46         |
| 1864 | "   | 834,180   | "         | überhaupt | 43 1/2 à  | 43 1/2     |
| 1865 | "   | 851,925   | "         | "         | 45,06     | "          |

Der Anbau des Zuckerrohres hat entweder den Zweck, für den javanischen Markt Rohr zu erzeugen, das der Javane, ohne Zucker daraus zu bereiten, kauft; oder es an Chinesen zur Zuckerbereitung abzugeben, oder er geschieht im Dienste auf der Flur, welche durch Vertrag mit der Regierung zum Anbau des Rohres an Zuckerfabrikanten ausgewiesen ist. Das Rohr ist dreierlei Art:

1. Tebu-Ota'ti, ursprünglich von Tahiti her eingeführt, 10, 12 und mehr Fuß lang, fahlgrün, sehr süß und saftreich, mit langen Absägen, muß weitläufig gepflanzt werden.

2. Tebu-Djapahra, dünner, 5—8 Fuß lang, mit kurzen Absägen, gibt weißeren und festeren Zucker als die erstere Sorte;

3. Tebu-Basar, an Dicke und Länge die Mitte zwischen den beiden ersteren haltend, grün, mit langen Absägen, wenig zuckerreich.

In den Jahren 1852—1857 waren durchschnittlich jährlich 41,218 Bahu mit Zuckerrohr bebauet, welche einen Ertrag von jährlich 1,449,823 Picul lieferten. Bei der Arbeit waren 1857 173,896 Hausstände beschäftigt. —

Will man den Ablauf der Auktionen in diesem Artikel im richtigen Lichte betrachten, so muß man zwei Kategorien in demselben aufstellen, nämlich: den weißen Javazucker, welcher bis jetzt stets die große Masse der Auktionen der niederländischen Handels-Maatschappij bildete, und den blonden und braunen Zucker, welcher den geringsten Antheil an den Zufuhren, und diese hauptsächlich bei Privaten, nimmt. Die Haltung des Marktes war beim Beginne des Jahres eine schwankende. Die 1865 zwischen Holland, Frankreich, England und Belgien in Betreff des Zuckers, geschlossene Convention, welche wie ein Damoclesschwert über den Javaprodukten hängt, wurde von den Kammern angenommen, während man sich immer noch schmeichelte, die Angelegenheit werde eine andere Wendung nehmen, da sich Stimmen Industrieller, wie des Handelsstandes tüchtig dagegen aussprachen. Die 69,390 Kranjangs große März-Auktion, lieferte den Beweis davon. Trotzdem der Artikel im Allgemeinen in einem gedrückten Zustande verblieb, wurden die blonden und braunen, namentlich aber die mattbraunen Sorten noch zu fl. 5 1/2 à 6 unter November verkauft, während weißer Zucker kaum



zu fl. 7½, à 8 ausgebaut werden durfte um Käufer zu finden. Der geringe Verlauf der Auction hatte die natürliche Folge, daß sich die Aufmerksamkeit des Auslandes nach der Auction speziell auf weißen Zucker richtete, und daß vor Allem diejenigen Länder, welche am ehesten durch die Convention bedroht wurden, die Gelegenheit ergriffen um zu den niederen Preisen noch so viel als möglich weißen Zucker einzulegen. Unter diesem Einfluß war bereits die Mat-Auction höher, es kostete aber bei der großen Menge weißen Zuckers viele Mühe zu fl. ½ über März für denselben Käufer zu finden. In der Juli-Auction war erst die volle Wirkung der Convention ersichtlich, die meisten Nummern, Nr. 19 und 20, unterlagen in derselben trotz einer starken Nachfrage aus der Rhein-egend, wo noch keine Verbotsbestimmungen bestanden, in einigen Fällen namentlich bei abweichender Dualität den Nummern 17 und 18 und wurden auch letztere schnell mehr gedrückt, als Thatsachen bewiesen, daß trotz des Buchstaben der Convention Nr. 18 und selbst noch Nr. 17 in Belgien nicht unter der ersten Klasse zugelassen wurden.

Obgleich langsam, theilte sich im September und November auch weißer Zucker an der allgemeinen Preiserhöhung des ganzen Artikels, und schloß das Jahr mit fl. 5½. für braunen und fl. 3. für weißen Zucker über die Preise des März.

Auch aus der Arengpalme, *Arenga saccharifera*, wird Zucker bereitet; die Regierungsberichte enthalten darüber aber keine Angaben, weil, mit Ausnahme eines einzigen Gebietes, die Bevölkerung die Beschädigung frei hat. Nach Junghuhn beschäftigten sich 1842 in den gebirgigen, 2500—3500 Fuß hoch liegenden, Gegenden, von sechs Landstrecken der Regentschaft Bandong, wo für die Regierung gearbeitet wird, 440 Familien oder 1585 Personen auf 159 Kochplätzen, die mit 334 großen eisernen Pfannen versehen waren, mit der Bereitung dieses Zuckers. Es wuchsen in diesem Gebiete 20,779 Arengpalmen, wovon 3203 ruheten und keinen Saft gaben, 19,927 stiegen an Saft zu geben und 4649 wurden stark gezapft. Aus diesem Saft wurden 1970 Picul Zucker gekocht.

Indigo. Die Bereitung dieses Farbstoffes ist für den Javanen wichtig, da er blaues Zeug zu tragen liebt, er baut daher *Indigofera coerulea* und *Indigo-Tinctoria* neben einigen anderen *Indigofera*-Arten an. Auf Java heißt die Pflanze *Tom*, der gewonnene Indigo *Nila*. Die Fortpflanzung geschieht durch Samen, doch hat sich herausgestellt, daß eine Ausfaat in höheren Strecken und darauf folgende Verpflanzung in Reissboden mehr Farbstoff in den Pflanzen hervorbringt. Die Pflanzung findet während des trockenen Monsun statt. Die Gewinnung der Masse wird ähnlich wie in China betrieben.

Die Versendung der Indigomasse im Innern des Landes geschieht nicht in trockenen Stücken, sondern die Masse wird in schlamm- oder butterartigem Zustande in Töpfen versendet. Ueber die von den Eingeborenen für eigene Verwendung producirte Masse, liegt nichts vor; die Regierung hat aber, weil der Boden durch den Anbau zu sehr in Anspruch genommen und zugleich für den Anbau sehr viel Arbeit erfordert wird, mehr und mehr den Anbau für eigene Rechnung eingeschränkt. Waren im Jahre 1840 noch 40,844 Bahu für den Anbau der Indigopflanze in Anspruch genommen, so waren es 1857 nur noch in runder Summe

18,000 Bahu. Das Produkt aus 728 Fabriken betrug 1840: 2,032,097 niederländische Pfunde, im Jahr 1856 von 324 Fabriken (Indigotterien) 732,973 Pfund, im Jahr 1858: 773,811 Pfund; im Jahr 1857 waren 110,996 Hausstände bei diesem Anbau beschäftigt.

In Betreff der Einfuhr von Java-Indigo in Holland und der damit 1865 stattgehabten Auktionen der niederländischen Handels-Maatschappij, so machte die im Verhältniß zu früheren Jahren besonders große Frühjahr-Auktion des Jahres 1865 sowohl Verkäufer als Käufer einigermaßen vorsichtig, obgleich die Preise im Ganzen auf der vorigen Auktion wenig anzogen und dies namentlich in den geringeren Sorten, während feinere Qualitäten am meisten gedrückt waren. Nach der Auktion entwickelte sich auch in Folge der Friedensberichte aus Amerika größere Kauflust, und wurde auf der Herbst-Auktion schnell verkauft. Für ordinär 10—30 und für fein 50—90 Cts. höher als in der Frühjahr-Auktion.

## Auktionen.

| Amsterdam<br>2. Mai<br>2484½ Picul. | Rotterdam<br>4. Mai<br>1201 Pic. | Sortirung. | Werth<br>Späthjahrs-<br>Auktion<br>Amsterdam. | Werth<br>Späthjahrs-<br>Auktion<br>Rotterdam. | Verkauft   |            |
|-------------------------------------|----------------------------------|------------|-----------------------------------------------|-----------------------------------------------|------------|------------|
|                                     |                                  |            |                                               |                                               | Amsterdam. | Rotterdam. |
| Risten                              | Risten                           |            | Cents                                         | Cents                                         | Cents      | Cents      |
| 61                                  | 18                               | A          | 330—450                                       | 430—480                                       | 320—465    | 405—460    |
| 62                                  | —                                | AA         | 420—510                                       | —                                             | 405—520    | —          |
| 1438                                | 415                              | G          | 300—500                                       | 300—510                                       | 280—545    | 345—510    |
| 879                                 | 722                              | B          | 490—580                                       | 600—590                                       | 480—620    | 460—605    |
| 89                                  | 174                              | C C        | 570—700                                       | 600—680                                       | 580—720    | 550—715    |
| 89                                  | 61                               | B B        | 500—630                                       | 510—640                                       | 530—645    | 475—600    |
| 20                                  | 3                                | B B B      | 570—670                                       | 660                                           | 610—680    | 645        |
| —                                   | 4                                | C          | —                                             | 700                                           | —          | 665        |
| 25                                  | 17                               | F          | 350—470                                       | 370—500                                       | 365—520    | 405—485    |
| 314                                 | 92                               | Divers.    |                                               |                                               |            |            |
| 2927                                | 1506                             |            |                                               |                                               |            |            |

| Amsterdam<br>26. September<br>455 Picul. | Rotterdam<br>28. Sept.<br>211 Picul. | Sortirung. | Werth<br>Frühjahrs-<br>Auktion<br>Amsterdam. | Werth<br>Frühjahrs-<br>Auktion<br>Rotterdam. | Verkauft   |            |
|------------------------------------------|--------------------------------------|------------|----------------------------------------------|----------------------------------------------|------------|------------|
|                                          |                                      |            |                                              |                                              | Amsterdam. | Rotterdam. |
| Risten                                   | Risten                               |            | Cents                                        | Cents                                        | Cents      | Cents      |
| 6                                        | —                                    | A          | 300—400                                      | —                                            | 340—460    | —          |
| 225                                      | 48                                   | G          | 350—480                                      | 385—470                                      | 360—535    | 400—515    |
| 172                                      | 198                                  | B          | 480—570                                      | 480—570                                      | 540—630    | 470—625    |
| 18                                       | 12                                   | C C        | 580—630                                      | 575—625                                      | 640—700    | 610—680    |
| —                                        | 7                                    | F          | —                                            | 380—480                                      | —          | 460—485    |
| 93                                       | 6                                    | O          | —                                            | —                                            | —          | —          |
| 516                                      | 266                                  |            |                                              |                                              |            |            |

Der Theebau kann bis in eine Höhe von 2—3000' betrieben werden und ist seit 1826 eingeführt; er wird theils auf Kosten der Regierung betrieben, theils ist er freigegeben, jedoch unter der Bedingung, daß das Erzeugniß der

Regierung abgeliefert wird. Der Umfang des Bodens hat sich für dieses Erzeugniß bis zum Jahre 1849 auf 3004 Bahu erweitert, von welchen 961,082 Pfund gewonnen wurden; seitdem ist der Umfang wieder auf 2600 Bahu heruntergegangen, doch wird der Ertrag von 1858 auf 2,060,104 Pfund angegeben, während im Jahre 1856 nur 1,876,994 Pfund und in 1857 bloß 1,734,000 Pfund erzielt wurden. Die Zahl der Theestauden betrug 1856 16,383,700 und 1857 nur 14,801,000. Im Uebrigen verweisen wir auf das über den Theebau in niederländisch Indien Seite 44 Gesagte.

Für den Zimmbau hatte sich im Jahr 1850 die Zahl der Bahu auf 1966 gesteigert und schwankte dieselbe seit dieser Zeit zwischen 1800 und 2000; der Ertrag belief sich 1858 auf 286,083 Pfund; die Zahl der Bäume war 1857 4,275,410; beschäftigt waren dabei 9833 Hausstände und 370 einzelne Arbeiter. Der Baum selbst liefert nützliche Produkte, am meisten aber ist die Rinde geschäft, welche jährlich zwei Mal geschält wird, das erste Mal vom April bis August (der sogenannte große Schnitt), das zweite Mal vom November bis Jannar (der sogenannte kleine Schnitt). Auf die Auktionen nach Amsterdam und Rotterdam kamen 1865

|                    |                | Verkauft.    | 1864.      |
|--------------------|----------------|--------------|------------|
| Nr. 2.             | 1006 Fardeelen | 100—109 Ets. | 81—86 Ets. |
| " 4.               | 454 "          | 93—95 "      | 74—76 "    |
| Diverse            | 12 "           | — "          | — "        |
| Gebrochen          | 36 Paßen       | — "          | — "        |
| Gebrochene Diverse | 94 "           | — "          | — "        |
| 1612 Fardeelen.    |                |              |            |

Zur Zucht der Cochenille bestehen regelmäßige Pflanzungen des *Ropalactus*, *Opuntia coccinellifer*. Die ersten dieser Thierchen, fünf an Zahl, gelangten 1831 lebend nach Java, von welchen aber drei starben und die übrigen bleibenden zwei die Stammeltern der ganzen jetzt auf Java vorhandenen Masse Cochenillethierchen sind. Die javanische Cochenille ist nicht so gut, als die amerikanische, hat wenig großes Korn, ist meistens von mattem, fuchsigem Ansehen, ihr specifisches Gewicht ist schwer und sind die Körner meistens in einem Grade von fettiger Substanz durchzogen, daß sie sich ohne vorheriges Trocknen nicht gut mahlen lassen. Im Jahr 1856 und 1857 waren etwa 300 Bahu mit *Ropal* bepflanzt, und der Ertrag im ersteren Jahre 92,000, im letzteren Jahre bloß 72,000 Pfund Cochenille. Die ganze Zufuhr nach Holland im Jahre 1865 beschränkte sich auf diejenige der Handels-Maatschappij, welche sich auf 80 Kisten und auf 99 Kisten oder 101 Ballen belief; dieses Quantum wurde im Verhältniß zum auswärtigen Markt sehr gut und zu steigenden Preisen verkauft. Gegen 1864 ist die Zufuhr gleichwohl wieder um ca. 8% zurückgegangen; jenesmal bestand sie in 195, 1865 aber bloß in 179 Kisten. Der Ablauf der Auktionen in Amsterdam zeigte folgendes Resultat:

| 4. Mai. | 24. September. | Sortirung.          | Werth<br>Spätjahr-<br>Auction 1864. | Verkauf |                |
|---------|----------------|---------------------|-------------------------------------|---------|----------------|
|         |                |                     |                                     | 4. Mai. | 24. September. |
| Riften  | Riften         |                     | Gents                               | Gents   | Gents          |
| 29      | 53             | N <sup>o</sup> . 1. | 180—220                             | 180—225 | 200—230        |
| 18      | 17             | " 2.                | 150—190                             | 170—185 | 185—205        |
| 11      | 17             | " 4.                | 130—140                             | 150—155 | 155—185        |
| 10      | 12             | Jacca 8.            | 210—240                             | 170—215 | 185—240        |
| 10      | 1              | " 9.                | 110—150                             | 75—180  | 195            |
| 2       | 1              | Beschädigt          |                                     |         |                |

Ueber den Anbau des Pfeffers auf Java fehlen uns neuere Notizen, wir führen daher hier nur kurz an, daß in den Breanger-Regentschaften eine frühere Verwaltung den Anbau des Pfeffers, vor ungefähr 30 Jahren, ganz vernachlässigte. Vor dieser Zeit wurde dort auf den Pfefferplantagen der Pfefferstrauch allgemein kultivirt; bevor aber die Pflanze für ihre Mühe den Lohn ernten konnten, kam unerwartet der Befehl, welcher nicht bloß die weitere Anpflanzung desselben verbot, sondern nach welchem die bestehenden Anpflanzungen ausgerottet werden mußten. Diese Handlungsweise erweckte unter den Bewohnern der Regentschaften ein so großes Mißtrauen, daß bei der Wiederaufnahme der Kultur keine Pfefferpflanzen mehr angetroffen wurden. Im Jahre 1836 führte Java bereits 7006 Picul Pfeffer (ca. 42,000 niederländische Pfund) aus und 1841 war die Production dieses Artikels bereits auf 13,245 Picul gestiegen.

In den besten Jahren der Ostindischen Compagnie führte diese mehr als 2 Millionen Pfund Pfeffer jährlich nach Holland, welche zu ansehnlich höheren Preisen als jetzt verkauft wurden. Vom Jahr 1650 bis 1660 verlangte sie 18 groot = 45 Gents per Amsterdamer Pfund; hundert Jahre später von 1760 bis 1770 sogar 23 groot = 57 1/2 Gents, während die niederländische Handels-Maatschappij 1865 im Ganzen 1629 Ballen einfuhrte, von welchen das Pfund mit 20 Gents bezahlt wurde.

Im Jahr 1856 fanden sich auf Java 927,967 fruchtragende Ranken, welche einen Ertrag von ca. 95,000 niederländischen Pfund Pfeffer lieferten; 1857 waren nur 690,837 fruchtragende Ranken vorhanden, welche bloß ca. 3600 Pfund lieferten.

Schon vor der Ankunft der Europäer soll Tabak auf Java in Gebrauch gewesen, theils gekaut, theils, fein geschnitten, in eine Binse gesteckt und als Cigarre geraucht worden sein. Dies ist jedoch falsch, da nach einer von Stamford Raffles aus den Annalen Javas geschöpften Nachricht, das Tabakrauchen dort erst 1601 eingeführt wurde. Obiger Annahme steht ferner entgegen, daß der Tabak weder in der Malaischen noch in anderen dortigen Sprachen einen besonderen Namen hat, sondern nur als Tabaco, Tamaku oder Tambacu bekannt ist.

Lange Zeit wurde die Tabakskultur auf Java durch die Holländer vernachlässigt, obgleich dieselbe im Lemburgamschen, Karang-Robarschen, zu Radoc, im Malangschen und Bezoeischen große Ausdehnung erreicht hatte. Unter dem

Namen „Chinesischer Tabak“ hat nicht allein für den inländischen Verbrauch, sondern auch für den Verbrauch des indischen Archipels immer eine sehr große Kultur stattgefunden, so zwar, daß trotz des Kriegs unter Anderen von Radoc im Jahr 1828 noch 60,000 Kranjangs, und von Karang-Kobar 35,000 Picul (fast 2 Millionen niederländische Pfund) ausgeführt wurden.

In den Zwanziger Jahren traf die holländische Regierung Maßregeln, um auch Java mit Samen edler Tabaksorten zu versehen, so daß sich dann auch 1828 sehr günstige Aussichten eröffneten, ja daß man sogar die Hoffnung hegte, daß Havanna, Barinas und Maryland ebenso gut auf Java, als in ihrem Vaterlande gedeihen würden, da die Kraft, mit welcher sich die Pflanze entwickelte, sowie die Größe und Schwere, welche das Blatt erreichte, mit dem Geruch, welchen das Blatt nach dem Trocknen besaß, die Ueberzeugung lieferte, daß dies Produkt auf Java ebenso gut gedeihen könne, als in seiner Heimath. Doch läßt sich die Wahrheit nicht abläugnen und hat sich auch auf Java bewährt, daß die in anderen Ländern naturalisirten Pflanzen, wenn sie auch mit noch so viel Sorgfalt behandelt werden, im Werthe zurückstehen müssen vor denen, welche in ihrem wirklichen Vaterland gedeihen.

Der Javatabak steht dem Manila an Güte nach. Der Anbau ist auf der Insel freigegeben, es läßt sich daher über den Umfang und Gesamtertrag des Anbaues nichts sagen, sondern nur angeben, wie viel für Rechnung der Regierung oder mit Unterstützung derselben erzeugt wird. Bis zum Jahr 1857 betrug die Anzahl der mit Tabak bebauten Bahu zwischen 1300 und 2100. Im Jahre 1856 war der Ertrag 21,100 Picul, 1857 21,900 Picul. Dabei aber muß bemerkt werden, daß der von der Regierung unabhängige Anbau in neuerer Zeit immer mehr zugenommen hat.

Der Anbau der Kokospalme wird von der Regierung seit 1850 eifrig befördert und hat dieselbe selbst wüste liegenden Boden mit dieser nützlichen Palme in bedeutendem Umfang bepflanzen lassen, auch die Eingeborenen zu deren Anpflanzung aufgemuntert; 1857 zählte man auf Java 14,789,580 Kokospalmen. Findet der Anbau dieser Palme auch besondere Begünstigung, so betreibt doch die Regierung nebenbei die Anlage von Waldungen, namentlich von Bau- und Rughölzern, eifrigst zum allgemeinen Besten der Insel, welche durch das Ausrotten vieler Waldungen in Gefahr steht, einen großen Theil der Bitterungsvorthelle zu verlieren, durch welche sie besonders günstig gestellt wird. In dieser Hinsicht ist der Djatibaum, *Tectona grandis*, von höchster Wichtigkeit, und deshalb sind, um mit Brauer die Jahre 1856 und 1857 anzuführen, im ersteren 2,012,925, im letzteren Jahre 1,500,000 Stück junger Djatibäume angepflanzt worden. Die Zahl der Waldungen stieg überhaupt vom Jahre 1851—1854 von 850 auf 1323, während der Umfang des damit bepflanzten Gebietes keineswegs größer, vielmehr um einiges beschränkter geworden ist.

Von einem Gewerbeleiß, welcher den Rohstoff verarbeitet, kann bei den Javanen selbst kaum die Rede sein; in einzelnen Gegenden bereiten sie aus dem Baste des Glugu, *Morus papirifera*, ein ganz gutes Schreib- und Packpapier. — Außerdem fertigen sie sehr rohe, bunte Baumwollenzeuge.

Ueber dem Handel im Großen und Ganzen auf Java und Mudura können

wir nur einige Bemerkungen machen, da uns die neuesten Nachrichten darüber gänzlich fehlen.

Die Vorthelle, welche Holland, gleich England, jetzt aus seinen indischen Besitzungen zieht, haben sich seit der Umgestaltung der holländischen Handelsverhältnisse im Jahre 1830, sowie durch das eingeführte neue Kultursystem und die Thätigkeit seiner Handels-Maatschappij entwickelt. In der so außerordentlich erweiterten Produktion Javas beruht die Wichtigkeit des holländisch-ostindischen Handels, sowie in dem sich mit jedem Jahre steigenden Ertrag an Colonialwaaren, indem sich die Insel durch die Capitallen des Mutterlandes in eine ungeheure Plantage verwandelt und einen immer größeren Einfluß auf den Welthandel erhält.

Die sich jährlich mehrende Ausfuhr hat eine vermehrte Einfuhr europäischer und anderer Produkte zur Folge. Letztere umfaßt alle Manufaktur- und Fabrik-erzeugnisse Europas; ferner französische und spanische Weine und Brantweine. Bengalen sendet Gattune und Opium, China seidene und baumwollene Zeuge, Papier, Porzellan, Thee, Gewürze und Droguen; Japan feines Kupfer und Kampfer. Java führt dagegen Kaffee, Zucker, Reis, Sago, Indigo, Gewürze besonders Muscat und Gewürznelken von den Molukken, aber auch echten Zimmt, Pfeffer, Ingwer von Java, und Zimmtcassir, Zimmtblüthen und Sternanis von China, aus. Zu diesen Artikeln kommt noch der bis jetzt in Europa wenig beliebte Javathree, der viel begehrte Arak von Batavia, Rum, Tabak, etwas Baumwolle, welche meistens nach Persien geht, Palmöl, Kampfer, Cochenille, Curcuma, Schildkrot, Spanisch- und Bambusrohr, Sandelholz und Sapanholz, sowie das feinste Zinn (Bancaginn), dessen Ausfuhr 1865 169,923 Blöcke betrug, das feinste Kupfer von Japan, sowie Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen, Perlmutter und Salz.

Im Jahr 1857 belief sich die Gesamteinfuhr auf 63,624,569 fl. = 38,174,740 Thlr.; die Ausfuhr dagegen auf 106,014,384 fl. = 63,608,630 Thlr.

Der Handel Javas ist zum Theil in den Händen der 1819 neu gegründeten holländisch-ostindischen Compagnie oder allgemeinen Handels-Maatschappij, welche auch das Monopol des chinesischen Theehandels besitzt, centralisirt, zum Theil unter einer Menge angesehenen holländischer, englischer, amerikanischer, französischer, und deutscher Handelshäuser vertheilt.

Im Jahr 1827 wurde in Batavia zur Erleichterung des Verkehrs eine Bank errichtet und Entrepots, in welchen Waaren zur Wiederausfuhr niedergelegt werden können, finden sich sowohl hier als in den anderen Hafenplätzen Javas.

Wir erwähnten wiederholt der Insel Madura, eigentlich Mendhuo und Maduntan, als mit Java vereintigt, und erlauben uns auch über diese kleine Insel schließlic einige Bemerkungen zu machen.

Früher gehörte dieselbe zur Residentie Surabaja; bildet aber seit 6. Mai 1857 eine selbstständige Residentie. Bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts soll Madura mit Java zusammen gehangen, dann aber in Folge eines Erdbebens von letzterem getrennt worden sein; in neuerer Zeit wird die eingetretene Kluft, die Straße von Madura, mehr und mehr durch Aufschlammungen verengt und

veruntzieft, fo daß in fpäterer Zeit beide möglicherweise wieder mit einander vereinigt werden könnten.

Ueber Mineralſchätze, Pflanzen- und Thierwelt fehlt es noch an irgend aus-  
träglicher Kenntniß. Mit dem Ackerbau machen ſich die Bewohner Maduras  
weniger zu ſchaffen, als mit Handarbeit, Krämerei, Fiſchfang und Seeräuber-  
ei. Nur der mittlere Theil der Inſel iſt der niederländiſchen Regierung unmittelbar  
unterworfen, der weſtliche und öſtliche dagegen iſt in ähnlicher Mittelbarkeit, wie  
die javaniſchen Fürſtenländer.

Die Bodenbebauung für Rechnung der Regierung und für den europäiſchen  
Markt iſt nicht eingeführt. Hauptsächlich Reiskbau, allein zum Unterhalt der  
Bevölkerung wird noch Reis eingeführt; ſonſt wird Mais gebaut, und die Er-  
zeugung von Del, ſowie das Einſammeln eßbarer Vogelneſter und Baumfrucht  
ſind neben Fiſcherei, Kalkbrennerei, Weberei, Korbmacherei, Bildnerei und  
Schmiederei in Holz, Kupfer und Eiſen die Hauptbeſchäftigungen. Zu Tidja  
beſindet ſich eine Zuckerrfabrik, welche jährlich 4500 Picul Zucker liefert.

Der Boden der zur Reſidentie Madura gehörigen Inſel Lubok, oder bei  
den Engländern Paviansiſel, iſt für Indigo-, Baumwollen- und Tabakbau ge-  
eignet. Gewerbsthätigkeit iſt unbedeutend; Gewandtheit im Schnitzen von Holz  
und Eiſenbein. Die Hauptaushuhr beſteht in: Matten, Reiskörben, von den  
Frauen gefertigten geflochtenen Siribüchſen, (zum Aufbewahren des Kautabaks  
dienend), Schleifſteinen, ſteinernen Mörfeln und Kleidungsſtücken, welche letztere  
nach dem Südoften Sumatras abgeſetzt werden.

## Eiſenbahnen und Eiſenbahnbetrieb, mit beſonderer Berück- ſichtigung der deutſchen Verhältniſſe.

(Schluß.)

Nach dem Handelsrechte haftet der Frachtführer für Beſchädigungen und  
Verluſte der ihm anvertrauten Waaren; es iſt ſeine Sache, ſich von dem ordent-  
lichen Zuſtand der Gegenſtände, die ihm übergeben worden, zu überzeugen und  
die Beſchädigungen und Vernichtungen oder verſpätete Ablieferungen gelten als  
durch ſein Verſchulden herbeigeführt, wenn er nicht beweist, daß eigenes Ver-  
ſchulden des Abſenders oder höhere Gewalt die wirkende Urſache geweſen iſt.  
Für das Verſchulden des Frachtführers wird nach juristiſchen Grundſätzen prä-  
ſumirt; der Entſchädigungsanſpruch des Abſenders wird zu Recht erkannt, wenn  
er nur die Thatſache des Verluſtes, der Vernichtung, der Verſpätung, ſowie  
den Betrag des ihm daraus erwachſenen Schadens nachweiſt; den Beweis

eines Verschuldens seitens des Frachtführers dagegen braucht er nicht zu erbringen, wohl aber muß dieser, wenn er sich seiner Verantwortlichkeit entledigen will, sein Nichtverschulden erweisen. Dies ist deshalb nöthig, weil der Versender, nachdem er die Waare aus der Hand gegeben, den Frachtführer und seine Verpflichtungen nicht mehr zu beaufsichtigen, also nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge einen Beweis seines Verschuldens so gut, wie nie zu leisten im Stande ist.

Dagegen erklären sehr häufig Eisenbahnreglements: Für gewisse Gegenstände werde gar keine Garantie übernommen, oder aber der Waarenabsender habe, wenn er Entschädigung beanpruche, den Beweis zu führen, daß ein Verschulden der Verwaltung den Schaden herbeigeführt habe. Ferner (nach dem deutschen Vereinsreglement: „Für Beschädigung am Inhalte eines Colli haftet die Verwaltung, wenn eine vorhandene, äußerlich erkennbare Beschädigung in unzweifelhafter, unmittelbarer Beziehung zu der vorhandenen inneren Beschädigung steht. Außer diesem Fall haftet die Verwaltung nur dann, wenn ihr ein besonderes Verschulden und die Uebergabe eines unbeschädigten Inhalts, sowie dessen gehörigen Verpackung vollständig nachgewiesen ist.“ — — — „Für Beschädigung von leicht gebrechlichen Gegenständen wie Möbeln, Hausgeräthen, Glas, Eisenguß, bearbeiteten Werksteinen, Geschirr, Mineralwasserkrügen, in Korbflaschen verpackten Flüssigkeiten u. s. w. und für Beschädigung solcher Gegenstände, welche die Versender selbst verladen haben, wird ein Ersatz nicht geleistet, es sei denn, daß der Verwaltung ein besonderes Verschulden nachgewiesen würde, woraus die Beschädigung entstanden ist.“ — Man vergesse bei diesen Vorschriften nicht, daß das nämliche Transportreglement erklärt, es würden nur „wohlconditionirte und zweckmäßig verpackte“ Güter zum Transport angenommen; die Annahme einer Sendung enthält doch also schon von Seiten der Verwaltung die Anerkennung, daß eine äußerlich erkennbare Beschädigung zur Zeit der Aufgabe nicht vorhanden und daß die Verpackung eine sorgsame gewesen sei. Wenn sich nun bei Ablieferung eines Gutes eine Beschädigung solcher Art zeigt, ohne daß dieselbe auf Rechnung eines bloßen Zufalls gesetzt werden kann, woher kann sie vernünftigerweise sonst wohl kommen? Von der Aufgabe bis zur Ablieferung befand sich das Gut in den Händen der Bahnverwaltung, sie hielt es in Räumen, wozu nur ihren Beamten und Angestellten der Zutritt offen stand, auf der Fahrt war es in ihren Waggons verwahrt: nur von ihrem Personal kann deshalb die Beschädigung ausgegangen sein. Wenn sie somit in dem Falle einer unzweifelhaft in unmittelbarer Beziehung zu der vorhandenen inneren Beschädigung stehenden und schon äußerlich erkennbaren Beschädigung ihre normale Haftbarkeit gegenüber dem Versender zugesteht und ihm als Kläger den Beweis eines Verschuldens der Verwaltung nachläßt, so geschieht dies unter Umständen, wo der Kläger diesen Nachweis, wenn man ihn verlangte, durch die soeben angeführten Schlußfolgerungen zu erbringen im Stande ist und die Auserlegung der Beweislast keine empfindliche Beschwerde für ihn sein kann. Die gesetzliche Haftbarkeit wird also nur in diesem Falle, wo die Verwerfung derselben am Erfolge nichts zu ändern vermochte, anerkannt; ja auch da nicht einmal vollständig, denn bei leicht zerbrechlichen Gegenständen wird selbst dann, wenn dieser thatsächliche Beweis einer Beschädigung, die nur vom Bahnpersonal verursacht worden sein kann, vorliegt, noch obendrein der Nachweis der speziellen Handlung oder Unterlassung, durch



welche die Verwaltung oder ihre Angestellten den Schaden herbeigeführt haben, gefordert. Das Gleiche ist der Fall bei allen äußerlich nicht erkennbaren oder nicht in der angegebenen Beziehung zu inneren Beschädigungen stehenden Verletzungen: die in der Natur des Frachtvertrags liegende Regel über die Beweislast wird hier einfach auf den Kopf gestellt — also da, wo der Versender den Schutz dieser Regel am dringendsten bedarf und eine Beseitigung derselben für ihn fast einer Veraubung seines materiell wohlbegründeten Rechtsanspruches gleichkommt, erklärt man sie den Eisenbahnverwaltungen gegenüber außer Kraft. Und als wäre ihm damit der Weg zu seinem gesetzlichen Recht noch nicht gründlich genug verlegt, verurtheilt man ihn auch überdies zum Beweis von Thatfachen, welche die Verwaltung selbst schon durch Annahme der Versendung anerkannt und constatirt hat — zum Beweis nämlich über die Unversehrtheit des Inhaltes bei Uebergabe sowie über die gehörige Verpackung der Waare.

Das Resumé, welches wir sonach zu ziehen haben, lautet für den Handelsstand nicht eben tröstlich. Verluste, gänzliche Vernichtungen von Waaren kommen, wie die tägliche Erfahrung lehrt, weit seltener vor, als Beschädigungen, die Entschädigungsansprüche der Versender gründen sich meist auf Verletzungen der letzteren Art, hier bedürfen sie also am häufigsten der prozessualischen Vortheile, welche das Gesetz ihren Rechten will zu Theil werden lassen; aber gerade in diesen Beziehungen versagen ihnen die Reglements ihr gesetzliches Recht, schreiben die Abweichung von demselben als Regel vor und anerkennen seine Geltung nur wo es nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge für den Versender keinen Werth hat und nur bei gänzlichem Abhandenkommen der Waare lassen sie die gesetzlichen Normen wenigstens als Regel bestehen.

Aber angenommen, der Entschädigungskläger überwinde siegreich alle prozessualischen Schwierigkeiten, — was hat er nun damit erlangt? Wir wollen die Frage, ob ihm auch der entgangene Gewinn ersetzt werden müsse, hier nicht untersuchen, aber so viel ist jedenfalls sicher, daß alle Gerichte der Welt ihm für den erwachsenen Schaden d. h. für den Werth der Waare im Falle gänzlichen Verlustes und bei bloßer Beschädigung für den Betrag, aus welchen ihr Werth gemindert ist, Vergütung zusprechen würden. Die Transportreglements dagegen versagen auch dieser, doch wahrscheinlich nicht weit hergeholten Rechtsregel ihre Anerkennung: sie ersetzen dem Beschädigten nicht den wirklichen Schaden, sondern sie gestehen ihm nur eine für alle Waaren gleichbestimmte Durchschnittssumme zu. Ebenso werden für Gepäcksstücke der Reisenden, wenn sie zu Grunde gehen oder beschädigt werden, nur bestimmte Entschädigungssummen entrichtet. Die Aufstellung der letzteren kann gerechter Weise nur einen zweifachen Zweck haben: theils soll sie, wo das Recht zum Schadenersatz unzweifelhaft, der Betrag des Schadens aber nicht leicht zu beweisen ist, der Schwierigkeit des Beweises durch Festsetzung eines dem gewöhnlichen Durchschnittswerth entsprechenden billigen Ersatzes begegnen, theils soll sie demjenigen, für welchen, wenn er auch diesen Beweis führen könnte, doch die Einleitung eines Civilprozesses gegen die Bahnverwaltung unthunlich und nachtheilig wäre, die Möglichkeit gewähren, sich die Kosten und den Zeitaufwand eines Prozesses zu sparen und eine sofort fällige Vergütung zu erhalten. Unter diesen Voraussetzungen gewinnt allerdings nicht nur das Publikum, sondern auch die Bahnverwaltung; oft wird diese mehr, als

sie rechtlich verpflichtet wäre, bezahlen; oft der Beschädigte weniger, als ihm gebühren würde, empfangen; aber im großen Ganzen werden sich Gewinn und Verlust auf beiden Seiten ausgleichen und wird die rasche Abfertigung der Sache beiden Theilen von Nutzen sein. Allein diese Vortheile einer sichern Abschätzung und schnellen Erledigung eines Ersatzanspruches, den die Bahnverwaltung als materiell begründet anerkennt, darf man dem Berechtigten nie aufdrängen; es muß ihm immer die Möglichkeit offen bleiben, von diesem Commodum nicht Gebrauch zu machen und da, wo es seinen Interessen entspricht, streng sein gesetzliches Recht auf dem ordentlichen Wege zu verfolgen und die Vergütung für den wirklichen Betrag seines Schadens zu fordern. Die Entschädigungssfixa sollen mit anderen Worten nie etwas Anderes sein, als Propositionen der Verwaltung an das Publikum; ungerecht und verwerflich dagegen bleibt es unter allen Umständen, diese Fixa dem Berechtigten als ein unwandelbares Maximum vorzuschreiben, über welches hinaus er zwar wohl verletzt und geschädigt werden, aber nicht den ihm von Rechtswegen gebührenden Ersatz erlangen kann.

Allerdings sei für die meisten Reisenden fixe Durchschnittssummen, welche sie beim Verlust eines Gepäckes sofort beziehen können, eine sehr erwünschte Fürsorge. Selten wird ein Reisender einen rechtsgiltigen Beweis über den Inhalt seiner Gepäckstücke, noch seltener über die Beschaffenheit und den wahren Werth der darin enthaltenen Gegenstände liefern können, und von den Wenigen, welche in beiden Beziehungen den Beweis zu erbringen vermöchten, wird noch ein guter Theil den Civilprozeß, den sie für Durchsetzung ihrer Ansprüche erheben mußten und die damit verknüpften Anklagen und den Aufenthalt auf der Reise mehr scheuen, als eine momentane pekuniäre Einbuße, die sie vielleicht bei Annahme der Durchschnittsentuschädigung erleiden; andere, nicht bemittelte Reisende, würden zu Entbehrungen genöthigt und in peinliche Verlegenheit gestürzt, wenn sie nicht sofortigen Ersatz zur Wiederanschaffung des Nothwendigsten erlangen könnten. Man darf von den Eisenbahnverwaltungen die Einräumung dieser Wohlthaten um so eher verlangen, als ihnen dieselben ebenso zu statten kommen, wie den Reisenden und überdies die Gepäcktare verhältnismäßig sehr hoch ist; demungeachtet entziehen die meisten Transportordnungen der Einrichtung den Vorzug rascher, sofortiger Liquidirung des Ersatzanspruches; erst nach Ablauf von Tagen oder Wochen wird ein fehlendes Gepäckstück als verloren betrachtet und ist dann der Reisende berechtigt, die Garantiesumme zu verlangen. Und abgesehen davon, daß vermöge dessen das System der fixen Entschädigung nur noch auf einem Beine steht, hat man es noch weit über seine natürlichen Grenzen ausgedehnt, indem man dem Reisenden, der den Beweis eines hohen Werthes zu erbringen, und den Prozeß zu bestehen bereit ist, auch dann nie ein Mehreres, als das festgesetzte Maximum entrichtet und so die Wohlthat in eine Bedrückung verkehrt.

Andere Rücksichten sind beim Waarentransport maßgebend. Hier benennt immer der Frachtbrief die einzelnen zum Transport übergebenen Waaren und gibt zugleich ihr Gewicht an; an hinreichenden Anhaltspunkten zu einer Schätzung fehlt es schon deshalb nicht. Die Ermittlung ist um so leichter, weil die versendeten Waaren fast durchgängig Handelsgut sind, dessen Preise bestimmt sind. Versender und Empfänger sind ferner in der Regel Leute, welche innerhalb des Bahngebiets ihren festen Wohnsitz haben und den Ausgang eines Prozesses des-

halb eher abwarten können als Reisende. Wozu also hier die fixen Summen? Die Bezeichnung eines Minimums, um in Ausnahmefällen dem Berechtigten als Stützpunkt zu dienen, ließe sich rechtfertigen, aber die Festsetzung des Maximums des Erfasses hat keinen Sinn, als den einer rechtswidrigen Verkürzung. Man erlöst dem Versender nie den Beweis des wahren Werthes der Sache, fast nie die Anhebung eines Prozesses, sobald die Verwaltung findet, das Entschädigungsfixum übersteige den wirklichen Werth der Waare. Tritt also einmal der Fall ein, wo der Waarenversender ein gleiches Interesse hatte, wie der gewöhnliche Reisende, ohne Weiterungen sofort eine bestimmte Summe als Vergütung beziehen zu können, so wird das Fixum plötzlich beweglich und er muß, wenn er den Prozeß vermeiden will, mit dem geringeren Betrag vorlieb nehmen, welchen die Bahnverwaltung ihm anzubieten für gut findet. Von den Vorzügen, welche die Einführung der fixen Entschädigungen rechtfertigen, ist hier kein einziger mehr übrig geblieben; der Entschädigungsberechtigte steht trotz derselben gegenüber der Bahnverwaltung ganz auf dem gewöhnlichen civilrechtlichen Boden, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß er zwar nie mehr als ihm gebührt, erhält, wohl aber sehr häufig im Schaden gelassen wird. Es ist nichts mehr als ein gehässiges Vorrecht der Bahnverwaltungen, welches die Privaten um ihr gutes Recht bringt und nie ihnen, sondern stets ausschließlich der Eisenbahnkasse ungerechten Gewinn zuwendet.

Diesen Einwendungen pflegt man die Einrichtungen der sogenannten Versicherungen entgegenzuhalten, durch welche sich der Versender einen höheren Betrag des Erfasses sichern kann. Der Versender kann nämlich im Frachtbrief einen höheren Werth deklariren, als seiner Waare nach dem angenommenen Durchschnittsbetrage zukommen würde; für diesen deklarirten Mehrwerth hat er alsdann einen Frachtaufschlag zu entrichten, dessen Zahlung aber nicht etwa eine unbedingte Haftbarkeit der Bahnverwaltung bewirkt, sondern dieselbe haftet auch jetzt nur noch „in Beziehung auf solche Beschädigungen und Verluste, für welche die Verwaltung überhaupt ersatzpflichtig ist“; ebenso wenig erlangt er damit das Recht, in jedem Falle beim Verlust der Waare die ganze declarirte Summe und bei Beschädigung des Guts eine dieser Summe proportionale Entschädigung erheben zu können, sondern es gilt „auch bei dieser Versicherung der Grundsatz, daß nur der wirkliche Schaden (natürlich nur bis zur Höhe der Deklarationssumme) der nach dem gemeinen Handelswerth des verlorenen oder beschädigten Gegenstandes am Orte und zur Zeit der Aufgabe, nicht nach entgangenem Gewinn berechnet wird, zu ersetzen ist, auch wenn die deklarirte Werthsumme sich höher belaufen sollte.“ — Das soll nun eine „Versicherung“ sein!

Es ist dies gar nichts Anderes, als eine Taxe ad valorem, die neben der Taxe nach dem Gewichte noch erhoben wird. Versicherungen sollen eine Garantie gewähren gegen Gefahren, und die Versicherungsprämie fällt und steigt mit der Wahrscheinlichkeit des Eintritts der Gefahr. Ferner ist bei Versicherungen die Summe, die beim Eintreten der Gefahr, gegen welche man sich versichert hat, fällig wird, zum Voraus genau bestimmt; sie richtet sich nicht nach der wirklichen Größe des Verlustes, sondern nach dieser rein conventionellen, von der Versicherungsanstalt proponirten und vom Versicherten angenommenen Bestimmung, welche auch für die Höhe der Prämien-

zahlung maßgebend gewesen ist. Von all' dem finden wir bei unserer sogenannten Versicherung wieder das Gegentheil, denn es wird ja nicht eine Versicherungssumme ausbezahlt, sondern einfach Schadenersatz geleistet. Der Gedanke, der zu Grunde liegt, ist der, die civilistische Haftbarkeit der Bahnverwaltungen sei nicht als eine unmittelbare Folge des Transportvertrags, als dessen negative Erfüllung anzusehen, sondern als ein besonderes Geschäft und ein selbstständiger Bestandtheil des Vertragsverhältnisses zwischen dem Versender und der Eisenbahnverwaltung; es genüge also nicht an einer Taxe für den Dienst, den diese als Frachtführer zu leisten übernimmt, sondern es müsse noch eine weitere Taxe für die Verantwortlichkeit und Achtsamkeit, die die Verwaltung an den Tag lege, gegeben werden. Wäre dieser Gedanke richtig, dann allerdings müsste diese letztere Taxe sich nach dem deklarirten Werthe richten und brauchte dennoch im Falle des Verlusts nur der wirkliche Werth ersetzt zu werden: denn nun würde es sich einzig um die civilrechtliche Folge der Nichterfüllung des Versprechens der Achtsamkeit handeln. Mit einer Versicherung dagegen läßt sich dieser Umstand nicht zusammenreimen. Vollends klar wird der Widerspruch gegen die Natur der Versicherungen, wenn man sich die Frage vorlegt, gegen was denn eigentlich versichert werde? gewiß nicht gegen unvorhergesehene Gefahren, für welche die Bahnverwaltungen überhaupt keine Garantie übernehmen, sondern nur gegen solche Verletzungen des Vertrags, von denen ohnehin schon erwiesen oder zugegeben ist, daß für dieselben die Bahnverwaltung garantiepflichtig sei, denn der Umfang der Ersatzpflicht wird ja durch die Versicherung nicht erweitert, sondern nur die Möglichkeit eingeräumt, sich da, wo die Haftbarkeit schon an sich begründet ist, den Ersatz des wirklichen Schadens zu sichern. Der Schaden wird rechtlich so angesehen, als sei er durch Handlungen oder Unterlassungen, welche die Bahnverwaltung begangen oder zu vertreten hat, verursacht worden, sie hat also von Rechtswegen für diese Handlungen oder Unterlassungen einzustehen und nun sollte sie sich Versicherungsprämien dafür zahlen lassen, daß sie bei einem ihr imputablen Verlust das thun werde, was schon das Gesetz als unmittelbare und nothwendige Folge der rechtsverletzenden Handlung ausspricht?! — Gewiß, ein so monströses Versicherungsinstitut wäre in der Welt wohl nicht wieder zu finden. Ueberdies ist die Ansicht, welche dem System zur Empfehlung beigegeben wird, grundfalsch. Das Aequivalent, welches für einen Dienst entrichtet wird, bemißt sich nach der Geschicklichkeit, der Anstrengung, der Zeit, welche der Dienstleistende aufwenden muß, aber in keiner Weise übt der Werth einer dem Frachtführer übergebenen Waare Einwirkung auf die Erschwerung seines Dienstes. Ein Ballen Baumwolle erfordert gerade ebensoviel Arbeit des Transportirenden, als ein Ballen Seide von gleichem Gewicht, eine Kiste gemünzten Geldes weniger Arbeit als eine Wagenladung Holz; kurz, wenn man einen Unterschied in der Taxirung der Transportdienste machen will, so berücksichtige man eher die verschiedene physische Beschaffenheit der Gegenstände und die dadurch bedingte größere Schwierigkeit des Transports, was freilich, wenn man nicht Alles in die Willkür der Bahnverwaltungen stellen will, auch kaum thunlich erscheint. Jedenfalls aber gehört der Werth nicht in die Rechnung: der Vertrag steht unter den gesetzlichen Regeln und es soll daher die gleiche Aufmerksamkeit und die gleiche Gewissen-

haftigkeit in Erfüllung der vertragmäßigen Obliegenheiten des Frachtführers beobachtet werden, ob die Waare werthvoll oder von geringerem Werthe ist. Werden nun dem ungeachtet die übernommenen Verbindlichkeiten nicht eingehalten, so tritt der Ersatz des Schadens ein und unmöglich kann das Aequivalent einer zugesagten Vertragsleistung nach dem Betrag bestimmt werden, der bei Nichterfüllung dieser Leistung bezahlt werden müßte; wenn es geschähe, so hieße das Einhaltung und Verletzung einer gesetzlichen Pflicht als zwei gleichbefugte Dinge auf eine Linie stellen. Bei der doppelten Taxe läßt sich somit die Eisenbahnverwaltung die nämliche Dienstleistung zweifach bezahlen, oder vielmehr sie läßt sich für eine Leistung, zu welcher sie schon kraft der einfachen Taxe verpflichtet ist, noch eine besondere Vergütung nach einem besonderen Tarif entrichten. Will man dieses Verfahren mit der Billigkeitsrücksicht entschuldigen, daß der Ersatz eine weit empfindlichere Last für die Bahnverwaltungen sei, als die Besorgung des ursprünglich übernommenen Transportdienstes, so erwäge man dagegen, wie unbillig es wäre, wenn Rechtsverletzungen keine schlimmeren Folgen nach sich zögen, als strikte Befolgung der Gesetze, und erwäge ferner, daß billige Rücksicht nicht nur den Bahnadministrationen, sondern ebenso auch dem Beschädigten gebührt, der ohne sein Verschulden durch den Vertrag, den er mit ihnen einging, in Schaden und Nachtheil versetzt worden ist. — Diese Frachtaufschläge sind aber geradezu concessionswidrig. Die Concessionen bestimmen bereits die Maxima der Tarife, und die Compagnieen sind ohne Zweifel nicht befugt, diese Maxima zu überschreiten durch Hinzufügung einer nur nach andern System eingeführten Taxe. Der Name „Versicherung“ wird dieser nur gegeben, damit er diese Umgehung der concessionsmäßigen Tarife maske. Die Bahnverwaltungen drücken vermittelst des Systems der Entschädigungsfixen die Garantien für werthvollere Waaren so herab, daß die Kaufleute und Produzenten sich mit denselben nicht begnügen können; sie müssen, wenn sie die ihnen kraft des Gesetzes gebührende Sicherheit erlangen wollen, dieselbe erst noch besonders durch Bezahlung des Frachtaufschlags erkaufen. Wenn also die Mängel der fixen Durchschnittsummen durch die sogenannte Versicherung vermittelst des Frachtaufschlags getheilt werden sollen, so heißt das nur ein Unrecht auf ein anderes häufen; gegen das durch die Concession festgesetzte Aequivalent leistet man nicht das, wozu man nach dem Gesetze verpflichtet ist und anerkennt die gesetzliche Verpflichtung nur unter einer Bedingung, die man ohne Verletzung von Vertrag und Gesetz nicht zu stellen berechtigt ist.

Die Klagen des Handelsstandes gegen die Eisenbahnverwaltungen treffen aber vor Allem die Höhe der Transportkosten und die Differenzrückfrachten. Die Völker der Erde befinden sich in einer Epoche des rührigsten Wettkampfes, der auch die Eisenbahnverwaltungen Deutschlands veranlassen muß, alles zu beseitigen, was den siegreichen Erfolg der Theilnahme unseres Volks an dem allgemeinen Kampf der Interessen erschweren oder gar hemmen könnte. Bekanntlich unterscheidet z. B. in Frankreich — der Unterschied kommt aber überall vor — den *tarif maximum*, *tarif général*, *tarif particulier*, *tarif d'abonnement* und *tarif différentiel*. Der Maximaltarif ist der Inbegriff der concessionsmäßig statthafter Maximalfrachtsätze, welche eine Gesellschaft ansetzen darf; er ist den wirklichen allgemeinen oder Normaltarifen (*tarif général*)

in der Regel sofort unterboten worden. Der tarif particulier ist der begünstigende niedrigere Satz für einzelne Frachtaufgeber, eine bestimmte Bahnrichtung ausschließlich zu benützen. Der Abonnementstarif räumt niedrigere Sätze ein gegen die Verpflichtung, binnen einer bestimmten Frist, eine bestimmte Gütermenge zu verfrachten. Der Differentialtarif endlich ist der Inbegriff niedrigerer Sätze, welche für den längern Durchlauf der Güter eingeräumt sind, also z. B. so, daß ein Gut, welches von Paris bis München laufen würde, per Centner und Meile weniger zu bezahlen hat, als wenn es etwa bloß von Paris bis Eprenay geht. Für den großen, durchlaufenden, über verschiedene Bahnen weglaufenden Verkehr spielt der Differentialtarif eine große Rolle. Die Concurrenz verschiedener Bahnen nöthigt zu den Ermäßigungen im durchgehenden Verkehr, während man den sichern innern Kunden, welcher an die Benützung der Bahn mit seinen kürzern Versendungen gewiesen ist, zum höhern Normaltarif fortbezahlen läßt. Dies führt zu eigenthümlichen Anomalien. Es ist schon vorgekommen, daß österreichisches Getreide wohlfeiler als bayrisches nach Frankreich geführt wurde, daß die Pariser Essigfabrikation ihren Spirit aus Nancy wohlfeiler transportirte, als die von Orleans. Jedes Land begünstigt so die transitirenden Güter des andern vor seinen eigenen; große Plätze sind vor den kleinen bevorzugt, indem sie bei größeren Frachtmassen schneller und wohlfeiler bedient werden als kleine. Die Differentialtarife stellen das Naturgesetz der räumlichen Entfernung somit häufig geradezu auf den Kopf. Die Eisenbahnen haben den Zweck, räumliche Entfernungen in möglichst kurzer Zeit zurückzulegen, und es liegt auf der Hand, daß die ganze ökonomische Einrichtung eines Landes eingeführt wird, wenn ein Endpunkt an den andern, nicht aber in gleichem Verhältniß das Mittelland an beide näher herangerückt wird. Breslau z. B. wird durch diese neue Eisenbahngeographie in gewisser Beziehung so behandelt, als läge es hinter Wien, und in nördlicher Richtung noch hinter Stettin und Hamburg. Die Differentialtarife belasten somit die von ihnen getroffenen Handelsplätze und deren ökonomische Gebiete, wie Prohibitivzölle. Während z. B. die Fracht von Antwerpen nach Würzburg direct nur 15 Sgr. 5 Pf. per Centner beträgt, macht sie von Antwerpen nach Köln und von Köln nach Würzburg zusammen 22 Sgr. 4 Pf. per Centner! Es ist rein unbegreiflich, wie ein Staat es geschehen lassen mag, daß die Eisenbahnen auf Kosten des übrigen Volksvermögens einzelne Orte begünstigen und zugleich Gegenden gelftentlich benachtheiligen können. Ein System von Differentialzöllen kann einen von der Natur auserlesenen und durch jahrelange Entwicklung emporgeblühten Handel geradezu zurückbringen, ja vollständig verdrängen und dem vaterländischen Wohlstande die gefährlichsten Wunden schlagen. Und diese Resultate verdankt man dann einzig und allein der Willkür einiger Eisenbahncompagnieen, welche die Geographie auf diese Weise verdreht!

Auch in England hatte der Monopollengeist die Differentialtarife geschaffen, wurden aber durch die Parlamentsacte vom 10. Juni 1854 theilweise beseitigt, welche bestimmt:

1) Jede Eisenbahn- und Kanalgesellschaft soll alle nur möglichen Erleichterungen für Empfang, Beförderung und Ablieferung der Waaren auf den verschiedenen Stationen beschaffen.

2) Eine solche Gesellschaft soll durchaus Niemand einen ungerechten Vorzug oder Nachtheil gewähren.

3) Ebenjowenig darf sie zu Gunsten oder Nachtheil einer andern Gesellschaft oder Person oder Waare ungleichmäßige Preise sich bezahlen lassen.

Nach den oben entwickelten Grundsätzen hat auch hier der Staat die Verpflichtung, die Gesellschaft gegen willkürliche und unbillige Behandlung seitens der Eisenbahngesellschaften zu schützen, und das öffentliche Interesse verlangt, daß der Staat im Geiste der Gerechtigkeit seinen gewichtigen Einfluß auf die Tarifbestimmungen wie auf die Vorschriften über Schadenersatz zur Geltung bringe. Ein befriedigender Zustand läßt sich in diesen Beziehungen durch die Macht des Staats und die Wirkung des Gesetzes herstellen.

Aber nicht bloß die Differentialtarife sind es, wegen deren aus der Mitte des Handelsstandes Klagen erhoben werden, es sind überhaupt die Tarife der deutschen Eisenbahnen viel zu hoch gegriffen, viel höher als die der französischen und englischen und darin liegt, wie wir sahen, einer der Hauptgründe für die geringere Rentabilität der deutschen Bahnen gegenüber den französischen und englischen.

Einzelne Bahnen haben allerdings die Tarife für Rohprodukte, namentlich für Kohlen, herabgesetzt und dadurch glänzende Betriebsergebnisse erzielt, und man hätte nach den gewöhnlichen Regeln der Logik erwarten sollen, daß ein so effektanter Beweis zu Gunsten der Frachtermäßigung die Verwaltungen sämtlicher Bahnen zur Einführung des EINFENNIGTARIFES für alle Massengüter, wie Erz, Kalk, Thon, Sand, Roheisen, Kartoffeln, Holz und Getreide, veranlaßt hätte.\*) Dieser Erfahrung ist aber bis jetzt leider nicht entsprochen worden; namentlich leidet die deutsche Eisenindustrie unter der Beibehaltung des bisherigen Systems hoher Frachtsätze empfindlich Noth; bis auf den heutigen Tag noch sind die rheinisch-westphälischen Eisenproduzenten von der Versendung nach dem Osten geradezu ausgeschlossen. Sollte man es für möglich halten, daß die Fracht vom Rhein nach Hamburg für den Centner viermal so viel beträgt, als die Seefracht von Hamburg nach Ostindien?! England liefert sein Roheisen billiger nach Berlin als die Rheinlande und Berlin bezieht jährlich 1,000,000 Centner Roheisen über Stettin aus England! Und alle die enormen Eisenquantitäten, die in den Einfuhrlisten von Stettin, Danzig, Königsberg, Memel, Hamburg, Lübeck und Bremen figuriren, könnten größtentheils den deutschen Hüttenwerken zufallen, sobald der Staat die Hebung des Absatzes der letzteren durch Einführung des EINFENNIGTARIFES in die Hand nähme. Was der EINFENNIGTARIF für die Kohle vermochte, ersieht man daraus, daß vermittelst desselben die westphälische Kohle der englischen ein Absatzgebiet um das andere entreißt, erstere ist nach Ostfriesland vorgebrungen, selbst bis nach Bremerhaven, Kiel, Lübeck, Berlin, sogar bis nach Stettin; Orte, die vor der Einführung des EINFENNIGTARIFES sich durchaus mit englischer Kohle versorgen mußten. Daß

\*) In neuester Zeit kam es sogar vor, daß die Verwaltung der württembergischen Bahnen die Fahrtaxen für die bestfrequentirten Routen (Stuttgart bis Ludwigsburg und Stuttgart bis Gillingen) erhöhte, angeblich, um die Gleichheit mit den übrigen bei den württembergischen Bahnen festgesetzten Taxen herzustellen und die von diesen Routen durchzogenen Gegenden auf die gleiche Stufe mit dem übrigen Lande zu stellen!

direkte Schritte bei den Eisenbahnverwaltungen, die nichts sehen und hören wollen, keinen Erfolg haben, steht unzweifelhaft fest. Der Artikel 45 der norddeutschen Bundesverfassung tritt aber hier gerade rechtzeitig in die Lücke und eröffnet der deutschen Industrie einen schönen Horizont. Er lautet: „Dem Bunde steht die Controle über das Tarifwesen der Eisenbahnen zu. Derselbe wird namentlich dahin wirken, daß die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt, besonders daß bei großen Entfernungen für den Transport von Kohlen, Coaks, Holz, Erzen, Steinen, Salz, Roheisen, Düngungsmitteln und ähnlichen Gegenständen ein den Bedürfnissen der Landwirthschaft und der Industrie entsprechender ermäßigter Tarif, und zwar zunächst thunlich der Einpennigtarif eingeführt werde.“

An dem Handelsstand ist es nun, nicht müde zu werden und immer und immer wieder durch Petitionen bei dem norddeutschen Bunde und den Regierungen diese Frage und ihre Erledigung in Anregung zu bringen und dem verderblichen Monopoliengeste, der unsere Eisenbahnen noch regiert, eine wirksame Spitze zu bieten. \*)

Th. W.

\*) Wir erinnern hier zum Schluß an die schönen und berebten Worte Lamartines, die er in der Deputirtenkammer bei Verathung des Eisenbahngesetzes äußerte: „Beim Lesen der Geschichte oder beim Anblick der Thatfachen hat mich immer ein Gefühl mächtig ergriffen: der Abscheu vor den Corporationen, die Unverträglichkeit der wahren fortschreitenden Freiheit mit dem Bestehen von Corporationen in einem Staat. Ich weiß, daß das nicht die gewöhnliche Ansicht ist, welche ihnen im Gegentheil eine Art Wechselbeziehung mit der Freiheit zuschreibt; aber man braucht nicht, daß man alsdann die aristokratische und nicht die demokratische Freiheit meint, und daß Corporationen, wenn sie dem, was über ihnen ist, widerstehen, zugleich auch mit gleicher Gewalt Alles, was unter ihnen steht, erdrücken. Es ist dies die gefährlichste Tyrannei, weil sie am längsten dauert, die Tyrannei mit tausend Köpfen, mit tausend Leben, mit tausend Wurzeln, die Tyrannei, welche man nicht brechen, nicht tödten, noch auserotten kann; in keiner bessern Gestalt hätte die Unterdrückung je auftreten können, um die Individuen und die allgemeinen Interessen zu vernichten. Habt ihr sie einmal geschaffen oder entstehen lassen, so sind sie eure Herren auf Jahrhunderte hinaus. Ihr wißt nicht, wo sie anrücken und dennoch beherrschen sie euch. Die Corporationen, oder, was ihnen gleich ist, die vom Gesetz anerkannten Kollektivinteressen sind das Rämliche: die Knechtung aller übrigen Interessen. Man darf sie nicht mehr anrühren, ohne daß sie einen Schrei ausstoßen, der Alles, was um sie ist, erschreckt und erschüttert. Freie Staaten sind ihrem Einfluß nicht weniger unterworfen, als andere; überall, in der Presse, in der öffentlichen Meinung, in den politischen Körperschaften, wo sie interessirte Helfershelfer und Freunde finden, schleichen sie sich ein, ihre Sache hat ebenso viele Stützen, als es Verbündete dieser Interessen gibt. Aber was wird erst dann sein, wenn ihr die unzähligen Aktionäre, welche die Organisation der Eisenbahnen unter den Händen zusammenschaart, zu Kollektivpersonen und industriellen Compagnien gemacht habt? . . . Ihr bindet auf ewig die Concurrenz, die Produktion, die Culturvorbesserungen in euren Lanke. Das Volk mag sich lange beschweren, über die Tarife klagen, — es und ihr selbst werdet auf Jahrhunderte in der Gewalt der Compagnien sein. Ihr macht ihnen die Interessen des Volks und die allgemeinen Interessen dienßbar; ihr, Anhänger des Fortschritts und der Befreiung der Massen, die ihr den Feudalismus mit seinen Zöllen und Wegrechten über den Haufen geworfen habt, ihr laßt sie das Volk in Fesseln schlagen und das Territorium mit dem Feudalsystem des Geldes zumanern. Nein, niemals hat eine Regierung, niemals eine Nation eine außerhalb ihrer stehende, ebenso drohende und Alles verschlingende finanzielle, industrielle und sogar politische Macht constituirte, als ihr es im Begriffe seid zu thun, indem ihr euren Boden und eure Administration Compagnien überliefert.“ Es waren dies wahrhaft prophetische Worte und der Erfolg der Thatfachen hat sie nicht Lügen gestraft.



## Populäre Darstellung wirklicher Fälle aus dem Handelsgerichtsleben.

### Interessante Entscheidungen.

Seitens des obersten Gerichtshofes der preussischen Monarchie, des königlichen Obertribunals zu Berlin, sind innerhalb der letzten Monate unter Anderem auch nachstehende Entscheidungen in merkantilen Angelegenheiten resp. Streitfragen erlassen worden, welche — da sie endgiltige und als Norm für künftige analoge Fälle dienende Entscheidungen („Präjudize“) sind, und da der Gerichtssprengel des königlichen Obertribunals ein weit größerer ist, als der irgend eines andern deutschen Oberappellationsgerichtes, indem er sich über ein Areal von mehr als 5000 Geviertmeilen und eine Bevölkerung von mehr als 19 Millionen Seelen erstreckt — für weitere Kreise Interesse haben dürften. Wir lassen sie deshalb nachstehend in der Kürze folgen.

#### 1.

Ein namhafter Eisenwaarenfabrikant und Inhaber einer renommirten Eisenwaarengroßhandlung in Berlin hatte einem dortigen Spebiteur persönlich den Auftrag gegeben, aus seiner Fabrik am nächsten Morgen präcis 7 Uhr eine größere Partie Roheisen abholen und nach dem Hamburger Bahnhofe schaffen zu lassen. Dieser ist im nordwestlichen, die in Rede stehende Fabrik im entgegengesetzten Theile von Berlin belegen; das Gewicht des Eisens aber betrug nahezu fünfzig Centner und war zu seinem Transporte ein zweispänniges Fuhrwerk erforderlich. Der von dem Fabrikbesitzer beauftragte Spebiteur hielt pünktlich Wort. Sein Kollnecht fuhr zur richtigen Zeit vom Geschäftslokale ab und war einige Minuten vor 7 Uhr an der Ecke der Straße, in welcher die Fabrik, nach der er bestellt worden, liegt. Hier aber begegnete ihm, aus der gedachten Straße kommend, ein anderes zweispänniges Kollfuhrwerk, welches gleichfalls Eisen geladen hatte. Beide Kollnechte kannten sich, und theilte derjenige, welcher bereits Eisen verladen hatte, dem andern auf seine Fragen: „woher er komme und wohin er fahre?“ mit, daß er aus der M.schen Fabrik (der nämlichen, wohin jener wollte) komme, dort das Eisen eingenommen habe und solches auf Befehl seines Herrn nach dem Hamburger Bahnhofe fahre. Der erstgedachte Kollnecht hielt sich jetzt für überzeugt, daß hier ein Mißverständniß seitens seines Herrn obwalte und er in der Fabrik nichts mehr zu schaffen habe, da ja das Eisen, zu dessen Abholung er abgeschickt worden, bereits verladen und spebirt sei. Er kehrte also auf der Stelle um und kehrte nach Hause zurück. Sein Brodherr verlangte gleichwohl von dem Fabrikbesitzer, da er ja sein Fuhrwerk rechtzeitig von Hause ab und bis zur Straße, in welcher die Fabrik liegt, geschickt habe, die bedungene Spebitionsgebühr. Da ihm solche verweigert wurde, reichte er bei dem

Stadtgerichte zu Berlin eine Klage auf Entschädigung gegen den Eisenwarenfabrikanten ein, weil dieser seinerseits das zwischen ihnen vereinbarte Abkommen nicht gehalten habe. Da dieser zugestand, das den Gegenstand der Klage bildende Abkommen in der That mit dem klagenden Spediteur getroffen zu haben; und da er ferner einräumte, seinem Comptoirpersonale von der von ihm gemachten Bestellung keine Kunde gegeben zu haben, was dieses dann veranlaßte, die Besorgung des Transports einem andern Spediteur zu übertragen: so wurde vom Stadtgerichte der beklagte Fabrikherr zur Zahlung der eingeklagten Speditionsgebühr und der Prozeßkosten verurtheilt. — Anders erkannte, auf eingelegte Appellation, der zweite Richter, das königliche Kammergericht zu Berlin. Dieses wies dem Spediteur mit seinem Klageantrag zurück, weil er nicht, wie es die Natur des contrahirten Vertrages erfordert, mit seinem Gefährt an Ort und Stelle erschienen war und die Aushändigung der zu spedirenden Waare verlangt hatte, vielmehr sein Fuhrwerk, wie er selbst zugestand, umgekehrt war, ohne die verabredete Stelle erreicht zu haben; mithin seine Willfährigkeit, den Vertrag zu erfüllen, in Zweifel gestellt werden könne. — Das königliche Obertribunal, als letzte Instanz, bestätigte den, den Spediteur abweisenden Bescheid des Kammergerichts; in dem es als Rechtsgrund sah feststellte, daß auf Grund eines Contractes nur dann ein Recht in Anspruch genommen oder eine Entschädigung verlangt werden könne, wenn der Klagenbe seinerseits den Vertrag in allen Punkten vollständig erfüllt habe.

## 2.

Ein unlängst vor dem Obertribunal zu Berlin endgültig verhandelter Fall betrifft die für den gesammten preussischen Handelsstand hochwichtige Frage: „ob der Uebernehmer einer Handelsfirma für die von dem früheren Inhaber eben dieser Firma eingegangenen Wechselverbindlichkeiten haftet?“ Durch ein westphälisches Kreisgericht war diese Frage in erster Instanz bejaht worden; das königliche Appellationsgericht zu Hamm (gleichfalls in Westphalen) verneinte sie aber in zweiter Instanz. Kürzlich nun hat, auf eingelegten Recours des durch das zweite Erkenntniß abgewiesenen Wechselgläubigers (es handelte sich bei dem Prozesse um eine Summe von mehreren hundert Thalern) das königliche Obertribunal die Entscheidung erster Instanz wieder hergestellt, die Frage also gleichfalls bejaht. In den Gründen des Erkenntnisses heißt es unter Anderem: „Dadurch, daß dem Handelsgeschäfte in der Firma ein besonderer, es von anderen gleichartigen Geschäften unterscheidender Name beigelegt ist; daß das Geschäft durch diese seine „Firma“ nach Außen hin repräsentirt wird, und daß beide von einander unzertrennlich sind, ist dem unter der Firma geführten Handelsgeschäfte eine Art von Persönlichkeit beigelegt, welche sich bei offenen Handelsgeschäften noch besonders dadurch manifestirt, daß diese unter ihrer Firma Rechte erwerben, Verbindlichkeiten eingehen, bewegliches und unbewegliches Eigenthum erwerben, vor Gericht klagen und verklagt werden können.“ — Somit ist also die früher in Preußen streitige Frage:

„ob der Uebernehmer einer Firma für die von dem früheren Inhaber contrahirten Schulden und sonst eingegangener Verbindlichkeiten als Selbstverpflichteter haftet?“

für den Umfang der Monarchie, mit Ausschluß der neu annectirten Provinzen, (für welche bekanntlich nicht das Obertribunal, sondern das 1867 errichtete Oberappella-

tionsgericht zu Berlin der höchste Gerichtshof ist) endgiltig, und zwar bejahend, entschieden. Natürlich wird durch diese Entscheidung das Recht des neuen Firmeninhabers zur Regreßnahme an den früheren Inhaber nicht ausgeschlossen oder beschränkt; doch bleibt solche immer eine heikliche Sache.

## 3.

Nachstehend scizzirter, kürzlich in dritter Instanz beendeter, Gewerbesteuercontraventionsprozeß ist für Handeltreibende seiner Entscheidung nach von Interesse. Der Fabrikbesitzer Sp. zu Berlin betreibt dort ein ausgedehntes Färbereigeschäft wollener und seidener Stoffe. Um für seine in großartigen Dimensionen angelegte Färberei zu jeder Zeit einen ausreichenden Vorrath von zu färbenden Stoffen zu haben, hat Herr Sp. außerhalb Berlins in verschiedenen Provinzialstädten Annahmestellen errichtet, in welchen Aufträge zum Färben entgegen genommen, die zu färbenden Stoffe gesammelt und partienweise zur Fabrik in Berlin geschickt und, von dort remittirt, die gefärbten Stoffe den Bestellern, gegen Zahlung des stipulirten Färbelohns, wieder ausgeliefert werden. „Ist nun wegen des Haltens dieser Stellen Herr Sp. zur Zahlung der Gewerbesteuer, und zwar für jede einzelne Annahmestelle besonders, verpflichtet, oder ist er es nicht?“ diese Frage ist zu Breslau von der mit der Erhebung der Gewerbesteuer beauftragten Behörde erhoben und, nachdem sie alle Instanzen durchlaufen, vor einigen Monaten entgiltig entschieden worden. Veranlassung dazu gab der Umstand, daß der genannte Fabrikbesitzer, wie anderswo, so auch in der Hauptstadt Schlesiens, eine derartige Annahmestelle errichtet, für solche aber weder Steuer gezahlt, noch überhaupt sie bei der veranlagenden Behörde (dem Magistrat zu Breslau) angemeldet hat. Deßhalb von dem königlichen Provinzialsteuerdirectorat zu Breslau per resolutum der Gewerbesteuerbefraubation schuldig befunden und zu einer namhaften Geldstrafe verurtheilt, provocirte Herr Sp. die Entscheidung der Gerichte.

Der Verurtheilte, dessen Geschäft zu Berlin in das Firmenregister und der für seine Person in das Register der „Handeltreibenden mit kaufmännischen Rechten“ eingetragen und demgemäß in der ersten Gewerbesteuerklasse zur Gewerbesteuer veranlagt ist, bestritt seine Verpflichtung zur Entrichtung der von der Breslauer Behörde von ihm verlangten Steuer; und zwar aus folgenden Gründen. Einmal nämlich betreibe er überhaupt kein merkantiles, sondern nur ein handwerklerisches Gewerbe, sei nicht Kaufmann, sondern nur Handwerker, wenn auch seine Färberei und Decatir-Anstalt in ihren Dimensionen und Geschäftsumfange andere derartige Etablissements erheblich übersteige. Seine Einrangirung in die (höhere besteuerte) Gewerbesteuerklasse I. sei somit an und für sich ein Irrthum. Sodann seien seine auswärtigen Annahmestellen keine „Läden“ im Sinne des Gesetzes und eben deßhalb betreibe er durch dieselben keinerlei Gewerbe, weder ein merkantiles, noch ein handwerksmäßiges. Endlich aber werde in Berlin sein Gesamtgewerbe, also der gesammte Umfang desselben an allen Orten besteuert.

Dies die Anführungen des Verurtheilten. Das Gericht erster Instanz (das königliche Stadtgericht zu Breslau) führte jedoch dem entgegen aus: die sogenannten „Annahmestellen“ seien Läden im Sinne des Gewerbesteuergesetzes vom 30. Mai 1820, weil darunter solche Stellen zu verstehen seien, in denen die Leistungen des Kaufmannes, resp. des mit kaufmännischen Rechten ausgestatteten Fabrikanten, dem

Publikum zugänglich gemacht und die Gegenleistung desselben (die Bezahlung) in Empfang genommen werden; die Besteuerung in Berlin sei für Breslau gleichgültig.“ Es erging deshalb ein, das Resolut der Verwaltungsbehörde bestätigendes, also ein verurtheilendes Erkenntniß. Ebenso entschied das Appellationsgericht zu Breslau. Es führte aus: Angeklagter sei Kaufmann, weil er, seiner ganzen geschäftlichen Thätigkeit entsprechend, in die Steuerrolle der Geschäftstreibenden mit kaufmännischen Rechten aufgenommen sei; sein Gewerbe sei also ein Handelsgewerbe, wie auch schon aus der Eintragung seines Geschäftes in das Firmenregister der Stadt Berlin hervorgehe. Aber auch als Fabrikunternehmung betrachtet, unterliege es der Steuer für Handel. Die Ausführung des ersten Richters über die Qualität der Annahmestelle zu Breslau als Laden sei richtig; denn: in der genannten Annahmestelle werden Aufträge zum Färben von Stoffen, resp. diese Stoffe selbst, angenommen, solche von hier aus nach Berlin zur Färberei dirigirt, und endlich die gefärbten Stoffe von der Annahmestelle aus abgeliefert und hier auch die Gegenleistung des Publikums, der Färbelohn, in Empfang genommen. Durch die Annahme der Stoffe zum Färben vermittelt eines Bevollmächtigten, wird hier das Geschäft wegen des Färbens abgeschlossen; der Angeklagte macht die Geschäfte mit dem Breslauer Publikum, also hier ab, und nicht, wie er behauptet, in Berlin. Auf die Einrede desselben, daß er in Berlin schon mit Rücksicht auf die von ihm unterhaltenen auswärtigen Annahmestellen die höchste Gewerbesteuer zahle, kommt es deshalb nicht an, weil nach §. 4. des Gewerbesteuergesetzes vom 30. Mai 1820 die Steuer von jedem einzelnen Laden und Comptoir, je nach dem Geschäftsumfange desselben normirt, und nicht von mehreren oder allen zusammen zu erheben ist. Es muß daher dem Angeklagten lediglich überlassen werden, insofern er sich deshalb in Berlin für zu hoch besteuert hält, weil er auch anderswo Steuer für seine Annahmecomptoirs entrichten muß, bei der zuständigen Behörde in Berlin die Herabsetzung seiner dortigen Steuer zu beantragen.“

Gegen diese, die erstergangene bestätigende, Entscheidung legte Herr Sp. die Richtigkeitsbeschwerde beim königlichen Obertribunal ein. Dies hat dieselbe jedoch als „durchaus unbegründet“ zurückgewiesen, indem es die Gründe des zweiten Erkenntnisses überall billigte. Hiernach ergibt sich zur Nachachtung für den Handelsbetrieb: a. daß zur Feststellung der Steuerpflichtigkeit der Handels- resp. Fabrikgewerbe die Grundsätze des „Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches“ zur Anwendung kommen; b. daß Färbereien von bedeutendem Umfange als Fabriketablisement anzusehen sind, welche in die Kategorie der „Handelsgewerbe“ rangiren, und c. daß die Annahmestellen solcher Färbereien (und andere derartige Etablissements) an auswärtigen Plätzen als an diesen steuerpflichtigen Comptoirs gelten; Entscheidungen von ziemlich erheblicher Tragweite.

G. Jaquet.

## Miscellen aus der Kaufmannswelt.

### Ueber das Jahr 1867 und die preussische Bank.

Von

Julius Philippson.

Wir traten in das Jahr 1867 mit der bestimmten Erwartung, daß unter den Segnungen des wieder gewonnenen Friedens Alles zu neuem kräftigerem Leben wieder erwachen würde. Die Hoffnung blieb aber unerfüllt. Die einmal erschütterten politischen Verhältnisse vermochten sich nicht so schnell wieder zu beruhigen, und wenn es die Mäßigung der preussischen Regierung in der Luxemburger Frage auch gelang den Frieden zu erhalten, so blieb ein gewisses Mißtrauen in den Bestand desselben doch vorherrschend bis zum Ende des Jahres und auch darüber hinaus. Hierzu kamen noch andere mißliche Verhältnisse, zu denen wir hauptsächlich die Hypothekennoth, die hohen Eingangszölle auf alle Waaren und Fabrikate in Nordamerika (woburch denselben fast der Markt verschlossen, derselbe jedenfalls sehr vermindert wurde), und den bedeutenden Ausfall der Ernte rechnen müssen. Es ist begreiflich, daß unter diesen Verhältnissen Handel und Gewerbe nicht gedeihen konnten. Der Gesamtumsatz der preussischen Bank wird uns davon ein Bild weiter unten liefern, da derselbe von 3806 Millionen des Jahres 1866 sich auf 3425 Millionen im Jahre 1867 verminderte, mithin 381 Millionen Thaler weniger umgesetzt wurden.

Ueber die Hypothekennoth haben wir uns bereits im vorigen Jahre ausgesprochen. So lange die Staaten selbst fortwährend in Anleihen unter den günstigsten Bedingungen die Kapitalien heranlocken, wird es nur durch Erhöhung des Zinsfußes gelingen, bei Neubauten und auf Güter Gelder vorschußweise zu erhalten. Dazu muß aber eine bequemere Form gefunden werden, diese Hypotheken los zu werden und nicht so leicht kündbar zu gestalten, als dies bisher der Fall war. Dem Besitzer der Hypotheken muß es dagegen auch möglich gemacht werden, diese Hypotheken bei Bedarf theilweise veräußern zu können, ohne, wie jetzt, gleich das ganze Kapital kündigen zu müssen. Immer mehr arbeitet man daran Hypothekenspandbriefe zu erschaffen, die nach beiden Seiten hin Erleichterung gewähren können. Ist erst hiebei eine Hilfe im Gange, dann wird man wieder daran gehen Häuser zu bauen und damit allen Bauhandwerkern, von denen wieder alle Tapeten- und Glasfabriken, Ziegelbrennereien, Holzschneidereien u. abhängen, Arbeit zu verschaffen. Es ist bekannt, daß die preussische Staatsregierung sich mit dem Statute des Berliner Pfandbriefamtes einverstanden erklärt, und die definitive Genehmigung desselben, sowie Verleihung der Depostalfähigkeit für die Berliner Pfandbriefe für den Fall in sichere Aussicht gestellt hat, daß sich schon jetzt hiesige Grundbesitzer mit Grundstücken von zusammen fünf Millionen Thalern Feuerkassenwerth zum Beitritt melden. Wir zweifeln

nicht, daß die gewünschte Zahl Grundbesitzer sich melden wird, sind indeß der Ansicht, daß das Pfandbriefinstitut nur dann seine Aufgabe vollständig zu lösen vermag, wenn die große Mehrzahl der Grundbesitzer und der Kapitalisten sich dafür zu interessiren beginnt. In Berlin hat sich dazu ein Verein zur Wahrung der Interessen des Grundbesitzes gebildet, der es sich zur Aufgabe macht, das Publikum über das Institut aufzuklären und der Hypothekennoth abzuhelfen.

Weit schwieriger ist das Handelsverhältniß mit den nordamerikanischen Freistaaten. Nach den ungeheuren Anstrengungen, welche diese machen mußten um den Krieg gegen den Süden zu führen, erwuchs denselben eine mit klingender Münze zu verzinsende Schuld von

|                                            |                             |
|--------------------------------------------|-----------------------------|
| 5prozent. Bonds                            | 198,431,350 Dollars         |
| 6 " " 1867—68                              | 14,932,141 "                |
| 6 " " 1881                                 | 285,746,400 "               |
| 6 " 5—20 Bonds                             | 1168,796,000 "              |
| Nav. B. Fund.                              | 13,000,000 "                |
|                                            | <hr/> 1678,906,691 Dollars. |
| Dazu Schuld in Papier zu verzinsen         | 574,964,855 "               |
| Nicht zur Zahlung präsentirte Schuld       | 15,636,815 "                |
| Unverzinsliche Schuld, Vereinigte Staaten: |                             |
| Noten (Greenbacks)                         | 369,164,844 "               |
| Kleingeld . . . . .                        | 28,554,729 "                |
| Goldcertificate für Depositen . . . . .    | 19,177,535 "                |
| Totalschuld                                | <hr/> 2686,685,869 Dollars. |

von denen über 417 Millionen auf die schwebende Schuld kommen. Der Schwerpunkt der amerikanischen Schuldverhältnisse liegt in der mit klingender Münze zu verzinsenden Schuld, welche nicht allein den bei weitem größten Theil der Gesamtsumme ausmacht, sondern auch größtentheils im Auslande untergebracht ist, und daher eine gewissenhafte Finanzverwaltung, wenn sie nicht zur rechten Zeit baare Deckung zu schaffen vermag, am ehesten in Verlegenheit bringen kann. Die österreichische Finanzcalamität hat in diesem Umstande bekanntermaßen sehr wesentlich ihren Ursprung, und wenn sie jetzt als einzige Abhilfe 17 Prozent von jedem Coupon in Abzug bringen will, so ist dies ein gelinder Bankerott. Die Geldmänner, welche aber sicheres Einkommen genießen wollen, werden um so eher Pfandbriefinstituten ihre Gelder zuwenden, die weniger von den sich überstürzenden Staatsanlehen und Staatsbedürfnissen berührt werden. Jedes Jahr bringt allüberall neue Anlehen, und da fragen wir uns ernstlich, wohin soll das anders führen, als — zum Bankerott, wenn es eben bei dem weichenenden Wohlstande durch die Steuern nicht ausgebracht werden kann. Auch die amerikanische Regierung ging von der Ansicht aus, durch eine maßlose Steigerung der Tariffsätze eine jährliche Beschaffung der 100 Millionen baaren Geldes, welche sie auf die in klingender Münze zu verzinsenden 1678 Millionen brauchen, erwirken zu können. Allein die Erfahrungen des letzten Finanzjahres haben schon das Gegentheil gezeigt. Der Zoll auf fremde Manufacturwaaren ist gegenwärtig auf einen Werthzoll von 49½ Prozent hinaufgeschraubt, der für den amerikanischen Consumenten eine weitere Steigerung von 37—38 Prozent dadurch erhält, daß um so viel der Cours zwischen Gold und Silber differirt. Ein solcher Satz ist, für viele Artikel wenigstens, schon jetzt gleichbedeutend mit der Unmöglichkeit des Im-

ports überhaupt, und damit selbstverständlich auch die Möglichkeit sie zur Einnahmequelle des Staats zu machen, hinfällig geworden. Am meisten leiden darunter unsere Tuch- und Wollenwaarenfabriken, von denen viele sich auf das Geschäft nach Amerika eingerichtet und vergrößert hatten. Die Einnahmen des amerikanischen Schatzamtes betrugen, das Finanzjahr jeberzeit vom 1. Juli bis 30. Juni gerechnet:

| a) ausländische Staatseinkünfte | b) Zölle            |
|---------------------------------|---------------------|
| 1863 41,000,000 Dollars.        | 69,000,000 Dollars. |
| 1864 116,000,000 "              | 102,000,000 "       |
| 1865 211,000,000 "              | 85,000,000 "        |
| 1866 311,000,000 "              | 179,000,000 "       |
| 1867 267,000,000 "              | 173,000,000 "       |

Die Einnahmen sind demnach schon jetzt bedeutend gefallen, weil mit dem enormen Hinauffschrauben des Tarifs nothwendigerweise der Verbrauch ausländischer Artikel, und der Wohlstand überhaupt abnehmen muß. Die finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Union sind also so lange im Rückgange begriffen, als bis sie die Werthzölle vermindert, das Leben und seine Bedürfnisse billiger macht, damit die Arbeit, als Grundlage jedes Wohlstandes, erleichtert und befördert wird.

So sehen wir auch hieraus, wie nothwendig es ist, sich volkswirthschaftlich zu befreien und auf einen freien Austausch aller Kräfte der Arbeit und des Capitals hinzuwirken.

Eine solche Freiheit, die den Fortschritt der Gesetzgebung im Norden Deutschlands bekundet, kann einzig und allein eine so gewaltige Anziehung ausüben, daß trotz des anscheinend partikularistischen feindlichen Gegensatzes auf der Grundlage der freien Arbeit das sübliche Deutschland dem muthigen Anstoß des Nordens sich nicht entziehen kann. Dann erst wird das volkswirthschaftliche Leben das Geschäft wieder kräftigen, das Vertrauen auf die Stärke des Gesamtvaterlandes jeden Anstoß von außen fern halten. Mit der unentflieharen Nothwendigkeit eines Naturgesetzes wirkt ein großer Organismus von 30 Millionen auf die getheilten Territorien von 8 Millionen gleichartiger Nationalität, besonders wenn ein materielles Interesse, einerlei Gesetzgebung Alle verbindet.

Bis dahin sind wir Einflüssen von außen ausgesetzt, die vielleicht den partikularistischen Wünschen eines Kleinfürsten in seiner Machtstellung innerhalb des großen Vaterlandes gelegen sein mögen, dem materiellen Wohle des Volksthum aber tiefe Wunden schlagen. Wären wir 1867 im Frühjahr einig gewesen, dann hätte es Frankreich nicht gewagt, die Luxemburger Angelegenheit anzuregen, und damit dem Geschäftsbetriebe alle Sicherheit und die Festigkeit der Zukunft zu rauben. Seitdem ist jegliche Spekulation im Inlande verschwunden, jede Fabrikthätigkeit noch mehr gehemmt und damit die lohnende Arbeit verschwunden, welche nach allen Seiten hin die Menschen beschäftigt.

Der Geschäftsbetrieb der königlichen Bank zeigt uns dies recht deutlich. Das Netz derselben ist über ganz Preußen ausgebreitet. Zum jetzigen Zinsfuß von 4 Prozent kann der Geschäftsmann gleichmäßig seine Wechsel nach Berlin, Köln zc., wie auch Flensburg, Altona, Tilsit, Trier, Graubenz zc. begeben, und dadurch billig und bequem seine Guthaben von den Geschäftsfreunden erheben. Auch Papiere auf Leipzig, Zwickau, Chemnitz, Dresden nimmt sie jetzt zum Diskontiren, sowie Rimeffen auf Hamburg, London, Amsterdam bei ihr willigen Absatz finden. Welche Wohlthat wird

es sein, wenn ein solches deutsches Banknetz uns umfängt! Der Waarenhändler en gros weiß dies am besten zu würdigen, denn die Agioverluste bei den vielen Vaterländern betragen im Laufe des Jahres mehr als er Steuern zu bezahlen hat, ohne daß von seinem Schaden irgend Jemand, außer dem Wechselr, Nutzen zieht.

Im Jahre 1867 war der Verkehr viel geringer wie im Kriegsjahre 1866. An Wechseln wurden von der Bank angekauft 978,121 Stück über 524,617,619 Thaler, in der Stückzahl 44,810 mehr und im Gelbbetrage ca. 61 Millionen weniger als im vorangegangenen Jahre. Im Lombard wurden ausgeliehen 7219 Darlehen im Betrage von 82 Millionen, das sind neun Darlehen weniger und ca. 7 Millionen Thaler mehr als im Jahre 1866. Die durchschnittliche Anlage im Wechsel- und im Lombardverkehr hat 78,715,000 Thaler betragen, also weniger als 1866.

An Banknoten sind durchschnittlich 128 Mill. im Umlauf gewesen, circa 6 Mill. Thaler mehr als im Vorjahre. Der Bruttogewinn der Bank im Jahre 1867 hat 4,134,037 Thaler 18 Sgr. 4 Pf. betragen, wovon nach Abzug der Verwaltungskosten 1,136,970 Thaler 9 Sgr. 4 Pf. ein Gewinn von 2,997,067 Thaler 9 Sgr. verbleibt. Während die Banktheilhaber für 1866 einen Zinsertrag von 13½ Prozent empfangen, beträgt er für 1867 nur 8¼ Prozent. Der Geschäftsumsatz der einzelnen Bankanstalten der preussischen Bank erreichte folgende Höhe:

|                                | Im Jahr 1867<br>Thlr. | 1866<br>Thlr. | Frühere<br>Reihenfolge |
|--------------------------------|-----------------------|---------------|------------------------|
| 1) Breslau . . . . .           | 151,044,400           | 162,013,300   | 1)                     |
| 2) Köln . . . . .              | 132,520,800           | 150,893,500   | 2)                     |
| 3) Königsberg i. Pr. . . . .   | 116,400,100           | 128,354,800   | 4)                     |
| 4) Stettin . . . . .           | 109,007,100           | 120,739,600   | 5)                     |
| 5) Magdeburg . . . . .         | 92,309,300            | 134,909,400   | 3)                     |
| 6) Danzig . . . . .            | 76,990,400            | 87,444,000    | 6)                     |
| 7) Halle a. d. S. . . . .      | 70,681,500            | 76,049,000    | 7)                     |
| 8) Posen . . . . .             | 69,427,700            | 70,486,000    | 8)                     |
| 9) Elberfeld . . . . .         | 65,638,900            | 63,914,600    | 9)                     |
| 10) Dortmund . . . . .         | 51,372,700            | 45,785,300    | 10)                    |
| 11) Krefeld . . . . .          | 44,596,900            | 29,208,000    | 17)                    |
| 12) Gleiwitz . . . . .         | 40,878,600            | 43,408,900    | 11)                    |
| 13) Frankfurt a. d. O. . . . . | 37,169,900            | 35,907,100    | 13)                    |
| 14) Düsseldorf . . . . .       | 34,342,400            | 30,780,000    | 15)                    |
| 15) Götting . . . . .          | 32,317,600            | 24,630,900    | 22)                    |
| 16) Memel . . . . .            | 30,605,600            | 37,410,600    | 12)                    |
| 17) Essen . . . . .            | 30,285,200            | 35,379,200    | 14)                    |
| 18) Glogau . . . . .           | 27,807,300            | 24,855,500    | 21)                    |
| 19) Bielefeld . . . . .        | 24,738,900            | 23,883,300    | 23)                    |
| 20) Nordhausen . . . . .       | 23,721,200            | 30,086,600    | 16)                    |
| 21) Bromberg . . . . .         | 22,252,800            | 25,327,000    | 20)                    |
| 22) Thorn . . . . .            | 21,773,800            | 20,635,500    | 25)                    |
| 23) Münster . . . . .          | 21,479,100            | 29,197,400    | 18)                    |
| 24) Elbing . . . . .           | 19,279,300            | 21,081,900    | 24)                    |
| 25) Aachen . . . . .           | 19,224,100            | 26,083,500    | 19)                    |
| 26) Landsberg a. d. W. . . . . | 17,902,200            | 16,470,200    | 27)                    |



|                       |               |                       |     |
|-----------------------|---------------|-----------------------|-----|
| 27) Straßund . . . .  | 15,996,200    | 19,483,100            | 26) |
| 28) Altona . . . .    | 15,088,700    | —                     |     |
| 29) Liffit . . . .    | 13,552,300    | 15,959,500            | 28) |
| 30) Minden . . . .    | 13,505,700    | 13,451,900            | 30) |
| 31) Graubenz . . . .  | 9,416,400     | 9,651,800             | 31) |
| 32) Siegen . . . .    | 8,769,300     | 15,066,700            | 29) |
| 33) Kassel . . . .    | 7,970,500     | 802,800               | 32) |
| 34) Koblenz . . . .   | 7,798,800     | von Köln ressortirend |     |
| 35) Osnabrück . . . . | 3,270,400     | —                     |     |
| 36) Emden . . . .     | 890,500       | —                     |     |
|                       | 1,480,026,600 | 1,569,351,300         |     |
| Berlin . . . .        | 564,322,600   | 735,028,800           |     |
|                       | 2,044,349,200 | 2,304,380,100         |     |

Es geht aus dieser Tabelle hervor, daß ein nennenswerther Aufschwung der Geschäfte fast nirgends stattfand; nur bei einzelnen Plätzen mittlerer Größe ist ein solcher zu verzeichnen, so bei Krefeld mit ca. 15 Millionen, bei Gdrlitz mit ca. 8 Millionen, bei Dortmund mit ca. 6 Millionen, bei Düsseldorf mit ca. 4 Millionen. Auffallend dagegen ist der Geschäftsrückgang bei sämtlichen größeren Plätzen, vorzugsweise bei Berlin und bei Magdeburg. Letzteres ist mit ca. 92 Millionen Umsatz gegen ca. 135 Millionen in 1866 von der dritten auf die fünfte Stelle getreten. Aber auch Breslau, Köln, Danzig, Halle a. d. S., Königsberg, Stettin u. s. w., die ihren Platz der Reihenfolge nach genau oder doch ziemlich genau behaupten, sind dem Umfange der Geschäfte nach wesentlich zurückgegangen, so Köln um 18, Stettin, Breslau, Danzig je um ca. 11 Millionen, Münster um ca. 8, Memel, Nordhausen, Aachen, Siegen je um ca. 7 Millionen, Essen um ca. 5, Straßund um 4, Bromberg um ca. 3 Millionen u. s. w.

Hoffen wir, daß das Jahr 1868 besser endige als es begonnen!

### Telegraph zwischen London und Teheran.

Auf Anregung der englischen Regierung haben Preußen und Rußland sich durch einen besonderen Staatsvertrag gegenseitig zur Herstellung einer direkten, unabhängigen, solide erbauten Telegraphenlinie zwischen London und Teheran verpflichtet, welche ausschließlich für die europäisch-indische Correspondenz dienen, den Kaukasus durch eine kurze submarine Linie umgehen und durchweg einheitlich organisiert sein soll. Auf Grund des Vertrages haben Preußen und Rußland den Firmen Siemens und Halske in Berlin und St. Petersburg, und Siemens Brothers in London eine auf 25 Betriebsjahre lautende Concession zur Anlage und zum Betriebe dieser Linie erteilt. Die gleiche Concession ist auch zugleich von der persischen Regierung für die Strecke von der russisch-asiatischen Grenze bis Teheran ohne Vorbehalt erfolgt. Die Route wird von London über Emden, Berlin, Warschau, Odessa, die Krim, durch das schwarze Meer zur abchassischen Küste, über Tiflis, Djulfa und Tabris nach Teheran gehen. In diesen Tagen erst werden Listen zur Betheiligung auch des Privat-

publikums ausgelegt werden. Das nöthige Kapital ist auf ca. 400,000 Pf. St. berechnet, wovon aber nur  $\frac{1}{4}$  zu zeichnen sein würden. Zu Mitdirektoren sind der Director des Telegraphenwesens, v. Chauvin in Berlin, General v. Lüders in St. Petersburg, Herr Gosler in Hamburg und Herr Meier in Bremen ernannt. Die durch Preußen führende Linie führt die Regierung auf eigene Kosten aus, wogegen sie für jede durchgehende Depesche 20 Sgr. erhebt. Rußland nimmt für eine solche Depesche 5 Frct.

### Die russische Steinkohle.

In unserer Zeit beruht der Nationalreichtum eines Landes vorzüglich auf der Industrie, und ihre wesentlichsten Hebel sind besonders das Vorhandensein und die Gewinnung von Steinkohlen und Eisen. Goldbergwerke können den Mangel der genannten Produkte auf die Dauer nirgends ersetzen, da es die vielseitige Erfahrung lehrt, daß ihre Ergiebigkeit meist nur eine Anzahl von Jahren währt und sich dann die Ausbeute immer fort vermindert, ihr Betrieb auch bei der großen Vertheilung des edlen Metalles ein sehr kostspieliger ist. Das große Rußland hat zwar sehr ausgebehnte Steinkohlenablagerungen, auch reichliche Vorkommnisse von Eisenerzen. Zene liegen aber in dem großen Reiche bedeutend weit auseinander, so daß ihre zweckmäßige Verwerthung für das ganze Land nicht möglich wird. Zum Theil sind auch diese Steinkohlen von sehr geringer Qualität und nicht zu jeder Verwendungsart, welche eine große Hitzkraft bedarf, brauchbar, und dieses ist gerade der Fall bei ihrem Vorkommen in Gebietstheilen, in welchen nach ihrer Population und Civilisation auf die Anbahnung einer größern Industrie noch am leichtesten zu rechnen wäre. Diejenigen Ablagerungen aber, welche gute, für jede Art der Verwendungsart brauchbare Steinkohlen liefern, und zugleich in ihrer Nähe reichhaltige Eisenerzlagerstätten besitzen, kommen in weit entlegenen, wenig bevölkerten Gegenden vor, wo nur sehr wenig Industrie vorhanden, und die allgemeine Cultur noch bedeutend zurücksteht, es daher ungemein schwierig ist, hier eine umfassende Verwendungsart der genannten Naturprodukte zu bewirken. Die kaiserlich-russische Bergwerksverwaltung hat es nicht an Anstrengungen fehlen lassen, um durch Bohr- und Schurfversuche den Industriellen die Wege zu zeigen, wo und wie Steinkohlen und Eisen im Lande ergiebig gewonnen werden können; aber zur Zeit fehlt es in Rußland noch sehr an Unternehmern, welche Muth genug besitzen, um die in der Erde ruhenden Schätze in den sehr abgelegenen Gegenden zu heben. Hierzu aufzufordern ist der Zweck einer uns vorliegenden, mit großer Sachkenntnis verfaßten Schrift, welche den Titel führt: „Des Gisemens de Charbon de terre en Russie par G. de Helmersen, Lieutenant général, membre de l'Académie des Sciences (St. Pétersbourg, 1866).“ Die Schrift liefert eine werthvolle Uebersicht der geognostischen Verhältnisse der mineralischen Brennmaterialien von Rußland, mit Ausnahme des Torfs, welcher für die größere Industrie, namentlich das Eisenhüttenwesen, wenig in Betracht kommt, gibt die gemachten Funde und Aufschlußpunkte an, und erläutert die Ausbehnung und Verbreitung ihrer Lagerstätten in einer beigefügten Karte. Abgesehen von der technischen und industriellen Bedeutung der Schrift, hat sie auch eine wesentliche naturhistorische Seite, da sie die Bekannthschaft

mit der geologischen Beschaffenheit von Rußland erweitert, einem Lande, von welchem wir bis jetzt in jener Hinsicht viel weniger wissen als von Mitteleuropa.

Zunächst bespricht v. Helmersen das Vorkommen von Braunkohlen oder Ligniten an verschiedenen Localitäten, welche zum Theil in Gewinnung stehen. Uns auf die Steinkohlen beschränkend, welche im engeren Sinne für eine bedeutende Industrie allein Werth haben können, übergeben wir jene Mittheilungen.

In der Juraformation gibt es aber Steinkohlen in dem südlichen Theile der Krim, welche bisher nicht gewonnen werden; ferner im Transkaukasischen bei Arkibul. Die letztere Kohle hat 50 Fuß Mächtigkeit und besteht aus vielen Schichten, welche in ihrem Brennwerthe sehr verschieden sind. Theilweise lassen sich daraus Coaks darstellen, andere Schichten sind mehr anthracitartig. Die Ablagerung ist sehr ausgedehnt, auch sind in der Gegend sehr reiche Eisenerze vorhanden. Die geographische Lage ist indeß so ungünstig, daß eine Benützung dieser Mineralische kaum denkbar wird.

Steinkohlen, welche dem eigentlichen Steinkohlengebirge angehören, lagern in großer Ausdehnung auf beiden Seiten des Urals und in den Gouvernements Nowgorod, Twer, Moskau, Kaluga, Tula und Niazan. Die Ablagerungen am Ural finden sich nicht, wie es anderwärts meist der Fall ist, über dem Kohlenkalk, sondern in der Mitte in demselben, vielleicht an andern Punkten auch erst unter jenem Kalk, in Begleitung von Sandsteinen. Die Kohlen sind zum Theil recht gut und lassen sich vercoaken. An mehreren Punkten bestehen darauf schon Gewinnungen, welche einer noch sehr großen Ausdehnung fähig sind. Die 300 Dampfschiffe auf der Wolga erfordern jetzt allein eine Quantität Holz, welche 409,500,000 Kilogramm Steinkohlen entspricht. Sie könnten wohlfeiler mit Steinkohlen versorgt werden. Die Hauptverwendung der uralischen Steinkohle müßte aber beim Eisenhüttenwesen und den sich daran schließenden Gewerben stattfinden, da der Ural mit wirklich unerschöpflichen Eisenerzlagerstätten sehr reichlich ausgestattet ist. Das Gouvernement hat auch bereits angefangen, entsprechende Anlagen zu machen, sie sind indeß untergeordnet gegen die natürlichen Leistungskräfte jenes Gebietes.

Das Steinkohlenbassin von Moskau und den oben genannten Gouvernements lagert unter dem Kohlenkalkstein in Thonen und feinkörnigen Sandsteinen, und zwar unmittelbar auf den devonischen Schichten. Die fossilen Pflanzen in denselben stimmen mit denjenigen des uralischen Steinkohlengebirges überein, nach den Lagerungsverhältnissen sind aber die meisten Steinkohlenflöze des Beckens von Moskau älter als die uralischen. Die Kohlen des Moskauer Beckens kennt man an mehr als 100 Punkten. Die Flöze treten in sehr verschiedener Mächtigkeit auf, selbst bis zu sieben Fuß. Die Kohle ist schlecht. Von einer Kohle, welche, wie diese, 10 bis mehr als 20 Procent Asche enthält, läßt sich eine werthvolle Verwendung nicht erwarten, und v. Helmersen sagt selbst, daß man allgemein der Meinung sei, sie wäre zum Heizen der Locomotiven undbrauchbar. Er setzt zwar hinzu, daß er diese Ansicht nicht theile, und daß man sie in einigen Jahren doch dazu verwenden würde, aber dem Referenten ist so viel von dieser Kohle bekannt, daß er daran zweifelt. Von naturwissenschaftlicher Seite ist es interessant, daß die alte Kohle des Beckens von Moskau, welche älter ist als jede englische, belgische und deutsche Steinkohle, so wenig ausgebildet erscheint, daß man sie Braunkohle nennen müßte, wenn man nicht ihr geognostisches Alter mit in Rücksicht nehmen wollte. Sie ist auch nur dunkelbräunlich und nicht schwarz von Farbe. Diese geringwerthige Kohle wird auch in Zukunft nur sehr untergeordnete

Verwendung finden, und es dürfte sogar zweifelhaft sein, ob sich ihre Gewinnung lohnen wird, da diese bedeutende Tiefbaue erfordert.

In industrieller Beziehung sind indeß die Steinkohlenablagerungen in der Gegend des Donez von viel größerer Bedeutung. Sie dehnen sich in der Länge auf 260 Werst aus und in der Breite auf 150 Werst. Sie sind allerdings vielfach gestört und ihre Schichten durcheinander geworfen, enthalten aber, je nach den verschiedenen Localitäten, alle Qualitäten von Kohlen, von den besten Anthraciten und fetten Kohlen bis zu den allerschlechtesten. Nicht unbedeutend ist schon jetzt die Kohलगewinnung in diesem Gebiet vorzüglich zur Darstellung des Eisens und seiner weitem Verarbeitung, aber es könnte bei dem großen Reichthum von Eisenerzen, welche nahe bei den Kohlen vorkommen, die berg- und hüttenmännische Industrie mit Vortheil noch in sehr großem Maße gesteigert werden.

Endlich ist noch auf russischem Gebiet das sehr mächtige Steinkohlenflöz von Dombrowa in Polen zu erwähnen, welches auf der Fortsetzung des Steinkohlenbezirkes von Oberschlesien liegt. Die dort zur Gewinnung kommenden Steinkohlen sind höchstens von mittlerer Qualität. Sie werden allerdings abgebaut und mehrfach benützt, daß sich aber dabei bisher wenig große Industrie entwickelt hat, liegt weniger in der Beschaffenheit der Kohlen, als in der Eigenthümlichkeit der Landesbewohner und insbesondere in ihren politischen Anschauungen, welche wenig geeignet sind, den Gewerbe- und Unternehmungsgeist rege zu machen.

Das wäre die allgemeine und enge gehaltene Uebersicht aller Vorkommnisse von Steinkohlen in Rußland. Wegen größerer Details müssen wir auf die v. Helmersen'sche Schrift selbst verweisen. Es ergibt sich aus dieser Darstellung, daß es dem russischen Reiche nicht überall an den natürlichen Verhältnissen zur günstigen Entwicklung der größern Industrie fehlt, es bedarf nur des Vertrauens und Muths zu Unternehmungen, um auch in diesem Lande in jener Beziehung großartiges und nützliches zu begründen, und so dem Fortschritte der Zeit zu entsprechen. Freilich ist dies schwieriger in Rußland als in Mitteleuropa. (Ausland.)

## Statistische Notizen über Großbritanniens Nationalreichthum.

In der am 21. Januar 1868 abgehaltenen Sitzung der statistischen Gesellschaft in London verlas Herr Baxter eine Schrift betitelt „Unser Nationaleinkommen.“ Zur Einleitung schickte Herr Baxter die Bemerkung voraus, daß es für die, welche auf ihr Vaterland stolz sind, kaum irgend eine interessantere Untersuchung geben kann, als die Statistik des Nationalvermögens. Wie interessant sind Fragen, wie die folgenden:

Welches sind die Vermögensumstände und die Totalsumme der Löhne unserer Arbeiterbevölkerung, welches ist das Vermögen und der Totalgewinn der Mittelklassen, welches sind die Revenüen unserer großen Gutsbesitzer und Capitalisten, und wie groß ist die Geldmacht der Nation, um die Lasten tragen zu können, welche ihr jährlich aufgebürdet werden? Welches Capital an Land, Gut und Geld wurde angesammelt

für unsere Existenz und für die Ausführung unserer Unternehmungen? Wie hoch beläuft sich die relative Größe unserer Nationalschuld? Welche Fortschritte sind seit dem Anfang des Jahrhunderts gemacht worden in der Vergrößerung unseres Einkommens und der Ansammlung von Ersparnissen? Und welches ist das Risiko, welchem unser Nationalreichtum ausgesetzt ist, welches sind die Vorsichtsmaßregeln, die wir zu unserem eigenen Schutz und zum Heil unserer Nachkommen ergreifen müssen?

Der Rebner theilte sodann die Bevölkerung in die Classe mit unabhängigem Vermögen und in die abhängige Classe. Aus den Censustafeln vom Jahre 1861 war es möglich mit erträglicher Sicherheit die Zahl der Personen zu constatiren, von denen man annehmen kann, daß sie im Besiz eines unabhängigen Vermögens sind.

In England und Wales befanden sich 1861:

1) Personen mit unabhängigem Vermögen (Männer, Knaben, Frauen und Mädchen) 9,289,000.

2) Personen ohne unabhängiges Vermögen 10,626,000.

Wenn man die Personen mit unabhängigem Vermögen unter die oberen und mittleren Classen einerseits und die von ihrer Hände Arbeit lebenden Classen andererseits vertheilt, so ergibt sich folgendes Resultat in England und Wales im Jahre 1861:

1) Obere und Mittelklasse 1,943,000.

2) Arbeiterklasse 7,346,000.

Die obere und Mittelklasse mit unabhängigem Vermögen beträgt also etwas mehr als  $\frac{1}{5}$  der gesammten Einkommensklasse, oder  $\frac{1}{5}$  der entsprechenden Mitglieder der Arbeiterclassen.

Von 1861 bis 1866 betrug die Vermehrung der Vermögensclassen in England und Wales:

Obere und mittlere Classen ( $\frac{1}{5}$ ) 110,000.

Arbeiterklasse ( $\frac{4}{5}$ ) 440,000.

Gesamtvermehrung 550,000.

Unter der Bevölkerung des vereinigten Königreichs befanden sich im Jahre 1861:

13,270,500 Personen mit unabhängigem Vermögen und

15,506,500 ohne unabhängiges Vermögen.

Im Jahre 1867 zählten die obere und Mittelklasse in England und Wales 5,000,000 in runder Summe und von diesen kommen nahezu 3 mit abhängigem Vermögen auf je 2 mit unabhängigem.

Die Arbeiterklasse betrug 16,000,000 in runder Summe und war so ziemlich gleich vertheilt zwischen solchen die verdienen, und solchen die nicht verdienen.

In Schottland zählte zu derselben Zeit die obere und Mittelklasse 692,000, und die Arbeiterklasse 2,460,000.

In Irland zählten zu derselben Zeit die obere und Mittelklasse 1,056,000 und die Arbeiterklasse 4,501,000.

Die Zahlen für das vereinigte Königreich im Jahre 1867 waren folgende:

Obere und Mittelklasse mit unabhängigem Vermögen 2,759,000.

Mit abhängigem Vermögen 3,859,000.

Gesamtsumme 6,618,000.

|                                          |             |
|------------------------------------------|-------------|
| Arbeiterklasse mit unabhängigem Vermögen | 10,961,000. |
| Mit abhängigem Vermögen                  | 12,130,000. |
| Gesamtsumme                              | 23,091,000. |

Im Jahre 1867 belief sich das Nationaleinkommen Großbritanniens auf folgende Summen:

|                        |                     |
|------------------------|---------------------|
| Ober- und Mittelklasse | 496,734,000 Pf. St. |
| Arbeiterklasse         | 324,645,000 " "     |
| Totalsumme             | 821,379,000 Pf. St. |

In runder Summe betrug deren Einkommen 500,000,000 Pf. St.

Plus 325,000,000 " "

Gesamtsumme 825,000,000 Pf. St.

ein Betrag, welcher alle vorläufigen Berechnungen des Nationaleinkommens übersteigt. Es ist eine wunderbare Erscheinung, daß das jährliche Totaleinkommen Großbritanniens um 47,000,000 Pf. St. die Gesamtsumme der permanenten Nationalschuld von 778,000,000 Pf. St. übersteigen soll.

## Ueber die Handelsverhältnisse in Bornu

haben wir durch Gerhard Kohlfs nähere Mittheilungen erhalten. Er bezeichnet Bornu als dasjenige Land des Sudan, welches den Europäern am freundlichsten und zugänglichsten sei. Der Weg von Tripoli durch die Wüste nimmt vier Monate in Anspruch und die Berbern und Araber suchen alle direkte Einmischung der Europäer in den Handel Innerafrikas zu hindern; sie sind Herren der Straßen durch die Sahara bis Kuka. Kohlfs fragt: „Weshalb wird der Weg vom Niger her über Zola (in Adamua) nicht gebahnt?“ Es sei, meint er, wohl der Mühe werth, daß England, Deutschland und Frankreich, welche hauptsächlich Innerafrika mit europäischen Fabrikaten versorgen, einen direkten Weg von der atlantischen Küste nach Bornu eröffneten. Dieses kann „zu unglaublich billigen Preisen“ ausführen: Pferde, Rinder, Esel, Schafe, Elfenbein, Straußfedern, Indigo, Getreide, Leder, getrocknete Fische, Löwen-, Panther- und Leopardenfelle und eine große Anzahl anderer Naturprodukte, z. B. bei größerer Nachfrage auch Gummi und Baumwolle. Es nimmt: Rattunzeuge, Papier, Rasirmesser, Steinschloßflinten, Nadeln, kleine Spiegel, Glaskorallen, echte rothe Korallen, Bernstein, Weihrauch, Benzoe, Pulver, Blei, Schwefel, Salpeter, Salz, Gewürznelken, schwarzen Pfeffer. Alle Kleinwaaren, die ihren Weg nach Bornu finden, z. B. Spiegel, Nadeln, Messer, Döschen, Schwerter, Papier und vieles Andere sind deutsches Fabrikat und der Gewinn daran ist bedeutend. Bei der Reise durch die Wüste kostet der Transport einer Kameellast von 3 Centnern von Tripoli bis Kuka 30 Thaler, während die Waaren von der Guineaküste auf einer fahrbaren Straße über Zola in 30 Tagen nach Kuka geschafft werden können.

Der natürliche Weg ist durch die Wasserstraße des Niger und Bénus gegeben und die Schiffbarkeit ist praktisch erwiesen.

Nördlich von Bénus besuchte Rohlfs auf seiner Wanderung von Kuka bis an den Niger 1867 die bisher unbekannte Handelsstadt Keffi Abd es Senga, die er als ein bedeutendes Verkehrscentrum bezeichnet, welches in gleicher Entfernung liegt von den Handelsfactorien der Engländer am Niger, und von Saria, dem südwestlichsten großen Markte der Araber und Berbern. In Keffi Abd es Senga begegnen sich die über den atlantischen Ocean eingeführten Waaren mit denen, welche vom mittelländischen Meere kommen. — Ein Hauptübergangsort über den Bénus ist der Hafenort Udje im Lande der Bassaneger, auf der Flussinsel Loko; weiter abwärts am Strome liegt Imaha (von den Arabern, Fulbe und Haussa Um Afscha genannt), das bedeutenden Handel mit Elfenbein treibt. (Globus.)

### Die Steinkohlenproduktion des Zollvereins

nimmt nach der von Großbritannien die erste Stelle ein, und die Kohlenlager, die sich in verschiedenen Theilen Deutschlands, ganz besonders aber in Preußen (in den Provinzen Schlesien, Westphalen, Rheinland und Sachsen) finden, haben einen hohen staats- und volkswirtschaftlichen Werth, der mit der Erleichterung des Transports auf den Eisenbahnen immer größere Bedeutung gewinnt. Einzelne Gegenden des Zollvereins haben indeß wegen ihrer geographischen Lage ihren Bedarf an Steinkohlen zum Theil vom Auslande beziehen müssen, so namentlich die Ostseeprovinzen von Großbritannien, einzelne Theile Bayerns von Oesterreich, und es ist die Einfuhr solcher Kohlen in Folge der fortschreitenden Entwicklung der zollvereinsländischen Industrie von Jahr zu Jahr gestiegen. Im Jahre 1842 sind in den Commercialübersichten des Zollvereins nur 3,778,761 Ctr. Steinkohlen vom Auslande eingeführt worden, dagegen 1846 6,626,185 Ctr., 1850 9,016,313 Ctr., 1856 13,848,948 Ctr., 1860 15,101,632 Ctr., 1866 23,055,152 Ctr., so daß sich also seit 1842 eine Zunahme des Imports im Verhältniß von 100 : 610 vermehrt hat. Der Zollverein hat aber bedeutend mehr Steinkohlen in das Ausland abgesetzt, als er von diesem empfangen; die durch Aufdeckung neuer Steinkohlenlager von Jahr zu Jahr gesteigerte Produktion hat in Verbindung mit dem durch die Eisenbahnen erleichterten Transport eine sehr bedeutende Steigerung der Ausfuhr ermöglicht. Es wurden exportirt; 1842 7,509,110 Ctr., 1846 8,262,708 Ctr., 1850 10,846,793 Ctr., 1856 23,460,436 Ctr., 1860 36,209,430 Ctr., 1866 66,185,466 Ctr., so daß sich also eine Zunahme im Verhältniß von 100 : 881 ergibt. Im Jahre 1866 gingen an den einzelnen Grenzen aus: nach Frankreich 32,945,850 Ctr. oder 49,8%, nach den Niederlanden 21,583,740 Ctr. oder 32,6%, nach Oesterreich 4,912,967 Ctr. oder 7,4%, nach Rußland und Polen 3,488,040 Ctr. oder 5,3%, nach Bremen 2,395,091 Ctr. oder 3,6%. Fast die Hälfte des ausgeführten Quantum hat hiernach Frankreich hauptsächlich aus

den Kohlengruben an der Saar erhalten. Von großer Wichtigkeit auf den Absatz der Saarkohlen nach Frankreich ist die Verbindung der Saar mit dem Rhein-Marnekanal, welche in Folge des preussisch-französischen Staatsvertrages vom 4. April 1861 im Laufe des Jahres vollendet worden ist, gewesen und wird es künftig noch mehr sein, da gegenwärtig die Kohlen auf dem Wasserwege ohne Umladung von Saarbrücken bis Paris und zum größten Theil ihrer wichtigen französischen Absatzpunkte gelangen können.

Was die eigene Steinkohlenproduktion des Zollvereins betrifft, so hat dieselbe im Jahre 1865 435,894,109 Ctr. im Werthe von 40,176,364 Thlr. betragen; es treffen davon allein 381,457,643 Ctr. oder fast 88 %, auf die in Preußen belegenen Kohlengruben, während außerdem noch in Sachsen 48,251,608 Ctr., Bayern 5,860,581 Ctr., Baden 204,032 Ctr., Thüringen 120,198 Ctr. und Oldenburg 40 Ctr. gefördert worden sind. Es sind überhaupt 667 Gruben (davon 445 in Preußen) im Betriebe gewesen, auf welchen 108,567 Arbeiter (davon 93,040 in Preußen) beschäftigt waren. Vergleicht man die Produktion des Jahres 1865 mit der früherer Jahre, so ergibt sich eine bedeutende Zunahme; 1853 schätzte man die Gesamtproduktion des Zollvereins erst auf ca. 155 Mill. Ctr., so daß sich dieselbe in einem Zeitraum von 12 Jahren also fast verdreifacht hat. — Der Verbrauch des Zollvereins ist ebenfalls erheblich gestiegen, da von der in stetem Fortschreiten begriffenen vereinsländischen Industrie immer größere Mengen erfordert werden. Nimmt man die nachgewiesene Produktion für 1865 auch für 1866 als maßgebend an, obgleich sie sich im letzten Jahre noch etwas höher gestellt haben wird, und rechnet derselben die vom Auslande eingeführten Kohlen hinzu, dagegen die Ausfuhr ab, so verbleiben für den eigenen Verbrauch 392,753,795 Ctr. oder 10,9 auf den Kopf der Bevölkerung. Im Jahre 1853 stellte sich das Verbrauchsquantum nur auf 145,107,596 Ctr. oder 4,7 Ctr. pro Kopf. Der Consum ist also in dieser Zeit um 6,2 Ctr. pro Kopf oder im Verhältniß von 100 : 232 gestiegen.

St. Gew.-Btg.

### Die Seeschifffahrt Königsberg-Pillau's im Jahre 1867.

Königsberg und Pillau, obgleich sieben Meilen auseinander gelegen, bilden in mercantiler Beziehung doch nur einen einzigen Platz. Königsberg ist derjenige Theil, wo die Waaren des ostpreussischen und ostpolnischen Hinterlandes zum Behufe des demnächstigen überseeischen Exportes aufgespeichert werden; Pillau, sein Vorhafen, derjenige, von wo aus sie seewärts ausgeführt und an ihrer Stelle dann wieder andere Waaren seewärts eingeführt werden, um dann in Königsberg gleichfalls einen Lagerungsprozeß vor ihrem weiteren Vertriebe durchzumachen. An den beiden genannten Orten nun, welche jetzt auch durch eine Eisenbahn auf das engste miteinander verbunden sind, sind im letztverflossenen Jahre 1603 Schiffe mit 111,691 Lasten (gegen 1399 Schiffe mit 102,690 Lasten im Jahre 1866) seewärts einge-



gangen. Also waren 1867 es 204 Schiffe und 9001 Lasten mehr, als im Jahre vorher. Von jenen 1603 Seeschiffen waren allein mit Ballast beladen, also frachtlos, 310 Schiffe von zusammen 14,744 Normallasten, gegen 335 Schiffe mit 22,189 Lasten im Jahre 1866; diverse Stüdgüter hatten geladen 432 Schiffe mit 51,563 Lasten, Steinkohlen und Coaks 211 Schiffe mit 16,139 Lasten; Gyps, Kalkstein, Cement, Guano u. 210 Schiffe mit 6506 Lasten; Häringe und Thran 216 Schiffe mit 9174 Lasten. Eisen, Eisenbahnschienen und Maschinerien 89 Schiffe mit 5843 Lasten, Salz 16 Schiffe mit 2142 Lasten, Dachpfannen und Steine 23 Schiffe mit 1425 Lasten, Zucker 7 Schiffe mit 271 Lasten, Wein, Spirituosen, Früchte und Del 51 Schiffe mit 1949 Lasten, Kartoffeln und Getreide 21 Schiffe mit 890 Lasten. „Für Rothhafen“ kamen 17 Schiffe mit 1045 Lasten ein. Unter diesen überhaupt 1603 Schiffe waren 286 Dampfschiffe mit zusammen 51,610 Normallasten Tragfähigkeit.

Was die Nationalität der 1867 in Königsberg-Pillau eingetroffenen 1603 Seeschiffe anbelangt, so gehörten davon 644 den alten, 171 den neu erworbenen Provinzen Preußens an; 201 Schiffe dem Vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland. 192 Schiffe waren Norweger, 188 Dänen, 136 Niederländer, 29 Schweden, 13 Hanseaten, 9 Russen und Finnen, ebensoviel Oldenburger, 7 Mecklenburger und 1 Schiff führte die italienische Flagge.

Ausgegangen sind dagegen im verfloffenen Jahre 1507 Schiffe mit 109,424 Normallasten (gegen 1386 Schiffe mit 103,940 Normallasten im Jahre 1866). Davon gingen nach Großbritannien 255 Schiffe mit 32,999 Lasten, nach Holland 75 Schiffe mit 9991 Lasten, nach Norwegen 223 Schiffe mit 7896 Lasten, nach den Provinzen Pommern und Preußen 294 Schiffe mit 14,761 Lasten, nach Schweden 59 Schiffe mit 1960 Lasten, nach Dänemark nur 16 Schiffe mit 409 Lasten, nach Schleswig-Holstein 62 Schiffe mit 1619 Lasten, nach der Ems, Weser, Elbe und Jahde 151 Schiffe mit 5164 Lasten, nach Belgien 22 Schiffe mit 4356 Lasten, nach Frankreich 24 Schiffe mit 3385 Lasten, nach Rußland nur 3 Schiffe mit 199 Lasten, nach Rostock und Lübeck 39 Schiffe mit zusammen 1141 Lasten Tragfähigkeit. Von den überhaupt 1507 Schiffen von 109,424 Normallasten gingen 261 (24,272 Lasten enthaltend) in Ballast aus; 1866 waren es nur 81 Schiffe von 10,459 Lasten Tragfähigkeit gewesen.

Der Hauptexport seewärts von Königsberg aus bestand 1867 in: Weizen 16,397 Last, Roggen 21,529 Last, Gerste 2623 Last, Hafer 4214 Last, Erbsen 2513 Last, Lein-, Hanf- und Rappesaat 9444 Last, Flachß 17020 Etr., Flachßheede 8748 Etr., Hanf 22,808 Etr., Hanfheede 11,453 Etr., Deltuchen 47,600 Etr., Thierknochen 47,884 Etr. und Lein- und Terpentinöl 14,154 Etr. Bohnen wurden dagegen nur 680, Wicken nur 626 und Holz gar nur 317 Lasten diesmal seewärts ausgeführt. Bei dem vorjährigen überseeischen Exporte Königsberg-Pillaus waren 292 Dampfer von zusammen 52,343 Normallasten Tragfähigkeit engagirt. G. Jaquet.

## Kritihmetische Miscellen.

### Besprechung eingegangener Auflösungen.

Von den auf unsere Einladung Heft 1 S. 69 eingesandten Auflösungen wollen wir folgende besprechen:

J. H. in Basel. Sie haben bloß die zweite der gegebenen Mischungsaufgaben zu lösen gesucht.

3 Sorten à  $26\frac{1}{2}$ ,  $22\frac{1}{2}$  und  $19\frac{1}{2}$  sollen eine Sorte à 24 geben. Es sollen 4 Verhältnisse berechnet werden. 1. à  $22\frac{1}{2}$  und à  $19\frac{1}{2}$  gleichviel.

Die Berechnung des ersten Verhältnisses gehört zu den bestimmten, die der 3 übrigen zu den unbestimmten Aufgaben. Sobald mehr als zwei Stoffe zu mischen sind, lassen sich eine Menge verschiedener Mischungsverhältnisse finden.

Ihre Aufstellung erschwert die Uebersicht und die Auflösung ist nur halb vollendet.

Wir wollen die gegebenen Zahlen nebeneinander stellen, und darunter die Unterschiede der gegebenen Preise und des Mittelpreises:

|                  |                 |    |             |                 |                 |
|------------------|-----------------|----|-------------|-----------------|-----------------|
|                  | $26\frac{1}{2}$ | 24 | Mittelpreis | $22\frac{1}{2}$ | $19\frac{1}{2}$ |
| Differenz:       | $2\frac{1}{2}$  |    |             | $1\frac{1}{2}$  | $5\frac{1}{2}$  |
| in ganzen Zahlen | 5.              |    |             | 3.              | 9.              |

Nimmt man jetzt à  $22\frac{1}{2}$  und à  $19\frac{1}{2}$  je 1 K ober Quart, so ist von der Quantität à  $19\frac{1}{2}$  nur eine Dritteldifferenz ausgeglichen; und die Summe der von den beiden geringeren Summen verwendeten Differenzen ist = 6; die Differenz der besseren Sorte muß den Differenzen der geringeren gleich sein; daher  $5 + 1 = 1\frac{1}{2}$  K ober Quart, außerdem muß von der bessern Sorte noch um so viel mehr genommen werden, als von der à  $19\frac{1}{2}$  zu wenig genommen wurde, was wieder 6 Differenzen gleichkommt, weshalb wir erhalten:

|                                    |       |                       |                        |       |
|------------------------------------|-------|-----------------------|------------------------|-------|
| $2\frac{1}{2}$ à $26\frac{1}{2}$ = | 63,6  | oder in ganzen Zahlen | 24 à $26\frac{1}{2}$ = | 636   |
| 1 à $22\frac{1}{2}$ =              | 22,5  |                       | 10 à $22\frac{1}{2}$ = | 225   |
| 1 à $19\frac{1}{2}$ =              | 19,5  |                       | 10 à $19\frac{1}{2}$ = | 195   |
| 4,4 à 24 =                         | 105,6 |                       | 44 à 24 =              | 1056. |

Die Versicherungsaufgabe haben Sie richtig aufgefaßt; man mußte Prozente im Hundert nehmen; nur ist die Feller und Obermann'sche Auffassung, daß die £ 2000. Versicherungssumme, einen verminderten Werth bilden, nicht richtig.

Wir billigen, daß Sie bei Ausführung der Division den Schulzopf abgeschnitten und Ihren Ansatz sachgemäß „dividirt durch“ also  $6000|97$  gemacht haben und nicht  $67|6000|$ ; ebenso, daß Sie bei der Division selbst sich des Vortheils bedient haben, den Divisor gleich 100 — 3 zu nehmen.

Die Gewinnvertheilung der süddeutschen Creditbank haben sie ebenfalls voll-

ränbig richtig berechnet, eine etwas übersichtlichere Aufstellung werden wir unten folgen lassen.

Fahren Sie so fort und ermuntern Sie durch Einsendung Ihrer Arbeiten auch andere Rechner zur Theilnahme.

B. L. in Berlin. Sie haben die Versicherungsrechnung und die Gewinntheilung der süddeutschen Creditbank berechnet.

Ihr Resultat der ersten Aufgabe ist richtig, nur bitten wir Sie derartige Resultate in Zukunft kaufmännisch — d. h. den Bruch in Unterabtheilungen der betreffenden Sorte anzugeben, also nicht  $\frac{17}{100}$ , £ sondern 17 Schill. 1 Pence. Bei der zweiten Aufgabe haben Sie übersehen, daß der Restgewinn vom vorigen Jahre nicht zu den betreffenden Abzügen beigezogen werden darf, sondern erst am Schluß in Betracht kommt; dadurch wurde Ihre Berechnung zum großen Theil unrichtig. Ihre Aufstellung machten Sie in gleicher Form wie Ihr Mitrechner.

Auch an Sie möchten wir die Bitte richten, fortzufahren.

Zu der nun folgenden Aufstellung bemerken wir, daß die Berechnungen auf einem besonderen Blatte gemacht und nur die Resultate ausgeworfen werden. Z. B.

|                           |                         |
|---------------------------|-------------------------|
| Gewinn . . . . .          | fl. 338,403. 34.        |
| Rest vom vorigen Jahr fl. | 1,953. 93.              |
|                           | <u>fl. 340,357. 27.</u> |

#### Vertheilung.

|                                                   |                         |
|---------------------------------------------------|-------------------------|
| 4 % Zins den Actionären aus 4 Millionen Gulden    | fl. 160,000. —          |
| Reserve 10 % aus fl. 178,403. 34. . . . .         | „ 17,840. 34.           |
| Den Gründern 10 % aus fl. 160,563. . . . .        | „ 16,056. 30.           |
| Dem Verwaltungsrath 10 % aus fl. 160,563. . . . . | „ 16,056. 30.           |
| Uebertrag in neue Rechnung . . . . .              | „ 404. 33.              |
| 1 1/2 % Superdividende den Actionären . . . . .   | „ 130,000. —            |
| gibt wie oben                                     | <u>fl. 340,357. 27.</u> |

## Feuilleton.

### Verbesserte Sicherheits-Lampe für Magazine leicht entzündlicher Flüssigkeiten.

Diese Lampe, deren Anwendung für Lokalitäten berechnet ist, wo flüchtige Oele, Petroleum, Alkohol, Aether u. lagern, überhaupt Flüssigkeiten, die sich verflüchtigen und mit der Luft explosible Gasgemische bilden, ist von

Boulanger erfunden und der „Société d'Encouragement pour l'ind. nat.“ kürzlich zur Vertheilung vorgelegt worden. Ihre Einrichtung beruht auf dem Princip der Davy'schen Sicherheitslampen und unterscheidet sich von diesen im Wesentlichen nur dadurch, daß die Flamme nicht von einem Drahtgesteck, welches das Licht bedeutend verdunkelt, sondern von einem Glaszylinder eingeschlossen ist, welcher die Leuchtstärke

der Flamme nicht merklich schwächt und dabei doch die angestrebte Sicherheit gegen Explosionen gewährt. Sie besteht einfach aus einer gewöhnlichen kleinen Dellampe, auf welcher nach Art eines Bajonets auf das Gewehr der Sicherheitsapparat aufgesteckt wird, der aus folgenden drei Theilen besteht: zunächst am Fuße der Lampe aus einer eng anschließenden weißblechernen Hülse, deren Boden, um Luft zur Flamme gelangen zu lassen, durchlöchert, gleichzeitig aber mit einem feinmaschigen Drahtnetz überzogen ist, um der Entzündung der äußeren explosiblen Luft vorzubeugen; dann aus einem Cylinder von dickem Glas, der auf dieser Hülse luftdicht aufgesetzt ist, und dann, indem er die Flamme umgibt, dem Licht den Austritt in die Umgebung vollkommen gestattet und schließlich aus einem mit diesem Glascylinder ebenfalls luftdicht verbundenen cylinderförmigen Hut aus feinem Drahtgeflecht, durch welchen die Verbrennungsproducte der Flamme abziehen und ein ununterbrochener Luftwechsel in der Lampe bewirkt wird. Man kann dieser Lampe außerdem eine solche Einrichtung geben, daß sie beim Gebrauch ebenso gut irgendwo an einem Nagel aufgehangen, wie an einem geeigneten Ort mit Sicherheit aufgestellt werden kann. Mit der Davy'schen Sicherheitslampe kommt sie insofern überein, als sie sofort in den Lokalen verloscht, wo explosive Gase sich angehäuft haben, hat aber vor der genannten die erheblichen Vorzüge, daß, wenn sie fortbrennen kann, der Ort ungleich heller beleuchtet und daß sie auch um ein Beträchtliches wohlfeiler ist.

### Beförderung des deutsch-italienischen Handels durch die Brennerbahn.

Das Bedürfnis Italiens mit Deutschland auf dem kürzesten Wege in directe Handelsverbindungen zu treten, hat in dem Bau der Brennerbahn und was insbesondere das westliche Deutschland anlangt in der Angriffnahme des Mont-Cenis-Tunnels seinen thatsächlichen Ausbruch gefunden. Die früheren beschwerlichen und seit raubenden Verkehrswege sind verlassen, die Zölle und Zollabfertigungen an den Grenzstationen durch den deutsch-italienischen Handelsvertrag ermäßigt resp. vereinfacht und die Frachtsätze herabgesetzt; und so kommt es denn, daß der Waarenverkehr auf der Brennerbahn in fortwährender Zunahme begriffen ist. Massentransporte von Hanf kommen aus Vologna und Ferrara, Olivenöl, Schwefel und Farbstoffe aus Venedig, Strohflechte aus Toskana, Baumwolle, Gewoaren und allerhand Süßfrüchte, Wärmol, Alabaster, Seibengespinnst, Seibengewebe, Parfümerien, künstliche Blumen, Korallen, Perlenschmuck aus Ober- und Mittel-Italien, Manufactur dagegen, Maschinen, Kurzwaaren, Spiritus, Zucker etc. aus Deutschland. — Der Mont-Cenis-Tunnel, wel-

cher zunächst den directen Handels- und Waarenverkehr mit Frankreich vermitteln und dessen Länge durch die Alpen an vier Wegstunden betragen wird, ist in seinem Bau soweit vorgeschritten, daß nur noch circa eine Wegstunde zu bearbeiten übrig ist. Mit welcher Energie aber die Arbeiten durch das harte granitische Alpengestein betrieben werden, ergibt sich daraus, daß im vergangenen Monat März nahezu ein Viertel Wegstunde durchbrochen worden ist.

### Steinkohlen in Italien.

Italien, das man bislang als das Land ohne Steinkohlen kannte, hat nun auch seine Steinkohlen. Mit dem Aufstehen dieses mächtigen Hebels für Gewerbe und Industrie ist in Zukunft eine reiche Quelle des Nationalwohlstands dem Lande eröffnet, wenn sich nur den bis jetzt aufgeschlossenen Gruben auch ferner ergiebige und zahlreiche anschließen. Die aufgefundenen Steinkohlenlager befinden sich im Neapolitanischen, sind mächtig und geben gute Kohle. Genauere Angaben über die Beschaffenheit der Flöze und ihre Richtung sind bis jetzt noch nicht in die Öffentlichkeit gelangt.

### Handelswerth eines Walffisches.

Es ist einigermaßen merkwürdig, daß Walffischjäger selten der Walffische wegen gerichtliche Hülfe in Anspruch nehmen, obgleich auf den Kreuzungsgründen häufig Streitigkeiten unter ihnen entstehen bezüglich der Rechte eines jeden Schiffs, wenn zwei oder mehr solcher Fahrzeuge an der Verfolgung oder dem Fang eines und desselben Walffisches sich theilnehmen. Die Leute haben in dieser Hinsicht ihre eigenen Rechtsgebräuche, und es kommt, zu ihrer Ehre sei es gesagt, nur selten vor, daß sie ihre Zucht zu Gerichtshöfen nehmen. Ein solcher Fall aber trug sich im letzten Sommer in Dhotster zu: zwei Parteien erhoben Ansprüche auf einen Walffischen, konnten indeß zu keinem Vergleich gelangen, und so ward die Sache vor den britischen Admiraltätshof gebracht. Dies ist der erste derartige Prozeß, welcher je hier verhandelt wurde, obgleich in den Gerichtshöfen von Massachusetts mehrere Entscheidungen bezüglich des Eigenthums und Werthes von Walffischen erlassen worden waren. Die Entscheidung des Richters Robertson ist eine sehr wichtige, und wird besonders von Walffischjägern mit Interesse gelesen werden. Wir erfahren daraus, daß man, was den Rechtspunkt betrifft, annimmt, ein mittelgroßer Walffisch liefere 150 Fässer Thran und 2000 Pfd. Fischbein. Eine Gallone Thran ist nun in New-Bedford mehr als 1 Dollar, und 1 Pfd. Fischbein mehr als 1 1/2 Dollars werth, wo-

nach der Gesamtwert eines mittelgroßen Walfisches sich auf 7500 Dollars beläuft. In dem erwähnten Prozeß wurde der Walfisch von den Bemannungen des „Oregon“ und des „Richmond“ zusammen getödtet und gefangen, und der Gerichtshof sprach jedem Schiff die Hälfte des Thrans und des Fischbeins zu, nämlich je 75 Fässer Thran und 1000 Pfd. Fischbein. (Nautical Magazine.)

### Die Tabakproduktion in der Türkei.

Dieselbe ist sehr bedeutend und nimmt mit jedem Jahre zu. Sie könnte mit Leichtigkeit sich bis zu dem Grade vergrößern, daß sie den Bedarf Europas zum großen Theil zu decken im Stande wäre, wenn nicht der Producent im Innern des Landes mit Schwierigkeiten aller Art seitens der Verwaltung zu kämpfen hätte. Der größte Theil des gewonnenen Tabaks geht in den Lokalconsum über. Ausgeführt wird hauptsächlich das Produkt Macedoniens, sowie dasjenige des Distriktes von Samsum und Anatolien; dasselbe geht in Ballen zu 40 bis 50 Oka nach England, Frankreich, Oesterreich und Rußland. Die günstigen Einkaufsmomente bieten die Monate November und Dezember, indem später die besseren Tabake in die Hände der Spekulantien übergehen, welche dann auf höhere Preise halten. Der Einkauf geschieht, indem man den Producenten unter Garantie der Ortsbehörde resp. unter solidarischer Haftung der Ortschaft.  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{3}$  des Werthes vorzahlt. Im März des folgenden Jahres wird dann der Preis fixirt und hierbei als Zinsvergütung für den geleisteten Vortheil  $\frac{1}{4}$  Pfarrer pr. Oka in Abzug gebracht. Die Ablieferung geschieht im April und Mai. Die gefischtesten macedonischen Tabake sind: Zembschsch, von welchem nur die geringeren Blätter nach Europa versendet werden; Drama, eine namentlich für England, Frankreich und Oesterreich angekaufte recht geschätzte Sorte; Sarriban und Cavalla, zwei den beiden ersten ziemlich gleichkommende Arten, und Pravista, die geringste, im Handel unter dem Namen Desmirli-Bassiball bekannte und für Europa bestimmte Qualität. Ebenso sind auch die Qualitäten aus dem Bezirk Saloniki, als Giardino, Petriz und Tarbar-Semidschsch beliebt und zunächst für den Lokalconsum bestimmt. Die Ausfuhr geschieht meist direkt; Konstantinopel ist nur wenig dabei theilhaftig. (Ill. Wozig.)

### Der Großhandel der Städte in der nordamerikanischen Union,

stellt sich nach einem Berichte des Bundessteuerkommissär Wells, als vom 1. Juli 1866 bis 1. Juli 1867 gerechnet, folgendermaßen heraus:

|               |                         |
|---------------|-------------------------|
| New-York      | auf 1,966,565,000 Doll. |
| Philadelphia  | „ 516,697,000 „         |
| Boston        | „ 646,407,000 „         |
| Baltimore     | „ 307,076,000 „         |
| New-Orleans   | „ 267,591,000 „         |
| St. Louis     | „ 234,891,000 „         |
| Cincinnati    | „ 180,753,000 „         |
| Chicago       | „ 165,242,000 „         |
| San Francisco | „ 161,225,000 „         |
| Providence    | „ 78,904,000 „          |
| Pittsburg     | „ 76,240,000 „          |
| Louisville    | „ 72,949,000 „          |
| Brooklyn      | „ 61,448,000 „          |
| Milwaukee     | „ 58,165,000 „          |
| Cleveland     | „ 56,117,000 „          |
| Mobile        | „ 54,291,000 „          |
| Buffalo       | „ 51,783,000 „          |
| Detroit       | „ 50,471,000 „          |
| Charleston    | „ 36,564,000 „          |
| Newark        | „ 34,396,000 „          |

Die Chicagoer allein wollen die Richtigkeit dieser Tabelle nicht anerkennen, und behaupten, daß ihr Handel um 200 Millionen größer als angegeben sei. (Ausland.)

### Augenfabriken in Paris.

Wenn durch einen Krankheitsprozeß der Augapfel sich aufgelöst hat, so bleibt die leere Augenhöhle zurück, in welche das Augenlid hineinfällt. In eine solche Augenhöhle lassen sich aber künstliche Augen, z. B. aus Glas, ebenso gut einführen, als wieder herausnehmen. Daher werden in Paris sehr viel gläserne Augen fabricirt, so daß schon der wöchentliche Absatz an diesem eigenthümlichen Artikel sich etwa auf 400 Stüd Augen beläuft. Diese Summe liefern zwölf Augenfabriken mit 260 Arbeitern. Für diesen Fabrikationszweig ist Paris der Hauptplatz.

### Agio und Agiotage.

Daß bei dem Eintauschen von werthvolleren oder gesuchteren Münzen gegen geringhaltige oder minder begehrte ein Aufgeld oder Agio bezahlt wird, entspricht den gemeinverständlichen Grundsätzen, nach welchen sich die Preise überhaupt regeln. Jede Abnahme an der Güte eines Tauschmittels muß durch Vermehrung seiner Menge ausgeglichen werden, und die Geschäftskunde, welche ein Bedürfnis voraussetzt und die Mittel zu seiner Befriedigung durch Auffammeln oder Zufuhr bewirkt, ist einer Prämie werth. In diesem Sinne kommt nicht allein das Wechselgeschäft, sondern der gesammte Handel auf die Erlangung eines Agios hinaus. Versorge dich zu Zeiten und an Orten des Uebersusses, um in der Zeit und an Orten, wo es mangelt, zu gewinnen, — laß günstigere Bedingungen an dich herankom-

men, oder führe sie von Außen herbei, so lautet der oberste Satz der kaufmännischen Politik. Aber wie in der doppelten Buchhaltung die Rechnung nur treffen kann, wenn jeder Posten seinen richtigen Gegenposten hat, so empfängt auch jener Satz sein volles Licht erst durch das Verhältniß zu der anscheinend entgegengesetzten Regel: „Kaufe nach Befinden theuer, um wohlfeil zu verkaufen,“ oder mit anderen Worten: Verlaß dich, wenn die Preise von Gegenständen eines dauernden Bedarfs herabgehen, nicht auf die Möglichkeit, später noch um ein oder zwei Procent billiger anzukommen, warte aber auch bei einem nachfolgenden Steigen nicht auf einen unberechenbaren Culminationspunkt, sondern begnüge dich an einem soliden Gewinne, der deinem Abnehmer auch noch einen Nutzen läßt. Ausnahmeweise Erfolge, welche Einzelne in der entgegengesetzten Richtung davon tragen, haben freilich viel Verlockendes, und so kann es geschehen, daß sich das Jagen nach Uebergewinn wie eine zeitliche Epidemie über die weitesten Kreise verbreitet und daß die Spekulation auf Agio, mit der mißliebigen Bezeichnung Agiotage belegt wird. Es fällt unter letztern Begriff das Streben, die Preise weit über den Gebrauchswerth der Verkehrsobjekte in der Hoffnung zu steigern, daß man Gelegenheit zum Verkauf an einen noch Zuversichtlichen erhalten und bei dem endlichen allgemeinen Rückschlage die Sache und den Schaden nicht auf dem Halbe haben werde.

Das für die unschuldig Theilhabenden empfindlichste Beispiel liefert der Häuserhandel. Wenn in einer Stadt Wohnungen, sowie Geschäftslöke gesucht werden, so tritt naturgemäß eine Erhöhung der Grundrente ein. Ein Haus, das mit Rücksicht auf seinen bisherigen Mietzerrag von jährlich 300 Thalern für 5000 Thaler verkauft war, wird zunächst mit 6000 Thalern verkauft. Der Käufer will aber das Grundstück möglichst rasch mit Nutzen weiter verkaufen, steigert deshalb die Miete auf jährlich 400 Thaler und veräußert das Haus für 8000. Der neue Käufer erhöht wieder die Miete, und so geht es bei jedem weiteren Verkaufe fort, bis die Grenze der äußersten Möglichkeit erreicht ist. Aber auch an dieser bleibt die Industrie nicht stehen, sondern der letzte Spekulant riskirt allenfalls noch eine Criminaluntersuchung wegen Betruges, bestimmt seine Hausleute, sich wenigstens über einen vorgebliehen höhern Mietzins quittiren zu lassen, und rechnet dann aus diesen Quittungsbüchern einem fernern Kaufslustigen wieder einen höhern Grundwerth vor, in Folge dessen er das Haus sogar für 11,000 Thaler verkauft. Stellt sich nun durch den Einfluß einer Krisis die frühere Grundrente wieder her, so ist der letzte Käufer, wenn ein größeres Vermögen

ihn nicht schützt, ruiniert. Beim Actien-, Staatspapier-, Colonialwaaren- und Productenhandel nimmt die Agiotage alle Mittel der öffentlichen Klame in ihre Dienste und sucht selbst auf gefährlichen Wegen, wie durch das Ausposaunen fingirter Geschäftsabschlüsse, Verbreitung falscher Nachrichten, durch trügerische Depeschen, unwahre Cournotirungen u. s. f. die Zeiten für sich zu bessern. Das große Loos, welches Wenige hierbei ziehen, wird mit dem bürgerlichen Schiffbruch ihrer Mitspieler bezahlt. Darum: ein billiges Agio, aber niemals Agiotage! (Zll. Gewitzg.)

### Bewegung des österreichischen auswärtigen Handels im Jahre 1866.

Auf 212 Quartseiten hat die „statistische Centralcommission“ schon jetzt, also mit anerkennungswerther Bescheidenheit, die Bewegung des österreichischen auswärtigen Handels im Jahre 1866 zusammengestellt. Besonders interessant in dieser Zusammenstellung ist der Vergleich mit den früheren Jahren. Im Jahre 1856 belief sich die Einfuhr (ohne eble Restalle) auf nahezu 277 Mill., im Jahre 1862 auf nahezu 239 Mill., 1863 auf reichlich 254 Mill., 1864 auf beinahe 255 Mill., 1865 auf beinahe 257 Mill., 1866 auf beinahe 218 Mill.; die Ausfuhr 1856 auf reichlich 239 Mill., 1862 auf beinahe 293 Mill., 1863 auf stark 295 Mill., 1864 auf beinahe 323 1/2 Mill., 1865 auf 344 1/2 Mill., 1866 auf beinahe 329 1/2 Mill. Gegen das Jahr 1856 gehalten, ist die Einfuhr um 59 Mill. herabgegangen, die Ausfuhr um 90 Mill. gestiegen, hat sich also der Gesamtverkehr um 31 Mill. gehoben. Die Einfuhr wie die Ausfuhr ist in den Jahren 1863 bis 1865 stetig in die Höhe gegangen, das Kriegsjahr 1866 hat begreiflich in beiden Zweigen einen erheblichen Rückgang zuwege gebracht. Fortschreiten günstig ist aber seit 1863 das Verhältniß der Ausfuhr zur Einfuhr, denn die Ausfuhr überzog 1863 mit 37 Mill., 1864 mit 88 1/2 Mill., 1865 mit 87 1/2 Mill. und 1866 mit 111 1/2 Mill. Von dem Gesamtverkehr des Jahre 1866 (347 1/2 Mill.) kommen auf den Verkehr zu Lande 83 und auf den Verkehr zur See 57 Proc. — ein Beweis für die Wichtigkeit des letzteren, weil Oesterreich eine Landgrenze von 836 Meilen und, eine Seegrenze von nur 80 Meilen hat, und auf dieser nur in wenigen Thoren geöffneten Grenze gleichwohl einen Verkehr unterhält, der den sechsten Theil seines Gesamtverkehrs repräsentirt. Von den 453 Mill. des Gesamtverkehrs zu Lande entfallen 347 Mill. auf den Verkehr mit dem Zollverein. Der Zollterrag der Ein- und Ausfuhr belief sich im Jahre 1864 auf nahe an 10 Mill. Gulden.

## An unsere Leser.

Nachdem ich dem „Magazin für Kaufleute“, welches ich 1857 gegründet 20 Bände lang in Freud und Leid als Redakteur und Mitarbeiter nach bester Kraft gedient, sehe ich mich heute durch die übergroße Arbeitslast, die mir meine amtliche, geschäftliche und anderweitige schriftstellerische Thätigkeit aufbürdet, leider genöthigt, von diesem „Kinde meines Herzens“, von dem mir überaus lieb gewordenen Unternehmen zu scheiden, welches zudem in einer neuen Form vor das Publikum treten soll.

Ich thue dies mit der ergebenen Bitte, mir auch fernerhin ein wohlwollendes Andenken schenken zu wollen.

Gera, am 28. Juni 1866.

Dr. Eduard Amthor,

Direktor der Handelsschule und kaufmännischen Hochschule.

Mit diesem Bande hört unsere Zeitschrift, die Herr Dr. Amthor von Anfang an bis heute so tüchtig redigirte und wofür wir ihm hiemit auch öffentlich unsern Dank sagen, unter dem bisherigen Titel „Vorwärts! Magazin für Kaufleute“ zu erscheinen auf und tritt als Fortsetzung derselben an deren Stelle

## Die Handelswelt.

Monatschrift

für

**Kaufleute und Industrielle.**

Abhandlungen und Mittheilungen aus allen Gebieten des Handels, der Industrie, der Volkswirtschaft und der Kulturgeschichte.

Herausgegeben unter Mitwirkung

von

Dr. Bartholomäi, Prof. Dr. Büchele, Commerzienrath A. v. Carnap, Fr. Cosmann,  
Dr. Jul. Engelmann, G. Jaquet, Dr. A. Lindworm, Louis Schmidt,  
Prof. Dr. A. v. Schwarzlopf und Anderen.

Je 6 Monatshefte bilden einen Band, Preis eines Heftes 7½ Sgr. = 27 kr. rhein.

Was wir damit bieten, möge man aus dem ersten Hefte, das mit dem gegenwärtigen Schlusshefte zusammen ausgegeben wird, ersehen. Wir werden bestrebt sein die „Handelswelt“ so zu halten, daß sie, wie bisher das „Vorwärts“, an dessen Stelle sie ja tritt, auch das Urtheil zahlreicher und angesehenere Blätter des In- und Auslandes erhält, „die beste periodische Erscheinung der kaufmännischen Literatur“ zu sein.

So sei nun „die Handelswelt“ der Gunst unserer bisherigen Abnehmer, die wir vollständig wieder zu finden hoffen, und des ganzen kaufmännischen Publikums empfohlen, sie wird sich bestreben, auch im neuen Gewande zahlreiche neue Freunde zu erwerben.

Stuttgart, den 1. Juli 1866.

Verlagsbuchhandlung von Wilhelm Nebling.

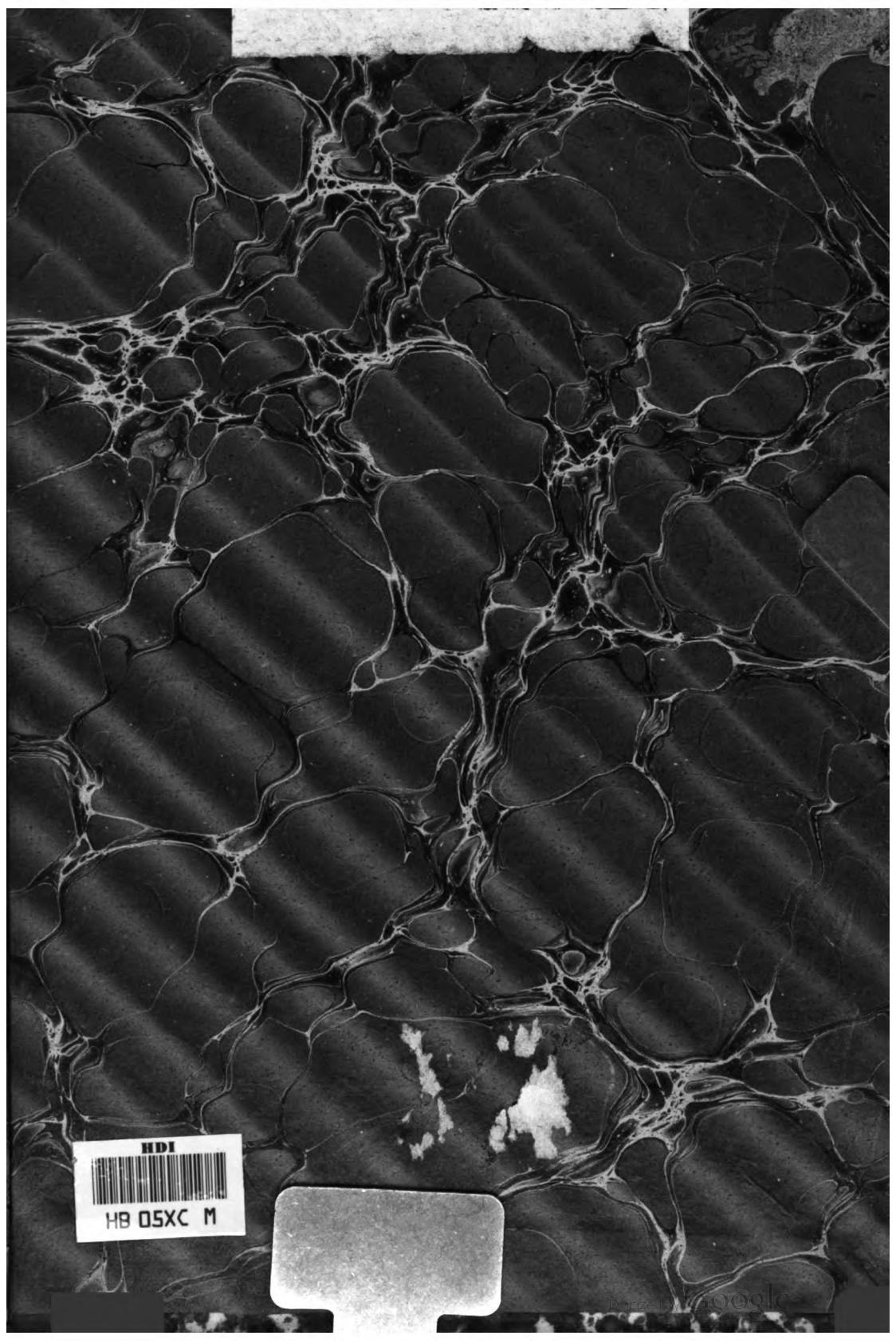












HDI



HB 05XC M



